

10011065870

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library



Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Evangelisches
Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Albert Ostertag.

Sechster Jahrgang. 1862.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaier's Buchh. (C. Detloff) in Basel.

Druck von G. Schulze.

Copyrighted

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Library

1911

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1911

1911

1911

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

CLAREMONT COLLEGE

UNIVERSITY CENTER LIBRARY

I n h a l t.

	Seite.
Des Königs Sache	3
Der Stand der Dinge in Madagaskar	34
Die Taipings in China. Vierte Abtheilung	57
Die Negerkönige von Alt-Kalabar	109
Die Neuhebriden. Erste Abtheilung	142
" " " Zweite Abtheilung	189
" " " Dritte Abtheilung: Gromanga	277
Die Polygamie und die Mission	238
Alphonse Francois Lacroix. Erste Abtheilung	325
" " " Zweite Abtheilung	453
" " " Dritte Abtheilung	510
Die religiösen Ideen der Otschi-Neger in Mittel-Westafrika	374
Ein kanareisches Fabrikstädtchen	406
Ein Blick in die Zustände China's	445
„Mein Erstling aus den Heiden.“ Eine Skizze aus den Erleb-	
nissen eines indischen Regierungskaplans	527
Missionszeitung:	
Die Lage der Dinge in China	231
Die Gesellschaft der „Unirten freien Methodistenkirchen“	263
Gesellschaft für Fortpflanzung des Evangeliums im Ausland	267
Das protestantische Kollegium in Malta	270
Gesellschaft zur Unterstützung der türkischen Missionen	273
Die finnische Missionsgesellschaft	366
Die Baptisten-Missionsgesellschaft in England	369
Die Londoner (episkopale) Gesellschaft zur Beförderung des Christen-	
thums unter den Juden	395
Die Rheinische Missionsgesellschaft	397
Die Norddeutsche Missionsgesellschaft	402
Aufforderung zum Gebet für die Yoruba-Mission	546
Missionsliteratur:	
Kleine Missionsbibliothek von Dr. G. E. Burtchardt	52
Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika, von R. Andree,	53
Das Gebirgsthal Afrika's, von Dr. Friedr. Merschmann	54

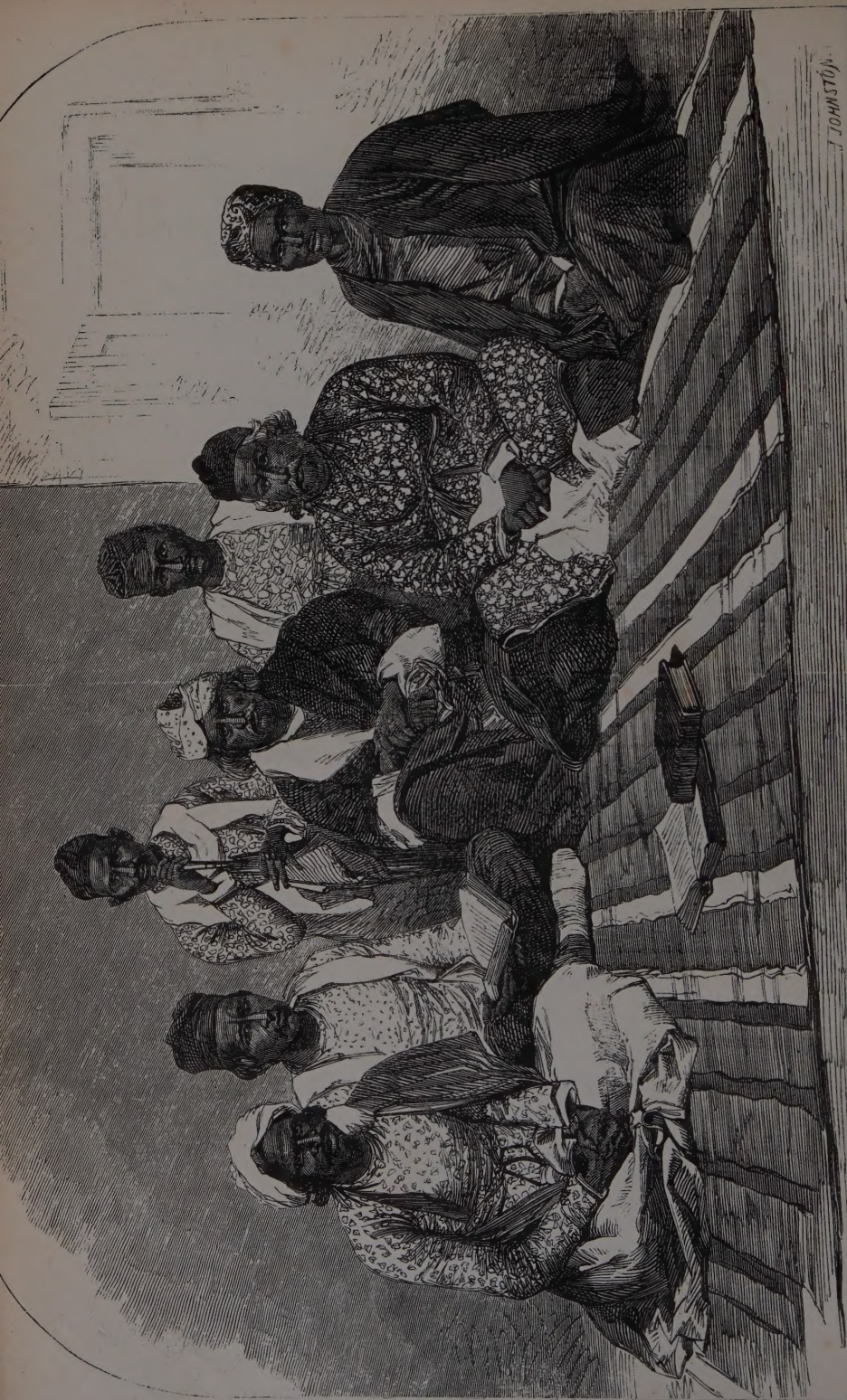
	Seite.
Missionsgeschichte von Deutschland, von Karl Strack	139
Missionsgeschichten für Kinder, von J. D. Prochnow	276
Sieben Briefe über englische und deutsche Erweckungen, v. B. A. Huber	276
Leben und Wirken von Joh. Jak. Weitbrecht, von J. D. Prochnow	506
Ebenezer, Denkstein einer fünfundsiebenzigjährigen Missionsthätigkeit, von J. D. Prochnow	507
Was ist die Bibel? Von G. A. Wimmer	507

Bibelblätter:

- I. Montague Stanley, der Schauspieler.
- II. Die drei Soldaten im Spital.
Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft.
- III. Stephan de Grellet.
- IV. Die Gründung der Bibelgesellschaft in Paris.
Für Bibelfreunde und Bibelforscher.

Illustrationen.

1. Gruppe von eingebornen Evangelisten in Benares.
2. König Radama II von Madagaskar und seine Gemahlin.
3. Scene bei einem Menschenopfer am Niger.
4. Ermordung des Missionars Williams auf Eromanga.
5. Krieger von den Neuhebriden.
6. Die Dillons Bay.
7. Eingeborne von der Insel Tanna.
8. Scene im Militärspital zu Benares.
9. Der Eromanga-Jüngling predigt auf dem Missionschiff.
10. Eine Todtenverbrennung in Bengalen.
11. Cape coast castle, Hauptkastell der Engländer an der Goldküste.
12. Eine Hindufräule in ihrem Schmuck.
13. Alphonse François Lacroix.
14. Kinderstube eines Europäers in Indien.



Terab.

Timothy.

Solomon.

Isidore.

Samuel. Kakafoor.

Rehemiah.

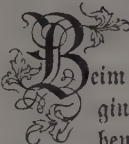
Gravure von eingetragenen Kunstgelehrten in Bernburg. Indien. Nach einer Photographie.

J. JOHNSON.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Des Königs Sache.

 Beim glücklichen Abschluß einer Jahresarbeit und beim Beginn eines neuen Kreislaufs ernster und mühevoller Aufgaben ist es dem Herausgeber dieser Blätter der süßeste Trost und die kräftigste Stärkung, zu wissen, daß es die Sache des Königs ist, der er dient und dienen darf. Dieser König sitzt in dem Schmuck seiner Wundenmale auf dem Thron der ewigen Majestät, und sein Scepter reicht über Himmel und Erde. „Herr, wer ist dir gleich unter den Göttern? Wer ist dir gleich, so herrlich in Heiligkeit, schrecklich an Ruhm und wunderthätig?“ 2 Mos. 15, 18. Ja, „der Herr wird König sein immer und ewiglich.“ Darum so „singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Lande. Verkündiget von einem Tag zum andern sein Heil; erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter allen Völkern seine Wunder. Denn der Herr ist groß und sehr löblich; furchtbar ist Er über alle Götter. Bringet her dem Herrn, ihr Geschlechter der Völker, bringet her dem Herrn Ehre und Macht. Betet an den Herrn im heiligen Schmuck; es zittere vor seinem Angesicht alle Welt. Saget unter den Heiden: der Herr ist König. Er richtet die Völker recht. Es freue sich der Himmel, und die Erde sei fröhlich; das Meer brause, und was darinnen ist. Das Feld frohlocke, und Alles was darauf ist; ja es müssen jauchzen alle Bäume des Waldes: vor dem Herrn, denn er kommt, denn er kommt, zu richten die Erde. Er wird den Erdboden richten mit Gerechtigkeit, und die Völker mit seiner Wahrheit.“ Ps. 96.

In dem Dienst eines solchen Königs zu stehen, ist Seligkeit; seine Sache in seinem Auftrag führen zu dürfen, ist eines armen Menschenkindes allerhöchste Ehre. Die Mission aber ist in emi-

nentem Sinne des Königs Sache. Er selbst hat sich in den Tagen seines Fleisches freundlich herabgelassen, der erste Missionar und „Apostel“ (Hebr. 3, 1) zu sein; und da Er auf Erden Sein Werk vollendet hatte, sprach Er zu den Seinen: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch.“ Und wiederum: „Ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem, und in ganz Judäa und Samaria, und bis an das Ende der Erde.“ Und der letzte testamentarische Befehl an seine ganze Gemeinde war der: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ Vom Himmel herab aber will Er mit seines Geistes Kraft, mit seines Scepters allmächtigem Schutz und mit seines Armes bahnmachender Hülfe „bei uns sein alle Tage bis an der Welt Ende,“ bis der ganze Rath seiner Liebe vollendet ist, ja

Bis dieser Kreis der Erden

Zu seinen Füßen liegt.

Die Mächtigen der Erde mögen Pläne fassen und zu deren Ausführung all' ihre Kraft und Gewalt, all' ihre Klugheit und Machtfülle aufbieten; aber diese Pläne mögen scheitern. Die Politiker, die Philosophen, die Menschenfreunde, ja die Besten und Edelsten unsres Geschlechts mögen Entwürfe machen für das Wohl der Menschheit, — große, herrliche, erhebende Entwürfe; sie mögen mit allen Mitteln der Weisheit und Thatkraft zur Vollziehung schreiten, — und es mag ihnen mislingen. Aber des großen Königs Sache kann nicht fehlen noch zu Schanden werden. „Herr Zebaoth ist Sein Name, groß von Rath und mächtig von That.“ „Der Rath des Herrn bleibet ewiglich.“ „Sein Rath ist wunderbar und führet es herrlich hinaus.“ „Wird's nicht also kommen vom Herrn Zebaoth?.. Denn die Erde wird voll werden von Erkenntniß der Ehre des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt.“

Auf so festem, zuverlässigem und heiligem Boden stehen die Männer der evangelischen Mission. Das ist's auch, was dem Herausgeber dieser Blätter unter allen Sorgen und hangen Gedanken den freudigen Muth, die getroste Zuversicht und die gewisse Hoffnung unwandelbar erhält; und in diesem freudigen Geiste tritt er, bei allem Bewußtsein der eigenen Armuth und Untüchtigkeit, in die Arbeit des neuen Jahres hinein; denn es ist des Königs Sache, die er treiben darf.

Es ist aber gut und für das sinnende Gemüth ein Bedürfniß, immer wieder und zumal bei einem neuen Wendepunkt der Zeit sich über den Stand der Sache zu orientiren, an der man dient und arbeitet. Die Handelsleute machen beim Jahreswechsel ihr Inventar und ziehen ihre Bilanz: warum sollten wir Missionsleute das nicht auch so halten? Ob unser Soll und Haben gut stehe oder schlecht, ist immer eine beunruhigende Frage; aber nur der Leichtfertige und Untreue hat die Ungewißheit lieber, als die klare, zuverlässige, wenn auch demüthigende und niederschlagende Gewißheit. Treten wir in treuem Ernste zusehends der Frage näher: wie steht der große König, dem wir dienen, zu Seiner Sache?

Als im Anfang des vorigen Jahrhunderts (1706) auf Anregung des frommen Königs Friedrich IV. von Dänemark die ersten Missionare von Halle nach Indien auszogen, und als 26 Jahre darauf (1732) aus Herrnhut die vier ersten Sendboten der Brüdergemeinde nach Westindien und Grönland aufbrachen, da lag die Heidenwelt noch fast überall gegen den Eintritt der Zeugen des Evangeliums wie mit ehernen Riegeln verschlossen da. Eine ganze Heerschaar von feindseligen Elementen schien sich um die heidnischen Nationen der Erde hergelagert zu haben und den Einzug der evangelischen Missionare fast unmöglich zu machen. Die Unsicherheit der Meere, über welche der Weg führte, die unentwickelte Schifffahrtskunde, das Klima der Tropen — wie der Polarländer, die Sklaverei, die Macht des römischen Papstthums in den überseeischen Ländern, der Islam, das Kastensystem, die Abschließungspolitik der großen Handelskompagnien, die völlige Verschlossenheit der mächtigen Heidenreiche des asiatischen Ostens, — alles dieß lag wie ein unübersteiglicher Gürtel feindlicher Bollwerke um die Heidenwelt her und schien dem Evangelium den Eingang zu verwehren. Dazu kam die Geringfügigkeit der Mittel, die für ein so weitreichendes Werk zu Gebot standen, und die geringe Zahl derer, die zur schweren Arbeit bereit waren. Die Sache stand sehr ernst und bedenklich. Da legte sich die kleine Schaar von Missionsfreunden, die vom Geiste des Herrn zur Arbeit an der Ausbreitung des Reiches Gottes erweckt worden war, aufs Beten. Sie hielt dem großen Könige, dem die Heiden zum Erbe und der Welt Enden zum Eigenthum gegeben sind, seine Verheißungen vor und flehte um seine gnädige und allmächtige Dazwischenkunft. Im Namen Aller stimmte der geistesbrünstige edle Bogatzky ums Jahr 1748,

„zu einer Zeit, da er vom Herrn besonders erweckt war, um treue Arbeiter zu bitten,“ sein herrliches Gebetslied an:

O daß dein Feuer bald entbrennte!
 O möcht' es doch in alle Lande gehn,
 O Herr, daß jedes Volk erkennte,
 Was zur Erlösung ihm von dir geschehn!
 Du Herr der Ernte, siehe doch darein!
 Die Ernt' ist groß, die Zahl der Knechte klein.

Dein Sohn hat ja mit klaren Worten
 Uns diese Bitte in den Mund gelegt.
 O siehe, wie an allen Orten
 Sich deiner Kinder Herz und Sinn bewegt,
 Dich herzinbrünstig hierum anzusehn!
 Drum hör', o Herr, und -sprich: Es soll geschehn!

Von da an hörte dieses Flehen und Rufen nimmer auf. Es wurde immer voller und voller zur Wahrheit, daß „an allen Orten sich Herz und Sinn der Kinder Gottes bewegte, Ihn herzinbrünstig anzusehn“ um Eröffnung der Heidenwelt und um Arbeiter in die große Ernte. Es war in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß diese Missionsgebete — wir möchten sagen — eine festere Gestalt annahmen und zu einer regelmäßigen Sache aller lebendigen Christen-häuflein wurden.

Der Baptistenprediger Andrew Fuller, einer der edelsten Männer Gottes in England, war damals (seit Okt. 1782) an einer zahlreichen Gemeinde in Kettering, Grafschaft Cambridge, thätig, und sein Amt war reich mit Früchten der Gerechtigkeit gesegnet. Auch mit benachbarten gleichgesinnten Predigern stand er in inniger Liebes- und Gebetsverbindung. Sie kamen regelmäßig zusammen, theils um das Wohl ihrer Gemeinden vor dem Herrn zu berathen, theils um die Förderung der Sache Christi im Großen und Ganzen zu einem Gegenstand gemeinschaftlichen Gebets zu machen. „Es war um jene Zeit (1784),“ heißt es in Fullers Biographie*), „daß eine kleine Schrift des ausgezeichneten Amerikaners Edwards, 'über die Wichtigkeit allgemeiner Vereinigung zum Gebet um das Wiederaufleben wahrer Frömmigkeit und Gottseligkeit', ihren Weg auch in die Hände dieser Männer fand. Sie ließen einen neuen Abdruck davon veran-

*) Christian Biography, containing the lives of Rev. Andrew Fuller etc. etc. Lond. Religious Tract Society.

stalten und setzten das Schriftchen mit angelegentlichem Eifer in weiten Umlauf. Demselben folgte bald ein anderer kleiner Traktat, von Fuller herausgegeben, mit dem Titel: 'Ueberzeugende Beweggründe zu einer außerordentlichen Gebetsvereinigung für die Wiederbelebung wahrer Religiosität.' In Folge davon wurden unter den genannten Predigern bestimmte, regelmäßig wiederkehrende Gebetsversammlungen verabredet, die ein Jeder in seiner nächsten Umgebung veranstalten sollte, und bald darauf ward bei einem Zusammentritt des Vereins zu Nottingham, sowie hernach auch in andern Distrikten, der Beschluß gefaßt und angenommen, jedesmal den ersten Montag eines Monats zum Gebet um die Ausbreitung des Evangeliums festzusetzen. Es ist nicht zu viel, wenn wir sagen, daß diese Einrichtung, die seitdem fast über die ganze christliche Welt hin sich verbreitet hat, wesentlich zur Befestigung, Belebung und Förderung des Missionsfinnes allenthalben beitrug. Jedenfalls wurde die Wichtigkeit dieser Gebetsvereinigungen in ihrer Verbindung mit der Missionsfache mehr und mehr erkannt, und diese schöne Uebung ward fast von allen christlichen Kirchenparthieen Englands angenommen, und sie besteht noch überall bis auf den heutigen Tag." — Wir fügen hinzu, daß ja auch in Deutschland, der Schweiz und fast allwärts diese gesegnete Sitte besteht, je am ersten Montag (oder Sonntag) des Monats zu Missionsbetstunden sich zu vereinigen und „den Herrn der Ernte herzinbrünstig anzusehn“ um das Kommen seines Reiches.

Mit dem Jahr 1860 hat dieser Gebetsernst noch größere Dimensionen angenommen. Es ist bekannt und zugleich eine lehrreiche Thatfache, daß von einer Missionsstation in Indien (Cudiana) der erste Ausstoß ausgieng zu einer allgemeinen Gebetsvereinigung aller evangelischen Christen in der Welt auf die erste Woche des Jahres. Der Aufruf fand eine nicht geahnte, ewig denkwürdige Aufnahme. Die Geschichte der christlichen Kirche in allen Jahrhunderten hat nichts Aehnliches aufzuweisen. Wo ein Häuflein gläubiger Christen sich fand, — von Grönland an bis zu den südlichsten Spizen der Kontinente, von den westlichen Gestaden Amerika's an bis hinüber an die Küsten Indiens, China's, Siams und Neuhollands, und über alle Inseln der Südsee hin, — überall Gebetsvereine in der ersten Woche des Jahres 1860, überall die Stimme des Flehens um die Ausbreitung des Evangeliums, um neue kräftigere Wirkungen des Geistes Gottes und um das Kommen Seines Reiches. Das darauf-

folgende Jahr hat eine ähnliche Bewegung der Geister abermals gesehen, und wenn diese Blätter in die Hände unsrer Leser ausgehen werden, wird zum drittenmal die allgemeine Gebetswoche angebrochen sein. *)

Was ist nun die Antwort des großen Königs auf diese seit anderthalb Jahrhunderten zu Ihm emporsteigenden, immer mächtiger und gewaltiger anschwellenden Gebete seiner Kinder? Wir wollen und können hier nicht die Reihenfolge der Entwicklungen darlegen, wie sie, als Frucht dieser Gebete und als göttliche Antwort auf sie, im Lauf der Zeiten in der Missionswelt eintraten, noch auch die wunderbaren Umstände schildern, unter denen sie, eine nach der andern, erfolgten; wir nehmen einfach die Weltkarte vor uns, um zu sehen, wie weit die Gebiete jetzt reichen, welche Sein mächtiger Arm für den Einzug des Missionars und für die evangelische Botschaft eröffnet hat.

Wir fassen zuerst dasjenige nichtchristliche Gebiet ins Auge, das zunächst und unmittelbar an die Länder der Christenheit angränzt, — die Türkei. Ist hier nicht das Unerhörte, das Unglaubliche, in unsern Tagen geschehen? Die muhamedanische Bevölkerung des türkischen Reichs ist dem Evangelium mehr geöffnet, als das römisch-katholische Spanien und das griechisch-katholische Rußland. Ein großherrliches Dekret hat die Verbreitung des Neuen Testaments, das Lesen desselben und die volle Freiheit, zum Christenthum überzutreten, allen Bekennern des Islam gestattet, und zum thatsächlichen Beweis, daß es damit ernstlich gemeint sei, wird nicht nur die heilige Schrift in tausenden von Exemplaren auf den Straßen von Konstantinopel, wie in den

*) Wenn die Kinder dieser Welt und die Spötter, denen alles Heilige zum Ekel ist, ihre Stimme wider diese wunderbare Bewegung erheben würden, so wäre dieß keineswegs unerwartet oder zu verwundern; doch ist uns von dieser Seite her wenig Widerspruch oder Hohn darüber zu Ohren gekommen. Es ist dieß auch ein Zeichen der Zeit. Daß aber von Seiten der Gläubigen selbst sich Stimmen dagegen erheben, und daß diese denkwürdigen Gebetsvereinigungen fast geringfügig behandelt oder herb abgeurtheilt werden, das begreifen wir nicht. Es wäre höchster Unverstand, erwarten zu wollen, daß alle Einzelnen, welche an diesen Gebetsvereinigungen theilzunehmen sich getrieben fühlen, im Geist und in der Wahrheit beten und mitbeten. Mißverständnisse, selbst Aberglauben und bedenkliche Irrthümer werden sich da, wie bei allen großen geistigen Bewegungen, mit einmischen, und davor brüderlich zu warnen, ist heilsam und Pflicht der Liebe. Aber in vornehmem Ton über das Ganze abzusprechen, wie dieß da und dort schon geschehen, das können wir schwer begreifen.

Provinzen, öffentlich ausgebaut, von Muhamedanern gekauft und gelesen, sondern es ist auch eine Reihe von Türken förmlich zur christlichen Kirche übergetreten, ja etliche sind in der Hauptstadt selbst als ordinirte Prediger oder als einfache Evangelisten thätig. Die amerikanischen Missionare, sowie die Sendboten der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft und der Gesellschaft für Fortpflanzung des Evangeliums, wirken ungehindert in der Metropole des Reichs, wie in den Provinzen, und streuen mit vollen Händen durch Wort und Schrift den Samen des Evangeliums aus. Selbst den Beduinestämmen der Wüste darf der Fuß des christlichen Lehrers sich nahen. Es ist wahr, diese junge wunderbare Freiheit, die schnurgerade mit den Grundsätzen des Koran, dieses muhamedanischen Reichsgrundgesetzes, im schärfsten Gegensatz steht, muß erst allmählig sich Bahn brechen und Geltung verschaffen in den weiten Gränzen des Reichs, und es ist Thatsache, daß außerhalb der Mauern und nächsten Umgebungen der Hauptstadt durch die Gewalt und Willkühr der untergeordneten Machthaber jenes Religions-Edict des Sultans zu einem fast werthlosen Buchstaben geworden ist. Ebenso wahr ist, daß die muhamedanische Welt allenthalben, in dem richtigen Gefühl, daß dieses Gesetz der freien Religionsübung ihrem ganzen politischen und socialen Bestand den Todesstoß geben müsse, in tiefster Aufregung sich befindet, und daß, wie sie bereits in den letzten Jahren in einer Reihe von jähen blutigen Ausbrüchen ihren alten eingefleischten Haß gegen das Christenthum kundgegeben, sie noch weiter sich zu einem letzten Verzweiflungskampf um ihre eigene Existenz bereitet. Aber der Keil des Evangeliums ist in den alten spröden Stamm des muhamedanischen Reichs einmal hineingetrieben, und er wird es sprengen. Die Bresche ist durch Gottes Wunderhand in die unüberwindlich scheinende Mauer gebrochen, und sie wird nie mehr geschlossen und vermauert werden können. Das türkische Reich ist für das Evangelium offen, und wenn Konstantinopel, dieses nördliche Thor des Islam, geöffnet ist, so kann das südliche Thor — Mekka — nicht mehr lange geschlossen bleiben.

Ueber Egypten, dessen Vicekönig so wenig einer Abschließungspolitik gegen die christliche Mission huldigt, daß er den aus- und inländischen Predigern und Sendboten des Evangeliums auf den Staatseisenbahnen freie Passage und auf seinen Kriegsschiffen unentgeltliche Rundfahrt an den Küsten des rothen Meeres gestattet, wenden wir uns zu dem großen, bis in die neuere Zeit fast hermetisch verschlossenen

Kontinent von Afrika. Die Küstenzugänge zu Abyssinien sind offen, und im Innern dieses merkwürdigen Landes ist bis auf den heutigen Tag eine Staatsrevolution im Fortgang, die der evangelischen Mission, jedenfalls der ungehinderten Verbreitung der Bibel in der Landessprache, Raum wie niemals früher zu gestatten den Anschein hat. Die Küste vom Kap Guardafui herab an der Somali-Küste, bis wo die Besitzungen des Imam von Maskat beginnen, hat der Fuß des europäischen Reisenden, wenn auch noch nicht des christlichen Missionars, betreten*); damit ist auch dem Sendboten des Evangeliums die leise Hoffnung gegeben, in dieß finstre und öde Land vordringen zu können. Gegenüber von der kleinen Insel Nombas, da wo die Suaheli-Küste und das Reich des Imam von Maskat den Anfang nimmt, hat der evangelische Missionar längst Posto gefaßt, — doch bis in die neueste Zeit nur der englische Missionar, dem der brittische Consul daselbst diese außerordentliche Vergünstigung auswirkte, während andere christliche Friedensboten, wie z. B. die der Hermannsburger Mission, schnöde abgewiesen wurden. Aber die Hand Gottes ist nicht verkürzt, und die Ohren des Königs merken auf das Rufen seiner Knechte. Im Lauf des Jahres 1861 hat der Imam die Gestattung, die nur dem englischen Missionar gewährt war, auf alle christlichen Friedensboten ohne Unterschied ausgedehnt, und die Hermannsburger, wie alle andern Missionsgesellschaften, haben nun Freiheit, die Küste ungehindert zu betreten und das Wort vom Kreuze, wenn auch nicht ohne große Gefahren, mitten durch die am Meer lagernden Stämme hindurch zu den Galla's und bis ins Herz Afrika's zu tragen. Wie aber die Straße zu den großen Binnenseen des Kontinents gefunden, betreten und eröffnet sei, und wie jene herrlichen Centralgebiete Afrika's ein reiches, großes und hoffnungsvolles Arbeitsfeld für die Mission erschließen, ist bekannt. Weiter hinab haben die ersten Vorläufer der anglikanischen Universitätsmission (Bischof Mackenzie mit seinen Begleitern) unter der Führung Livingstone's den Rovuma („Rufuma" auf dem Basler Missionsatlas) befahren, dann südlicher den Zambesi und Schire untersucht, und bereiten sich zur Gründung einer christlichen Mission in Central-Südafrika. Weiter hinab liegen die englischen Besitzungen. Ganz Ost-

*) Vergl. das lehrreiche Buch: Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika, von Karl Andree, in 2 Bänden. Leipzig, bei Hermann Costenoble, 1861. Erster Band, enthaltend Burton's Reisen nach Medina und Mekka, und durch das Somali-Land nach Harrär, in Ostafrika.

afrika ist offen. Südafrika aber weiß von keinen Schranken mehr für die Arbeit der Mission. Auf dem blutgetränkten Märtyrerboden von Madagaskar ist die alte Christenfeindin, die Königin Ranavalona, nun auch ins Grab gesunken und mußte samt der christenfeindlichen Partei der Priester und gökendienerischen Großen Raum machen, daß ein christlicher Fürst den Thron besteige. Auf der Westseite Afrika's, von der Kapstadt bis herauf zu den Dāmara's, lagern sich bereits die Stationen der evangelischen Friedensboten, und bis in das Gebiet der Ovambo's, an der Gränze von portugiesisch Niederguinea, sind die vorausdringenden Pflänker gekommen. Die portugiesischen Besitzungen sind von katholischen Missionen in Besitz genommen. Um den weiten Meerbusen von Guinea her, vom Gabun an, wo die Amerikaner ein gesegnetes Werk haben, bis zum Kap Palmas, das ebenfalls von den Amerikanern besetzt ist, liegt Missionsstation an Missionsstation, und die breiten Ströme, vor Allem der majestätische Niger, tragen auch von dieser Seite her die ersten Vorläufer der evangelischen Mission ins Innere des Kontinents. Vom Kap Palmas an bis an den Senegal und die Gränzen der großen Wüste abermals ein weit aufgeschlossenes, mit Stationen besäetes Missionsfeld! Liberia und Sierra Leone aber sind ja bereits christliche Länder geworden, hellbrennende Lampen, deren Licht weit hinein in die umliegende Finsterniß leuchtet. — Nord-Afrika mit seiner bigotten muhamedanischen Bevölkerung ist durch die französische Eroberung und Besetzung Algiers durchbrochen. Zwar ist für den Augenblick der eigentlichen christlichen Mission unter den Bekennern des Islam noch ein Niegel vorgeschoben durch einen Befehl der französischen Regierung; allein der Sauerteig des Evangeliums, der auch dort in wunderbarer Weise sich gesammelt hat, wird fortwirken trotz dieser Schranke.*) — Wir können getrost

*) Ein Korrespondent aus Algerien schreibt uns vom 28. Okt. 1861: „Die Zahl der evangelischen Prediger in Algerien ist im Jahr 1861 durch die Ernennung eines dritten Pfarrers in Algier vergrößert worden. Evangelische Schulen wurden im laufenden Jahre 2 in Constantine, und 2 in Philippeville eröffnet. Das evangelische Waisenhaus zu Delly-Ibrahim, von einem Schweizer geleitet, beherbergt 126 Kinder, worunter 59 Franzosen, 22 Schweizer, 22 Babische, 9 Württemberger, 8 Baiern, 3 Hessen, 1 Schwede, 1 Spanier und 1 Italiener. — Die protestantisch-deutsche Einwanderung hat gänzlich aufgehört, seitdem die Regierung keine Ländereien mehr verschenkt, und seitdem die Genfer Kolonisationsgesellschaft, die mit einem Aufwand von 5 Millionen Franken 10 Dörfer gründen wollte, ihre 15000 bei Setif gelegenen Hectares Land an arabische Bauern ver-

sagen: Ganz Afrika ist offen, und bis ins Herz des Kontinents sind die Straßen gefunden.

Wir wenden uns nochmals hinüber gen Osten. Indien mit Ceylon ist von einem Ende zum andern geöfnet, und während von Peshawr aus, dieser nordwestlichen Gränzmarke des brittischen Reiches, bereits helle Blicke der evangelischen Wahrheit in das Land der Afghanen hinüberleuchten, steigt der Fuß der Friedensboten den Himalaya empor und erreicht die Vorpläze Tibets, während andere das breite Assamthal des Bramaputra hinauf dringen und den Weg nach China suchen. Birma ist offen. Siam ist bereits von den Amerikanern besetzt. Cochinchina hat weitausgedehnte katholische Missionen, und wenn diese jetzt blutige Verfolgung leiden, so ist die französische Kriegsmacht eben jetzt im Begriff, nicht blos den römischen, sondern auch den evangelischen Missionen den Weg dahin zu öffnen. Die Inseln des indischen Archipels sind in den Händen christlicher Mächte. Borneo hat das Beispiel Indiens nachzuahmen versucht; es hat gegen die fremdländische Regierung sich empört, die Missionare gemordet und die jungen Christengemeinden zersprengt; es wird aber auch den Rückschlag göttlicher Gerechtigkeit empfinden, wie Indien, und sich dem Evangelium öffnen müssen, mehr denn zuvor. — China, das mächtige Reich der Mitte, ist offen, und in diesem Augenblick schicken sich die Missionare an, eine ganze Reihe großer Städte im Innern zu besetzen, während die Taiping-Bewegung wie eine Sturmflut den alten Götzendienst des Landes hinwegfegt und dem Evangelium den Weg bahnt. Japan, — es wird China's Loos theilen müssen, ehe viele

miethet. Dagegen strömen Spanier und Italiener zu Tausenden herbei. Die ersten haben zu Vone, wie früher in Oran und Algier, ein evangelisch-protestantisches Gemeinlein gebildet. Die Regierung, welche einige im Februar aus München gekommene Benedictiner Missionare ausgewiesen hat und das Colportiren arabischer Bibeln verbietet, läßt im Uebrigen die Arbeit der englischen Judenmissionare und die Verbreitung der in die süd-europäischen Sprachen übersehten Bibeln zu. Ein evangelischer Spanier, Montenegro, der von Vone aus wirkte, verkaufte während den 6 Winter- oder vielmehr Regenmonaten (1860—61) in 40 Ortschaften 116 Bibeln, 212 Neue Testamente und 1100 Bücher oder Tractate in 6 Sprachen. Gleichen Erfolg hatte ein ehemaliger, durch Prediger Dürr im Evangelium unterrichteter Zuave, der in Constantine im Dienst der englischen Mission thätig war. Dieser Bibelverbreitung kommt die Regierung durch Gründung zahlreicher, wenn auch noch schlecht besuchter, französischer und arabischer Schulen entgegen.“

Jahre vergehen. Die Diener des großen Königs haben mittlerweile festen Fuß auf japanischem Boden gefaßt. Es werden Kollisionen entstehen, Krieg mit den großen Handels- und Seemächten wird folgen, und das gedemüthigte Reich wird dem Gefreuzigten, den es so lange mit Füßen getreten, aufs Neue sich öffnen müssen. Während aber vom asiatischen Süden herauf die Woge der evangelischen Mission unaufhaltsam nach dem Norden heranrollt, bewegt sich ebenso unwiderstehlich vom Norden herab die russisch-griechische Flutwelle gegen den Süden, bis ganz Asien von dem Namen Christi erfüllt ist.

Wir werfen nur einen einzigen Blick auf das Festland von Australien, auf Neuseeland, auf die zahllosen Inseln der Südsee, bis hinüber an die westlichen Gestade Amerika's, und über den ganzen langgestreckten Raum dieses Erdtheils, von den Nordpolarländern bis herab nach dem Feuerland, — und fragen: ist hier auch nur Eine Thüre noch verschlossen? Wohl muß bis in die neueste Zeit herein da und dort ein Knecht des großen Königs sein Leben lassen unter den mörderischen Keulen der Kannibalen der Südsee oder Patagoniens; allein die Leichen der Erschlagenen liegen in den geöffneten Breichen. Wir sagen getrost: die Heidenwelt liegt an allen Enden und Orten für den Missionar offen da, daß er seinen Einzug halte. Das alte majestätische Jubellied geht vor unsern Augen in Erfüllung: „Machet die Thore weit und die Thüren der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe! Wer ist der König der Ehren? Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit. Machet die Thore weit und die Thüren der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr Zebaoth, — Er ist der König der Ehren. Sela.“

Die Eröffnung der ganzen Heidenwelt für die Mission ist die Antwort Gottes auf die Gebete seiner Kinder. Diese Antwort ist aber zugleich eine Frage an uns. Der König spricht zu uns: „Ich habe, kraft meines ewigen Vorsatzes und in Antwort auf die von meinem Geiste in euch geweckte Stimme des Gebets, zu dieser Zeit die Thüren der Welt aufgethan, damit ich meinen Einzug halte. Euch aber hab' ich zu meinen Herolden erkoren, daß ihr mit der seligen Botschaft mir voranziehet und in allen Landen ausrufet: Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn eurem Gott.“

Denn siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und Helfer! — Wohlan, seid Ihr bereit, solchen Dienst auszurichten?"

Es ziemt sich uns, auch in dieser Beziehung Umschau zu halten und zu fragen, ob dem Eifer des Gebets auch der Eifer der That gefolgt sei, — ob der außerordentlich erweiterten Gelegenheit und dem alljährlich steigenden Bedürfniß auch ein gesteigerter Missionsernst entspreche. Wir könnten in Antwort auf diese Frage mit einer gewissen Befriedigung und Selbstgenüge hinweisen auf die Geschichte der letzten 60 bis 70 Jahre, wie seit der Gründung des englischen Baptisten-Missionsvereins (1793) die Zahl der Gesellschaften zur Ausbreitung des Reiches Gottes, die Zahl der Missionare und Missionsstationen, die Geldmittel für diesen Zweck und die Missionsliteratur fast in allen evangelischen Ländern lawinenartig gewachsen und noch im Wachsen begriffen sei. Und es ist wahr, es giebt nicht leicht etwas Erhebenderes, als die Betrachtung dieses stufenmäßigen, unaufhaltsam fortschreitenden Wachsthum des Missionsbaumes, der, von kleinen senkornartigen Anfängen ausgehend, nun nach wenigen Jahrzehnten bereits seine Riesenäste weithin über die Erde ausbreitet. Wir danken dem barmherzigen Gott, daß Er solchen Eifer der Liebe in seiner Gemeinde geweckt und bis dahin erhalten hat, und wissen es gewiß, „daß Gott nicht ungerecht ist, daß er vergessen sollte eures Werks, und der Liebe, die ihr, bewiesen habt an seinem Namen.“ Ja es gilt wohl auch von manchem in unsern Tagen, was Paulus von „der Gnade Gottes bezeugt, die den Gemeinden von Macedonia gegeben war. Denn unter vielerlei Trübsal, damit sie geprüft sind, hat ihre überschwengliche Freude und ihre tiefe Armuth sich überschwenglich erwiesen zu reicher Milbthätigkeit. Denn nach Vermögen (das zeuge ich) und über Vermögen waren sie selbstwillig. . . . Und nicht nur, wie wir hofften, sondern sie ergaben sich selbst zuerst dem Herrn, und darnach uns, nach dem Willen Gottes.“ 2. Kor. 8. Allein noch ist im Ganzen die Gemeinde des Herrn in unsern Tagen ferne, sehr ferne von jenem heiligen Eifer der alttestamentlichen Volksgemeinde in der Wüste, zu welcher durch Mose gesagt ward: „Das ist's, das der Herr geboten hat. Nehmet von euch ein Hebopfer dem Herrn (zum Behuf der Errichtung der Stiftshütte); ein Jeglicher, der freiwilligen Herzens ist, soll solch Hebopfer des Herrn bringen: Gold, Silber, Erz ic.“ . . „Und Alle, die es gern und williglich gaben, kamen und brachten das Hebopfer dem Herrn, zum Werk der Hütte des Stifts; es brachten

aber beide, Mann und Weib, wer es williglich that, und wen sein Herz trieb, freiwillige Gaben dem Herrn." . . „Sie brachten aber alle Morgen ihre willige Gabe zu Mose. Und die Werkmeister sprachen zu Mose: Das Volk bringet zu viel, mehr denn zum Dienste des Werks noth ist, das der Herr auszurichten geboten hat." 2. Mos. 35. 36. Nein, nein, so stehet's unter uns noch nicht, noch lange nicht. Es sind Hemmungen da, welche die Gemeinde Christi in unsern Tagen nicht zu diesem freudigen Geiste der Willigkeit kommen lassen. Möge es uns gegeben sein, die Augen Etllicher auf diese Hemmungen hinzulenken und ein klein wenig dazu beizutragen, daß sie hinweggeräumt werden. Dabei sei es uns gestattet, lieber Andere reden zu lassen, als mit eigenen Worten zu kommen.

Etwa um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lebte zu Regensburg ein Freiherr Ernst von Welk, der wohl einer der Ersten war unter denen, die es sich zur Lebensaufgabe machten, in der evangelischen Kirche Deutschlands den Missionsstimm wieder zu wecken. Mit vielen und großen Opfern suchte er zu diesem Zwecke die sogenannte „Christerbauliche Jesus=Gesellschaft" zu gründen, aber sie kam nicht zu Stande; der Plan scheiterte an dem erbitterten Widerstande der — orthodoxen Theologen seiner Zeit. Der damalige Regensburger Superintendent Ursinus nannte das Vorhaben des Barons einen „verdammtten Weg", und schloß seine Gegenschrift mit den Worten: „Vor jener Jesus=Gesellschaft behüt' uns, lieber Herr Gott!" Endlich verließ Herr von Welk sein deutsches Vaterland und schiffte sich in Holland nach Surinam (Süd=Amerika) ein, um selbst den Heiden das Evangelium zu predigen, seinen Deutschen aber durch die That zu bezeugen, daß, wenn Andere den Befehl des großen Königs mißachteten, er selbst sich solcher Untreue nicht schuldig machen möge. Der selige Spener nennt den Baron einen „lieben gottseligen Herrn", und erzählt, daß er auf seinem fernen einsamen Missionsposten von wilden Thieren zerrissen worden sei.

Dieser erste Missionsmartyrer der deutschen evangelischen Kirche hat in einer seiner Schriften drei Fragen an seine Landsleute gerichtet, welche heute noch einmal aus seinem Grabe heraus in die evangelische Christenheit hinein tönen sollen. Sie lauten also:

„Ist es recht, daß wir Evangelische das Evangelium allein für uns behalten?

„Ist es recht, daß wir aller Orten so viele Kandidaten der Theologie haben, und geben ihnen nicht Anlaß, daß sie andernwärts in dem geistlichen Weinberg Christi arbeiten helfen, lassen sie aber viel lieber drei, sechs und mehr Jahre auf einen Pfarrdienst warten oder gar deutsche Schulmeister werden?“

„Ist es recht, daß wir evangelische Christen auf allerlei Kleiderpracht, Wohlleben, Essen und Trinken, mancherlei unnöthige Kurzweil, kostbare Geräthe und dergleichen so viele Unkosten wenden, aber zur Ausbreitung des Evangeliums bisher auf kein Mittel noch bedacht sind?“

Es sind dieß Fragen aus Gewissen, die heute noch viele Tausende zum ernstern Sinnen zu bewegen geeignet sind. Wir fügen nichts dazu bei, sondern lassen sie in ihrer einsältigen und doch so gewaltigen Kraft und Größe dastehen, wartend, ob der Geist des Herrn sie auch jetzt noch an einzelnen Herzen und Gewissen lebendig mache. Doch können wir nicht umhin, den drei Fragen, welche der liebebrünstige Freiherr von Welz vor zweihundert Jahren an seine evangelischen Zeitgenossen gerichtet hat, ein anderes ernstes Wort aus der neueren Zeit an die Seite zu stellen. Welz hatte vornehmlich den erbitterten und heftigen Widerstand der Theologen seiner Zeit zu erfahren; an die Theologen unsrer Tage, zunächst an die gläubigen Prediger und Lehrer, wenden sich die im Jahr 1854 erschienenen „Thesen eines im Dienst der Mission stehenden Theologen.“ Sie lauten also: —

„1. Die Verpflichtung zum persönlichen und eigentlichen Missionsdienst erstreckt sich nicht bloß über denjenigen Theil der gläubigen Gemeinde, den man (freilich oft unevangelisch genug) mit dem Namen der Laien zu bezeichnen pflegt, sondern auch über denjenigen, welcher der Geistlichkeit und dem Gelehrtenstande angehört; ja wenn irgend Jemand, so sind die Gebildeten unter den Gläubigen und unter diesen namentlich die Geistlichen und Lehrer verpflichtet, sich wirklich und thatsächlich dem Haupte der Gemeinde zum Missionsdienst zu stellen.

„2. Die Mission bedarf zur Herstellung von Bibel-Üebersetzungen, Kirchenbüchern (besonders Gesangbüchern), Erbauungsbüchern und Lehrbüchern für höhere und niedere Schulen, ferner zur Erziehung und Heranbildung eingeborener Prediger und Lehrer, sowie endlich zur Einrichtung und Fortführung guter Schulen (insbesondere für das reifere Alter) nicht bloß wahrhaft wiedergeborener und geistlich lebendiger, sondern zugleich auch begabter und wohl unterrichteter Männer.

„3. Es ist daher nicht blos höchst wünschenswerth, sondern entschieden der Wille Gottes, daß nicht blos solche Männer in den Missionsdienst treten, welche erst im vorgerückteren Alter sich den Wissenschaften widmen und eben deswegen nur im Fall besonderer und außerordentlicher Begabung, trotz ihrer späten Berufung zum Studium der Wissenschaften, eine gründlichere und umfassendere Bekanntschaft mit den verschiedenen Gebieten des Wissens sich zu erwerben im Stande sind, sondern auch solche, welche von Jugend auf den Wissenschaften gelebt und eine gründliche und umfassende Bildung erlangt haben.

„4. Es deutet auf einen unbefriedigenden Stand des Glaubenslebens in der Kirche überhaupt und in der Partikular-Kirche eines Landes, wenn diejenigen, welchen das Predigt- oder Lehramt als Lebensberuf zugefallen ist, die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden grundstammäßig oder faktisch ganz denjenigen überlassen, welche keine Theologen oder Pädagogen von Hause aus sind.

„5. Es wäre nicht christlicher, sondern fleischlicher Sinn, würden die Kaufleute, Pädagogen, Theologen, Mediciner, Juristen und Kameralisten glauben, der Missionsdienst eigne sich zwar für Bauern, Weingärtner und Handwerker, nicht aber für sie.

„6. Wen der Herr zu einem Amt — sei es nun das Predigt- oder Lehramt, das Amt eines Arztes oder Beamten — beruft und zubereitet, den bestimmt Er nicht von vorne herein und selbstverständlich zu einem Dienst in seinem Vaterland; denn die Territorialgrenzen unsrer Staaten und Landeskirchen bilden ja nicht die Grenzen Seines göttlichen Reiches, und die Rücksichten auf die Wünsche der Familie, auf Wohnung und Besoldung, welche so oft bei den Meldungen um Stellen und Aemter in der Heimat den Ausschlag geben, haben eben zunächst nur menschlichen, nicht göttlichen Werth.

„7. Wer da glaubt, nicht in die Heidenwelt gehen zu dürfen, weil das Vaterland seiner bedürfe, legt entweder zu viel Werth auf seine Person und zu wenig auf Andere, oder zu viel auf das Amt und zu wenig auf den in der Gemeinde gegenwärtigen Herrn; jedenfalls vergiftet er, daß es Zeit genug ist, diese Rücksicht eintreten zu lassen, wenn seine Vorgesetzten, welche die Bedürfnisse des Vaterlandes zu vertreten haben, ihm den Rath zum Bleiben erteilen.

„8. Wer Bedenken trägt, als Bote Christi in die Heidenwelt zu ziehen, weil er den geistlichen Kämpfen des Missionslebens nicht

gewachsen zu sein glaubt, der mag immerhin wahrhaft bescheiden und demüthig sein; aber die Kraft Christi hat er nicht in dem Grad erfahren, daß er nicht auch ernstlich die Frage erwägen sollte, ob er zur wahrhaft gottgefälligen Verwaltung eines Amtes in der Heimat das nöthige Maas heiligen Geistes besitze.

„9. Wenn die Mehrzahl unserer gebildeten Jünglinge körperlich so schwächlich wäre, daß sie außer Stand sein würden, Missionsdienste zu thun, so wäre es der Mühe werth zu untersuchen, ob nicht auch das Leben der Heimat selbst in Familie, Staat und Kirche unter dem Einfluß der körperlichen Schwäche der gebildeten Jugend wesentlichen Schaden leidet.

„10. Ein junger Mann, der niemals die Frage ernstlich erwogen und gründlich mit dem Herrn durchgeredet hat, ob er nicht selber den Heiden Jesum den Gekreuzigten verkündigen soll, mag immerhin fromm und gläubig sein; sein Herz ist aber von der Macht der Liebe zu den Brüdern noch nicht viel inne geworden, und sein Geist hat sich noch nie mit den Verheißungen der Schrift und mit den Bedürfnissen des göttlichen Reiches gründlich beschäftigt.

„11. Wer aber Missionar werden will, muß seinen Beruf zu diesem heiligen und seligen Dienst im Glauben erkennen, im Glauben anfassen, im Glauben festhalten bis ans Ende; eine andere Gewißheit seiner Berufung in Christo zum Zeugnamt, die da bliebe und unerschütterlich feststände, gibt es nicht.“ —

So redet ein Theologe zu Theologen, ein Mann der wissenschaftlichen Bildung zu den Gebildeten unserer Zeit, und sein Wort ist werth, daß es von allen denen gehört und vor Gott beherzigt werde, an die es zunächst gerichtet ist.

Doch es sei ferne von uns, nur mit offener oder verhüllter Klage vor unsre Leser zu treten. Wie können wir's besser machen? Wie vermögen wir der Sache des Königs treuer zu dienen? Das ist wohl die fruchtbarere Frage. Und hier kommt uns jene Konferenz von Männern der Mission zu Gute, die vom 19. bis 23. März 1860 in Liverpool gehalten wurde, und deren Zweck unter Anderem ja eben darin bestand, „gemeinschaftlich sich zu berathen, wie alle evangelischen Christen zu größerem Eifer, zu völligerer Hingabe ihrer Zeit, ihrer Kraft und ihrer Mittel an dieses Gotteswerk der Mission könnten

ausgerüstet werden.“*) Der Einladung, die zu dieser Konferenz in alle Welt ausgegangen war, entsprachen fast sämtliche Missionsgesellschaften (im Ganzen 25) durch Abordnungen aus ihrer Mitte. Auch Missionare aus fast allen Arbeitsgebieten der Erde stellten sich ein, und im Ganzen waren 120 erfahrene und zum Theil hochbegabte Männer herbeigeeilt, um zu empfangen und zu geben.

Gleich am zweiten Tag (20. März) lag als Gegenstand der Besprechung die Frage vor: „Wie in der Heimat der Missionsinn am besten geweckt und in Fluß gebracht werden könne.“ Gemäß der Ordnung der Konferenz las zuerst eines der Mitglieder ein Referat vor, an das nachher die weitere freie Besprechung sich angeschlossen. Die Aufgabe hiez zu einem der Sekretäre der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, dem Prediger Whiting, zugefallen. Wir theilen daraus die Hauptzüge mit.

„Unter Missionsinn,“ sagte er, „ist nicht jenes kühle dürre Pflichtgefühl zu verstehen, das von Zeit zu Zeit unsre Börse aufschließt und uns zur Darreichung irgend einer Gabe veranlaßt; sondern es ist jenes warme und lebendige Herzensinteresse an der Mission, das uns zur Selbstverleugnung für dieselbe fähig und willig macht, und das uns unaufhörlich antreibt, sie mit ernstem Nachdenken und inniger Liebe im Herzen zu bewegen, vor allen Dingen aber sie zu einem Hauptgegenstand unsrer Gebete und Dankefagungen zu machen. Die Frage, die vor uns liegt, ist die: Wie können wir am wirksamsten die Zahl derjenigen Personen und Gemeinden vermehren, die von einem solchen ächten Missionsinn beseelt sind und dieses heilige Werk ganz und gar zu ihrer eigenen Sache machen?

„Das Ziel unsrer Missionsunternehmungen ist der vollständige Umsturz aller Bollwerke des Teufels in dieser Welt, und die Aufrichtung des Thrones Jesu in allen Herzen. Das menschliche Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist die Verkündigung des Evangeliums in aller seiner Einfachheit, — jenes Evangeliums, das eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle die daran glauben, und welches unter allen Völkern zu predigen, wir durch den Befehl des ewigen Gottes verbunden sind. Daraus folgt, daß nur diejenigen, die selber von der unwandelnden Kraft göttlicher Gnade etwas erfahren haben, von einem wahren

*) Vergl.: Conference on Missions, held in 1860 at Liverpool &c. Edited by the Secretaries of the Conference. Lond. 1860.

Missionssinn beseelt sein können. Deshalb wird dieser in demselben Verhältniß zunehmen, als die Zahl wahrhaft bekehrter Herzen wächst. Alles was den Geist wahrer Frömmigkeit und lebendigen Glaubens zu wecken und zu nähren geeignet ist, wird darum auch dazu dienen, wahren Missionssinn zu wecken und zu nähren; und obschon vielleicht eine an einem Orte eintretende Erweckung nicht sofort begleitet sein mag von einer Zunahme neuer Hilfsquellen für die christlichen Missionen, so wird doch eine solche Erweckung, wenn sie rechter Art ist, sowohl bei Einzelnen als ganzen Gemeinden allmählig und rasch den Eifer, die Selbstverleugnung, die Geldmittel, die Arbeiter und die Gebete vermehren, die der Sache der Mission zu gute kommen.

„Aber gleich wie jede andere christliche Gnadengabe, so bedarf auch der Missionssinn besonderer Weckung und Stärkung in den Herzen des Volkes Gottes. Es ist eine nur allzu oft wahrnehmbare betrübende Thatsache, daß das unter uns vorhandene Maaß lebendigen Missionssinns ganz und gar in keinem Verhältniß steht zu der wirklich vorhandenen Zahl wahrer Bekenner des Herrn. Gottlob es gibt einzelne Christen, die ihrer Missionspflicht lebendig bewußt und derselben von Herzen treu sind. Gottlob, ihre Zahl hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen; aber wo sind die Gemeinden, die von brennendem Eifer und anhaltendem Gebet für diese Sache des Herrn erfüllt sind?

„Folgende Winke über die Mittel, wie wir unter Gottes Segen den ächten Missionssinn in unsrer Umgebung wecken und nähren könnten, mögen vielleicht dem einen oder Andern dienlich sein: —

„1. Wir müssen auf alle Weise bemüht sein, der Missionspflicht diejenige Stellung anzuweisen, die ihr im Kreis der christlichen Pflichten gebührt; mit andern Worten, wir müssen sie auf gleiche Stufe erheben mit den andern Pflichten des Christen wie z. B. dem Gebet. Werththätiger Haß wider Alles, was Sünde heißt, ist ja ein Theil wahrhaftiger Gottseligkeit. Selbstverläugnende Anstrengung, Sünder von der Sünde und vom ewigen Tod zu erretten, ist ja ein wesentliches Stück der wahren Liebe. Es ist dieß nicht etwas, was wir thun oder lassen mögen, sondern etwas, was wir zu thun verpflichtet sind. Es ist dieß aber zugleich ein Mittel, uns selbst in der Gnade zu fördern, und gehört wesentlich zu einem völligen Leben aus und in Gott.

„2. Wir müssen die Flamme des Missionseifers in den Pfar-

vern anzufachen. Kann ein Eiszacken ein Feuer anzünden? Wenn der Pfarrer nichts von Wärme für die Sache der Mission empfindet, so wird er entweder nichts für die Weckung des Missionsfinns in seiner Gemeinde thun, oder seine Bemühungen, die Herzen seiner Gemeindeglieder für dieselbe zu erwärmen, werden umsonst sein. Wenn er selbst wenig von der Mission weiß und wenig darum sich bekümmert, wie soll es in seiner Gemeinde anders sein? Und darf ich nicht hinzufügen, daß das Gleiche in Betreff der Familie des Pfarrers gesagt werden kann? Die Leute werden immer mit Freuden für die Mission etwas thun, wenn der Pfarrer darin mit gutem Beispiel vorangeht. Deshalb ist es von großer Wichtigkeit, daß schon die Gemüther der Studenten auf unsern hohen Schulen für diese heilige Sache interessirt werden, damit der künftige Pfarrer ein warmes Herz für dieselbe erhalte.

„3. Wir sollten keine Gelegenheit versäumen, die Theilnahme einflußreicher Laien für die Sache zu gewinnen. Jeder christliche Hausvater, jede christliche Hausmutter sollte bemüht sein, in seiner oder ihrer Familie das Interesse dafür zu wecken und zu nähren. Das beste Mittel dazu wird sein, wenn man im Kreis der Seinigen nicht sowohl das Ganze einer Missionszeitschrift vorliest und die Hörer damit nur ermüdet, sondern zunächst für sich die Missionsblätter und Berichte liest, die lehrreichsten und anziehendsten Thatfachen sich anzeichnet und diese dann der Familie mittheilt, aber regelmäßig jeden Monat. Kann dieß an einem bestimmten festgesetzten Abend geschehen, um so besser.

„4. Ein Jeder, der in Andern einen lebendigen Missionsfinn wecken, besonders aber ihn rege erhalten möchte, muß darauf denken, daß seine eigene Liebe für die Sache zunehme; er muß zugleich sich selber eine genaue Bekanntschaft mit dem Missionsgebiete, — und zwar wie es war und wie es jetzt ist, — sich zu erwerben bemüht sein, damit er im Stande sei, Belehrung zu erteilen und Einwendungen zu begegnen. Es ist etwas überaus Betrübendes, in einer Missionsversammlung oder bei einem Missionsfeste einen Prediger oder sonst einen Redner sagen zu hören: 'Ich kann euch keine speciellen Berichte aus dem Missionsgebiet geben; deßhalb will ich mich auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken.' Jedes Herz, das wahrhaft von einem lebendigen Missionsfinn erfüllt ist, wird im Stande sein, specielle Züge aus dem gegenwärtigen Werk der Mission

vor die Gemeinde, oder in seinen öffentlichen oder Privat-Gebeten vor den Thron der Gnade zu bringen. Dieß letztere insbesondere (das Gebet für specielle Fälle in der Mission) möchten wir unsern Freunden angelegentlichst empfehlen; es verinnerlicht die Liebe für dieß heilige Werk, erhält den Missionsseifer rege und lebendig, und trägt wesentlich dazu bei, den Missions Sinn auch in Andern zu wecken.

„5. Wir müssen sorgfältig auch den Schein vermeiden, als ob wir weit eher für eine bestimmte kirchliche Richtung, für eine besondere Missionsgesellschaft, kurz für eine Partei arbeiten und wirken, als für die Ausbreitung des Reiches Gottes überhaupt. Allerdings mögen wir aus zulässigen, vor Gott gültigen Gründen einer gewissen Gesellschaft den Vorzug vor einer andern geben und sie vorzugsweise unterstützen; allein nichts wird ein erwachendes Missionsinteresse zuverlässiger dämpfen, als wenn man gegen andere Missions-Gesellschaften und ihr Werk sich unfreundliche Bemerkungen erlaubt oder auch nur sie absichtlich ignoriert; während andererseits nichts in wahrhaft christlichen Gemüthern einen herzlicheren Anklang, ein frischeres Echo findet, als ein Missions-Aufruf, der ein weites Herz und einen die ganze Kirche Christi umfassenden Sinn beurfundet.

„6. Ein unentbehrliches Mittel, den Missions Sinn zu wecken, ist das Gebet im Kämmerlein. Der wahre Missions Sinn ist ganz besonders ein Werk des heiligen Geistes im Herzen des Christen; und nur dann werden wir wahrhaft wirksam und erfolgreich dahin arbeiten, Andern einen warmen Missionsseifer einzuhauchen, wenn wir in unsern Kämmerlein auf den Knien arbeiten und den Herrn ansehen, daß Er selbst denen, die hierin ihre Pflicht noch nicht gebührend erkennen, solches klar machen möge.

„7. Die Kanzel bietet reiche Gelegenheit dar, die Gemeinde mit der Sache der Mission dadurch vertraut zu machen, daß wir öfters darauf anspielen. Es kann z. B. so geschehen, daß wir den Gegenstand, den wir in der Predigt behandeln, durch Beispiele aus der Missionsgeschichte beleuchten und verdeutlichen. Es könnte manche Predigt auf diese Weise bereichert, das Interesse für den vorliegenden Gegenstand geweckt, die Aufmerksamkeit ermüdeten Zuhörer neu belebt werden. Diese Anspielungen sollten möglichst häufig sein. Es ist nicht genug, durch eine einmalige Missionspredigt des Jahrs eine vorübergehende Begeisterung hervorzurufen. Die Missions Sache sollte im Gemüth des Predigers stets gegenwärtig sein, ihn stets beschäftigen.

„8. Der freundschaftliche und gesellige Verkehr mit unsrer Umgebung bietet vielfache Gelegenheit dar, die Mission ins Gespräch einzuführen und den Mangel an Kenntniß und Einsicht, der so weithin verbreitet ist, zu ergänzen. Auch würde eine da und dort in die öffentlichen Tagesblätter eingerückte lehrreiche Thatsache aus der Missionsgeschichte manches Auge fesseln, das nie ein Missionsblatt zu lesen sich herabläßt.

„10. Missionszeitschriften sollten in Leihbibliotheken, Lesevereinen und auf alle mögliche Weise unter das lesende Publikum eingeführt werden. Sie sollten in möglichst interessanter Weise und klarem lebendigem Styl geschrieben sein, und nicht bloße Abhandlungen, sondern Geschichten, Lebensbeschreibungen und bedeutende Thatsachen enthalten. Die Briefe und Berichte, welche von den Missionsgebieten einlaufen, sollten fesselnde Ereignisse und lebendige Schilderungen in sich schließen. Natürlich können wir nicht erwarten, daß dem berichtenden Missionar allezeit interessante Thatsachen zur Hand seien; aber unsre lieben Brüder draußen werden mir's zu gute halten, daß ich die Sache besonders erwähne. Missionar Mullens sagt in seinem höchst lesenswerthen Buche über die süd-indischen Missionen mit wenigen trefflichen Zügen, von welcher Art die Berichte sein sollten. 'Um eine Mission gründlich kennen zu lernen,' schreibt er, 'sollten wir etwas wissen von der Vortlichkeit, wo sie sich befindet, von dem Volke, unter welchem sie fortgeführt wird, von dessen früherem Zustand und seiner bisherigen Geschichte, wie von seinen Sitten und Gebräuchen; von der Geschichte der Missionsarbeiten, die bereits an diesem Ort stattgefunden haben; von den entnuthigenden Umständen, wie von den erfreulichen Zügen, welche diese Mission bis dahin charakterisirt haben; endlich von ihrem gegenwärtigen Stand und ihren Früchten u.'

„11. Die Schulbücher, wie sie in allen Klassen unsrer Unterrichtsanstalten gebraucht werden, sind bis dahin fast ganz übersehen worden, sofern sie ein Mittel zur Weckung und Belebung des Missionssinnes sein könnten, und doch könnten sie zu einer überaus reichen und mächtig wirkenden Quelle der Belehrung in dieser Hinsicht gemacht werden. Man füge in die öffentlich einzuführenden Lesebücher auch Scenen aus der Missionsgeschichte ein, setze unter den Schülern kleine gute Missionschriften in Umlauf und theile solche als Prämien aus.

„12. Gute kolorirte Abbildungen aus der Missionswelt könnten die unschönen und oft höchst unsittlichen Bilder, die in den Wohnungen unsrer mittleren und ärmeren Klassen an den Wänden hängen, ersetzen, und feiner ausgeführte Missionsbilder dürften wohl auch auf den Salontischen unsrer Gebildeten liegen. Die Bilder sollten immer nur wahre Scenen darstellen und nicht Schöpfungen der Phantasie sein. Die Originalien dazu müssen uns unsre Brüder und Freunde draußen zukommen lassen.*)

„13. Missionsversammlungen wurden schon in der apostolischen Zeit gehalten, und die Missionsreden eines Paulus und Barnabas, darin sie 'die Bekehrung der Heiden erzählten, machten große Freude allen Brüdern.' Ap. Gesch. 15, 3. Man hat schon die Missionsstunden und Missionsfeste 'ein nothwendiges Uebel' genannt. Sie sind ein Uebel, wenn sie schlecht angeordnet und geleitet werden. Aber wenn ein wahrhaft geistlicher Ton durch alle Ansprachen sich zieht, und wenn Thatsachen von frischer anziehender Natur und aus der neuesten Missionsgeschichte lebendig mitgetheilt werden, so haben sie sich immer erwiesen als ein höchst geeignetes Mittel der Aufzucht und als ein mächtiger Hebel, um einen gesunden Missions Sinn zu wecken und lebendig zu erhalten. Die Einrichtung solcher Missionsfeste entspricht ganz der Natur und dem Bedürfnis des menschlichen Gemüths; denn Gott hat uns so gebildet, daß große Versammlungen uns mächtig erheben, und daß das unmittelbare lebendige Wort einen unwiderstehlichen Eindruck auf uns hervorbringt. Auf diese Weise wird Belehrung in reichem Maaße ertheilt und verbreitet, und zugleich ein lebendiger Eifer entzündet, der nachmals auch Andere für die Sache zu interessiren bemüht sein wird. — Was bei

*) Wir erinnern daran, daß im Missionshause zu Basel herausgekommen sind: „Bilder aus der Heidenwelt,“ 2 Bände in Folio, mit erklärendem Text je in deutscher, französischer und englischer Sprache (deutsch I. Band fr. 4. 30, II. Band fr. 5; die französische Ausgabe mit gleichem Preis; die englische fr. 7. 50 per Band.) Es ist eine Sammlung wohlgelegener kolorirter Darstellungen von Scenen aus fast allen Missionsgebieten. Die gleichen Bilder sind in kleinerem Format, in Holzschnitt und nicht kolorirt, herausgekommen, das Heftchen zu 20 Centimes. Ferner ist erschienen: „Missionsalbum“ in zwei Heften (das Heft auf Velin zu fr. 3. 50, auf chinesischem Papier zu fr. 5.) Jedes Heft enthält 4 Blatt Stahlstich nebst 4 Blatt Text; das erste behandelt die Nilagiri und das Meisur-Land, das zweite das Kurgland. Wir empfehlen diese Abbildungen der Aufmerksamkeit der Missionsfreunde.

solchen Gelegenheiten Noth thut, das sind nicht Predigten oder Abhandlungen, sondern kurze herzliche Ansprachen, eine klare einfache Darlegung dessen, was die Mission ist und was sie will, und vor Allem eine lichtvolle Antwort auf die Frage: 'Was geschieht jetzt eigentlich draußen in der Mission? Was geht gegenwärtig auf dem Missionsgebiet vor?' Heimgekehrte Missionare können natürlich die beste Antwort darauf geben, wenigstens in Beziehung auf das besondere Arbeitsfeld, in welchem sie standen. Wer aber die Missionsberichte fleißig studirt, kann dergleichen Fragen noch in umfassenderer Weise beantworten. Besitzen wir doch genug Missionsberichte, die Jedermann zugänglich sind und reichen Stoff darbieten. Wenn diejenigen, welche die Sache der Mission in Reden und Ansprachen zu vertreten haben, die Thatfachen, die sich in den mancherlei Missionschriften vorfinden, mehr studiren, das Lehrreichste herausnehmen, in die Kürze fassen und gut zusammenordnen, und so es dann wieder erzählen wollten, so würden die Missionsstunden und Missionsfeste unendlich mehr wirken. Besonders Prediger sollten es als ihre Pflicht ansehen, jeden Monat wenigstens etliche Stunden auf die Auffuchung und Sammlung lehrreichen Stoffes zu verwenden, um es dann in den Missionsstunden frisch und lebendig wieder geben zu können. — Man lasse sich durch keinerlei persönliche Rücksichten verleiten, einen mangelhaften Redner zu einer Ansprache aufzufordern, durch welche die Versammlung nur ermüdet wird; oder aber einen hochgestellten, einflußreichen und populären Mann als Redner auftreten zu lassen, der nicht zugleich ein entschiedener, wahrer und lebendiger Christ ist. — Wäre es nicht gut, in unsern Missionsversammlungen dem Gebet eine bedeutendere Stelle einzuräumen?

„14. Monatliche Missionsstunden sind aufs angelegentlichste zu empfehlen. Gesang, Gebet, ein Abschnitt der heiligen Schrift, eine kurze Erklärung, dann für eine halbe Stunde Mittheilungen aus der Mission, darauf wieder Gesang und Gebet, — Alles in den Zeitraum einer Stunde zusammengefaßt, das würde den Verlauf einer solchen monatlichen Missionsversammlung bilden. Solche Monatsstunden sind nothwendig und sehr heilsam. Es ist nicht genug, einmal des Jahrs durch ein Missionsfest den Missionseifer wecken zu wollen.

„15. Männer, welche in wissenschaftlichen Vereinen, in Predigerkonferenzen u. Vorträge halten, hätten reichlichen Anlaß, die Sache der Mission zu berühren.

„16. Arbeitsvereine von Frauen und Jungfrauen sind ein wichtiges Mittel, das Interesse für die heilige Sache zu wecken und lebendig zu erhalten. Sie sollten immer mit Gebet und dem Lesen eines Bibelabschnitts beginnen.

„17. Kindervereine sind besonders wichtig; nicht blos weil sie oft bedeutende Summen für die Mission zusammenbringen,*) sondern auch weil dadurch die jugendlichen Herzen frühe schon zur Theilnahme an dieser Sache Gottes angeregt werden.

„18. Jeder Verein dieser Art sollte wo immer möglich eine feste und wohleingerichtete Organisation haben. Er sollte einen Vorstand, einen Sekretär, einen Schatzmeister und eine Kommittee haben, und die Mitglieder dieser Kommitteen sollten regelmäßig mit allen neuen

*) Wir können nicht umhin, hier eines reichgesegneten Werkes Erwähnung zu thun, das durch die Liebe und Energie eines unsrer theuern Freunde in der französischen Schweiz unter Gottes Gnade in Gang gekommen ist. Derselbe faßte den Plan, eine Mission der Christenkinder zu Gunsten der Heidentkinder (une Mission par les enfants pour les enfants) zu versuchen, und fieng im Jahr 1854 an, die Sonntagschulkinder der Stadt, in welcher er als Prediger angestellt ist, durch eine monatliche Kindermissionsstunde für die Mission zu interessieren. Dieses Interesse aber sollte durch die That sich bewähren und durch Thätigkeit lebendig erhalten werden. Die Sonntagschüler übernahmen demgemäß in den beiden ersten Jahren die Kosten für die Erziehung von sechs Waisenkindern in Indien; dann erweiterte sich die Theilnahme und bald konnten 12 Mädchen (in einer der indischen Mädchenanstalten auf den Baslerstationen) adoptirt werden. Was aber durch die Sonntagschüler der Stadt begonnen wurde, das dehnte sich bald auf die Sonntagschulen des ganzen Kantons, ja über die Grenzen desselben hinaus auf andere Kantone der französischen Schweiz aus. Die Mittel, durch welche das Interesse geweckt und belebt wird, sind, außer den Kindermissionsstunden, autographirte Briefe, welche Berichte über die adoptirten Heidentkinder und über die Mission überhaupt enthalten, und die an alle mitverbundenen Sonntagschulen versandt werden; ferner ein gedrucktes Weihnachtsbüchlein (eine Art Missionstraktat), das jedesmal um Weihnacht erscheint und in ansprechender Form von der Mission handelt; endlich gelegentliche Besuche oder Zuschriften von Missionaren, die gerade in der Heimat sich befinden.

Gegenwärtig stehen in Stadt und Kanton nicht weniger als 50 Sonntagschulen in diesem Verein, womit sich außerhalb des Kantons noch 10—12 andere ähnliche Gruppen affiliirt haben. Sie tragen zusammen die Kosten für eine unsrer Mädchenanstalten in Indien, und haben zu diesem Zweck im Laufe von sechs Jahren nicht weniger als nahezu fr. 16000 (im Jahr 1861 allein fr. 5287. 49) zusammengesteuert. Man sieht, was durch Kinder für die Sache der Mission geschehen kann, wenn ein treues Herz mit Eifer und Liebe die Sache zur Hand nimmt.

wichtigeren Berichten aus derjenigen Mission, für die sie sich besonders interessieren, versehen werden.

„19. Man sehe zu, daß die Zahl solcher Familien und Gemeinden, aus deren Mitte einzelne Glieder in die Mission ausziehen, immer größer werde. Ein heimkehrender Missionar, der als lebendiger Zeuge seinen eigenen Mitbürgern und Familiengenossen sagen kann, was der Herr an den Heiden gethan hat, wird den Missions-sinn wunderbar zu wecken und zu beleben im Stande sein. Die Freunde der Mission sollten dieß stets im Auge behalten; sie sollten hoffnungsvolle junge Leute aus ihrer Umgebung ins Auge fassen und ihnen mit Rath und That behülflich sein, in den Missionsdienst einzutreten.

„20. Ein großes Hinderniß, das der Verbreitung eines ächten Missions-sinns im Wege steht, liegt in den unchristlichen, leider so allgemein verbreiteten Begriffen von dem Maaß und Verhältniß, in welchem wir von unsrer Habe für die Sache des Herrn beizusteuern haben. Das ist ein Gegenstand, über den sich vieles sagen ließe, den wir aber nur leise berühren können. Wir sollten darauf hinarbeiten, in den christlichen Gemeinden jenen brennenden Eifer selbstvergessender Liebe zu wecken und zu nähren, der uns antreibt, 'Alles was wir thun, wir essen oder wir trinken, zur Ehre des Herrn zu thun.' Es ist die Pflicht jedes Pfarrers, seiner Gemeinde häufigen Anlaß zu geben, daß sie zu dieser großen Sache das Ihrige beisteuert; im Uebrigen hat er es den Leuten auf ihre eigene Gefahr hin zu überlassen, ob sie geben wollen oder nicht.

„Nach alledem aber müssen wir zu dem zurückkehren, was wir im Anfang gesagt haben: von dem Wachsthum der Zahl wahrhaft bekehrter Leute, und davon allein, hängt es ab, daß auch der lebendige Missions-sinn wachse und zunehme. Der demüthig gläubige Christ ist es, der da ausruft:

Jesu, deinen süßen Namen lieb' ich,
Wie Musik des Himmels tönt er mir;
Gerne möcht' ich ihn so laut verkünden,
Daß die ganze Erde es vernähm'!

„Möge Gott um unsres Herrn Jesu willen Seinen heiligen Geist über uns ausgießen und durch alle Christengemeinden hin eine große Erweckung herbeiführen zu wahrer und lebendiger Gottseligkeit!“ —

So lautete das inhaltsreiche Referat, mit welchem die allgemeine

freie Besprechung über diesen Gegenstand eingeleitet wurde. Leider fliessen nun die folgenden Redner zu großem Theil vorzugsweise auf denjenigen Punkt hinein, über welchen es am leichtesten ist, tausenderlei Klagen, Wünsche und Vorschläge kund werden zu lassen. Wir meinen die Missionsblätter und ihre armen Redaktoren. Nichts ist leichter, als auseinander zu setzen, wie unsre Missionszeitschriften beschaffen sein sollten; und doch gehen die Wünsche und Vorschläge unsrer „geehrten Leser“ in nichts so weit auseinander, als eben in dieser Beziehung. Es ist dieß ein Thema, worüber jede große oder kleine Versammlung Tage und Wochen lang verhandeln kann und doch mit Wünschen, Ansichten, Urtheilen und Vorschlägen nicht fertig wird. Denn diese armen viel verurtheilten Blätter sind wie ein Rock, der aller Welt passen soll und doch keinem recht passen will. So gieng es auch der Versammlung in Liverpool. Gleich der erste Redner nach dem Referenten fiel darauf hinein. Er verlangte ein „wöchentlich erscheinendes, wohlfeiles, populäres, gutgeschriebenes Pfennig-Missionsmagazin, das den Rahm aller übrigen Missionsblätter in anziehender Form und mit schönen Bildern geben soll.“ Dieß wäre für das Volk. Daneben aber wäre für die Gebildeten „eine Vierteljahrschrift erster Klasse“ nothwendig, die „in kritischer, geistreicher und philosophischer Form die Erscheinungen auf dem Missionsgebiete beleuchten, alte und neue Missionsgeschichte darstellen, die Zustände der Heidenwelt wissenschaftlich erörtern, Lebens- und Reisebeschreibungen u. geben würde.“ Ihm folgten Andere mit andern Wünschen. Endlich kam ein englischer Prediger, der unbarmherzig den Stab brach über alle ihm bekannten englischen Missionsblätter. „Da liest man,“ sagte er, „in diesen Blättern, daß an einem gewissen Ort, dessen barbarischen Namen kein Mensch auszusprechen vermag, Missionar So und So zehn Leute getauft habe; gleich darauf ist zu lesen, daß an einem andern Orte, der vielleicht tausend Meilen davon entfernt liegt, drei andere Leute bekehrt worden seien. Nun, ich bitte Sie, wer kann daraus klug werden und sich Belehrung über den wirklichen Gang und Stand der Missionen holen? . . . Kurz, unsre Missionsblätter werden zum größten Theil nicht gelesen, und der Grund ist, daß sie des Lesens nicht werth sind, und daß ein vernünftiger Mensch sie gar nicht lesen sollte!“ Dieß gestrenge Urtheil rief natürlich lebhaftes Einsprache hervor, zumal von Seiten der verschiedenen Herausgeber von Missionsblättern, die selbst anwesend waren. Wir halten uns dabei nicht auf,

weil ja doch in der Regel durch alle noch so einleuchtenden Rechtfertigungen nicht leicht Jemand von seiner Meinung abgebracht wird. Nur zwei Bemerkungen, die zwischen hinein fielen, seien hier erwähnt, weil sie das Richtige in der treffendsten Weise sagen. „Die gelehrten Herren,“ sprach Einer, „sind niemals zufrieden mit den verschiedenen Missionsblättern, und klagen immer darüber; sie lesen sie nicht und — thun nichts für die Mission. Das Volk liest sie und — thut etwas.“ Ein anderer Redner, der liebenswürdige Prediger Green, jetzt Vorsteher des kirchlichen Missionsinstituts in London, äußerte: „So lange ich die Missionsblätter nicht las, fand ich sie höchst langweilig und uninteressant. Seitdem ich sie aber aufmerksam und mit Theilnahme lese, finde ich's anders.“ Derselbe deutete darauf hin, wie erstaunlich wenig die Kanzel benützt werde, um die Sache der Mission zu berühren. „Wenn man ins Neue Testament blicke, so werde man mit Verwunderung wahrnehmen, wie großen Raum die 'Missionsberichte' darin einnehmen, verglichen mit der Kürzlichkeit, mit welcher auf den Kanzeln heutzutage von dieser großen Sache des Herrn geredet werde. Er wolle gar nicht reden von den Berichten über die Missionsreisen des Herrn in den vier Evangelien, noch von den gelegentlichen Missionsreiseberichten in den Episteln; aber die Apostelgeschichte, die ja von Anfang bis zu Ende ein Missionsbericht sei, — ob man auch daran gedacht, daß sie den achten Theil des ganzen Neuen Testaments einnehme? . . . Er selbst (Herr Green) habe, als er noch Landpfarrer gewesen, die Gewohnheit gehabt, an den Sonntagen von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit der Gemeinde auf die Mission zu lenken, indem er bald von dieser Mission, bald von einer andern geredet. Und er könne in Wahrheit sagen, daß an den bestimmten Sonntagen, auf welche solche Missionspredigten fielen, viel mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme geherrscht habe, als sonst; auch habe dadurch die Predigt des Wortes Gottes selbst mehr Leben und eindringliches Licht erhalten. Die Wirkung davon sei gewesen, daß in seiner Gemeinde sich ein Missionshilfsverein gebildet habe, der schon im ersten Jahr Fr. 750 zusammengesteuert, und das sei fortgegangen und gewachsen, bis er jährlich Fr. 5000 der Muttergesellschaft habe einsenden können. Dieß sei vornemlich die Frucht davon, daß er die Kanzel zu bestimmten Zeiten zur Mittheilung von Missionsnachrichten benützt habe. Dabei müsse er bemerken, daß seine

Gemeinde fast ausschließlich aus Handwerkern, Tagelöhnern und Bauern bestand, mit Ausnahme etwa eines halben Duzend wohlhabender Leute."

Nachdem noch viel von der Pflicht der Pfarrer die Rede gewesen, trat ein angesehenener Kaufmann von London, Herr William Leach, auf und sprach von der Pflicht der Laien in Beziehung auf die Mission. Herr Leach ist selbst seit vielen Jahren Schatzmeister des Londoner Hilfsvereins für die Missionen der Brüdergemeinde. „Es gebe wohl manche Laien,“ meinte er, „die von der Wichtigkeit und hohen Bedeutung des Missionswerks überzeugt seien, die aber verhältnißmäßig wenig dafür thun; und doch sei das Maaß von Hilfe, das sie leisten könnten, unglaublich groß. Wenn alle gläubigen Laien, namentlich die Kaufleute, ihre Pflicht in dieser Beziehung thäten, so könnten die Missionsunternehmungen, so weit die äußeren Hilfsquellen in Frage kämen, ins Hundertsfache vermehrt werden.*) Wenn die Herren seines (des Herrn Leach) Standes ihre Kräfte, Gaben und Einsichten der Missionsache eifriger zu Gebot stellen wollten, so würden bald unendlich reichere Mittel den Missionskassen zufließen. Auch den Missionskommitteen falle es so schwer, Mitglieder aus dem Handelsstande zu finden. Es sei wahr, es sei keine leichte Aufgabe, ein thätiges und eifriges Glied einer Missionskommittee zu sein, und er erinnere sich noch wohl, wie ihm selbst, da er zu seiner gegenwärtigen Stellung (als Missions-Kassier) berufen worden sei, ein ehrwürdiger Geistlicher gesagt habe: 'Thun Sie Alles, was in Ihrer Kraft steht, um dem Werke neue Hilfsquellen zu eröffnen; der Herr wird Sie darin segnen; aber erwarten Sie nicht, daß es eine leichte Aufgabe sein werde; denn es wird ein Kreuz für Sie sein, so lange Sie leben.' Dieses Wort sei nun vor mehr als 50 Jahren zu ihm gesprochen worden, und er könne in Wahrheit sagen, er habe in seinem Kassier-Amt viel Selbstverleugnung zu üben und viel Kreuz zu tragen gehabt; aber es habe auch nicht an unaussprechlichem Segen gefehlt. Graf Shaftesbury habe vor nicht langer Zeit bei einer gewissen Gelegenheit das Wort gesprochen: 'So viel habe ich gelernt, daß wenn wir Geld brauchen, wir um Geld betteln müssen.' Das

*) In Basel haben wir die kräftige Ein- und Durchführung des Kollektvereins, sowie dessen treffliche Organisation, einem christlichen Fabrikanten zu verdanken. Dadurch ist, nachdem dieser Verein nun seit 1855 besteht, allein im Laufe des Jahres 1860 der hiesigen Missionsgesellschaft eine Summe von mehr als Fr. 195,000 zugeflossen.

ist die Erfahrung der Kirche Christi zu allen Zeiten, und wahrlich, wir dürfen uns nicht über das 'Betteln' erhaben dünken. Auch die Apostel haben das nicht unter ihrer Würde gehalten. Sie forderten diejenigen, die unter ihrer Pflege standen, zu reichlicher Steuer auf und schämten sich nicht, diese Steuern in eigener Person zur Unterstützung ihrer armen Brüder nach Jerusalem zu überbringen. Er (Herr Leach) könne vor Gott bezeugen, daß, während sein eigenes Berufsgeschäft sehr anstrengend sei und viel Mühe und Arbeit in Anspruch nehme, er doch immer noch etwas Zeit habe finden können, um der Sache der Mission zu dienen; und er lege es seinen Brüdern und Standesgenossen aufs Herz und Gewissen, daß sie Aufgaben dieser Art (d. h. hülfreichen Dienst für die Mission) als eine Pflicht ersten Ranges betrachten lernen; denn es sei ein Werk, das dem Herrn gethan werde und gethan werden müsse, und des Herrn Werk müsse immer den Vorrang haben vor allen andern untergeordneten Aufgaben dieses Erdenlebens."

Der Präsident der Versammlung, Generalmajor Alexander, unterstützte das eben Gesagte mit einigen Worten, fügte aber dann hinzu: „Es komme vor Allem auch auf den Sinn an, in welchem Einer seine Gabe für die Mission steure; und das sei einer der ersten Punkte gewesen, über den er selbst eine Lektion empfangen, nachdem es dem Herrn gefallen habe, sein Herz zu Sich zu ziehen. Er habe nemlich geglaubt, es sei ein sehr verdienstliches Werk, wenn er eine ansehnliche Summe für die Sache der Mission beitrage. So habe er denn diese Summe einem andern christlichen Offizier gebracht, der mit seinem (Alexanders) früherem Leben wohl bekannt gewesen; der aber habe ihm sehr ernst ins Angesicht geschaut und gesagt: 'Ich glaube nicht, daß ich diese Gabe von Ihnen annehmen darf.' — 'Warum denn nicht,' rief ich, 'es ist ja für die Mission!' Darauf examinierte mich der liebe Bruder sehr scharf über die Beweggründe, die mich dabei leiten, — und diese Lektion habe ich mein Lebtag nicht wieder vergessen. Deshalb muß ich daran erinnern, daß das Werk des Herrn 'nicht durch Macht und Gewalt,' auch nicht durch große Geldsummen, ausgerichtet wird, 'sondern durch meinen Geist, spricht der Herr.' Die Missionskasse mag so leer sein als sie will, laßt uns vorwärts gehen im Glauben, und seid versichert, es ist dem Herrn gleich, Seine Sache 'durch viel oder wenig' Geld auszurichten, wenn nur Seine Knechte im Glauben stehen. Ja, laßt uns künftig mehr darauf

sehen, ob die Gabe, welche dargereicht wird, auch durch den rechten Sinn und Geist geheiligt sei, in welchem sie gegeben wird."

Zuletzt kam die Rede auch auf die Universitäten, und was da für die Verbreitung eines lebendigen Missionsfinnes könnte und sollte gethan werden. Herr Tweedie, Doktor der Theologie und Präsident der General Assembly (Generalsynode) der freien schottischen Kirche, klagte darüber, daß, wie er noch Student gewesen, nicht ein einziges Mal ein öffentlicher Vortrag über die Mission sei gehalten worden. Natürlich hätten sie (die gläubigen Studenten) sonstwie manches von der Mission gehört; aber in den Hörsälen der Universität sei nie darauf hingewiesen, noch viel weniger zur Beförderung eines gesunden Missionsfinnes etwas gethan worden. Er frage, ob es nicht von Wichtigkeit wäre, die Missionsfrage amtlich und obligatorisch zu einem Gegenstand der öffentlichen Vorlesungen zu machen. — Darauf erhob sich Herr Somerville von Edinburgh, gleichfalls Doktor der Theologie und Glied der vereinigten Presbyterialkirche Schottlands, und sagte: „Die Synode derjenigen Kirche, welcher er angehöre, habe ausdrücklich verordnet, daß es ein Theil des theologischen Universitätsunterrichts und die Pflicht der Professoren der Theologie sein solle, die Missionsfrage vor die Studenten zu bringen, und zwar in der Weise, daß die Bedürfnisse der Heidenwelt, die Eigenschaften, die für den Missionar nöthig seien, und die beste Methode, wie das Werk auszurichten sei, dabei zur Sprache kommen. Man könne ja gar nicht ins Neue Testament hineinschauen, ohne sofort zu erkennen, daß das Missionswerk ein hervorragendes Hauptstück der Theologie sei, und kein theologischer Professor könne eigentlich die Bibel erklären, ohne von der Mission zu reden. In New-York sei bei der großen Missionskonferenz (der Presbyterialkirche) im Mai 1854 folgende Erklärung zum Beschluß erhoben worden: 'Zum Behuf tüchtiger Vorbereitung von Theologen für das Missionswerk wäre es höchst wünschenswerth, daß in allen unsern theologischen Seminaren (der presbyterianischen Kirche) Vorkehr getroffen werde, daß die gesammte Missionsgeschichte, sowie die Verpflichtung zur Mission, den Studenten in einem eigenen Kursus vorgetragen werde.'"

Darauf erwiderte Dr. Baylee, theologischer Lehrer an einem englischen Collegium: „Der Vorschlag sei nicht immer und überall auszuführen. Ein Professor habe allzuviel zu thun, um im Stande zu sein, sich mit allen Dingen vertraut zu machen. Für ihn

z. B. wäre es unmöglich, ein Professor der buddhistischen oder brahmanischen Religion zu sein. Natürlich müsse er ein wenig auch hievon wissen; aber um darin etwas Gründliches zu leisten, dazu bedürfe es einen eigenen Mann, der ausschließlich damit sich beschäftige. Am besten wäre es deshalb, wenn erfahrene, wissenschaftlich gebildete Missionare, die gerade in der Heimat sich befänden, jeweilen zusammenhängende Vorträge über dergleichen Gegenstände auf den Universitäten hielten. Das würde nicht bloß den Studenten, sondern auch andern gebildeten Leuten zu gute kommen."

Doch wir eilen zum Schluß. Zwei Dinge sind es, um die sich's in dieser großen und heiligen Sache handelt. Das erste ist, daß endlich einmal ein Jeder, der Jesum seinen Herrn nennt, erkenne und anerkenne, daß die Mission nicht die Sache einer besondern Partei in der christlichen Kirche oder bloßer Gegenstand einer Liebhaberei, sondern daß sie ebenso gut und ebenso entschieden Pflicht und Aufgabe aller Jünger des Herrn zu allen Zeiten sei, als die Nächstenliebe oder das Gebet. Das andere ist, daß diese Erkenntniß, mehr als es bisher der Fall war, zur lebendigen That werde, und daß besonders in unsern Tagen, wo die Thüren der Welt durch die Hand Gottes für die Predigt des Evangeliums in so wunderbarer, nie gekannter Weise eröffnet sind, auch die Herzen aller lebendigen Christen zu viel heiligerem Eifer der Liebe und zu viel größeren Opfern der Selbsterläugnung als bisher bereit seien. Uns gebührt der Gehorsam gegen den Befehl des Herrn, — der Gehorsam wahrhaftiger lauterer Liebe; der Erfolg steht in der Hand unsres Gottes. Als dem größten Feldherrn unsres Jahrhunderts, dem Herzog von Wellington, ein angesehenen, soeben aus Bengalen heimgekehrter Geistlicher vorgestellt wurde, wandte sich das Gespräch auf die indischen Missionen. „O," meinte der geistliche Herr, „dieses Missioniren sei ein ebenso thörichtes, als nutzloses und unfruchtbares Beginnen; es sei nichts anders als die Ausgeburt sektirerischer und fanatischer Köpfe!" Darumzelte der Mann des Schwertes die Stirn und sprach: „Mein Herr, die Marsch-Ordre Ihres Königs lautet: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Ein schlechter Soldat, der daran frittelt und mäktelt! Thut, was euch befohlen ist, und thut es mit Eifer und Treue; das übrige überlasset Gott. Es ist eures Königs Sache!"

Der Stand der Dinge in Madagaskar.

Nicht leicht hat in den letzten Jahrzehnten ein Missionsgebiet die Aufmerksamkeit der Freunde des Reiches Gottes lebhafter in Anspruch genommen als die Insel Madagaskar. Die freudige Aufnahme, welche das Evangelium in den zwanziger Jahren unter der heidnischen Bevölkerung dieser Insel fand, das wunderbar rasche Wachstum der madagassischen Christengemeinde, und namentlich die Gunst, welche die Mission von Seiten des Königs Radama genoss, dann aber der plötzliche Umschlag der Dinge nach dem Tode des Königs (1828) und seit der Thronbesteigung der Königin Ranavalona, die blutigen Christenverfolgungen, die bald eintraten, die bewundernswürdige Glaubensfreudigkeit, mit der viele madagassische Märtyrer ihr Bekenntniß zu Christo mit ihrem Blute besiegelten, und die außerordentliche Ausbreitung des Christenthums auf der Insel, selbst mitten unter den schwersten und grausamsten Verfolgungen, — das Alles mußte das Herz jedes Freundes der Mission mit der wärmsten Theilnahme für diese Insel erfüllen. Das Jahr 1861 aber hat aus Neuere von dort eine Kunde gebracht, welche Jeden, der die Geschiede der Heidenvölker mit theilnehmendem Herzen verfolgt, in die lebhafteste Bewegung versetzt hat. Es ist die Nachricht von dem Tode der christenfeindlichen Königin Ranavalona, und von der Thronbesteigung ihres dem Christenthum zugethanen Sohnes Rakoto, der nun unter dem Namen Radama II König von Madagaskar geworden ist. Die Bedeutung dieses Ereignisses ist so groß, und die Folgen desselben scheinen so weitgreifend zu werden, daß wir das Bedürfniß fühlen müssen, uns darüber ein möglichst deutliches Bild zu verschaffen.*)

*) Wir haben hierbei außer einer Reihe von Zeitschriften und neueren Berichten besonders auch Dr. Burthardt's „Kleine Missionsbibliothek," II, benützt, — ein Werk, das wir jedermann empfehlen.

Gleich von vorne herein aber wird Jeder, der die Geschichte dieser Insel mit offenen Augen verfolgt hat, zu der Einsicht gelangen, daß es hier nicht bloß um religiöse, sondern ebenso sehr um politische Fragen sich handelt und von jeher gehandelt hat. Madagaskar, die „Königin des indischen Oceans“, mußte die Ländergier der Seefahrenden und handeltreibenden Nationen von Alters her reizen. Zwischen Afrika und Indien trefflich gelegen, bietet diese zweitgrößte Insel der Erde namentlich an ihrer nördlichen Küste viele sehr große und zu trefflichen Häfen taugliche Buchten. Die zehn bis fünfzehn Meilen breite Küstenebene, die rings um die Insel her läuft, liefert durch ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit und ihre tropische Vegetation einen unermesslichen Reichtum von Produkten. Die Reisplantagen auf diesen sumpfigen, wasserreichen Küstendistrikten könnten den Bedürfnissen von halb Europa genügen, während Palmen, Bananen, Zuckerrohr, Kasse, Baumwolle, Indigo, Tabak u. in üppigster Fülle gedeihen. Schiffbare Flüsse führen eine ziemliche Strecke weit ins Land hinein, und die zahlreichen Seen der Küstenebene sind überfließend reich an den köstlichsten Fischen. Das Binnenland steigt von Osten her steil und mauerartig, von Westen aber terrassenförmig empor. An den Abhängen des Gebirgs empor lagern sich prachtvolle Waldungen mit den mannigfaltigsten und kolossalsten Tropenbäumen. Ebenholz, Rosenholz, Farb- und Tischlerhölzer aller Art sind in unerschöpflichem Reichtum vorhanden, während der Waldboden die gesuchtesten Gewürz- und Arzneipflanzen liefert. Auf den breiten waldblosen, aber grasreichen Hochebenen herrscht ein gemäßigtes und sehr gesundes Klima, wo nicht selten das Thermometer im Winter auf den Gefrierpunkt herabsinkt; hier wird die ausgedehnteste Viehzucht getrieben, während der fetten Thonboden zum ergiebigsten Ackerbau einlädt. Von da steigt abermals ein centrales Gebirge bis zu 10—12000 Fuß empor, mit herrlicher stärkender Temperatur und bis hoch hinauf mit Dörfern, Städten und wohlangebauten Feldern bedeckt. Dort oben, mehr als 4000 Fuß über dem Meer, liegt die Haupt- und Residenzstadt Tananarivo mit ihren 80,000 Einwohnern, sich anlehnend an einen fischreichen See und umgeben von anmuthigen Hainen.

Ein Land dieser Art konnte der Aufmerksamkeit der handeltreibenden Nationen Europa's nicht entgehen. Die erste Seemacht, die ihr Auge auf diese Perle des indischen Oceans warf, war die portugiesische, am Anfang des 16. Jahrhunderts; allein die Reize In-

diens und Ceylons waren noch größer, als die Madagaskar's, und so begnügten sich die Portugiesen damit, zunächst nur Mönche (1508) zur Befehrung der Heiden nach der Insel zu senden. Wie weit ihre Arbeit sich ausdehnte, und welches die Frucht derselben war, ist uns nicht bekannt; nur so viel verlautet, daß ein madagassischer Häuptling ihnen seinen Sohn zur Erziehung übergab, daß derselbe zu Goa in Indien getauft wurde, nach seiner Heimkehr aber und nach seiner eigenen Thronbesteigung das Heidenthum wieder annahm. Wir würden uns irren, wenn wir annehmen wollten, daß ein madagassischer Häuptling nicht so viel Scharfblick besäße, um zu erkennen, daß es einer Nation, wie der portugiesischen, nicht blos um die Verbreitung ihrer Religion, sondern auch um die Ausdehnung ihrer Herrschaft und ihres Länderbesitzes zu thun sei. Die portugiesischen Eroberungen in Indien, auf Ceylon und auf den übrigen Inseln des indischen Archipels konnten dem Auge eines denkenden Fürsten von Madagaskar nicht entgehen, und wenn jener heimkehrende Häuptlingssohn beim Antritt seiner eigenen Regierung die Bande der christlichen Religion wieder von sich abschüttelte und dem einheimischen Glauben seines Volkes aufs Neue sich zuwandte, so dürften dabei nicht blos religiöse, sondern vielleicht mehr noch politische Gründe mitgewirkt haben.

Mehr als ein Jahrhundert später erschienen die Franzosen auf der Insel, nahmen ein Stück Land im Süden in Besitz und erbauten das Fort Dauphin. Von jener Zeit an hat diese Nation ein Recht auf den Besitz der ganzen Insel in Anspruch genommen. Im Jahr 1642 trafen unter französischem Schutze und unter Anführung des Paters Etienne aufs Neue katholische Priester auf Madagaskar ein und verbreiteten sich über das ganze Land. Ihr Einfluß muß nicht unbedeutend gewesen sein. Ein Fürst Manango nahm sie freundlich auf und scheint ihren Befehrungsversuchen keine Hindernisse in den Weg gelegt zu haben. Allein das Auftreten Etienne's und seiner Genossen wurde immer gewaltthätiger. Als Manango den Ueberredungskünsten der Priester nicht Raum geben und seinen väterlichen Glauben nicht sofort mit dem römischen vertauschen wollte, riß der Pater ihm mit eigener Hand die Amulette vom Leib, warf sie höhrend ins Feuer und drohte dem Fürsten mit französischen Truppen, wenn er nicht sofort alle seine Frauen bis auf eine entließe. Manango beharrte auf seiner Weigerung, und die französischen Soldaten erschienen. Aber so sehr auch die kleine europäische Truppe den

Madagassen an militärischer Bewaffnung und Taktik überlegen war, so mußte sie doch der numerischen Uebermacht der zur Wuth entzündeten Eingeborenen, und nicht minder der Ungunst des Klima's erliegen. Die Franzosen mußten schwer gedemüthigt die Insel verlassen (1648), und mit den Befehrungsversuchen hatte es so gut ein Ende, als mit den Eroberungsplänen. Eine intelligente heidnische Nation aber, deren historische Erinnerungen auf den engen Kreis ihrer eigenen nicht eben wechselreichen Geschichte angewiesen und beschränkt sind, vergißt Erfahrungen dieser Art nicht so schnell. Der Argwohn gegen alles Fremdländische und der Haß gegen das Christenthum, diese Religion der Ausländer, vererbte sich von da an durch alle späteren Geschlechter auf dieser Insel.

Erst im Anfang unsres Jahrhunderts wandte sich die Aufmerksamkeit des christlichen Abendlands aufs Neue der herrlichen Insel und ihrer intelligenten Bevölkerung zu. Es war zunächst der auf Madagaskar in furchtbarer Ausdehnung betriebene Sklavenhandel, der die Theilnahme der brittischen Philanthropen auf sich zog. England hatte um jene Zeit mit den großartigsten Opfern die Abschaffung des Sklavenhandels beschloffen und benützte seinen allgewaltigen und über alle Meere ausgebreiteten Einfluß in edelmüthigster Weise zu dem Versuch, diesem schenßlichen Handel in aller Welt ein Ende zu machen. Es wurden in diesem Sinn nicht bloß mit den verschiedenen christlichen Mächten Europa's und Amerika's Verträge geschlossen, sondern auch mit heidnischen Machthabern und Völkern Verbindungen angeknüpft, um sie zur Unterdrückung des Menschenhandels zu bewegen. Je schwunghafter nun von Madagaskar aus derselbe betrieben wurde, desto lebhafter mußte England sich veranlaßt fühlen, seinen menschenfreundlichen Einfluß auch dort geltend zu machen, zumal da seine Besitzungen in Indien und im indischen Meere (namentlich die Insel Mauritius) so nahe bei Madagaskar lagen. Es war ein wunderbares providentielles Zusammentreffen, daß eben um jene Zeit (1810) ein junger reichbegabter, strebsamer und wohlwollender Fürst, Radama I., den Thron der Howa's (des kräftigsten Stammes auf der Insel) bestieg und ein großes Reich mit vier Provinzen von seinem Vater ererbte. Ein großartiger Gedanke war es, der die Brust des jungen kräftigen Fürsten und sein ganzes Sinnen und Denken erfüllte: es war der Wunsch, König und Herr der ganzen Insel zu werden. Die Unterhandlungen nun, welche der damalige brittische

Statthalter von Mauritius, Farquhar, mit diesem strebsamen Fürsten zur Unterdrückung des Sklavenhandels anknüpfte, schienen dem letzteren den Weg zu bahnen, um zu seinem ersehnten Ziele zu gelangen. In dem Vertrag von Tamatave (1817) verpflichtete sich Radama, den Sklavenhandel auf der ganzen Insel auszurotten; dagegen erbot sich England, ihm als Entschädigung für den ihm daraus erwachsenden Verlust alljährlich eine beträchtliche Anzahl europäischer Feuerwaffen und Uniformen zu liefern. Es war dieß das erwünschte Mittel für den jungen Fürsten, um die zahlreichen Stämme der Insel zur Unterwerfung und zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu bringen. Bei diesem neu angeknüpften Verkehr mit einer christlichen Macht konnte es aber dem intelligenten Könige nicht entgehen, welche Vortheile jene höhere abendländische Bildung gewährte, die er bei seinen brittischen Bundesgenossen wahrnahm. Es war deshalb dem edlen Statthalter von Mauritius und seinem gleichgesinnten Agenten Hastie nicht schwer, in dem einsichtsvollen König den Wunsch rege machen, daß englische Lehrer und Handwerker nach Madagaskar kommen und sein Volk mit der Bildung des Abendlands bekannt machen möchten. Durch Farquhar's Vermittlung geschah es, daß mit Ende 1818 zwei Missionare der Londoner MG. auf der Insel landeten und eine Schule begannen. Allein schon wenige Wochen darauf starben beide Missionsfrauen und einer der Missionare, — man vermuthet, an Gift. Sei es der Zorn der Sklavenhändler, oder sei es der alte vererbte Haß und Argwohn gegen christliche Ausländer, — genug, dieser erste Versuch der evangelischen Mission mißlang, und auch der überlebende Missionar (Jones) mußte die Insel wieder verlassen.

Im Okt. 1820 gelang es dem unermüdlchen Farquhar, den früheren Vertrag mit Radama zu erneuern. Wie sehr es dem König ein Ernst war, abendländische Bildung (nicht das Christenthum) seinem Volke zugänglich zu machen, zeigt der Umstand, daß er eines theils die Bedingung machte, 10 junge Madagassen nach Mauritius, und 10 andere sogar nach England zur Erziehung und Ausbildung senden zu dürfen (unter den letzteren war ein königlicher Prinz), anderntheils den Wunsch aussprach, daß, wenn neue englische Lehrer auf der Insel sich ansiedeln würden, mit ihnen eine Anzahl tüchtiger Handwerker kommen sollte. Es ist augenscheinlich, daß Radama den unlösbaren Zusammenhang, in welchem die ganze abendländische Civilisation mit dem Christenthum steht, nicht zu erkennen im

Stande war. Er ehrte die englischen Missionare, welche 1821 und in den folgenden Jahren, begleitet von vier christlichen Handwerkern, auf der Insel eintrafen, als Verbreiter und Lehrer der Civilisation, und erklärte, daß er „ihr Vater“ sein wolle; aber er war — fast möchten wir sagen — unangenehm überrascht, als er fand, daß mit der christlichen Civilisation auch das Christenthum selbst in sein Land einzog und unerhört rasche Fortschritte machte. Auf der einen Seite war er hoch erfreut zu sehen, daß englische Künste und Gewerbe sich auf der Insel außerordentlich ausbreiteten, daß eine madagassische Buchdruckerpresse bald eine Reihe von Schriften in der Landessprache lieferte, und daß binnen zehn Jahren mehr als 10,000 Madagassen fertig zu lesen im Stande waren. Auf der andern Seite ließ er schon im J. 1825, als die Missionare eifrig das Evangelium predigten und da und dort Kapellen errichteten, diesen eifrigen Männern sagen: „Sie seien zu thätig und allzu eifrig; auf diese Weise würden sie das Unterste zu oberst lehren; im Fortschreiten zum Besseren müsse man vorsichtig zu Werke gehen; das Volk aber wolle von keinem andern Gotte hören.“ Es kam ihm offenbar höchst ungelegen, daß da und dort einzelne Eingeborene wirklich zum Christenthum sich bekehrten und die Taufe verlangten. Bis unmittelbar vor seinem Tode gab er es nicht zu, daß ein Madagasse getauft wurde; und fast möchten wir glauben, Radama hätte der christlichen Mission überhaupt ein Ende gemacht, wenn er nicht von den Engländern in anderer Weise so große Vortheile gezogen hätte. Denn außer den werthvollen Waffensendungen, die er von England alljährlich als Geschenk bezog, hatte er noch den Vortheil, daß ein brittischer Offizier das madagassische Militär in europäischer Taktik einübte, so daß Radama einen Sieg um den andern über die kriegerischen Volksstämme der Insel erfocht. Erst im Jahr 1828, als der König schon an seiner tödtlichen Krankheit darniederlag, ließ er von seinem Krankenlager aus bekannt machen, daß es Jedem seiner Unterthanen frei stehen soll, sich taufen und nach christlichem Ritus sich trauen zu lassen; doch auch dazu verstand er sich nicht eher, als bis er aus dem Munde des Missionars Jones die Versicherung erhalten hatte, daß mit der christlichen Taufe keinerlei politische Folgen, (Bund mit dem Ausland u.) verbunden seien. Wenige Wochen nachher (27. Juli 1828) verschied er.

Mit diesen kurzen Umrissen glauben wir das Urtheil über den König Radama I und über die Günst, welche er der christlichen Mission zu Theil werden ließ, auf sein richtiges Maass zurückgeführt zu haben. Das Christenthum fand, den Wünschen dieses Fürsten zuwider, Eingang unter dem Volke, und doch mußte merkwürdiger Weise er selbst, ohne es zu wollen und zu ahnen, das wirksamste und nachhaltigste Mittel in Anwendung bringen, um der christlichen Religion die rascheste Verbreitung unter seinen Madagassen und eine bleibende Stätte auf der Insel zu verschaffen. Dieses Mittel waren die Schulen, die er so sehr unterstützte und förderte, und die Buchdruckerpresse, welcher er so große Günst zuwandte. Ein Volk, das lesen kann, und dem die Bibel in seiner Muttersprache gegeben ist, vermag nie mehr vollständig ins Heidenthum zurückzufallen. Als Radama starb, befanden sich nur etwa 50 wahrhaft bekehrte Madagassen auf der Insel; aber viele Tausende waren des Lesens kundig, und als Lesebuch diente ihnen die madagassische Bibel samt einem christlichen Liederbuch und einer Reihe von Schulbüchern. Wäre jetzt eine christliche Regierung gefolgt, so wäre ohne Zweifel nach wenigen Jahren, wenn auch nicht ohne Kampf, der größte Theil des Volkes dem Christenthum zugefallen; aber ebenso unzweifelhaft hätte diesem Christenthum die tiefere Begründung und Lauterkeit gefehlt. Es mußte nach Gottes Rath ein Feuer der Trübsal über die junge Christengemeinde ergehen, in welchem sie nicht nur gründlich geläutert, sondern ebendadurch auch zu einer Macht herangebildet wurde, die im scheinbaren Unterliegen erst zum rechten Sieg hindurchdrang.

Mit dem Regierungsantritt der königlichen Wittve Ranavalona, dieser energischen und entschlossenen Frau, gewann jener Widerwille gegen die ausländische Religion, welcher schon in Radama unverkennbar vorhanden war, die Oberhand, und zwar zunächst aus denselben politischen Gründen, die schon den verstorbenen König beunruhigt hatten. Die Christen galten als Verbündete einer ausländischen Macht; deshalb konnten sie nicht geduldet werden. Zuerst mußten die hohen und einflußreichen Gönner des Christenthums beseitigt werden. Der erste, der als Opfer fiel, war ein königlicher Prinz, der das Evangelium liebte. Ihn hatte der verstorbene König zum Nachfolger ernannt; er mußte zuerst geopfert werden. Mit ihm fiel seine ganze Familie. Ihm folgte eine Reihe königlicher Verwandten, denen eine Anhänglichkeit an das Christenthum zur Last fiel. Selbst der Liebling

der Königin, — derselbe Mann, der ihr zur Thronbesteigung wesentlich verholfen hatte, — mußte fallen, weil er eine Hauptstütze der Mission, namentlich des Schulwesens, gewesen war. Politische und religiöse Gründe wirkten bei diesen blutigen Hinrichtungen überall zusammen.

Den Missionaren selbst ward anfangs der gleiche Schutz zugesagt, den sie unter Radama genossen. Aber sie fühlten, daß eine drohende Gewitterwolke heraufzog. Ranavalona war klug genug, dem mächtigen Ausland, unter dessen Protektion die englischen Missionare standen, keinen direkten Anlaß zur Klage oder gar zum militärischen Einschreiten zu geben. Das bisherige System sollte still und langsam untergraben werden, bis der Zeitpunkt gekommen wäre, wo sie sich aller Ausländer ohne Gefahr entledigen könnte. Ja eine Zeitlang schien es, als wenn sie dem Christenthum vollen Raum gewähren wollte, mehr noch, als ihr verstorbener Gemahl. Sie ließ es ums Jahr 1831 zu, daß in ihrer Hauptstadt zwei neue Kirchen eröffnet wurden, daß selbst gläubige Madagassen darin predigten, und daß im Mai des genannten Jahrs zwanzig Eingeborene — die Erstlinge des Herrscherstammes der Howa's — daselbst getauft wurden. Allein dieß war nur ein Akt politischer Klugheit. Denn eben um jene Zeit hatten die Franzosen ihre alten nie vergessenen Ansprüche auf Madagaskar erneuert und einen Theil der Küste militärisch besetzt. Die Klugheit erforderte, daß die Engländer (und die Missionare gehörten ja diesem Volke an) nicht unnöthig verletzt würden. Nachdem aber die von Frankreich her drohende Gefahr glücklich abgewendet schien, konnte die Königin auch freier gegen die englische Mission handeln. Und wahrlich, ihr Verfahren war bewundernswürdig klug. Sie leerte vor Allem die Schulen, indem sie sämtliche eingeborene Lehrer und alle über 13 Jahre alten Schüler ins Herr steckte. Sie verbot, in den Schulen etwas vom Christenthum zu lehren; den heidnischen Gegnern der Christen wurde gestattet, ungestraft die letzteren zu verhöhnen und selbst zu mißhandeln; die treue Ausübung und Befolgung der altväterlichen Gebräuche wurde eingeschärft, und Klagen wider solche, die dieselben übertraten, bereitwillig angenommen. Als nun aber demungeachtet die Zahl der Gläubigen sich mehrte, als die ins Heer gesteckten Lehrer und Schüler ihre Bibel mit sich nahmen und nicht nur selbst ihre Andachtsübungen fortsetzten, sondern auch Anderen den Herrn Jesum predigten; als die Verurtheilten und Bestraften an ihrem Glauben

festhielten, ja als die beginnende Hitze der Trübsal die eingeborenen Christen nur noch herrlicher auszureifen schien, da glaubte die Königin zu erststen Maßregeln schreiten zu müssen. Es bedurfte nur noch eines besondern Anlasses.

Im Februar 1835 kam ein angesehener Häuptling nach der Hauptstadt und begehrte die Königin zu sprechen. Er ward vorgelassen und redete sie also an: „Ich fordere von Dir einen Speer, — einen scharfen blanken Speer. Ich habe die Schmach gesehen, die diese Fremden den Göttern zufügen. Sie wenden die Herzen des Volks von den Sitten der Väter ab, ja von der Königin und ihren Nachfolgern, durch ihren Unterricht, ihre Brüderschaft, ihre Bücher. Schon haben sie Viele von hohem Stand und Ansehen am Hof und im Heere für sich gewonnen, auch viele Landleute und Schaaren von Sklaven. Alles dieses ist nur Vorbereitung. Aus der Heimat dieser Fremden wird auf ihren Wink ein Kriegsheer kommen und das Land in Besitz nehmen. Dieses Unglück will ich nicht erleben; darum, o Königin, fordere ich von Dir einen Speer, um mein Herz zu durchbohren.“ Ranavalona brach in heftiges Weinen aus, schwieg eine halbe Stunde und erklärte hernach feierlich, sie wolle dem Christenthum ein Ende machen, und wenn es auch allen Christen das Leben kosten würde.

Wie treulich die Königin, soviel an ihr lag, Wort gehalten, ist bekannt. Es gehört nicht hieher, die Reihe blutiger Verfolgungen zu schildern, die nun ihren Anfang nahmen und, obwohl mit jeweiliger Unterbrechung, fast bis zu ihrem Tode in größerer oder geringerer Schärfe fort dauerten. Es liegt uns nur an zu zeigen, wie bei dieser entschlossenen und klugen Frau vornemlich politische Gründe mitwirkten, als sie dem Christenthum auf der ganzen Insel ein Ende zu machen unternahm. Man weiß aber, wie gründlich ihr dieses Vornehmen mißlang. Als es vor einigen Jahren dem Missionar Ellis glückte, einen Besuch auf Madagaskar zu machen, glaubte er behaupten zu dürfen, daß aus den 50 bekehrten Christen, die bei der Vertreibung der Missionare von der Insel (1836) dort sich fanden, wohl 5000 (wo nicht noch viel mehrere) geworden seien. Bedeutungsvoller noch ist aber die Thatsache, welche schon im Anfang der 50er Jahre nach Europa kam, daß der eigene Sohn der Königin, der Prinz Rakoto, ein entschiedener Bekenner des Christenthums sei. Es ist dieß derselbe Prinz, der nun unter so eigenthümlichen Umständen — ja nach dem

eigenen Willen der verstorbenen Königin — den Thron von Madagaskar bestiegen hat. Dieß ist aber ein so bedeutungsvolles Ereigniß, daß es für den Freund der Mission ein Bedürfniß ist, den Zusammenhang und die Tragweite desselben genauer kennen zu lernen.

Vor allen Dingen ist es eine merkwürdige Thatsache, daß die Königin Ranavalona, nachdem sie alle Europäer von der Insel verbannt hatte, zwei Franzosen bei sich in nächster Nähe behielt. Der eine ist ein gewisser Lambert, der zugleich zwei verkappte Jesuitenpriester als Diener bei sich hatte; des Andern Name ist Laborde. Es scheint, daß sie die Gunst der Königin durch äußerst kluges Benehmen, durch erheuchelte unterthänigste Verehrung für die königliche Majestät und durch große Geschenke für sich zu gewinnen wußten. Wenn man sich erinnert, daß der Hof von Madagaskar eine eigenthümliche Mischung von europäischer Bildung und asiatischer Leppigkeit darbietet, und daß Bälle, Spielparthieen und musikalische Unterhaltungen ein Stück der Hofbelustigungen ausmachen, so begreift man, daß zwei gewandte Franzosen, die in der Anordnung solcher Vergnügungen eine anererbte nationale Meisterschaft besaßen, die Lieblinge des Hofes und selbst der alternden Königin werden konnten. Daß diese beiden Hofmänner aber daneben sowohl religiöse Intriguen hinter dem Rücken der Königin spielten, als auch politische Umtriebe mit geschickter Hand einzuleiten verstanden, das zeigen folgende Thatsachen. Um die Mitte des Jahres 1860 kamen bei Missionar Cameron, der früher selbst auf Madagaskar gewirkt hatte und nun gerade in der Kapstadt sich aufhielt, drei Briefe von christlichen Madagassen an. Das zweite dieser Sendschreiben, aus der Hauptstadt Tananarivo datirt, hatte einen Mann zum Verfasser, der bei einer der frühesten Verfolgungen samt seinem Weibe durch die Flucht sich gerettet hatte und nun im Verborgenen sich zur christlichen Kirche hielt. In seinem Briefe nun sagt er unter Anderem: „Was die Intriguen betrifft, welche Lambert und seine Genossen anzettelten, so habe ich keinerlei Theil daran. Ich habe mich nie mit ihm und seinen Genossen in Unterhandlungen eingelassen. Denn es besteht ja bei uns der große Bund, den wir mit den [englischen] Missionaren geschlossen haben, daß wir niemals irgend einer andern Lehre, als derjenigen, die wir von ihnen empfangen hatten, zufallen wollten.“

Lambert lud uns umherirrende Christen alle, sowie auch die Vorsteher unsrer Kirche, zu sich ein; aber ich weigerte mich zu gehen, und ich preise Gott, daß Er mich davor bewahrt hat. Ich wußte zum Voraus, daß, wenn ich ihm [Lambert] folgen würde, dieß über mich, meine Frau und meine Kinder große Trübsal bringen müßte, und daß Niemand uns zu retten im Stande gewesen wäre."

Diese Aeußerungen müßten uns räthselhaft sein, wenn uns nicht andere Berichte aus der neuesten Zeit Alles klar machten. Daß Lambert die römische Lehre den madagassischen Christen aufdrängen wollte,*) geht aus jenem Briefe deutlich genug hervor; aber wir erfahren nun auch, daß er diese Christen, ja sogar den königlichen Prinzen Rakoto, dazu benützen wollte, die regierende Königin zu stürzen und die ganze herrliche Insel (ebenso wie es einst bei Tahiti geschah) unter das „Protektorat“ Frankreichs zu bringen. Der kluge Franzose hatte sich nemlich ebenso sehr in die Gunst und Freundschaft des Prinzen, wie in die seiner Mutter, einzuschmeicheln gewußt, und Rakoto scheint ihm unbedingtes Vertrauen geschenkt zu haben. Dieses Vertrauen benützend, veranlaßte Lambert den Prinzen im Jahr 1857, einen geheimen Vertrag zu unterzeichnen, worin dem Kaiser Napoleon III das Protektorat über Madagaskar angeboten wurde, falls dieser dem Prinzen behülflich wäre, seine Mutter vom Thron zu entfernen. „Es ist aller Grund vorhanden zu glauben,“ heißt es in dem Bericht, aus dem wir schöpfen, „daß der Prinz über den Inhalt des Dokuments, zu dessen Unterzeichnung Lambert ihn zu bewegen wußte, vollständig irre geführt wurde, indem er die französische Sprache nicht versteht. Lambert eilte mit diesem Aktenstück nach Europa; allein die französische Regierung theilte den Inhalt desselben sofort dem englischen Minister Lord Clarendon mit und weigerte sich, in der Sache irgend einen Schritt zu thun ohne die Zustimmung Englands. Nach seiner Rückkehr nach Madagaskar versuchte er, zusammen mit Laborde, auf eigene Faust einen Staatsstreich zu Gunsten des Prinzen Rakoto auszuführen; aber auch dieser mißlang.“ — So lautet der kurze Bericht. Aus andern Nachrichten wissen wir, daß im Jahr 1857 die Verschwörung

*) Im Jahr 1856 gelang es einem französischen Priester, Namens Jonan, nach der Hauptstadt zu kommen und eine Zeitlang dort als „Lehrer der Mathematik“ sich aufzuhalten. Von ihm gieng nachher die Behauptung aus, daß auch der Prinz Rakoto sich zum Katholicismus bekehrt habe; auch war er einer der Hauptintriguanten bei dem politischen Komplott.

entdeckt, daß Lambert samt dem Priester Jouan und allen andern Franzosen von der Insel verbannt, und daß die Verfolgung über die Christen, denen ohne Unterschied Mitwissenschaft und Mitschuld zur Last gelegt ward, blutiger als je erneuert wurde.

Doch wir müssen den Prinzen Rakoto selbst näher kennen lernen. Wann und wie er mit dem Christenthum bekannt wurde, und ob er wirklich ein entschiedener Christ sei, darüber ist bis jetzt noch keine sichere Nachricht uns zugekommen. Missionar Ellis, der ihn im Jahr 1856 in der Hauptstadt öfters sprach und mit ihm wichtige Unterredungen hatte, wagt in seinem Buche aus natürlichen Gründen nicht, sich frei über ihn auszusprechen, da dieses sein Buch ohne Zweifel am Hofe zu Tananarivo bekannt und gelesen wurde. Er schildert ihn aber als einen „offenen, ehrlichen, biederem Charakter, als einen Feind von Lug, Trug und Verrath. Er interessirt sich lebhaft für England und Alles, was Politik, Bildung und Gesittung angeht. Oft sprach der Prinz mit ihm über Beglückung seines Volkes, über Handel und Gewerbe, über Schulen und dergleichen, und sagte, er würde Alles anwenden, um sein Volk glücklich zu machen, und sollte es auch sein Leben kosten. Dabei bemerkte er, daß er sein Vertrauen auf Gott setze, der sei sein Schutz und Trutz, und Herr über sein Leben. . . Er verabscheut die Grausamkeit und hält ein Menschenleben für ein Heiligthum. Die Ehrfurcht, die er seiner Mutter beweist, und der Respekt vor den Gesetzen des Landes zeugen von seiner Festigkeit und Gewissenhaftigkeit. Obgleich er die jetzige Verwaltung verabscheut, würde er doch der Erste sein, der in der Vertheidigung seiner Mutter das Leben ließe; dabei verläßt er keinen passenden Anlaß, um einen heilsamen Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes zu üben. . . Seinem Schutz haben auch viele eingeborene Christen (namentlich während der letzten Verfolgungen) ihr Leben zu verdanken.“

Wie weit diese überaus günstige Charakteristik ihre volle Wahrheit und Berechtigung habe, vermögen wir natürlich nicht zu beurtheilen; doch sind uns zwei Thatsachen in nicht geringem Maasse bedenklich. Die eine ist seine enge Verbindung und intime Freundschaft mit einem Manne, wie Lambert. „Sobald Rakoto als König Radama II den Thron bestiegen,“ heißt es in den neuesten Berichten, „eilten Lambert und der Vater Jouan mit zwei andern Priestern (von der französischen Insel Bourbon oder Reunion her) nach der Hauptstadt. Der jugendliche König betraute Herrn Lambert mit einer Mission

an die Höfe von Frankreich und England, um ihnen seine Thronbesteigung als König der Howa's zu notificiren. Zugleich sagt man, daß der König die Absicht habe, Lambert zu seinem Premier-Minister zu machen, und daß er demselben bereits eine bedeutende Landstrecke abgetreten habe, auf welcher sich reiche Minen befinden, die von einer englisch-französischen Bergwerks-Kompagnie bearbeitet und ausgebeutet werden sollen." Die andere Thatsache, die uns bedenklich macht, liegt in dem Grund dieser vertrauten Verbindung mit Lambert und Jonan. Es heißt in dem öfters erwähnten Bericht: „Der Prinz fühlt sich ihnen ganz besonders zum Dank verpflichtet um der Gefahren willen, denen sie sich um seinetwillen ausgesetzt haben.“ Was soll dieß anders heißen, als daß Rakoto um die Verschwörungen und Umsturzpläne gewußt, welche jene Männer gegen die Königin Mutter und zu Gunsten ihres Sohnes unternommen, aber nicht durchzuführen vermocht hatten? Wir können uns täuschen; aber wenn die eben genannte Vermuthung richtig wäre, so muß das günstige Urtheil, das Ellis über den Prinzen fällt, wesentliche Beschränkungen erleiden. Auch jene Besorgniß, welche schon öfters durch die öffentlichen Blätter gieng, daß nemlich Rakoto-Radama dem Katholicismus sich zugewendet habe, muß so lange als nicht ganz unbegründet stehen bleiben, als nicht ganz klare und bestimmte Erklärungen diesen Verdacht entfernen.

Die Art und Weise nun, wie dieser Prinz zum Throne kam, ist jedenfalls denkwürdig und bedeutungsvoll. Es ist bekannt, daß die Königin Ranavalona in früheren Jahren ihren Neffen Ramboasalama (den Sohn einer ihrer Schwestern) adoptirt und zum Thronfolger bestimmt hatte, mit Uebergehung ihres eigenen Sohnes Rakoto-Radama. Je älter sie aber wurde, desto stärker machte sich die natürliche Liebe zu ihrem einzigen eigenen Sohne in ihrem Herzen geltend; auch wußte Rakoto durch ehrerbietige Hingebung, vielleicht auch durch Klugheit und Gewandtheit, das Herz der Mutter zu gewinnen. Ohne Zweifel hatten auch andere Anhänger des Prinzen zu dieser Wendung der Dinge mitgewirkt. Genug, in der alternden Königin wurde der Wunsch immer lebhafter, den eigenen Sohn zum Erben des Thrones zu machen. Die Sache war aber mit großen Schwierigkeiten verbunden. Auf der Seite Ramboasalama's, ihres Neffen, stand nicht nur das früher gegebene königliche Wort und somit ein wohlbegründetes Recht, sondern auch eine überaus mächtige Partei der Großen des Reichs. Er war das Haupt und die Stütze der großen

christenfeindlichen Faktion, die zur blutigen Verfolgung der Christen und zur völligen Vernichtung des christlichen Namens auf der Insel wesentlich mitgewirkt hatte. Eine Reihe der höchsten Offiziere der Armee und der angesehensten Civilbeamten des Reichs stand auf seiner Seite. Mit ihnen Allen den Kampf aufzunehmen, mußte selbst für die kräftige entschlossene Königin nicht leicht sein. Je deutlicher aber ihre Vorliebe für Rakoto hervortrat, desto gefährvoller wurde die Stellung dieses Prinzen. Mehr als einmal wurde sein Leben ernstlich bedroht, und wie er selbst gegen Missionar Ellis sich äußerte, „nur der besondere Schutz Gottes vereitelte die wiederholten Mordanschläge seiner Feinde.“ Dieß Alles mußte die alternde Königin gegen die Gegner ihres Sohnes nur erbittern und sie endlich veranlassen, einen entscheidenden Schritt in der Sache zu thun. Wie dieser Schritt geschehen sein soll, erzählt das Schreiben eines auf Mauritius lebenden madagassischen Christen vom Frühling des Jahres 1860. Wir geben die Erzählung, wie sie da steht, obgleich wir nicht unterlassen können, darauf hinzuweisen, daß der Schreiber des Briefes kaum als ein ganz authentischer Berichterstatter gelten kann.

„Rakoto trat zu seiner Mutter,“ heißt es darin, „und sprach zu ihr folgender Maßen: 'Ich lasse dich wissen, Mutter, daß, sobald du die Augen schließt, die Leute mich tödten und den Prinzen Ramboasalama zum Königsthron erheben werden; denn sie sagen, ich sei nicht der Sohn Radama's [des verstorbenen Königs und des Gemahls der Königin Ranavalona]. Auch sagen die Leute, Ramboasalama werde ein besserer König sein; denn sein Vater und seine Mutter seien königlichen Stammes.' — Als die Königin dieß vernahm, fragte sie: 'Wer sind die, die da sagen, du seiest nicht Radama's Sohn?' Der Prinz erwiderte: 'Die Leute in der Stadt sagen so, aber die Worte kamen aus dem Munde der beiden Offiziere des vierzehnten (höchsten) Ranges [die Namen sind absichtlich in dem gedruckten Bericht nicht genannt] und beider beiden Schwestern. Von ihnen haben die Leute gehört, ich sei nicht Radama's Sohn.' Als die Königin dieß hörte, ward sie zornig und ließ die vier genannten hohen Personen tödten — man sagt, durch Gift.

„Etwa anderthalb Monate nach dem Tode dieser Vier fieng die Königin an, Vorbereitungen zu einer großen und wichtigen Feierlichkeit zu treffen. An einem bestimmten Tage schmückte sie eine Tafel im königlichen Palast aufs schönste, nahm zwei silberne Becher und

goß in jeden derselben ein wenig Wasser; dann legte sie in den einen Becher ein äußerst werthvolles Juwel, und in den andern that sie ein wenig Erde vom Grabe des verstorbenen Königs Nadama. Endlich bedeckte sie beide Becher, band die Deckel fest zu und stellte sie auf die Tafel. Niemand aber wußte, wozu dieß Alles geschah. Nun berief die Königin die Richter (oder höchsten Civilbeamten) und die Offiziere der Armee in den Palaß. Als diese sich versammelt hatten, wurden die beiden Prinzen [Ramboasalama, ihr Neffe und Adoptivsohn, und Rakoto Nadama, ihr eigener Sohn] herbeigerufen. Darauf sprach die Königin: 'Sehet, was ich gethan habe: zwei Becher stehen hier auf der Tafel. Was ich hier gethan, ist ein Scherz, der uns Allen viel wird zu lachen geben. Sehet, die Silberbecher sind für euch beide Prinzen. Ich habe aber etwas hineingethan: es greife nun jeder von euch zu und nehme einen dieser Becher. Dann wollen wir Alle ein großes Fest mit diesen Richtern und Offizieren halten.' Nun erhob sich zuerst Prinz Ramboasalama und nahm einen der Becher, und dann stand Prinz Rakoto auf und ergriff den andern. So standen beide vor dem Tische, worauf die Königin sprach: 'Kommet näher zur Tafel, etliche von euch Richtern, und du, Raharo vom vierzehnten Rang, und schauet, was in den Bechern ist.' Als nun der Becher Ramboasalama's eröffnet ward, fanden sie (die Richter) das Juwel darin, während Rakoto's Gefäß die Erde enthielt. So gaben denn die Richter und Offiziere der Königin Bescheid und sprachen: 'Gepriesen seist du, o Königin! Also haben wir es gesehen: in dem Becher des Prinzen Ramboasalama befindet sich ein Juwel, und in dem des Prinzen Rakoto ist etwas von dunklem Aussehen, als wenn es Erde wäre.'

„Da erhob sich die Königin von ihrem Sitz und sprach vor allen Offizieren und Richtern: 'Die Bedeutung von dem, was ich mit den beiden Bechern gethan habe, ist diese: Ich, Königin Ramavalona, bin nun alt, und ich habe zwei Söhne. Aber weder ich, die Königin, weiß, noch wisset ihr, meine Offiziere und Beamten, welcher von Beiden das Reich am besten regieren wird; deshalb habe ich dieses vorgenommen. Ich habe alle unsre verstorbenen Vorfahren und die zwölf Berge angerufen; ich habe die zwölf Könige, und Nadama's Grab, und die Kraft aller Könige angerufen; die heilige Entscheidung dieser Aller habe ich mir erseht, denn Gott hat sie Alle geheiligt. Und folgendes war mein Gedanke: Derjenige, der im Stande sein

wird, das Reich wohl zu regieren, der das Volk richtig zu lenken und das Land von Madagaskar zu schirmen vermögen wird, das soll der sein, welcher den Becher mit der Erde in der Hand hält. Und da ich diese Sache selbst vorbereitet habe, ungesehen von euch Allen — denn ich habe es allein veranstaltet —; da ferner es allein den beiden Prinzen zustand, die Becher vom Tische zu nehmen, euch (Richtern) aber allein es zukam, den Inhalt der Becher zu untersuchen; und da ihr nun saget, daß die Erde in Rakoto's Becher gefunden ward, — so erkläre ich euch hiemit, daß dem Prinzen Rakoto das Reich gehören soll; denn es war das Fleisch Radama's, das ich von Radama's Grab nahm und in den Becher that. Deshalb gehört dem Prinzen Rakoto dieses Madagaskar.'

„Dann erhob sich Raharo, vom vierzehnten Ehrenrang, und erwiderte auf diese Erklärung der Königin folgendes: 'Gepriesen seist du, o Königin! Schon lange haben wir, dein Volk, dir geschworen, daß wir lieber sterben wollen, als deinen Befehlen widerstreben. Und nun hast du in unsrer Gegenwart diese Sache gethan. Diese Sache ist gut, — wir billigen dieß, o Königin.' Darauf erhob sich Prinz Ramboasalama und sprach: 'Das sage ich dir, o Königin, und euch Allen, ihr Männer der Weisheit, daß, was Rakoto befiehlt, dem werde ich gehorchen; denn er ist der Herrscher des Landes Madagaskar.'

„Und als die ganze Festlichkeit vollendet war, freute sich alles Volk hoch; und ein großes Gastmahl von fettem Rindvieh ward bereitet samt starkem Getränk, und dieses Gastmahl soll vier Tage in der Hauptstadt gewährt haben.“

So schreibt ein eingeborener Madagasse, der um seines Glaubens willen sein Vaterland verlassen mußte und bis dahin auf der Insel Mauritius lebte. Wie weit der Bericht authentisch sei, namentlich aber ob bei diesem eigenthümlichen „Gottesgericht“, das mittelst der beiden Becher ausgeführt worden sein soll, nicht geheime Verabredungen zwischen der Königin Mutter und ihrem Sohne Rakoto stattgefunden haben, können wir nicht sagen. Jedenfalls ist auffallend, daß der hohe Offizier Raharo laut jenem Bericht bei dem Vorgang eine so wichtige Rolle spielte. Dieser Raharo nemlich ist ein erklärter Anhänger des Prinzen Rakoto und steht zugleich 'als General an der Spitze eines Heeres von 30,000 disciplinirten Madagassen. „Er gehört zu einer reichen und angesehenen Familie,“ schreiben die Missionare schon im Jahr 1860, „und hat den Prinzen von jeher in sei-

nen Bemühungen, die schwer verfolgten Christen zu retten, kräftig unterstützt. Es ist wahrscheinlich, daß weit mehr Christen zum Tode wären verurtheilt worden, wenn nicht diese beiden jungen Männer [Raharo und der Prinz] ihr Schuß gewesen wären. Es ist aller Grund vorhanden zu glauben, daß mit Raharo's Hülfe des Prinzen Thronfolge gesichert sein wird."

Diese Hoffnung ist nach den neuesten Berichten erfüllt worden. Die alte Königin starb am 18. August 1861 nach längerer Krankheit, und ihr Sohn Rafoto bestieg ohne Hinderniß den väterlichen Thron als Radama II. „Der Kronprätendent Ramboasalama," so wird berichtet, „ist nicht, wie die französischen Zeitungen fälschlich berichtet haben, von dem neuen König hingerichtet, sondern einfach aus der Hauptstadt verwiesen worden, und die Thronbesteigung Radama's II ist durch vielversprechende Akte der Weisheit bezeichnet. Einer seiner ersten Schritte war, daß er Briefe an die protestantischen Missionare auf Mauritius und auf dem Kap schrieb und ihnen erklärte, daß das Land aufs Neue den Predigern des Evangeliums offen stehe. Er hat darin bestimmt seine eigene Anhänglichkeit an das protestantische Christenthum ausgesprochen. Der hochbetagte ehrwürdige Missionar LeBrun auf Mauritius erhielt Briefe sowohl vom König als von Ra Haniraka [Raharo?], seinem ersten Sekretär, welcher ein persönlicher Freund LeBrun's ist und einst einige Zeit in England verweilte. . . Es wird in diesen Briefen ausdrücklich gesagt, daß der König entschlossen sei, sofort Schulen in großem Maßstab zur Unterweisung aller Klassen und Alter seines Volkes einzurichten. Sogleich nach dem Empfang dieser Sendschreiben reiste der jüngere LeBrun, der würdige Sohn seines Vaters, in Begleitung zweier christlichen Madagassen nach der Insel, und wird in der Hauptstadt Madagaskar's wohl mit Ende Septembers eingetroffen sein." — Zugleich kommt die Nachricht von England, daß Missionar Ellis, der persönliche Freund des neuen Königs und gründliche Kenner der Verhältnisse der Insel, am 21. Nov. nach Mauritius abgegangen ist, um im Frühling, wenn die Regenzeit vorüber sein wird, nach Madagaskar selbst hinüber zu eilen. Ebenso hat die Londoner MG. beschlossen, nächstes Frühjahr sechs ordinirte Missionare, sowie einen Arzt, einen tüchtigen Schulmann und einen geschickten Buchdrucker dahin zu senden.

Aber auch Rom ist nicht unthätig. Bereits ist Lambert mit mehreren Jesuiten-Missionaren auf der Insel eingetroffen. Die Aufrufe

der römischen Propaganda zu schleuniger Benützung des günstigen Augenblicks gehen in alle katholischen Lande aus, und in den größeren Städten Irlands ist an den Kirchen angeschlagen: „Man sucht Missionare für Madagaskar.“

Daß die Politik in diesem Augenblicke nicht müßig sein werde, ist wohl zu begreifen. Die französischen Zeitungen waren die ersten, welche die Kunde von dem Tode der Königin Ranavalona brachten und zugleich sich nicht scheuten beizufügen: Radama II habe um das Protektorat Frankreichs nachgesucht. Die Wortführer unfres Nachbarlandes haben dabei nur ihre Wünsche verrathen. Lambert, der oft genannte Franzose, der jetzt im Namen und Auftrag Radama's den europäischen Höfen die Thronbesteigung dieses Fürsten zu notificiren hat, wird auch nicht unterlassen, die Interessen Frankreichs so viel wie möglich zu unterstützen. Im „Journal des Debats“ (16. Nov.) steht ein trefflich gearbeiteter Artikel von der Feder des Mr. Jules Duval, worin das Recht Frankreichs an das Protektorat über Madagaskar ausgeführt und die kaiserliche Regierung geradezu getadelt wird, daß sie nicht längst Schritte gethan habe, ihr Recht geltend zu machen. — Andererseits hat auch England die Hände nicht in den Schooß gelegt. „König Radama,“ so lesen wir in den englischen Berichten, „hat seine Thronbesteigung in aller Form dem [brittischen] Gouverneur von Mauritius angekündigt und den Wunsch ausgesprochen, daß ein innigerer Verkehr zwischen seinem Lande und dieser Kolonie [Mauritius] hergestellt werde. Die Folge davon war, daß sofort eine Gesandtschaft an den König abgeordnet wurde, um ihm zum Antritt seiner Regierung Glück zu wünschen und ihm für die gegebene Aussicht auf erleichterten Handelsverkehr zu danken. Der gesetzgebende Rath von Mauritius votirte auch sofort 2000 Pf. Sterling, um damit dem König Geschenke an Pferden, kostbaren Geräthschaften, einem Krystall-Service u. zu machen. . . England wird somit an Radama's Hof gut vertreten sein, und es ist kaum zu besorgen, daß Frankreich irgend ein Uebergewicht dort gewinnen wird.“

Man sieht, von welchen Gefahren religiöser und politischer Natur der junge König umgeben ist. Er will unzweifelhaft das Gute; das Wohl seiner Madagassen liegt ihm am Herzen; er weiß, daß das Christenthum die Quelle aller wahren Bildung und Gesittung ist. Ein großer Theil seines Volkes seufzt nach Unterricht und nach freiem Verkehr mit dem Ausland; Tausende haben die Götzen verachtet und

das Evangelium lieben gelernt. Aber noch ist im Innern eine mächtige und einflußreiche politische Opposition vorhanden, während von Außen die eifersüchtige und egoistische Politik Frankreichs und Englands droht. Eine andere Art von Gefahr liegt in der energischen Thätigkeit Roms, sowie nicht minder in dem demoralisirenden Einfluß welchen der neu eröffnete Verkehr mit dem Ausland, insbesondere die Zuchtlosigkeit der Matrosen und die Gewissenlosigkeit selbstsüchtiger Händler, auch dort wie überall ausüben wird. Gute Wünsche helfen da nichts; es appellire, wer beten kann, ernstlich und angelegentlich an die allmächtige Gnade des großen Königs, der auch über Madagaskar Gedanken des Friedens hat.

Missionsliteratur.

1. **Kleine Missionsbibliothek**, oder Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission, von Dr. G. G. Burkhardt. Vierter Band: Oceanien. Erste Hälfte: der indische Archipel, die Sandwichs-Inseln und Mikronesien. Bielefeld, 1861.

Dieselbe fleißige und geschickte Hand, welche früher die Geschichte der evangelischen Missionen in Amerika, Afrika und auf dem Kontinent von Asien (Japan eingeschlossen) in 3 Bänden dargestellt hat, führt uns in der vorliegenden ersten Hälfte des vierten Bandes die Kampf- und Siegesgeschichte der Mission auf Java und den kleinen Sunda-Inseln, auf Sumatra und den umliegenden Gilanden, auf Borneo, Celebes, den Molukken- und Sangir-Inseln, auf den Sandwichs-Inseln und endlich auf der Menge kleinerer Gilande vor Augen, die unter dem Namen Mikronesien bekannt sind. Wir können hier nur wiederholen, was wir schon über die früheren Bände dieses schönen Werkes geäußert haben, daß durch diese fleißige, einsichtsvolle und gediegene Arbeit eine sehr fühlbare Lücke in unserer deutschen Missionsliteratur nicht nur ausgefüllt, sondern höchst befriedigend ausgefüllt ist. Es ist sichtbar, daß der liebe Verfasser selbst an und mit seinem Werke gewachsen ist und den oft sehr schwierigen Stoff mit immer größerem Geschick bewältigt. Wir glauben, es sollte dieses reichhaltige Werk, das rasch seiner Vollendung entgegengeht, keinem Freunde der evangelischen Mission fehlen, und während wir selber uns dieses Wer-

tes von Herzen und dankbar freuen, empfehlen wir dasselbe angelegentlichst allen denen, welche mit Interesse den Gang der Mission verfolgen.

Es liegt uns aber noch eine kleine und eine große Bitte an den lieben Verfasser auf dem Herzen, und wir sprechen dieselbe gerne öffentlich aus. Die kleine geht dahin, daß er dem Schlußband womöglich ein genaues und ausführliches Register über alle 4 Bände beigeben möchte. Die größere Bitte bezieht sich auf eine Aufgabe, die wir gerne dem lieben Freunde nach Vollendung des vorliegenden Werkes, gewissermaßen als Fortsetzung desselben, auferlegen möchten; wir meinen die Abfassung eines jährlich erscheinenden Missionskalenders. Es enthielte derselbe etwa eine kurze Chronik aller im vorangegangenen Jahr eingetretenen wesentlichen Vorgänge auf allen Missionsgebieten, eine Statistik aller bestehenden Missionsgesellschaften, ihrer Finanzen, ihrer Stationen und Arbeiter u. c., eine Angabe der Missionschriften, die im Jahr erschienen sind u. c. u. c. Wie oft schon ist an den Schreiber dieses der Wunsch nach einer Schrift dieser Art ergangen! Und wie manche Hand hat dazu den Versuch gemacht, ohne die Schwierigkeit solcher Arbeit zu ahnen. Niemand aber wäre hiezu besser geeignet, als der Mann, der die vier Bände der „Kleinen Missionsbibliothek“ geschrieben hat, und indem wir dem fernen, uns persönlich unbekannten Freunde diese Bitte aus Herz legen, empfehlen wir ihn und seine Arbeit dem Herrn, der allein segnen kann.

2. Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika, nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Ehrhardt und Anderen. In zwei Bänden bearbeitet von Karl Andree. Mit 8 (schönen) Tonbildern, zahlreichen eingedruckten Holzschnitten und 1 (sehr gelungenen) Karte. Leipzig, bei Herm. Costenoble, 1861.

Was in verschiedenen größeren, für Manche schwer zugänglichen, englischen und deutschen Werken zerstreut sich findet und dort zugleich mit vielen, für das größere Publikum weniger interessanten Specialitäten vermischt ist, das hat der Verfasser dieses schönen Werkes mit geschickter Auswahl zusammengeordnet und in anziehender Form dargestellt. Arabien und Ostafrika sind die Länder, auf welche in unsern Tagen mit großer Spannung die Augen gerichtet sind; es sind zugleich zum Theil Gegenden, deren genauere Kenntniß erst der neueren Zeit vorbehalten blieb. Auch für die Mission eröffnet sich dort (wenigstens in Ostafrika) ein neues, großes und hoffnungsreiches Gebiet, und es ist eine denkwürdige Thatsache, daß evangelische Missionare es waren, welche die ersten bedeutungsvollen Schritte zur Eröffnung dieser Länder, sowohl für die Kenntniß des Geographen als für die Verbreitung des Evangeliums, gethan haben.

Während nun der erste Band des vorliegenden Werks die gefährvollen

und wechselreichen Reisen Burton's nach Medina und Mekka in Arabien, und seine kühnen Wanderungen im Somali-Land bis nach Härrär auf höchst fesselnde Weise schildert, — wobei freilich das Gemüth des Christen nicht immer erbaut wird durch die Leichtigkeit, mit welcher der englische Reisende, um seines Zweckes willen, seinen christlichen Glauben verbirgt, wo nicht fast verlängnet; so führt uns der zweite Band ausschließlich nach Ostafrika. Hier werden die kühnen folgenreichen Expeditionen Burton's und Speke's nach Zansibar bis zum Tanganyika- und Nyassa-See; dann des deutschen Missionärs Rebmann Wanderung nach Oshagga, und endlich die Reisen des unermüdlchen Miss. Dr. Krapp im äquatorialen Afrika und in Abessinien mit tüchtiger Hand und in wohlgeordnetem Zusammenhang erzählt. Wir glauben nicht, daß irgend Jemand, der dieses lehrreiche Werk zur Hand nimmt, dasselbe ohne eine Fülle von Belehrung, ohne die lebhaftesten Eindrücke und ohne mannigfache Erhebung des Gemüths wieder niederlegen wird. Die schöne und reiche Ausstattung des Buchs durch den Verleger verdient besonders ehrende Erwähnung. Wir empfehlen den Freunden der Mission und Länderkunde dieses Werk mit guter Zuversicht.

3. Das Gebirgsthal Afrika's, oder die Kirche in Regentstown in Westafrika. Deutsch von Dr. Friedr. Werschmann. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1862.

Um's Jahr 1812 lebte in London ein armer deutscher Arbeiter aus Hannover, Johnson mit Namen, der gleich so vielen seiner Landsleute in einer der großen Zuckerraffinerien der Weltstadt einen ebenso sauern als geringen Verdienst fand. Er verheirathete sich, und nun erst kehrte Hunger und Kummer wie ein Gewappneter bei ihm ein. Einen Heiland kannte er nicht, obgleich er vor Menschen ein rechtschaffenes Leben führte. An einem Tage der größten Noth fiel ihm ein Spruch ein, den er als Schulknabe gelernt hatte, — der Spruch: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.“ An dem Faden dieser Jugenderinnerung zog ihn der Herr zu sich. Johnson rief an jenem Tage der äußersten Noth aus tiefster Seele den ihm noch unbekannten Gott an. Eine auffallende Wunderhülfe, die er sofort erfuhr, weckte und begründete in ihm den Glauben, daß Gott ein lebendiger Gott sei, der zu seinem Wort: „Ich will dich erhören“, auch in Treue und Wahrheit steht. Nun war es an Johnson, auch seinerseits der Aufforderung zu genügen: „so sollst du mich preisen.“ Er suchte die deutsche Kirche des sel. Dr. Steinkopf in London auf. Sein inneres und äußeres Leben ward von nun an ein Leben „zum Preise Gottes“. Um jene Zeit suchte die englisch-kirchliche MG. Arbeiter für ihre Mission in Sierra Leone, Westafrika. Der arme, aber

in Gott reiche Johnson fand samt seinem gottesfürchtigen Weibe keine Ruhe mehr, bis er seine Dienste für die Mission in Afrika der Kommittee angeboten hatte. Sie nahm ihn an und sandte ihn als Katechist nach Sierra Leone. Seine Station wurde das entsetzlich verwilderte Regentstown. Die unvergleichlich reichen und gesegneten Arbeiten dieses Knechtes Gottes in jenem „Gebirgsthale Afrika's“ sind nun in dem vorliegenden Büchlein in überaus lieblicher und erhebender Weise geschildert. Das englische Original (von einer Frau Charlesworth geschrieben) ist der deutschen Lesewelt durch die fleißige und geschickte Uebersetzung Dr. Werschmann's zugänglich gemacht worden. Wir freuen uns herzlich, daß dadurch ein Wunsch, den wir früher im Missionsmagazin öffentlich ausgesprochen haben, in Erfüllung gegangen ist, und empfehlen das liebe schöne Büchlein, das mit einem gelungenen Titelbild in Tondruck geschmückt ist, aufs herzlichste allen Freunden der Mission.

Bum Titelbild.

Da der Holzschnitt, den wir für dieses Heft bestimmt hatten (Abbildung des jungen Königs von Madagaskar mit seiner Gemahlin), nicht fertig wurde, so gaben wir diesmal eine Gruppe von eingeborenen Katechisten und Pastoren in Benares. Alle Missionsgesellschaften arbeiten darauf hin, in den verschiedenen Heidenländern einen einheimischen Lehrer- und Predigerstand heranzubilden; denn auf ihnen ruht die Hoffnung der Zukunft. Indien ist reich an solchen zum Theil trefflichen Katechisten und Predigern, und es vergeht kein Jahr, wo nicht eine ganze Reihe von Hindu's zum Predigtamt ordiniert wird, während überall Seminare zur Heranbildung solcher Mitarbeiter gegründet werden. Missionar Leupolt in Benares erhielt voriges Jahr in England, als er eben zur Rückkehr auf sein Arbeitsfeld sich anschickte, von einer Dame die große Summe von 2000 Pf. Sterling (Fr. 50,000), um in jener großen Heidenstadt zwei Seminare, eines zur Erziehung von Lehrern und Predigern, das andere zur Heranbildung eingeborener Lehrerinnen zu gründen. Das erstere ist nun nahezu vollendet und zählt bereits 9 Zöglinge; ebenso sind fünf Hindu-Jungfrauen im Unterricht. Zur Vollendung der beiden Anstalten hat kürzlich die Kommittee der englisch-irchischen MG. weitere 1000 Pf. St. votirt.

Auf dem vorliegenden Titelbilde begegnet uns zuerst (rechts) Nehemiah, ein junger Gelehrter, der durch eifriges Forschen in der Schrift zur Erkenntniß der Wahrheit kam, dann mit dem bekannten Maharadscha Dhalip Singh nach Europa reiste und in das Missionsinstitut in London als Zögling eintrat. Hier wurde er von Zweifeln an der Wahrheit des Christenthums beunruhigt, und kehrte innerlich zerrissen nach Indien zurück. Durch Gottes Gnade aber kam er wieder

zurecht und arbeitet nun durch Schrift und Predigt eifrig für die Sache des Herrn. Thakur, früher Brahmane, wurde als zwanzigjähriger Jüngling 1828 getauft und ist seitdem ein treuer Jünger und Zeuge Jesu. Samuel, gleichfalls Brahmane, wurde im J. 1848 bekehrt und ist nun ein eifriger Katechist. Den Missionsfreunden wohlbekannt ist der ehrwürdige Triloke, einst ein reicher Grundbesitzer nahe bei Benares, und schon im J. 1826 zum Glauben an Jesum gekommen. In Leupolt's „Erinnerungen an Benares“ kommt derselbe oftmals als einer der begabtesten und kräftigsten Bekenner des Evangeliums vor. Solomon wurde (mit zwei andern Eingeborenen) im Januar 1859 vom Bischof von Kalkutta ordiniert und ist gegenwärtig Pastor der eingeborenen Gemeinde zu Tschunar (einige Stunden von Benares.) Timothy erhielt seine Bildung in der schottischen Schule zu Kalkutta, kam dort zum Glauben und ist nun ein eifriger Katechist. Terab endlich arbeitet gleichfalls seit mehreren Jahren in dem Missionsbezirk von Benares. — Der Herr aber mehre tausendfältig die eingeborenen Prediger Indiens!

Anzeige

die Bibelblätter betreffend.

Die Bibelgesellschaft von Basel hat seit einer Reihe von Jahren die „Bibelblätter“ auf ihre Kosten herausgegeben und dabei in höchst freigebiger Weise die ganze Anzahl von Exemplaren, welche dem Missionsmagazin beigegeben sind, den Lesern des letzteren zum Geschenk gemacht. Außerdem wurden bisher an einzelne Personen und Vereine viele Exemplare unentgeltlich verabreicht, während nur eine geringe Zahl der Bibelblätter extra an Abonnenten verkauft wurde, und zwar um den niedrigen Preis von 30 Centimes (oder 9 Kr.) für 4 Bogen jährlich. Da nun in Folge davon für die Bibelgesellschaft die auf die Bibelblätter verwendeten Kosten allmählich sich so bedeutend vermehrt haben, daß sie auf Abhülfe denken mußte, so hat sie beschlossen: — zwar vorläufig noch ferner dem Missionsmagazin das Geschenk der Bibelblätter zu gute kommen zu lassen, dagegen einestheils die Zahl der an Privaten und Vereine abgegebenen Gratis-Exemplare zu vermindern, andernteils den jährlichen Abonnementspreis dieser Bibelblätter von 30 auf 40 Centimes (oder 12 Kr.) zu erhöhen. Dabei spricht sie den Wunsch aus, daß mehr Freunde, als bisher gesehen ist, namentlich Geistliche und Schullehrer, diese Blätter durch jährliches Abonnement sich erwerben und dadurch der Bibelgesellschaft die darauf verwendeten Kosten erleichtern.






König Radama II von Madagaskar und seine Gemahlin.
(Nach einer Photographie des Wiff. Gille.)

Die Taipings in China.

Vierte Abtheilung, Schluß.

1. Das Werk der Zerstörung.

achdem wir im dritten Artikel (M. Mag. 1861 S. 469 ff.) den ersten gewaltsamen Zusammenstoß der Taipings mit den ausländischen Mächten geschildert und an der Affaire vor Schanghai die ungerechte eigennützige Politik kennen gelernt haben, von welcher die Engländer und Franzosen den Insurgenten gegenüber geleitet werden, so bleibt uns nun noch übrig, den Verkehr der Missionare mit den Taipings, wie er sich seit etwa zwei Jahren angebahnt hat, näher ins Auge zu fassen. Von wie großer Wichtigkeit aber und von was für weitgreifenden Folgen ein solcher Verkehr für die junge Dynastie, ja für ganz China werden kann, ist nicht schwer zu erkennen; denn Alles kommt ja darauf an, daß der Same der Wahrheit, der unzweifelhaft unter den Taipings sich findet, gepflegt und befruchtet, daß die manigfachen und bedenklichen Irrthümer, die sich mit eingemengt haben, kräftig bekämpft und unter Gottes Segen überwunden, und daß die sittliche Kraft der ganzen Bewegung auf diese Weise von innen heraus gestärkt und gemehrt werde. Dieß aber ist eben die Aufgabe der evangelischen Mission. War es doch die Mission, die im Grunde den allerersten Anstoß zu dieser ganzen großartigen Bewegung gegeben hat. Man erinnere sich, daß es ein von den Missionaren ausgehendes christliches Büchlein war, das in dem Führer der Taipings den ersten Funken des Lichts entzündete; von einem Missionar ist Hung Siu-tseuen (während seines Aufenthalts in Kanton) weiter in die Erkenntniß der christlichen Wahrheit eingeführt worden, und aus dieser Wurzel ist der ganze Baum erwachsen,

der nun nach wenigen Jahren so überraschend groß geworden ist. Und wenn auch allerdings frühe schon an den religiösen Charakter dieser Bewegung der national-politische sich angeschlossen hat, so ist doch heute noch das religiöse Element im tiefsten Grunde die bewegendende Kraft und der lebendige Kern des Ganzen. Die Mission also ist von Anfang an, ohne es gewollt zu haben oder sich dessen bewußt geworden zu sein, mit der Taiping-Bewegung aufs innigste verwachsen, und nun ist sie es auch, die dabei eine große und heilige Pflicht zu erfüllen hat.

Die Missionare, welche gegenwärtig in China arbeiten, namentlich diejenigen in Schanghai, die dem Schauplatz der Rebellion am nächsten stehen, haben diese Pflicht auch lebendig erkannt und sind seit der Eröffnung des Wegs, der nach Nanking führt, aufs emsigste bemüht gewesen, derselben nachzukommen. Eine ganze Reihe von Missionsreisen in das Hauptquartier der Taipings ward in den letzten 18 Monaten ausgeführt, und jedesmal suchten die Missionare von den Häuptern der Rebellion die Erlaubniß auszuwirken, frei und ungehindert das lautere unverfälschte Evangelium innerhalb des Territoriums der neuen Dynastie verkündigen zu dürfen. Wie weit diese Letztere gelungen sei, wird uns der Verlauf unsrer Betrachtung zeigen. Eines aber sei hier vorangestellt. Als Missionar John (von der Londoner MG.) im Jahr 1860 nach Nanking kam und auf seine Bitte hin allen Beamten und Offizieren des Taiping-Reiches kraft eines allerhöchsten Edikts befohlen ward, diesen „Lehrer der wahren Religion“ zu respektiren, da richtete derselbe an Hung-yin (den jetzigen Kan-wang oder Schildkönig, dessen Reformversuche wir früher ausführlich besprachen) die Frage, ob durch dieses Edikt allen Missionaren das ganze Taiping-Gebiet eröffnet sei. Der Kan-wang antwortete bejahend, fügte aber gleich hinzu: „Ich nenne Euch zunächst vier Missionare [er nannte ihre Namen], die uns willkommen wären. Sollte Einer oder der Andere von diesen, oder sollten auch alle Vier zu uns kommen, so ist Alles recht und gut. Ich weiß, das sind einsichtsvolle, vorsichtige Männer. Doch muß ich sagen, daß es mir sehr leid thun würde, in diskrete Leute zu uns kommen zu sehen.“ — Nichts ist durch die gegenwärtige Lage der Dinge unter den Taipings besser begründet, als dieser Wunsch des Kan-wang, und wir bedauern sagen zu müssen, daß derselbe nicht durchweg erfüllt ward. Es wäre ja Thorheit und lächerliche Verblendung, wenn wir glauben oder

der Welt weiß machen wollten, daß es unter den Missionaren keine indiskrete, taktlose und unweise Leute gebe. Alle Missionsgesellschaften haben wiederholt schmerzliche Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht, und es gibt kein Missionsgebiet, das nicht durch die Taktlosigkeiten einzelner Arbeiter je und je zu leiden gehabt hätte. Sollen wir uns wundern, wenn auch die chinesische Mission solche Exempel aufzuweisen hat? Es liegt eine Reihe von gedruckten Berichten vor uns, worin die Missionare der verschiedensten Gesellschaften ihre Erfahrungen mittheilen, die sie bei ihren Reisen durch das Taiping-Gebiet und während ihres Aufenthalts in Nanking oder in andern Hauptstädten gemacht haben; und wir können nicht umhin, es auszusprechen, daß wir bei einigen derselben mit Betrübnis erfüllt wurden. Denn von Diskretion — sei es im Handeln oder Urtheilen — finden wir darin nicht eben großen Ueberfluß. Es ist eine wohlfeile Kunst, die Schäden und Gebrechen, die der Sache der Taipings anhaften, herauszufinden, sie ins Schwarze zu malen und dann der Welt zu sagen: es sei an diesen „gotteslästerlichen Fanatikern“ nichts Gutes zu finden; das Beste wäre, wenn ihre Sache so bald als möglich zu Grunde gieng. Es mag uns aus solchem wegwerfenden Urtheil der Hochmuth eines „heiligen“ Feueereifers, aber gewiß nicht der milde Glanz erbarmender Liebe entgegen leuchten. Doch noch bedenklicher fast will uns jene allzeit fertige und feste Zuversicht erscheinen, mit welcher einzelne Heilkünstler mittelst gewisser leichter durchschlagender Masregeln den Schaden der Taipings meinen beseitigen zu können, oder die sich staatskünstlerisch in ihre politischen Angelegenheiten glauben mischen zu müssen. Es ist uns in diesen Tagen das Schreiben eines deutschen, gegenwärtig in London verweilenden früheren Missionars zu Gesicht gekommen, worin es wörtlich also heißt: „Da ich hoffe, nächstes Frühjahr wieder nach China zurückzukehren, so werde ich wahrscheinlich den an mich [von Seiten der Taipings] ergangenen Einladungen Folge leisten und durch Hülfe ausgezeichneten Männer, die mir aus Europa folgen werden, ein festes Regierungssystem in den eroberten Provinzen einrichten. Halten sich die Rebellen bis zu meiner Rückkunft nach China, so würde von meinem Versuch die Zukunft der unerfahrenen Leute abhängen; denn sie [die Führer der Taipings] bedürfen nichts als Willigkeit, sich in solche Masregeln zu fügen u.“ — Gott bewahre in Gnaden die armen Taipings vor solchen Staats- und Heilkünstlern! Wenn irgend ein Fall im ganzen großen Missions-

gebiet der Neuzeit vorkam, wo es besonnener, nüchterner, demüthiger, von Gott erleuchteter, diskreter und im Glauben geduldiger Männer bedurfte, so ist es wahrlich bei den Taipings in China. Die weltlichen Mächte (England, Frankreich u.) können durch ihre ungerechte Verletzung der Neutralität und durch die brutale Gewalt ihrer Waffen viel Schaden an der Sache dieses emporstrebenden Volkes anrichten; aber den eigentlichen Lebensnerv dieser Bewegung treffen ihre militärischen Eingriffe nicht. Dagegen von dem, was die Missionare in ihrem Verkehr mit ihnen Gutes oder Schlimmes anrichten, hängt nächst Gott Alles ab. Wir preisen den Herrn, daß unter den Männern, die gegenwärtig das Friedenswerk der Mission in China treiben, viele erfahrene, für ihre Aufgabe reich ausgerüstete Knechte Gottes sind, und auf sie ist nächst Gott unser Vertrauen für die Zukunft der großen Taiping-Bewegung gegründet. Sie werden sich nicht in die politischen Angelegenheiten der Rebellen mischen, aber um so treuer und mit um so erbarmenderer Liebe die religiösen Irrthümer bekämpfen und der reinen evangelischen Wahrheit in geduldiger Ausdauer den Weg in die Herzen, — und von da aus in das ganze sittliche und sociale Leben der Taipings zu bahnen bemüht sein. Möge ihnen der Herr, der über China Gedanken des Friedens hat, Weisheit, Liebe und Geduld in reichem Maße verleihen zu der ernststen Aufgabe, die ihnen gestellt ist. —

Unter den Missionaren, welche im Lauf der letzten zwei Jahre Nanjing besucht und höchst lehrreiche Berichte über ihre Erfahrungen veröffentlicht haben, nennen wir den amerikanischen Baptistenmissionar Holmes, der im August 1860 in der Hauptstadt eintraf, die Missionare Kloefers (von der engl. Baptisten MG.) und Griffith John (von der Londoner MG.), die im November desselben Jahrs dahin giengen, und endlich den Miss. W. Muirhead (von der Londoner MG.), der im Januar 1861 dort einige Zeit verweilte.*) Außerdem kommen in Betracht die jeweiligen Schreiben des amerikanischen Missionars Isaschar Roberts, der einst den Hung Siu-tseuen in Kanton unterrichtete (vergl. WM. 1860 S. 303) und nun seit Oktober 1860 als „Minister der auswärtigen Angelegenheiten“ am Hofe zu

*) Vergl. Holmes' Bericht im North China Herald 1. Sept. 1860. [Die Berichte der übrigen siehe im London Miss. Magazine and Chronicle und Baptist Miss. Herald von 1860 und 1861.]

Nanking fungirt. Es wird zur Veranschaulichung des Bildes, das uns diese Männer von den gegenwärtigen Zuständen der Taipings entwerfen, dienlicher sein, wenn wir nicht sowohl der Reihe nach ihre Berichte hier wiedergeben, als vielmehr sachlich ihre Urtheile und Erfahrungen zusammenordnen und so Schritt für Schritt das Einzelne und Ganze auf ihr Zeugniß hin kennen lernen. Es wird uns dabei nicht wenig beruhigen, dieses ihr Zeugniß in allen Hauptpunkten übereinstimmend zu finden.

In dem einen Punkte nun treffen Alle gleich von vorne herein zusammen, daß die Sache der Taipings gegenwärtig in stetem und außerordentlichem Wachsthum begriffen ist. Die Insurgenten selbst sind von den freudigsten Hoffnungen beseelt. „Einer der Häupter,“ schreibt Missionar John, „äußerte gegen uns, daß, nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge zu schließen, zwei weitere Jahre hinreichen dürften, ihr Werk zu vollenden. [?] Durch ihren neulichen Sieg bei Tanyangi (1860) ist in ihrer Brust eine Flamme entzündet worden, welche zu löschen es mancher Niederlage bedürfte. Die Provinz Kwangsi [im Süden] ist in ihrem Besitz, wie sie sagen, und der General Schi-ta-kai steht gegenwärtig mit einer großen Armee in der Provinz Szü-tschiän [Central-China], um auch diese zu unterjochen. Bereits sind die Hauptpunkte dieser Provinz thatsächlich in ihren Händen. Von Kia-hiang bis Tantu haben sie das Land (wie sie sich ausdrücken) von allen 'bösen Geistern' [Mandschu's] reingefegt, so daß kleine Truppen-Abtheilungen von 10, 20 und 30 Mann hin und her marschiren können von einem Punkt zum andern, dem großen Kanal entlang, ohne auch nur im Geringsten [von den Kaiserlichen] gehindert oder belästigt zu sein. Sie scheinen dieses [chinesische] Reich jetzt mit eiserner Hand zu bewältigen, und durchziehen es gleich Siegern. Der Eindruck, den unser Zusammensein mit ihnen in uns zurückgelassen hat, ist der, daß sie auf die Vergangenheit mit Dank zurückblicken, und auf die Zukunft mit zuversichtlicher und freudiger Hoffnung hinausschauen.“ — Was Miss. John im Namen seiner Gefährten hier bezeugt, darin stimmen alle übrigen vorurtheilsfreien Berichte überein. Mittlerweile haben die öffentlichen Blätter von zwei neuen Rebellionen, die im Lande ausgebrochen seien (die eine im Süden, die andere im Norden), dunkle Kunde gebracht. Die Missionare, die im Hauptquartier der Taipings waren, geben darüber Licht. Muirhead schreibt (26. Febr. 1861) aus Nanking: „Eben läuft Kunde

ein von einem großen Zuwachs, den die Taiping-Rebellen aus der Provinz Kwang-tung (Kanton) erhalten haben. Seit mehreren Jahren hat bekanntlich dort der Bürgerkrieg fortgedauert. Die Kwang-tung Leute kämpften seit geraumer Zeit im Innern des Landes [gegen die kaiserliche Mandschu-Regierung], in der Absicht, eine eigene [revolutionäre] Regierung einzusetzen. Da nun dieß ihnen nicht gelingen wollte, indem kein kräftiges und starkes Haupt an ihrer Spitze stand, so haben sie sich an die Taiping-Regierung in Nanking gewandt und ihre Unterwerfung unter dieselbe angekündigt. Der Kan-wang (der frühere Hung-yin) ist an der Spitze eines Heeres ausgezogen, um sich mit ihnen (etwa 70 Stunden südlich von Nanking) zu vereinigen und dann die nöthigen Massregeln zu ihrer Vertheilung unter die Divisionen der verschiedenen Kriegsfürsten zu treffen. Ihre (der Kantonesen) ganze Macht soll aus 50,000 bis 60,000 kriegsgeübten Männern bestehen. Dieser Zuwachs wird sofort anderweitige Unternehmungen zur Folge haben, und die Taipingfürsten schicken sich an, die benachbarten Provinzen sich zu unterwerfen, wobei sie jede größere Stadt, die sie einnehmen, mit einer hinreichenden Anzahl Truppen zu besetzen gedenken, damit dieselbe ihrem Besiz gesichert bleibe. Die gewaltige Kriegsmacht, die ihnen somit zu Gebor steht, erfüllt sie mit zweifelloser Gewißheit über den endlichen Sieg ihrer Sache, indem sie, wie sie sagen, ihr Vertrauen setzen auf die Vorsehung des himmlischen Vaters."

Gben so wichtig ist, was über die im Norden von Nanking ausgebrochene Rebellion berichtet wird. Die Provinz Schan-tung, mit einer Bevölkerung von 29 Millionen Seelen, liegt gerade in der Mitte zwischen Nanking und der Mandschu-Residenz Peking. Nun schreibt Missionar John, der mit seinem Mitarbeiter Edkins nach dieser Provinz, dem Geburtsland des Konfuzius, im Febr. 1861 gegangen ist, um wo möglich eine Missionsstation dort zu gründen, von der Provinzialstadt Tschifu aus folgender Maßen: „Ich höre, daß die Insurgenten rasche und mächtige Fortschritte in dieser Provinz machen. Der Kan-wang sagte mir schon früher, als ich in Nanking war, daß zwei Honan-Räuberhäuptlinge dem Taipingfürsten Treue geschworen, und daß von ihnen ein Zug gegen den Norden zu erwarten stehe. Nun höre ich von dem Oberbeamten der Stadt Tschifu, daß die genannten Häuptlinge bereits bis auf 10 Stunden sich der Hauptstadt dieser Provinz genähert hätten. Seitdem habe ich erfahren,

daß der berühmte Mandschu-Fürst Sang-wang zweimal von ihnen geschlagen worden sei. Wir müssen warten und sehen was die Zeit bringt. . . Der wunderbare Fortschritt, den die Insurrektion im Süden während des letzten Jahres gemacht hat, und die wiederholten Niederlagen und vollständige Zerspaltung der Mandschu-Armeen im Norden, haben die Macht der gegenwärtigen Dynastie gänzlich untergraben. Sie muß fallen. Es gibt in China keine Macht, die sie stützen und aufrecht erhalten könnte. Andererseits muß die Taiping-Rebellion triumphiren, wenn die ausländischen Mächte sich nicht darein mischen. Die Mandschu's könnten eher die Sonne vom Himmel blasen, als die Flamme auslöschen, die ihre eigene Thorheit und Tyrannie angezündet hat."*)

*) Die Overland China Mail vom 1. Nov. 1861, die so eben ankommt, bringt uns höchst betäubende Nachrichten über die oben bezeichnete Rebellion im Norden. Es wird darin erzählt, daß die beiden mächtigen Hauptklinge aus der Provinz Honan wirklich gegen Osten (gegen die Provinz Schang-tung) vorbrangen und Alles vor sich her niederwarfen. Die Ausrottung der Mandschu-Dynastie und alles ihres Anhangs war ihr Zweck, und diesen verfolgten sie mit unerbittlicher und schonungsloser Entschlossenheit. Schon waren sie der Provinzialhauptstadt Tschifu bis auf geringe Entfernung nahe. Da hielt sich der französische Admiral, der mit seinen Schiffen und Truppen in der Nähe lag, für berufen, der Mandschu-Regierung gegen die Rebellen Hülfe zu leisten. Und es scheint ihm nur zu gut mit seinen überlegenen Kriegsmitteln und der europäischen Taktik gelungen zu sein. Die Rebellen wichen mit schweren Verlusten zurück. Es ist dieß die alte heillose Einnischung der Ausländer in die inneren Angelegenheiten China's, mit Hintansetzung des vielbesprochenen Neutralitätsprinzips. Die jammervollen Folgen dieser fremdländischen Einnischung haben nun auch die Missionare zu erfahren. Dieselbe Post, die uns diesen Bericht bringt, erzählt weiter, daß zwei amerikanische Missionare, der oben genannte Miss. Holmes, von welchem die folgenden Blätter öfters reden werden, und Miss. Parker, von den nördlichen Rebellen erschlagen wurden. Die China Mail sagt: diese beiden wackern Männer seien mit gutem Vertrauen den Rebellen entgegen gegangen und hätten sich in ihre Mitte gewagt, um ihnen Schonung gegen die Anhänger der Mandschu-Dynastie anzupfehlen, und zugleich um einen andern Amerikaner, den Bruder des einen der beiden Missionare, der von Tien-tsin her dieses Weges erwartet wurde, sicher durch das Rebellenheer zu geleiten. Der erwartete Bruder kam wirklich, aber nur um die erschlagenen Leichen der beiden Missionare zu finden. Er selbst erreichte glücklich am 16. Okt. die Stadt Tschifu.

Dieß ist die Folge der heillosen Einnischung der Franzosen und Engländer in die inneren Angelegenheiten des Reichs. Bis dahin konnten die Missionare ungehindert unter den Rebellen umherziehen, ja sie wurden als Brüder mit Freuden überall aufgenommen. Jetzt aber wendet sich die Erbitterung und Rache

So lauten die einstimmigen Berichte der Missionare, die lange genug an Ort und Stelle gewesen sind, um die Lage der Dinge hinreichend kennen zu lernen. Aber auch in einem zweiten Punkte sind sie Alle einig, — darin nemlich, daß diejenigen Theile des Landes, welche noch immer den Schauplatz des Kampfes zwischen den Taipings und den Mandschu's bilden, und wo die Macht der ersteren noch nicht fest begründet ist, in einem trostlosen Zustand der Verödung, Entvölkerung und Verwüstung sich befinden. Auf dem ganzen Weg von Schanghai bis nach Su-tschau trug das Land die traurigen Spuren des Krieges. Diese Stadt selbst, einst wimmelnd von Menschen und durch ihre Schönheit wie durch ihren Wohlstand berühmt, war mehr als zur Hälfte ein Trümmerhaufen. Statt einer fröhlichen, regsam und behaglichen Bevölkerung von 700,000 oder 800,000 Menschen, fanden die Missionare dort nur etwa 20,000 Taiping-Soldaten; von den eigentlichen Einwohnern war kaum eine Spur mehr zu finden. Das Ganze ist ein großes Felblager, und Niemand durfte durch die Thore einziehen oder in der Stadt wohnen, wer nicht zur Armee in irgend einer Weise gehörte. Die gleiche Verödung findet sich fast auf der ganzen Reiselinie bis Nanjing. „Als wir (von Su-tschau aus) den Fluß hinauffuhren,“ schreibt Muirhead, „passirten wir die traurigen Ueberreste vieler großen und kleinen Städte, die einst von einer geschäftigen Bevölkerung wimmelten, nun aber einer Wüste gleichen und nur von Soldaten und einigen alten Männern und Frauen bewohnt sind. Fast an jedem bedeutenderen Ort stieg ich ans Land und predigte Allen, die herbeikamen, das Evangelium. Ein paar Worte herzlichen Mitgefühls schienen die Herzen dieser Unglücklichen stets zu gewinnen, indem sie mir bald abfühlten, daß mich Liebe und Erbarmen zu ihnen geführt habe. Freilich waren ihre Gedanken meistens in ihr eigenes Elend so vertieft, daß sie kaum für etwas

der schwer gekränkten Insurgenten auch gegen sie, weil sie den ausländischen Nationen angehören, von denen die Insurgenten so viel Unrecht zu erdulden haben. Die einzige Hoffnung, die uns noch bleibt, ist die: daß jene nördlichen Rebellen nicht eigentliche Taipings sind und von den religiösen Grundsätzen der letzteren wohl noch sehr wenig wissen. Daraus schöpfen wir die Hoffnung, daß das Nachgefühls, das jene zum Nord der Missionare getrieben hat, sich noch nicht den Taipings in Nanjing mitgetheilt habe. Doch könnte der fortgesetzte Neutralitätsbruch von Seiten der Franzosen und Engländer auch bei ihnen endlich die wohlwollende Stimmung gegen die Missionare in ihr Gegentheil verwanbeln. Der Herr wolle in Gnaden brein sehen!

anderes Sinn zu haben schienen. Oft fand ich sie eifrig damit beschäftigt, in der Asche ihrer niedergebrannten Wohnungen nach Kupfermünzen, alten Nägeln und dergleichen zu suchen oder den Vorübergehenden allerlei geringe Dinge zum Verkauf anzubieten, um aus dem Erlös ihr Leben zu fristen. Doch schienen die Meisten etwas von dem Namen und der Liebe des himmlischen Vaters zu wissen u.“ ... „Die Felder an der Hauptstraße lagen wüste und unangebaut da. Die Taipings oder die Kaiserlichen waren so oft hin und her marschirt, daß die Landleute in steter Gefahr waren, gefangen weggeschleppt zu werden oder ihre Ernten verwüstet zu sehen. So ließ man eben Alles wüste liegen. Mehr abseits von der Hauptstraße sieht es weit besser aus.“ ... „Wenn wir aus der Ferne einer Stadt uns näherten, so schien Alles in bestem Zustande zu sein; kamen wir aber näher hinzu, so fanden wir den Ort meist menschenleer, und die Hand des Verderbers war überall sichtbar.“

Doch je näher der Hauptstadt Nanking, desto unverkennbarer war ein Fortschritt zum Besseren. Wo die Autorität der Taipings fester begründet ist, da fangen die Bewohner des Landes an, sich unter der neuen Dynastie sicher zu fühlen, und die Landleute greifen wieder zum Pflug und zur Hacke, um das Feld zu bebauen. Dennoch ist auch da ein leiser Marm genügend, sie in Furcht und Schrecken zu jagen, und die Erscheinung eines Fremdlings ist hinreichend, sie zu eiliger Flucht zu bewegen. „Es war peinlich,“ schreibt Muirhead, „die Aengstlichkeit und Furchtsamkeit der Leute wahrzunehmen; oft liefen sie in großem Schrecken davon trotz aller Versicherungen von meiner Seite, daß ich ihr Freund sei.“ — „In der dritten Nacht unserer Fahrt den Fluß hinauf,“ schreibt Missionar John, „ankerten unsre Boote, ohne daß wir es wußten, zwischen zwei Feuern, — dem der Dorfbewohner einerseits und dem der Insurgenten andererseits; doch waren wir nicht in eigentlicher Gefahr. Die vierte Nacht (auf dem Flusse) verbrachten wir mitten zwischen Leichen, die im Kanal schwammen. Zwei- bis dreihundert Ellen weit hatte unser Boot buchstäblich sich den Weg zu bahnen durch die Haufen von Leichen, die bereits in Fäulniß übergegangen waren. Viele derselben waren von den Insurgenten erschlagen worden, aber bei weitem die Mehrzahl hatte sich selbst entleibt.“ ... Doch kann Miss. John nachher hinzufügen: „Auf der weiteren Fahrt auf dem großen Kanal (aufwärts von Ping-wang) nahmen wir an vielen Orten wahr, daß die Leute auf den Feldern

arbeiteten, obgleich dieß eine der Hauptlinien ist, auf denen die Taipings in großen und kleinen Truppenkorps zwischen Su-tschau und Kia-hiang hin und her marschiren.“ ... „Man hat viel geredet von der Grausamkeit der 'langhaarigen Rebellen'; aber man hat die Sache vielfach übertrieben und falsch dargestellt. Nirgends haben wir irgend eine Spur muthwilliger und boshafter Zerstörung wahrgenommen. Es ist wahr, die Insurgenten morden; aber sie thun es, weil sie gezwungen sind, entweder selber todtzuschlagen, oder sich todtzuschlagen zu lassen. Sie sengen und brennen; aber so weit unsere Beobachtung geht, geschieht es ausschließlich aus Nothwehr. Vieles von diesem Sengen und Brennen fällt den Kaiserlichen zur Last, die sich daraus ein Vergnügen machen, ehe die Insurgenten anrücken; auch sind die Fälle von Selbstentleibung viel häufiger, als die des Mordes durch die Hand der Taipings. Die Thatsache, daß alle Frauen und Jungfrauen der Stadt Sung-kiang [bei ihrer Eroberung durch die Rebellen] unbelästigt die Stadt verlassen durften, und daß die Eroberer erwiesener Maassen vielfach Männer und Weiber, welche in der Angst sich in die Flüsse und Kanäle stürzten, mit eigener Gefährdung zu retten versuchten, ist ein Beweis, daß sie (die Taipings) nicht die grausamen, mitleids- und gefühllosen Marodeurs sind, wie man sie so oft darstellt. Sie sind Revolutionäre im strengsten Sinne des Wortes; das Werk des Mordens und Plünderns wird ausgerichtet, so weit als es nöthig ist, um den glücklichen Erfolg ihrer Sache zu sichern. Das sind Uebel, die mit einer solchen revolutionären Bewegung unausweichlich verbunden sind, und man wird sie rechtfertigen oder verdammen müssen, je nachdem man die Bewegung selbst rechtfertigt oder verurtheilt.“

Im Gespräch mit einem intelligenten Palastbeamten zu Nanjing äußerte Missionar Muirhead sein Bedauern über die häufige und ausgedehnte Anwendung von Feuer und Schwert, die den ganzen Lauf der Taiping-Bewegung charakterisirt habe. „Darauf erwiederte er,“ fährt der Missionar fort, „daß im Beginn ihrer Geschichte nicht so viel Plündern, Sengen und Brennen gewesen sei, als hernachmals. Bei einer gewissen Gelegenheit aber, als die Taipings eben in großem Gedränge waren, hätten die jungen Leute, die im Heere gestanden, gesagt, es sei ihnen von einem Engel des Himmels der Befehl gegeben worden, so zu verfahren, wie es nunmehr geschieht, und entstammt von dieser Eingebung hätten selbst junge Knaben wahre Wun-

der der Tapferkeit gethan. Zugleich aber beklagte dieser Mann, wie so viele Andere, die Barbareien und Grausamkeiten, die durch neue Rekruten verübt werden, und wünschte ernstlich eine Reformation ihres Charakters und Betragens." — Ein andermal rebete Muirhead einen gemeinen Soldaten an, der eben zum Ausmarsch sich rüstete. Der Missionar ließ ihn nach manchen andern Fragen endlich auch die zehn Gebote hersagen. Als derselbe an das sechste Gebot (du sollst nicht tödten) kam, unterbrach ihn Muirhead mit der Frage: „Nun, wie wird denn dieses Gebot bei euch gehalten? Sehe ich nicht, daß von deinen Brüdern ringsumher so viel Grausamkeit und Gottlosigkeit in dieser Beziehung geübt wird?“ — „O,“ erwiederte der Soldat, „in so weit, als es ums Fechten in offener Feldschlacht sich handelt, ist Alles in richtiger Ordnung, und daran ist nichts zu ändern. Das meint das sechste Gebot nicht.“ — „Allerdings,“ bemerkte der Missionar, „das ist auch nicht meine Meinung; aber sieh' nur deine Brüder an, die für sich und auf eigene Faust auf's Land hinausgehen und die unschuldigen Leute dort plündern und umbringen: was sagst du dazu?“ — „Es ist sehr gottlos, und dergleichen Leute werden sicherlich in die Hölle fahren.“ — „Was?“ rief Muirhead, „trotzdem daß sie Anhänger der Taiping-Dynastie sind und unter demselben Banner kämpfen, wie du?“ — „Ja, ja,“ entgegnete der Soldat, „das thut nichts zur Sache; wenn man die Gebote Christi und des himmlischen Vaters nicht befolgt, so ist's ganz recht, daß solche Schurken in die Hölle fahren.“ — „Aber ist das nicht wirklich der Fall bei einer großen Zahl eurer Anhänger, daß sie eben das Gebot Gottes nicht halten?“ sagte der Missionar. — „Leider ist es so,“ erwiederte der Mann, „namentlich unter unsern neuen Rekruten, auf deren Gemüth die wahre Lehre noch nicht den rechten Eindruck gemacht hat.“ — In einem Berichte der amerikanischen Missionare, welche das Taiping-Gebiet durchreist haben, heißt es: „Es gibt ohne allen Zweifel viele unter ihnen, die nichts anders sind, als Räuber und Mordbrenner. Sie beweisen es durch ihre Thaten. Aber diese Bezeichnung darf nicht angewendet werden auf die leitenden Männer und auf die bessere Klasse. Das Volk selbst macht einen klaren Unterschied zwischen den 'wahren' Taipings und denen, die sich an sie angeschlossen haben, nur um sich durch Raub zu bereichern. Man hört die Leute oft zu einander sagen, daß die 'wahren' Taipings sich nimmermehr solcher Verbrechen schuldig machen würden, wie sie da und dort vorkämen.

Ach, allzuvielen schweren Verbrechen sind ja zu allen Zeiten von solchen begangen worden, welche Tugend und Frömmigkeit zum Deckmantel der Bosheit gebraucht haben, als daß wir uns wundern dürften, wenn sich an die Zwangsl-Männer, als sie diesen großartigen Kampf unternahmen, viel loses Gesindel unter dem Vorwand der 'Gottesverehrung' angeschlossen hat. Dieser rohe und gewissenlose Troß wird allerdings, wo sich Gelegenheit darbietet, Unrecht und Gewalt üben. Sie sind es, die ohne Gewissensbisse wohlgekleidete Leute erschlagen, wenn sie kein Geld herzugeben vermögen, und die ohne Scheu Frauen und Mädchen mißhandeln, wo sich Gelegenheit bietet. Allein überall herrscht die Ueberzeugung unter dem Volk, daß, wo Männer von Rang in einer neu eroberten Stadt eintreffen, die Frevelthaten alsobald aufhören, weil sie (die Führer) dergleichen Missethaten schonungslos mit dem Tode bestrafen. Sollte es ihnen gelingen, ihre Dynastie fest zu begründen, so ist kein Zweifel, daß sie weit strengere Maaßregeln zur Herstellung guter Sitte und Ordnung durchführen würden, als dies je in China der Fall war. Aber für jetzt hängt ihnen eine Masse losen Gesindels, das von dem eigentlichen Geiste der Taipings keine Spur an sich trägt, wie ein schweres Gewicht an."

Wir könnten dergleichen Aeußerungen noch mannigfaltig vermehren; aber es sei genug, um zu zeigen, daß allerdings all das Elend, das der Krieg und namentlich der Bürgerkrieg mit sich führt, auf dem Schauplatz der Rebellion sehr groß und äußerst beklagenswerth ist; und will man die Sache der Taipings an und für sich verdammen, so muß auch all' der damit verbundene Jammer des Kriegs als ein weiteres schweres Gewicht in die Waagschale ihrer Schuld fallen. Wenn es aber wahrlich uns nicht zusteht, auf die religiöse und national-politische Erhebung dieses aus finsternem Heidenthum und aus dem tyrannischen Druck der Fremdherrschaft eben erst auftauchenden Volkes einen Stein zu werfen, wie sollten wir — die europäische Christenheit — ein Recht haben, die Barbareien und Grausamkeiten der Taiping-Kriegsbeere hochmüthig zu richten? Wir erinnern an die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, der ja auch ein Bürger- und Religionskrieg war. Welch ein Bild der Verwüstung bot damals unser armes Deutschland dar! „Ackerbau, Gewerbe und Handel hatten in gleichem Grade gelitten. In allen von diesem Krieg heimgesuchten Ländern traf man unbebaute Felder, eingäscherte oder verlassene Dörfer, halbzerstörte oder herabgekommene Städte. Im

Bisthum Freising zählten manche Dörfer, die früher 200 Einwohner hatten, jetzt nur noch 20. In Augsburg war die Einwohnerzahl von 80,000 auf 18,000, in Göttingen auf die Hälfte, in Nordheim bis auf 150 Bürger herabgekommen. An verbrannten Orten zählte Hessen allein 300 Dörfer, 17 Städte und 47 Schlösser; Württemberg 45 Dörfer, 8 Städte, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen. In Bayern hatten allein die Franzosen 100 Dörfer verbrannt." (Ditmar, Gesch. der Welt IV, S. 711.) — Und dann wer will die Sittenverwilderung, Rohheit und Barbarei schildern, welche von Seiten der Soldaten während jenes Krieges verübt ward und allmählig über alle Stände und Klassen sich verbreitete? Die Kriegsheere plünderten und mordeten mit maasloser Gier; „sie beraubten die Kirchen, die Gräber, die Reichen und die Armen; sie nahmen den Leuten das Hemd vom Leibe und das letzte Stück Brod vom Munde, so daß Manche, um sich des Hungers zu erwehren, Baumrinde, Gras und das Fleisch gefallener Thiere verzehrten, ja das Fleisch ihrer Kinder und menschlicher Leichname gegessen haben sollen; sie mißhandelten besonders das weibliche Geschlecht auf thierische Weise und schonten selbst todte Jungfrauen nicht." Man erinnere sich auch der Einnahme Magdeburgs, dieses wichtigsten Plazes in Deutschland. Als die Sieger in die eroberte, brennende Stadt einbrachen, „da sah man auf allen Straßen Kinder neben ihren ermordeten Eltern liegen und jämmerlich wehklagen. Kleine Kinder wurden von den Kroaten gespiest und zerrissen, mißbrauchte Jungfrauen ins Feuer geworfen. Von der herrlichen Stadt blieben außer dem Dom und dem Liebfrauenkloster nur 140 Hütten am Fischerufer stehen; von den 35,000 Einwohnern waren nur noch 15,000 am Leben: die andern hatte Schwert, Feuer und Schrecken getödtet." (Ditmar, ebendaselbst.) Und wie die Verwilderung alle Stände ergriff, das sagt das Zeugniß eines Zeitgenossen: „Religion, Tugend, Frömmigkeit, Scham und Verdienst ward nirgends geachtet, und so gab man sich nur zu vielen Lüsten und Lastern hin, und Deutschland frevelte zuletzt am ärgsten wider Deutschland. Selbst Geistliche, welche trösteten, Richter, welche schützen sollten, wurden hartherzig und eigennützig, bis sogar die Obrigkeit sich ganz offen den Freveln hingab." — Dieß ist das Bild unsres eigenen großen Bürger- und Religionskrieges: sollte es da uns erlaubt sein, einen Stein wider die Taiping-Rebellen in China aufzuheben? Wenn aber aus den Trübsalen des dreißigjährigen Krieges dennoch Ein Segen

wenigstens hervorgieng, daß nemlich Tausende, die von der schweren Zuchtruthe betroffen wurden, sich wieder dem lebendigen Gott in Glauben und Liebe zuwandten und in den reichen Schatz des göttlichen Wortes sich vertiefen lernten, — wenn eben aus jener Zeit ein Johann Arnd, ein Heinrich Müller und Christian Scriver hervorgiengen, an deren Wort sich heute noch die evangelische Kirche erquickt und stärkt, sollte die erbarmende Liebe Gottes nicht auch in dem fernen China aus dem gegenwärtigen Jammer des Bürgerkriegs einen Segen hervorgehen lassen können?

In Einem Stücke sehen wir bereits etwas von jener helfenden rettenden Liebe Gottes kund werden, welche auch an China sich offenbaren will. Zwar erscheint diese Rettung gleichfalls unter der Gestalt der Verwüstung, aber sie ist doch eine wirkliche Rettung. Alle Berichterstatter nemlich stimmen weiter darin überein, daß, wohin der Fuß der Taipings gekommen sei, alle Götzen unnachsichtlich fallen mußten und gefallen sind. In Su-tschau fanden die Missionare in dem Haupttempel nur noch Einen Priester, den einzig Uebergebliebenen von den Hunderten, die darin gedient hatten. Alle Götzenbilder waren vollständig dahin. „Ich betrat,“ schreibt Muirhead, „eine ganze Reihe von Tempeln und Ahnenhallen auf dem Wege nach Nanking, und das Werk der Zerstörung war überall vollständig, besonders in den ersteren. Die Götzen waren herabgestürzt worden von ihren Thronen und lagen am Boden in einem verworrenen Trümmerhaufen. Es war augenscheinlich, daß sie mit der äußersten Verachtung waren behandelt worden, während, was einst großartige und prachtvolle Tempel gewesen waren, nun halb in Trümmern lag, und alles was einst darinnen gewesen, nachdem Feuer und Schwert das Aeußerste daran ausgerichtet, lag nun dem völligen Verfall preisgegeben da unter dem zersetzenden Einfluß von Wind und Wetter.“ — Das gleiche Zeugniß gibt der amerikanisch-bischöfliche (nun ermordete) Missionar Parker. „Ich landete zuerst an der Lun-Hwo-Pagode und dem gleichnamigen Dorf, etwa 5 Stunden von Schanghai entfernt, nahm einige Bibeln und Traktate zur Vertheilung zu mir und gieng ans Land, um die religiösen Gebäude mir anzusehen, deren hier eine große Zahl ist. Ich war früher schon öfters hier gewesen, und mein Zweck war nur, die Wirkung kennen zu lernen, welche der Besuch der Rebellen hier zurückgelassen habe. Einige von den Tempeln fand ich niedergebrannt, andere nur theilweise niedgerissen und

verstümmelt. Im Innern derselben aber begegnete mir ein Anblick, der mir am allermeisten auffiel. Von den Götzenbildern waren die einen heruntergeworfen und vollständig zertrümmert, andern war der Kopf samt Händen und Füßen abgeschlagen, andere waren nur sonstwie verstümmelt und entstellt, indem ihnen die Nase abgehauen, die Augen ausgebohrt oder der Mund von einem Ohr zum andern aufgeschlitzt war. Noch andere standen das unterste zu oberst gefehrt oder sonst in den lächerlichsten Stellungen da. Es war ganz augenscheinlich das Bestreben der Rebellen gewesen, auf jede erdenkliche Weise ihre äußerste Verachtung an diesen Götzenbildern auszulassen und zugleich in ihren Landsleuten die gleiche Verachtung zu wecken. Ich war erstaunt, mit welcher Konsequenz sie diesen doppelten Zweck überall verfolgten. Auf diesem meinem Ausflug ins Land besuchte ich sehr viele Tempel, große und kleine, und an allen ohne Ausnahme sah ich das gleiche Werk der Zerstörung, und zwar muß dasselbe häufig nicht ohne Mühe und Anstrengung geschehen sein. Die Hand der Rebellen schont der Götzen nicht. Und will irgend Jemand sagen, ein solches Zerstörungswerk, consequent durchgeführt, werde ohne Wirkung auf den religiösen Glauben eines Volkes bleiben? Ich muß hier eine Thatsache erwähnen, die mir kürzlich einige aus dem Innern zurückgekehrte Missionare erzählt haben, — nicht daß ich meinte, diese eine Thatsache schildere einen Zustand, wie er bereits vorhanden sei, sondern ich führe sie nur an als Veranschaulichung von dem, was nach meiner Ueberzeugung die endliche Wirkung dieser Taiping-Bewegung sein muß, wenn letztere nicht durch ausländische Dazwischenkunft erdrückt wird. Jene Missionsbrüder nemlich machten bei einem kleinen Dorfe Halt und fragten die Leute, was für Götter sie verehrten. Ihre Antwort war: 'Die Rebellen hätten ihre Götter zerstört und ihnen verboten, dieselben ferner anzubeten; und nun hätten sie gar keine Götter und wären deshalb froh, wenn ihnen von irgend einem andern Gott gesagt würde, den sie verehren sollten.' — Was muß die Folge eines solchen Zustands der Dinge sein? Die Rebellen selbst haben kein klar bestimmtes und deutlich entwickeltes Religions-system, das sie dem seiner bisherigen Götter beraubten Volke bieten könnten... Das Haupt der Taipings besitzt nach Allem, was ich über ihn gehört habe, nicht den großen aufbauenden Genius eines Religionsstifters, und wenn er ihn hätte, so glaube ich nicht, daß er ein neues Religions-system aufzustellen im Stande wäre, das der über-

wältigenden Macht der christlichen Civilisation und des gegenwärtigen Zeitlaufs zu widerstehen vermöchte, indem jetzt Alles zusammenwirkt, um jenem Worte der Wahrheit Bahn zu brechen, welches ja die Taiping-Rebellen selbst — wenigstens wie sie sagen — als ihr Banner emporhalten."

Da ist kein Zweifel mehr übrig: die Taiping-Bewegung ist von Anfang bis heute ein Gerichtsschlag des lebendigen Gottes, der den Götzendienst China's getroffen hat und die Götzen in Stücke schlägt. „Sie hat,“ wie ein Missionar richtig sagt, „der Idolatrie und dem Aberglauben in vielen Theilen des Landes den Todesstreich versetzt, in Folge dessen, wenn noch andere mitwirkende Kräfte dazu kommen, unter Gottes Gnade der Stuhl Satans in China fallen wird. Denn so groß ist die Erbitterung und der Haß wider die Götzen, daß jene ehrerbietige Furcht, die ihnen gegenüber einst herrschte, niemals mehr in den Gemüthern ihrer ehemaligen Verehrer wieder aufleben wird.“

2. Die Residenz und das Oberhaupt.

Wenden wir uns vom Lande zur Hauptstadt der Taipings. Daß Nanking zu einem großen befestigten Kriegslager umgewandelt ist, wo die Künste des Friedens den Uebungen der Waffen und dem unaufhörlichen Aus- und Einmarsch der Truppen Raum gemacht, wo die Ordnungen eines friedlichen Haushalts mit den strengen Regeln des Kriegsgesetzes sich vertauscht haben, kann uns nicht befremden. Es ist dieß die nothwendige Folge der Revolution. Die Physiognomie dieser einst blühenden Gewerbs- und Handelsstadt ist durchaus die einer großen, im Belagerungszustand befindlichen Festung geworden. Wenn etliche Besucher Nankings diesen Zustand der Dinge als einen Anklagepunkt gegen die Taipings vorbringen und als einen Beweis für deren Unfähigkeit aufzählen, auf den Trümmern des alten Regiments einen neuen wohlgeordneten, blühenden und gedeihlichen Staatsbau aufzuführen, so ist das eben so lächerlich als ungerecht.

Es ist wahr, im Vergleich zu dem geschäftigen Gedräng und Gewimmel, den zahllosen Kaufläden, Handelsbuden und Werkstätten, und dem athemlosen Jagen nach Erwerb und Gewinn, das sonst die vollreichen Städte China's charakterisirt, bietet Nanking ein fast trübseliges peinliches Bild dar. Handel und Gewerbe sind beinahe stillgestellt; die nothwendigsten Bedürfnisse kommen unter militärischem

Reglement auf den Markt; die Menschen, denen man begegnet, sind nicht sowohl die früheren Einwohner der Stadt, als vielmehr eine große, stets wechselnde Garnison aus allen Theilen des Landes; auf den Angesichtern der Soldaten erkennt man zum Theil den Zug des Zwanges, durch den sie in die Reihen der Taiping-Armee gebracht wurden, und die vielen Knaben und jungen Leute, welche die Straßen bevölkern, sind ein unverkennbares Zeichen, daß die Praxis fortbauert, die männliche Jugend aus den eroberten Provinzen mitzuschleppen und in der Hauptstadt zum Kriegsdienst zu erziehen. Die Missionare hatten mehr als einmal Gelegenheit, mit solchen jungen Leuten zu reden, aus ihrem Munde Erzählungen von gewaltsamer Entführung und Stimmen schmerzlichen Heimwehs zu vernehmen, und wenn der mitleidige Missionar dann die Frage stellte, ob sie nicht zu den Ihrigen heimzukehren die Hoffnung hätten, so deuteten sie etwa mit einer stummen Bewegung der Hand über den Hals die Gefahr an, die mit solchem Versuch für sie verbunden wäre. Die Häupter der Bewegung geben das Peinliche eines solchen Zustandes der Dinge ohne Bedenken zu und beklagen es; aber sie bekennen zugleich, daß es ein Akt der Nothwendigkeit und der Nothwehr sei, dem — so hofften sie — so bald ein Ende werde gemacht werden, als der Sieg der Taiping-Sache gesichert und der Friede wiederhergestellt sei.

Die Physiognomie der Hauptstadt schildert Missionar Kloeters folgendermaßen: „Wir hatten einen Ueberblick über die ganze Stadt von der Spitze eines Hügels aus, der innerhalb der Mauern liegt. Den kaiserlichen Palast sahen wir in südlicher Richtung; der bewohnte Theil der Stadt lag im Westen, gegen Osten aber schien Alles wüste und leer zu sein. Die Stadtmauer läuft über Hügel und Sümpfe; sie ist nicht überall gleich hoch, an einigen Stellen aber besonders stark, und umschließt ein sehr großes Areal. Innerhalb der Stadt selbst befinden sich einige Hügel, von denen einer 400 bis 500 Fuß hoch sein mag. Auf dem Wege zum Palast passirten wir den Ort, wo früher die Wohnung des östlichen Königs stand, der sich selbst den 'heiligen Geist' nannte, und durch welchen der himmlische Vater mit seinem 'jüngeren Sohne' [dem Taiping-Kaiser] verkehrte. Jetzt ist das Gebäude nur noch ein Trümmerhaufen. Das Ganze ist bis auf den Grund niedergebrannt und zerstört worden zu der Zeit, wo er selbst (der östliche König) mit seinen Tausenden ein blutiges Ende nahm.“ [Vergl. M.M. 1861 S. 358.]

Uebrigens stimmen die Berichte der Missionare darin überein, daß strenge Mannszucht und Ordnung in der Hauptstadt herrsche, daß sie von Excessen nichts wahrgenommen, daß Alt und Jung von einem Geiste der Mäßigung und des Gottvertrauens beseelt erscheine. Missionar Muirhead aber hebt Einen erfreulichen Zug insbesondere hervor. „Wenn man durch die Straßen Nankings wandelt,“ schreibt er, „so fällt Einem die Zahl der Frauen, denen man begegnet, als etwas in China ganz Neues auf. Sie sind im Allgemeinen wohlgekleidet und von sehr anständigem Aussehen. Viele reiten auf Pferden, Andere gehen zu Fuß, und die meisten von ihnen haben natürlich gestaltete Füße [im Gegensatz gegen die Unsitte der chinesischen Mädchen und Frauen, ihre Füße unnatürlich zusammenzupressen]. Nicht wenige von ihnen bleiben stehen, um uns predigen zu hören, und allezeit benehmen sie sich mit Anstand. Das ist im Vergleich mit dem früheren Stande der Dinge etwas ganz Neues, und das Ganze erinnert mich fast an das Leben in der [brittischen] Heimat. Es wäre ein großer Segen, wenn die Rebellion dazu diene, das bis dahin herrschende System weiblicher Abschließung zu durchbrechen.“ — Auch Miss. Kloefers gibt dafür Zeugniß. „Als wir am folgenden Tag die Stadt durchwanderten, sahen wir überall lebhaftes Geschäft mit Kaufen und Verkaufen vor sich gehen; die Straßen wimmelten an manchen Punkten von Leuten. Viele Häuser in den westlichen und östlichen Theilen der Stadt sind reparirt, viele neue gebaut worden. Der gegenwärtige Kriegszustand erklärt manche Uebelstände, die sich in den Straßen noch finden; allein die männliche Bevölkerung sieht kräftig und wohlgenährt aus, während ich nirgends in China so anständige und blühende Frauen sah, wie hier.“

Doch wir eilen nach dem Palast des Tien-wang, um dann von dort Stufe um Stufe herunter zu steigen zu den Großen des Reichs bis zum gemeinen Volk, und so Haupt und Glieder näher kennen zu lernen. „Der Palast des Taipingfürsten,“ schreibt Muirhead, „ist ein ganz neuer großartiger Bau, aber noch lange nicht vollendet; es ist eine möglichst getreue Nachahmung des kaiserlichen Palastes in Peking. Auf den ersten Anblick ist es ein imposanter Bau. Ueber dem äußeren Thor steht die Inschrift: 'Die heilige himmlische Pforte des wahren Gottes', und über der zweiten inneren steht geschrieben: 'Die königliche himmlische Pforte'. Allenthalben ist eine verschwenderische Fülle von seltsamen Figuren (Drachen, Phönixe u.) ange-

bracht.“ Ganz ähnlich schildert auch Holmes die kaiserliche Residenz. Seltsam aber ist, daß nicht Einer der besuchenden Missionare den Taipingfürsten selbst zu sehen bekam. Der eben genannte Baptistenmissionar Holmes erreichte Nanking am 8. August 1860, und schon am Abend dieses Tages ward ihm die Nachricht überbracht, daß Hung Siu-tseuen, das Oberhaupt des Reiches, mit Freuden von seiner Ankunft gehört und den Wunsch ausgesprochen habe, ihn persönlich bei sich zu sehen. Die Schwierigkeit war nur, daß der Missionar zum Voraus sich dahin erklärte, er könne nimmermehr sich dazu verstehen, vor dem Taipingkaiser gemäß der Hofetikette sich niederzuwerfen und in anbetender Stellung zu erscheinen. Als dieß dem Tiën-wang zu Ohren kam, wurde der Tag der Audienz hinausgeschoben; dagegen erschienen schon am folgenden Tag zwei kaiserliche Edikte, — das eine von dem Kaiser selbst, das andere von seinem Sohne, dem etwa vierzehnjährigen Thronerben. Beide sind offenbar darauf berechnet, dem Ausländer zu imponiren und ihm die von Gott selbst stammende Autorität des Taiping-Oberhauptes in ein möglichst starkes Licht zu setzen. Zugleich aber eröffnet uns besonders das erstere der beiden Edikte einen so lehrreichen Blick in die bedenklichen Irrthümer und Mißverständnisse, von denen Hung Siu-tseuen in Beziehung auf etliche der allerwichtigsten Grundlehren des Christenthums befangen ist, daß es wohl der Mühe werth ist, dasselbe aus der englischen Uebersetzung hier wiederzugeben. Es lautet also:

„Tiën-wang [d. h. Himmelskönig] erläßt hiemit ein Edikt zur Kenntnißnahme der Heerführer, die unter den auswärtigen Stämmen sich finden mögen [d. h. der Machthaber der fremden Nationen]. Die zehntausend [d. h. alle] Nationen sollten dem himmlischen Vater, dem Herrn, der droben ist, dem höchsten Vater, und dem Heiland der Welt, dem großen Bruder, Christus, sich unterwerfen; dann würde Himmel, Erde und Mensch — es würde die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft allzumal in Harmonie stehen. Der Vater kam früher herab in die Welt und gab sein Gesetz. Der ältere Bruder trug früher die Sünden der Menschen und rief dem Schwert, daß es die Dämonen vernichte. Der ältere Bruder hat früher gesagt: 'Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, und es wird gewißlich kommen.' Nun ist der Vater und der ältere Bruder auf die Erde herabgekommen und hat das himmlische Reich gegründet; mich aber und den jüngeren Herrn [d. h. den Kronprinzen] hat er berufen,

die Angelegenheiten dieser Welt zu lenken und zu ordnen. Der Vater, der Sohn [der Taipingfürst] und der königliche Entelsohn [der Kronprinz] sind zusammen die Herren des neuen Himmels und der neuen Erde. Der Erlöser und der jüngere Herr [der Kronprinz] sind Söhne des himmlischen Vaters, des allmächtigen Herrn; denn auch des großen Bruders Christus [Adoptiv-] Sohn und mein [natürlicher] Sohn ist Herr. Der Vater und der ältere Bruder [Christus], zusammen mit mir, drei Personen, bilden Eins. Sie haben in Wahrheit den jüngeren Herrn [den Kronprinzen] beauftragt, das Haupt der zehntausend Nationen [d. h. der Völkerwelt] zu sein. Es sei euch Allen kund gethan, ihr östlichen und westlichen Könige, daß der heilige Wille des Allerhöchsten und Christi an mich ergangen ist, daß ich von nun an die Leute zum Himmel führen und in die himmlische Wohnung [das Taiping-Reich und dessen Hauptstadt] aufnehmen soll. Alles unterwerfe sich dem himmlischen Vater. Alles unter dem Himmel wird glücklich dadurch, daß es mit einander in die himmlische Stadt und in den himmlischen Palast emporsteigt. Des Vaters und des älteren Bruders Gebote sind durch alle Zeiten bis hierher überliefert worden. Der Vater arbeitete sechs Tage, und Alles sollte den großen allerhöchsten Herrn des Himmels preisen. Im Jahr Tien-Yao [1837] ließ der Vater mich in den Himmel kommen. Der ältere Bruder und ich werden die Schlange, den Teufel, austreiben und ihn in die Hölle werfen. Im Jahr Yuh-schan [1848] kam der Vater und der ältere Bruder in die Welt herab, um durch mich und den jüngeren Herrn endlosen Frieden zu gründen. Das Evangelium ist lange schon gepredigt worden, — jetzt sehet ihr die wahre Glückseligkeit und Herrlichkeit. Der Vater und der ältere Bruder, barmherzig und gnädig, sind auch wahrhaft allgegenwärtig. Darüber seien alle Herrscher und Völker unter dem Himmel fröhlich. Also verordne ich."

Das zweite Edikt, von dem Kronprinzen oder „jüngeren Herrn“ ausgehend, ist nichts anders denn einestheils eine Anerkennung des zum Besuch gekommenen Missionars, als eines Lehrers der wahren Religion, der „mit aufrichtigem Herzen sein Vertrauen auf Christum setzt," und anderntheils eine sehr stark betonte Aufforderung an ihn, mit unwandelbarer Treue und Hingebung die Sache der Taipings fördern zu helfen. „Wenn Ihr dem nachkommt," so schließt das Edikt, „so werdet Ihr dadurch beweisen, daß Ihr uns als das wahre Himmelreich des Friedens erkennt. Alle sollten die Früchte des Glaubens

bringen, auf daß sie erscheinen mögen vor dem Allerhöchsten durch Christi vergossenes Blut. Wendet Euch mit ganzem Herzen den himmlischen Angelegenheiten [d. h. der Taiping-Sache] zu. Wer großes Verdienst hat, wird großen Lohn haben. Das Evangelium ist lange gepredigt worden, — jetzt ist es erfüllt. Also verordne ich."

Wir müssen hier einen Augenblick stille stehen und den Kreis von Vorstellungen näher kennen lernen, der uns in diesen Dokumenten begegnet. Nichts aber, wir gestehen es, ist schwieriger, als ein klares Bild von den religiösen Begriffen dieses Mannes, namentlich in Beziehung auf die Lehre von Gott, zu gewinnen. Die meisten Urtheile der englischen und amerikanischen Missionare in dieser Hinsicht sind höchst ungenügend und zum Theil verworren und oberflächlich. Wenn wir es hier versuchen, einiges Licht in diese Konfusion zu bringen, so meinen wir keineswegs, bereits das Richtige getroffen zu haben; vielleicht aber gelingt es uns wenigstens, einige leise Winke zum Verständniß dieses dunkelsten Gebiets in der Taipingsache geben zu können.

Wir erinnern zuvörderst daran, daß von Anfang an und bis auf den heutigen Tag keine Lehre des Christenthums so tief und gewaltig die denkenden Geister in Bewegung gesetzt hat, als das Geheimniß der Dreieinigkeit. Es ist bekannt, daß die christliche Kirche sechs Jahrhunderte lang über diese Lehre und was damit zusammenhängt, gestritten, gezankt, ja blutig gekämpft hat. Wer die Kirchengeschichte jener Zeit liest, der nimmt fast nichts wahr, als Einen fortgehenden Kampf der Geister (und nur zu oft auch der Fäuste und Schwerter) um diese geheimnißvollste aller Lehren. Man wollte dabei nicht blos überhaupt zu einem begrifflichen Verständniß derselben gelangen, sondern man wollte sie nach dem überlieferten Schema heidnischer Philosophien (eines Plato und Aristoteles) verstehen und begreifen. Wir mögen dieß beklagen; aber es ist ein naturgemäßer und deshalb begreiflicher Gang der Dinge. Ist es nun zu verwundern, wenn dem Geiste eines denkenden Chinesen diese Lehre gleichfalls nicht nur die größten Schwierigkeiten bereitet, sondern wenn er nun auch, gleich den alten Kirchenlehrern des Abendlandes, die alten religiösen und philosophischen Anschauungen seines Volkes, an die er als Heide von Jugend auf gewöhnt war, zu Hülfe nimmt, um die neuen christlichen Ideen sich zum Verständniß zu bringen, ja wenn er jene heidnischen Philosopheme unwillkürlich und unbewußt auch da,

wo er über christliche Wahrheiten nachsinnt, auf sein ganzes Denken wirken läßt? Es wird uns dieß um so weniger verwundern, wenn wir uns erinnern, daß dieser Chinese von der übrigen christlichen Gemeinschaft fast völlig abgeschlossen und ausschließlich auf sein eigenes Nachdenken und Sinnen angewiesen ist.

Fassen wir nun aber eben jene heidnisch-chinesischen Anschauungen von Gott und göttlichen Dingen, wie sie auch Hung Siu-tseuen mit der Muttermilch eingesogen, ins Auge, so finden wir, daß die Phantasie des Volkes die obere himmlische Welt mit vergötterten Helden der Vorzeit bevölkert hat, die einerseits zwar mit übermenschlichen göttlichen Kräften ausgestattet sind, andererseits aber durchaus menschliche Art und Natur an sich haben. Die chinesische Mythologie kennt solcher großen und kleinen Gottmenschen die Fülle, und von ihnen werden nach der herrschenden Volksmeinung die verschiedenen Gebiete des Menschen- und Weltlebens beherrscht. Rechnen wir nun dazu, daß Siu-tseuen, als er bei seiner denkwürdigen Vision (im J. 1837) sich in die obere himmlische Welt versetzt sah, dort menschliche Gestalten, Männer und Frauen, obwohl in übermenschlich hoher Würde, zu schauen bekam, daß ihm insbesondere der „Alte der Tage“ in allerhöchster Würde, und sein Sohn in himmlischer Majestät, — beide jedoch in ganz menschlicher Art und Natur erschienen, so begreift man, daß gerade diese menschengleiche Art der Gottheit sich mit seinem Denken unauslöschlich vermengt hat. Es ist dieß der „Materialismus“, der von den Missionaren dem Lehrsystem des Taipingfürsten zur Last gelegt wird; und man kann nicht läugnen, daß die Vorstellungen dieses Mannes von dem Wesen Gottes tief unter dem stehen, was die heilige Schrift von dem ewigen Gott redet, welcher der Geist ist.*)

*) Daß diese Vorstellungen des Taipingfürsten sich im Lauf der Jahre, und namentlich in neuerer Zeit, noch weiter verschlimmert haben, geht daraus hervor, daß er den tollen Unsin, welchen einst der östliche und westliche König (vergl. WM. 1861 S. 351 ff.) gelehrt hat, nun auch als geoffenbarte Wahrheit gelten läßt. Darnach sollten auch Frauen in der oberen Welt zur Familie Gottes gehören. „Sie leben,“ schreibt Holmes, „von einer Frau des himmlischen Vaters, die sie 'himmlische Mutter' nennen; von einer Frau Jesu, der sie den Namen 'himmlische Schwägerin' geben; von einer Schwester Jesu, die der westliche König in der jenseitigen Welt geachtet habe.“ — Es ist diese Verirrung um so seltsamer, da ja, wie früher erzählt wurde, Hung Siu-tseuen den Fanatismus jener beiden „Könige“ selbst verurtheilt und ihren blutigen Untergang veranlaßt hat.

Man könnte sagen, daß die Lehre der Taipings von Gott sich kaum noch in etwas unterscheide von der chinesisch heidnischen Mythologie. Selbst Missionar Roberts, der einstige Lehrer des Siu-tseuën und nunmehr einer seiner höchsten Minister, glaubt sagen zu sollen: „Ich fand bei meiner Ankunft in Nanking zu meinem Leidwesen nichts von wahren Christenthum, sondern nur seinen Namen, angewendet auf ein System der empörendsten Idolatrie; denn was auch ihre Bücher sagen, was sie auch in früheren Zeiten geglaubt haben mögen, ich konnte zu keinem andern Schluß kommen, als daß das System, das sie jetzt lehren, mit Recht Idolatrie genannt werden muß. Ihre Vorstellung von Gott ist so verzerrt, daß sie so möglich noch hinter derjenigen der andern Götzendiener China's zurücksteht. Ihre Vorstellung von einem Heiland ist niedrig und sinnlich, und seine Ehre muß er mit einem andern theilen.“ — Es ist dieß bis auf einen gewissen Grad wahr, doch nicht ganz, wie uns scheint. Als Siu-tseuën bei seiner Vision in den Himmel sich ver-
 setzte sah, erhielt seine Seele den bedeutungsvollen, unauslöschlichen und von da an sein ganzes Denken und Handeln beherrschenden Eindruck, daß Einer, und nur Einer, der Schöpfer Himmels und der Erde, der Vater aller Menschen, der „himmlische Vater“ sei, der allein angebetet werden müsse, und dem das Lob und der Dank aller Menschen gebühre. Die Götter, die bis dahin von den Chinesen mit Uebergehung des himmlischen Vaters angebetet wurden, sind „böse Geister“ oder „Teufel“, welche ausgerottet und in die Hölle gejagt werden müssen. Sie haben die Ehre, die allein dem himmlischen Vater gebührt, ihm geraubt, darum kommt das Endgericht über sie. Dieß Alles sah und hörte Siu-tseuën in der oberen Welt, und als er hernach mit der Bibel bekannt ward, so fand er, daß was er selbst geschaut, genau mit dem übereinstimmte, was er in der heiligen Schrift von dem Einen wahren Gott, dem allmächtigen, allwissenden und allgegenwärtigen Schöpfer aller Dinge und dem barmherzigen Vater der Menschen las. Alle diese biblischen Aussprüche trug er in guten Treuen auf den von ihm geschauten „Alten der Tage“ über. Dieß ist die lebensvolle Idee, die den Taipingsfürsten auch jetzt noch so durch und durch erfüllt und beherrscht, daß daraus allein seine ganze Geschichte, wie die Kraft seiner Sache, zu erklären ist; und wir dürfen hinzusetzen: es ist dieß der Punkt, durch welchen seine Lehre hoch über dem altchinesischen Götzendienste steht, so mangelhaft und

irrhümlich auch seine Anschauung von dem göttlichen Wesen des himmlischen Vaters sein mag, — ja es ist der Faden, mittelst dessen Sin-tseuen trotz aller jener Irrthümer noch mit dem Christenthum enge zusammenhängt, und an welchem Gott ihn weiter führen kann.

Ähnlich steht es mit seinen Vorstellungen von Christus, dem Erlöser der Welt. Er ist „der Sohn Gottes“, und (wie Kloefers sagt) „der Kaiser glaubt, daß Jesus da war, ehe der Welt Grund gelegt war. . . Dieß scheint jedoch so zu verstehen zu sein, daß er glaubt, der Geist (die Seele) Jesu habe von Ewigkeit her existirt, in der gleichen Weise wie die Chinesen überhaupt glauben, daß jeder menschliche Geist bei Gott ist, ehe er in die Leiblichkeit geboren wird. Nach Allem, was ich gehört und wahrgenommen, bleibt mir darüber kaum ein Zweifel, daß er so die Sache auffaßt.“ Daraus geht hervor, daß dem Taipingfürsten die Lehre von der wahren Gottheit Christi, wie die Schrift und die ganze Kirche des Herrn sie lehrt, fremd ist. Christus hat, wie jeder andere Mensch, vor seiner Geburt eine Existenz bei Gott gehabt, und ist dann vor 1800 Jahren — freilich auf übernatürliche Weise, — von seiner menschlichen Mutter geboren worden. Er ist aber von dem himmlischen Vater zu einem besonders großen und wichtigen Werke „in die Welt gesandt“ worden, — zu dem Werke nemlich, die wahre Lehre zu verkündigen und dann für die Sünden der Welt stellvertretend und somit erlösend zu sterben. Nachdem er solches vollendet, ist er wieder in die himmlische Welt gegangen, wo er nun Antheil an dem göttlichen Wesen hat und von oben herab zu dem ferneren Werke der Welterneuerung mitwirkt. Die letztere besteht in der Aufrichtung des „Himmelreiches“ auf Erden.

Hier begegnet uns aber aufs Neue ein Ausdruck, der in dem Gedankenleben eines Chinesen zu seltsamen Begriffsverwirrungen Anlaß geben mußte und gegeben hat. Unter „Reich des Himmels“ versteht der Chineser von Alters her das chinesische Reich, — nicht wie es in der Wirklichkeit ist, sondern wie es seiner Idee nach sein soll. Er verbindet mit diesem Ausdruck die Idee des vollkommenen Musterstaats, wo Wahrheit und Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Treue, Liebe und Friede, Glückseligkeit und Herrlichkeit, — kurz vollkommene Harmonie zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Menschen zur Herrschaft gekommen ist. Das Himmelreich ist das Tai-ping-twoi d. h. das Reich des himmlischen Friedens. Dieses ist von Jesus, da er auf die Erde kam, als „herannahend“ verheißen worden; nun

aber ist es erschienen, es ist da. Zu seiner Gründung und Vollen-
dung ist Hung Siu-tseuen in unsern Tagen ebenso vom himmlischen
Vater „in die Welt gesandt“ worden, wie Jesus zu seiner Zeit zur
Ankündigung desselben und zur Versöhnung der Welt von ihren Sün-
den. Beide, Jesus und Siu-tseuen, sind außerordentliche Gesandte
Gottes, sie sind „Söhne Gottes“. Jesus ist der ältere, Siu der
jüngere Bruder. Was Jesus für seine Zeit und Aufgabe war, das
ist Siu-tseuen für die Gegenwart. Von diesem Gesichtspunkt aus
ist die Gleichstellung mit Jesu aufzufassen, welche der Taipingfürst für
sich in Anspruch nimmt, und worüber er selbst in einem Dokument,
das er dem Missionar Roberts eingehändigt hat, sich also ausdrückt:
„Es ist kein Zweifel, daß Hung Siu-tseuen oder der Lien-wang
[d. h. König des himmlischen Reichs] im Himmel gewesen ist, den
himmlischen Vater und den älteren Bruder Jesus gesehen hat, und
dann wieder herabgekommen ist auf die Erde. Wer vom Himmel
kommt, der ist über Alle. Er ist in derselben Weise der Sohn Gottes,
wie Jesus, von dem gleichen Vater, obgleich nicht von derselben Mutter.
An dieser Thatsache und allem Andern was damit zusammenhängt,
zu zweifeln, wäre dieselbe Sünde, wie die Sünde war, welche die
Juden begingen, da sie Mose nicht gehorchten,*) und hätte dieselben
Folgen. Er (Siu-tseuen) ist das Wort, das Licht, der Weg, die
Wahrheit, das Leben, wie Jesus es war. Jesus war in seiner Weise
und für seine Aufgabe, was der Lien-wang für die Gegenwart ist.
Das sanftmüthige ruhige Predigen des Evangeliums war unwirksam;
nun kommt er (der Lien-wang), mit dem Schwert demselben Gehor-
sam zu erzwingen. Jetzt haben Alle an Jesum als den Heiland und
Erlöser, und an ihn (den Lien-wang) als einen eben solchen Gesand-
ten Gottes zu glauben, wenn sie gerettet werden wollen; und wer da
glaubt, wird nicht verloren gehen.“ Dann bringt er in Missionar
Roberts, diese Lehre zu predigen und ihn, den Taipingfürsten, da-
rin zu unterstützen.

Aus dieser Darlegung geht hervor, daß er nicht sowohl sich selbst
zu Gott macht, wie Jesus Gott ist, sondern daß er Jesum zu der
Stellung eines „Gesandten Gottes“ herabzieht, wie er sich selbst für
einen solchen hält, und daß dadurch alle die großen Ausdrücke, die

*) Somit hält Hung Siu-tseuen auch Mosen in demselben Sinne für einen
Gesandten und Sohn Gottes, wie Jesum und sich selbst. Es klärt dieß Vieles auf.

der Herr Jesus von sich braucht (Licht, Wahrheit, Leben u.) unendlich abgeschwächt und ihres tiefen herrlichen Inhalts entleert werden. „Deshalb,“ so sagt Kloefer mit Recht, „kann man dem Lien-wang nicht im eigentlichen Sinne des Wortes Blasphemie zur Last legen.“ Denn um ihn der Gotteslästerung zu beschuldigen, bedürfte es auf seiner Seite einer richtigeren Einsicht von dem gottmenschlichen Wesen Christi, als er sie in Wirklichkeit hat.

Eigenthümlich ist dabei die Aeußerung, die er gegen die Missionare (durch dritte Hand) gethan haben soll, daß „die ersten Christen eine richtigere Vorstellung von der Gottheit und Sohnschaft Christi gehabt hätten, als die [abendländischen] Christen der Jetztzeit besäßen.“ Zugleich wird versichert, daß er mit den Christen, welche die Missionare geschrieben, nicht unbekannt sei. Es geht daraus hervor, wie fest verannt dieser merkwürdige Mann in seine einmal gewonnenen Anschauungen ist, und wie schwer es sein wird, ihn selbst von seinen Irrthümern zu überzeugen. Zu dieser Unzugänglichkeit für weitere Belehrung trägt auch wesentlich der Umstand bei, daß er, wie dieß alle Berichte bezeugen, sich von dem Verkehr mit der Außenwelt mehr und mehr absondert, sich fast ausschließlich mit Speculationen über religiöse und göttliche Dinge beschäftigt und die Leitung der Regierungsgeschäfte seinem vierzehnjährigen Sohne, dem Kronprinzen, überläßt. Er selbst bezeichnet denselben als den „jüngeren Herrn“, und als den „Adoptivsohn Gottes“. Das letztere ist er, wie die Missionare sagen, „durch Weihung an Gott“ geworden. Dieser Kronprinz scheint, ungeachtet seiner Jugend, ein kräftiger, energischer und bedeutender Charakter zu sein, der ganz in die Ideen seines Vaters eingegangen ist. Es wird ihm deshalb auch Ehre erwiesen, wie seinem kaiserlichen Vater.

Nach alle diesem könnte es scheinen, daß kaum noch eine Spur des wahren Christenthums in dem Lehrsystem des Taipingfürsten sich finde; und doch müssen wir auch hier, wie oben bei der Lehre von Gott dem himmlischen Vater, auf den Punkt hinweisen, durch welchen dasselbe innig und bedeutungsvoll mit unsrem allerheiligsten Glauben zusammenhängt. Es ist die Lehre von dem erlösenden Leiden und Sterben Jesu, und von der sündentilgenden Kraft seines Verdienstes. Hung Siu-tseuen mag von der göttlichen Natur Jesu nichts verstehen, er mag den Zusammenhang, in welchem die wahre Gottheit Jesu mit der erlösenden Wirkung seines Todes steht, gänzlich

außer Acht setzen: — eines ist gewiß, daß er lehrt, und daß alle seine Anhänger glauben, daß die Vergebung der Sünden ausschließlich durch den Tod Jesu und durch sein für uns vergossenes Blut uns erworben sei, und daß ohne diese Niemand könne in den Himmel gehen. Und gleichwie das gemeine Volk in Beziehung auf die Lehre von Gott vor allen Dingen die süße Wahrheit versteht und festhält, daß Er der „himmlische Vater“ ist voller Gnade, Erbarmung und Liebe, so faßt es auch in Betreff der Lehre von Christo, mit Beiseitelassung aller Phantasien des Tien-wang, die es nicht versteht, vor Allem das Eine, daß Er der Erlöser und rechte Heiland ist, der durch seinen Tod die Vergebung der Sünden uns erworben hat. Das ist die diamantene Kette, an welcher Gott diese Taipings mitten in allen ihren Verirrungen festhält, und die wird nicht reißen.

Daß Hung Siu-tseuen von dem heiligen Geist überhaupt wenig redet und von seinen Wirkungen zur Herzenserneuerung des Menschen wenig weiß, ist kaum zu verwundern. Auch von dem Abendmahl findet sich in seinem System keine Spur, während der Ritus der Taufe gegenwärtig — um der kriegerischen Zeitumstände willen — nicht mehr wie früher als unerläßliche Bedingung des Anschlusses an die Sache der Taipings betrachtet zu werden scheint. Alles soll später, wenn der Friede hergestellt ist, besser geordnet werden. Um so betrübender ist die Thatfache, daß Siu-tseuen die Polygamie nicht verwerflich findet. Er selbst hat nach den Berichten der Missionare 30 Frauen und 100 (nach Andern 70) Kebsweiber in seinem Harem. Die Nachahmung dieses unheilvollen Beispiels hat er seinen Großen nicht bloß gestattet, sondern befohlen. Missionar Roberts, der in Nanking lebt, glaubt diese Sache wenigstens leise entschuldigen zu sollen. Er schreibt: „Was Prostitution und Konkubinat betrifft, so ist dergleichen nicht erlaubt in dieser Stadt; ich habe wenigstens nie etwas der Art hier wahrgenommen und glaube, daß, wenn so Etwas öffentlich bekannt würde, dieß für den Uebertreter der nächste Weg zur Enthauptung wäre. In dieser Beziehung, sowie was Hazardspiel, Opiumrauchen, Wahrsageret und andere Uebel betrifft, Götzendienst mit eingeschlossen, kann diese Stadt mit Recht als ein Wunder der Welt betrachtet werden, indem alle dergleichen Dinge vollständig ausgefegt sind. Inzageheim mag es Ausnahmen geben; aber der allgemeine und öffentliche Gang der Dinge bewegt sich in diesem ungewöhnlich reinen und außerordentlichen Geleise; und das

ist dem Tien-wang zu verdanken, was auch sonst seine Fehler und Irrthümer sein mögen. Und so verwerflich auch die Polygamie sein mag, sie ist doch weniger verwerflich, als die andern Sorten von Unreinigkeit, als da sind Prostitution und Konkubinat, die in den Städten viel erleuchteterer Nationen leider in so erschreckendem Maaße einheimisch sind. Wir entschuldigen die Polygamie nicht, vielmehr beklagen wir diesen Stand der Dinge tief; aber wir glauben, daß sie das geringere Uebel ist in Vergleich mit jenen Sünden. Die Vielweiberei kann den, der ihrer sich schuldig macht, in die Hölle führen, wenn er darin verharrt; Prostitution und Konkubinat aber werden sicherlich jeden in die Verdammniß bringen, der darin verslochten ist." — So schreibt Missionar Roberts; wir müssen aber hinzufügen, daß, wenn die Polygamie zu einem rechtmäßigen Institut der Taiping-Dynastie werden sollte, — was Gott verhüte, — eben damit ein Keim des Verderbens in diese junge Pflanzung gelegt wäre, der eine gesunde christliche Entwicklung unmöglich machen würde.

Doch wir kehren zu der Audienz zurück, welche Missionar Holmes bei dem Kaiser haben sollte. Sie führt uns die Art und Weise der Verehrung vor Augen, die er für sich in Anspruch nimmt. Es ist eine Art göttlicher Huldigung; aber sie unterscheidet sich kaum von der Weise, welche seit uralter Zeit in Gegenwart der chinesischen Kaiser überhaupt stattfand. Nachdem Holmes sich gleich Anfangs geweigert hatte, in jener anbetenden Stellung vor dem Tien-wang zu erscheinen, ward er nach dem Erscheinen des oben erwähnten kaiserlichen Edikts aufs Neue gefragt, ob er der Taiping-Sitte sich fügen wolle. „Ob ich vor dem Tien-wang niederknien wolle?“ schreibt er selbst. „Nein. — Ob ich ein für mich bereitliegendes gelbseidenes Kleid und eine gewisse Kopfbedeckung anlegen und darin vor dem Kaiser erscheinen wolle? — Nein, ich werde in meinen eigenen Kleidern vor dem Tien-wang erscheinen. — Ob ich einen Ehrentitel annehmen würde, den der Kaiser mir zu übertragen wünsche? — Das lehnte ich ab, weil es nicht mit meinem Missionsberuf sich vertrage. — Ob ich vor dem Allerhöchsten [Gott] mich beugen würde, wenn alle Andern dieß thaten? — Ja oder Nein, je nach Umständen.“ — Am 10. August kam die Nachricht aus dem Palast, daß Sin-tseuen und sein Sohn den Missionar auf den folgenden Tag bei sich zu sehen wünschen.

„Mit Tagesanbruch,“ schreibt Holmes am 11. August, „brachen wir nach dem Palast des Tien-wang auf. An der Spitze der Pro-

cession zog eine Anzahl von Bannern in den glänzendsten Farben, worauf ein Trupp bewaffneter Soldaten folgte. Dann kam der Tschang-wang [der „getreue König,“ den wir bei der Affaire von Schanghai kennen lernten] in einer großen Sänfte, bedeckt mit gelbem Satin und kostbarer Stickerei und getragen von acht Trägern. Hinter ihm kam ich zu Pferd, geleitet von Tschang-wangs höchstem Offizier und gefolgt von einer Anzahl anderer berittener Offiziere. Unterwegs schlossen sich mehrere von den andern 'Königen', die gerade in der Stadt anwesend waren, mit ähnlichem Gefolge unsrem Zuge an. Musik erhöhte noch den Glanz des Aufzugs und neugierige Zuschauer bildeten auf beiden Seiten der Straße Spalier. Endlich war der kaiserliche Palaß erreicht, — ein großes Gebäude, das den besten der konfuzischen Tempel ganz und gar ähnlich sah, obgleich von bedeutend größerem Umfang, als diese gewöhnlich sind. Wir traten durch das äußere Thor ein und begaben uns zuerst nach einem großen Gebäude, das östlich vom eigentlichen Palaß stand und der 'Morgenpalast' heißt. Hier wurden wir dem Tschang-wang [einem der Taiping-Kriegsfürsten] und seinem Sohne, sowie mehreren andern hohen Personen vorgestellt. Nachdem wir hier eine Weile geruht hatten, gieng es nach der Audienzhalle des Tien-wang. Hier wurde ich zweien Brüdern, zweien Neffen und einem Schwiegersohn des Kaisers vorgestellt. Sie saßen am Eingang einer tiefen Nische, über welcher die Worte standen: 'Glorreiche himmlische Pforte.' Tief im Hintergrunde dieser Nische, weit hinten, zeigte man uns den leeren Thronseffel Seiner Majestät des Tien-wang. Inzwischen erwartete man noch die Ankunft des 'westlichen Königs', dessen Gegenwart nöthig schien, ehe man mit dem Ceremoniell beginnen konnte. Dieser Würdeträger, ein junger Mensch von zwölf oder vierzehn Jahren, erschien jedoch alsbald und nahm seinen Platz bei den übrigen 'Königen'. Jetzt begannen die Ceremonien. Zuerst knieten sie, das Angesicht gegen den kaiserlichen Thronseffel gewandt, nieder und sprachen ein Gebet, das an den 'himmlischen Bruder' [Jesus] gerichtet war; dann knieten sie mit dem Angesichte nach der entgegengesetzten Richtung gekehrt und beteten zum himmlischen Vater; zuletzt wandten sie sich nochmals nach dem kaiserlichen Thron und richteten knieend ein Gebet an den Tien-wang. Nun erhoben sie sich und sangen stehend die Dorologie. Im äußeren Hof lag ein gebratenes Schwein und der Rumpf einer Ziege samt andern eßbaren Gegenständen auf Tischen, während auf einem

steinernen Altar, der zwischen dem Eingang zu der erwähnten Nische und einem kleinen Vorhof stand, ein Feuer brennend erhalten wurde. Noch immer aber war der Kaiser nicht erschienen. Er schien sich eines Andern besonnen zu haben, und wir warteten vergebens auf ihn. Er kam gar nicht. Wahrscheinlich sollte die Pracht und Großartigkeit seines Hofstaats uns nur imponiren...."

Missionar Muirhead hatte Gelegenheit, eine ähnliche Scene mit anzusehen. Er schreibt aus Nanking vom 9. Febr. 1860: „Vor zwei Tagen fand die Feier des Taiping-Neujahrs statt, und da gab es Manches, was einen Fremden interessiren konnte.... Am genannten Tage begaben sich die Könige, die Hauptleute und die Offiziere niederen Ranges in Procession nach dem kaiserlichen Palast, um Seiner Majestät ihre Huldigung darzubringen. Die Versammlung war sehr groß und ansehnlich. Jede von den obgenannten Personen hatte eine Anzahl Soldaten und Bürgerliche im Gefolge, die ihn zum Palast geleiteten. Die Könige kamen in gelbfarbigen Sänften, getragen von sechszehn Männern; die Hauptleute, die jenen an Ansehen zunächst stehen, in Sänften von verschiedenen Farben, getragen von acht Leuten, während vor ihnen her und hinter ihnen drein eine zahllose Menge und bunte Mannigfaltigkeit seidener Flaggen und Wimpeln einherzog, mit darauf gestickten seltsamen Figuren, oder nur die Namen und Titel ihrer Eigenthümer tragend, jedesmal aber die Inschrift an der Spitze: 'Das himmlische Friedensreich'. Die Könige und Hauptleute traten in den innern Hof, wo der Lien-wang [wahrscheinlich in der von Holmes bezeichneten tiefen Nische] auf seinem Throne saß, während die Uebrigen, wenigstens 300 an der Zahl, im äußeren Hof blieben. Ich selbst befand mich unter den Letzteren und beobachtete hier Alles, was um mich her [im äußeren Hof] vorgieng, und dieß entsprach ganz dem, was drinnen [im innern Hof] stattfand, obgleich ich Letzteres von meinem Plaze aus nur unvollkommen sehen konnte. Um zwölf Uhr fielen alle im äußeren Kreis auf ein gegebenes Zeichen auf die Kniee, und zwar gegen den Taipingfürsten gekehrt. Dann sang man ein Loblied auf ihn [doch wohl wahrscheinlicher auf den „älteren Bruder“, Christus] und wünschte ihm ein langes Leben, und zwar ganz im kaiserlichen Hofstyl ein Leben von 'zehntausend Jahren, zehntausend Jahren, zehntausendmal zehntausend Jahren'. Nach der entgegengesetzten Richtung gewandt, beteten sie dann, wie es hieß, den himmlischen Vater an, wobei sie wieder nie-

derknieten und zwar gegenüber einem Tisch, auf welchem mehrere Schüsseln mit Nahrungsmitteln und einige Lampen standen, die den Zweck eines Opfers hatten. An der Spitze der Anbeter befand sich ein Mann mit einem Papier in der Hand, worauf ein Gebet zu Gott geschrieben stand; dieß las er und verbrannte es dann. Die Versammlung erhob sich; aber gleich hernach fielen sie wieder auf ein gegebenes Zeichen nieder in der Richtung gegen den Kaiser, und blieben in dieser Haltung eine beträchtliche Zeit. Es wurde dabei nichts gesprochen, doch herrschte — mit wenigen Ausnahmen — viel Anstand während dieser ganzen Ceremonie. Etwa um halb Ein Uhr war Alles vorüber, und die Hauptleute kehrten in den äußeren Hof zurück. Ihr Aeußeres, in Kleidung und Benehmen, stand unzweifelhaft hoch über dem der übrigen Anbeter im äußeren Hof; die vorherrschende Farbe ihrer langen Gewänder war gelb, während die Mützen, welche Alle trugen, wesentlich verschieden waren von denen, welche die Beamten der Mandchu-Dynastie tragen. Die Versammlung gieng ruhig und in gutem Anstand aus einander . . .“

Man sieht aus diesen Schilderungen, daß, was Sin-tsenen in seinen Schriften und Aussprüchen von der ihm zustehenden Gleichstellung mit Christo behauptet, auch praktisch von ihm in Anspruch genommen wird, indem er eine Art göttlicher Verehrung sich darbringen läßt. Wie wenig klare Begriffe jedoch die Untergebenen davon haben, zeigt folgende Thatfache. Als Missionar Holmes nachher mit einem der „Könige“ (dem Tschang-wang) zusammenkam, äußerte er gegen diesen unter Anderem, daß sein (des Tschang-wang) oberster Hausbeamte gegen ihn sich dahin ausgesprochen habe: der himmlische Vater, der himmlische Bruder und der Liën-wang seien göttlich zu verehren, und diese drei seien Eins. Darauf erwiderte der Tschang-wang einfach: „Der Mann habe Irthümliches gesagt.“ Wir sehen daraus, daß ein Gefühl von dem Unterschied, der zwischen der göttlichen Verehrung des himmlischen Vaters und der Verehrung des Kaisers bestehe, mehr oder weniger deutlich den Meisten innewohnt. Wir werden im Folgenden öfters Gelegenheit haben, darauf hinzuweisen.

3. Die Großen und das Volk.

Wenn wir von der Höhe, auf welcher der Thron des Taiping-kaisers steht, um eine Stufe heruntersteigen, so finden wir hier die

Reihe der Könige, welche nicht sowohl als prunkender Hofstaat, sondern als die eifrigen Vollstrecker der Befehle des Kaisers um den Thron sich geschaart haben. Wir haben die bedeutenderen von ihnen, — den Tschang-wang oder „getreuen König,“ den Kan-wang oder „Schilbkönig“ (den ehemaligen Hung-yin) bereits kennen gelernt. Was nun zunächst ihre Stimmung, den Ansprüchen des Oberhauptes gegenüber, betrifft, so kann darüber kein Zweifel sein, „daß (wie Missionar Muirhead sich ausdrückt) die absolute Autorität des Kaisers äußerlich für jetzt von Allen anerkannt wird.“ Der Kan-wang insbesondere, der nach seiner religiösen Erkenntniß dem Kaiser weit überlegen ist, spricht es offen aus, „daß er (der Laipingfürst) für das große Werk, das gegenwärtig im Gange ist, unentbehrlich sei. Ohne ihn würde das Ganze zu Grunde gehen. Jedermann hält ihn für einen Mann von ausgezeichneten Gaben und überlegener Geisteskraft. Er hält alle seine Minister oder Könige in ehrerbietiger Entfernung, und diese ihrerseits stehen ihm in tiefer Scheu und Ehrfurcht gegenüber.“ Bei dem Allem aber geht aus den Berichten der Missionare unverkennbar hervor, daß manche dieser hochgestellten Männer in ihren religiösen Anschauungen wesentlich von denen des Kaisers abweichen. Daß namentlich der Kan-wang die Grundlehren des Christenthums viel reiner und richtiger aufzufassen vermöge, ist keinem Zweifel unterworfen. In seinem früher erwähnten „Buch der Reformen“ spricht er sich über die wahre Gottheit Christi in so biblischem Sinne aus, daß er darin seinem kaiserlichen Vetter weit überlegen ist. „Jesus hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein,“ heißt es darin. „Würde Jemand fragen, warum es für Christum, ungeachtet er ja Gott und folglich allmächtig ist, dennoch nöthig gewesen, daß er geboren und Mensch wurde, um die Menschen selig zu machen, so sei ihm zu wissen gethan, daß, wenn der Heiland nicht Mensch geworden wäre, er bloß ein reiner Geist sein würde. Und in diesem Fall — wie hätte er seine Religion ausbreiten, seinen Nachfolgern ein Vorbild darstellen, ans Kreuz genagelt werden und sein Blut vergießen können? Somit war es nothwendig, daß er einen menschlichen Leib annahm, um die Menschen unterrichten und ein Stellvertreter für sie werden zu können. Wo Sünde ist, da muß auch Strafe sein. Ungeachtet es der sündlose Sohn Gottes war, welcher ein Stellvertreter für uns ward, so konnte der Gerechtigkeit gemäß die Strafe doch nicht erspart werden. Dieß genügt zu zeigen, daß das Gesetz des Himmels

gerecht und unparteiisch ist." — So redet der Kan-wang von der wahren Gottheit Christi und der Nothwendigkeit seiner Menschwerdung. Auch vom heiligen Geiste wird in seinem Buche viel geredet. Seine göttliche Natur wird deutlich gelehrt, und über sein Geschäft, die Herzen zu reinigen und zu erneuern, wird ausführlich gehandelt. Von dem tiefen und angeborenen Verderben der menschlichen Natur einerseits und von der absoluten Nothwendigkeit göttlicher Kraftwirkung zu ihrer Wiedergeburt andererseits, scheint dieser Mann gründlich überzeugt zu sein. Vom Glauben spricht er als dem Mittel, des heiligen Geistes theilhaftig zu werden; durch den Glauben, und nicht durch die natürliche Geburt, werde der Mensch ein Kind Gottes und Erbe der Seligkeit.

Daß auch einige der andern Häupter der Taiping-Bewegung, wenn auch nicht gerade reinere Begriffe von göttlichen Dingen, so doch ein herzlich und aufrichtiges Verlangen nach weiterer Belehrung haben, ist unzweifelhaft. Sie ließen sich überall mit den Missionaren bereitwilligst in religiöse Gespräche ein und waren dankbar für jedes neue Licht, das ihnen durch sie zu Theil ward. Von einem General erzählt Muirhead: „Was die ganze Erscheinung und Haltung dieses Offiziers betrifft, mit dem ich mehrere Stunden in herzlichem Gespräch verbrachte, so kann ich nicht anders sagen, als daß sie überaus wohlthuend war. Er war 29 Jahre alt. Der Ausdruck seines Gesichts war angenehm, seine Manieren waren ruhig und gefällig; er schien nicht gesprächsam zu sein, war aber offen und herzlich in der Unterhaltung. In Sachen des Glaubens war er ganz entschieden, gerade als wenn sich das von selbst verstünde, und der ganze Mann stellte so recht einen 'Gläubigen von ächtem Schrot und Korn' dar. Mich selbst betrachtete und behandelte er ganz und gar als einen 'Bruder im Glauben', obgleich ich ohne Rückhalt auf das hinwies, worin ich mich von seinen Anschauungen unterschied. Als ich mich zum Weggehen anschickte, da die Nacht weit vorgerückt war, äußerte ich, ob es ihm nicht lieb wäre, wenn wir noch zusammen beten würden. Das nahm er freudig an. Ich las einige Verse aus dem 5. Kap. Matthäi, und dann knieten wir zum Gebet nieder. Es waren etwa im Ganzen zwölf andere Offiziere anwesend, und ich muß sagen, daß von Allen die edelste Würde während dieser Andacht beobachtet wurde." Aehnliche Fälle kamen während des Besuchs der Missionare mehrfach vor. Bei einem General, den sie in seiner Audienzhalle

befuchten, fanden sie die Bibel offen auf dem Sofa liegen, und erzählten von ihm, daß dieselbe sein regelmäßiger Begleiter auf allen seinen Feldzügen sei. — „Der Sturz des Götzendienstes,“ schreibt Muirhead, „und die Aufrichtung der wahren Gottesverehrung sind die Endziele, die sie mit derselben Aufrichtigkeit und Hingebung zu erreichen bemüht sind, als die Verjagung der Mandchu's und die Eroberung des Reichs. Im Gegensatz gegen den in China eingebrungenen Pantheismus halten sie fest an der Lehre von der Persönlichkeit Gottes; gegenüber der herrschenden Vielgötterei haben sie die klarste Anschauung von der Einheit Gottes; im schärfsten Gegensatz gegen den Fatalismus der buddhistischen Lehre glauben sie an eine Vorsehung, die Alles leitet und überwacht. Dieß tritt Einem beim ersten Anblick entgegen, und Niemand kann auch nur für kurze Zeit in ihrer Mitte gewesen sein, ohne davon einen lebhaften Eindruck empfangen zu haben. Sie fühlen, daß sie ein großes Werk auszurichten haben, und die tiefe Ueberzeugung, daß sie dabei von einer nie irrenden Hand geleitet und von einem allmächtigen Arm unterstützt werden, ist ihre Kraft. Jeden Erfolg schreiben sie der Güte des himmlischen Vaters, jede Niederlage seiner wohlverdienten Züchtigung zu. Die Gottheit ist für sie nicht ein abstrakter Begriff, nicht ein zorniges unversöhnliches Wesen, sondern ein liebender Vater, der mit zärtlicher Huld über ihre Angelegenheiten wacht und sie an seiner Hand leitet. Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments ist heute noch, wie beim Anfang der Bewegung, die Grundregel ihres Glaubens. Das ist eine sehr wichtige Thatsache. So lange sie die heilige Schrift als Wort Gottes annehmen, haben wir Grund genug zu hoffen, daß ihre Irrthümer allmählig überwunden und beseitigt werden. Der Missionar kann allezeit auf das Wort Gottes hinweisen, und dem können sie, wenn sie konsequent sind, nicht widersprechen. Sie reden oft vom Tode Christi als der Sühne für die Sünden der ganzen Welt, obgleich sie keine klare Vorstellung von der Gottheit seiner Person haben. Sie betrachten ihn als das größte menschliche Wesen, das je in der Welt erschienen ist, als einen Gesandten Gottes, der den größten Auftrag auf Erden auszurichten hatte... Daß Irrthümer sich eingeschlichen haben, ist nicht zu verwundern; im Gegentheil, es wäre eines der größten Wunder der Welt, wenn es anders wäre. Das Maas religiöser Erkenntniß, das unter dem Volke verbreitet ist, ist nothwendig beschränkt; bei den Großen und Führern der Tai-

pings aber ist sie weit umfassender, obgleich es ihr vielfach an Tiefe und Klarheit fehlt."

Bei dem Allem übt das Beispiel des Oberhauptes in seinem häuslichen Leben einen sehr bedenklichen Einfluß auf die Großen des Reiches aus. „Obgleich," sagt Muirhead, „die großen Wahrheiten unsrer heiligen Religion von ihnen Allen anerkannt und die Vorschriften derselben nach ihrer Weise auch im täglichen Leben befolgt werden, indem sie den Götzendienst mit allem Ernst bekämpfen und zerstören, und an dessen Statt christlichen Gottesdienst einrichten, so ist doch der Einfluß, den das Beispiel des Hofes ausübt, von der Art, daß auch da, wo in früheren Zeiten Gottesfurcht und Frömmigkeit herrschte, eine Wendung zum Schlimmeren sich bemerkbar macht. Die Männer, die an der Spitze stehen, schreiben den langsameren Fortschritt ihrer Sache der Gottlosigkeit der neu hinzugekommenen Anhänger zu; aber sie thäten wohl daran, an ihre eigene Brust zu schlagen und sich der Abweichungen von dem Weg der Gottesfurcht zu erinnern, deren sie sich selber schuldig gemacht haben. Sie sind immer bereit, den Anfang und Fortgang der Taiping-Bewegung dem himmlischen Vater zuzuschreiben; aber sie fühlen selbst, daß irgend ein Schaden sich eingeschlichen, und daß sie demselben nur allzu bereitwillig Eingang gelassen haben. Selbst der Kan-wang ist nicht frei von der Ansteckung geblieben. Er ist unzweifelhaft einer der besten unter den Häuptern des Reichs und kennt seine religiösen Pflichten sehr wohl; aber seine Frömmigkeit hat unter den Umständen, in die er versetzt ist, augenscheinlich Noth gelitten. Ich sprach mit ihm darüber in sehr ernster und liebender Weise. Er fühlte es tief. Er gab zu, daß er bereits dem Taipingfürsten in der Sache der Vielweiberei nachgegeben habe, und bemerkte dabei, daß derselbe gegenwärtig in ihn bringe, den vier Frauen, die er schon habe, noch zwei weitere beizufügen; aber er habe sich dessen entschieden geweigert und werde auch auf seiner Weigerung beharren. Er theilte mir mit, daß er seine vier Frauen, sowie zwei seiner Stabsoffiziere getauft habe, nachdem er sie zuvor sorgfältig im Christenthum unterrichtet und so weit gebracht habe, daß er sie dieses Sacraments würdig erachten konnte. Der Kan-wang hat, wie alle andern Häupter, Familien-Gottesdienst. Jeden Morgen und Abend wird durch ein Zeichen die ganze Hausgemeinde zur Andacht zusammenberufen, und an bestimmten Tagen predigt er ihnen, und zwar wie ich glaube sehr gut und passend.

Selbst jetzt, wo der Kan-wang nicht in der Stadt anwesend ist, geht die Hausandacht unter den männlichen Gliedern seines Haushalts fort, während seine Frauen unter sich und mit der weiblichen Dienerschaft Morgen- und Abend-Gottesdienst halten."

Wie groß die Gefahr ist, von der ein Mann wie dieser Kan-wang in seiner gegenwärtigen Stellung unaufhörlich bedroht ist, zeigt eine andere Mittheilung des Missionars Muirhead. „Letzten Samstag früh," so schreibt er vom 12. Febr. 1860, „verließ der Kan-wang die Stadt (Nanking), um den Oberbefehl eines Heeres zu übernehmen. Es war das erste Mal, daß er diese (militärische) Aufgabe erhielt, und die Vorgänge bei dieser Gelegenheit waren glänzend. Ein zahlreiches Gefolge versammelte sich außen vor seinem Palast, während eine Anzahl seiner Hauptleute hineinging, um ihm ihre Reverenz zu machen. In dem Augenblick, wo er ausbrach, fielen Alle vor ihm auf die Kniee und sangen: 'Möge Kan-wang tausend Jahre leben, tausend Jahre, tausendmal tausend Jahre!' Dann stieg er herab von seinem Thron und trat in die Sänfte, die von acht Mann getragen wurde. Er war in ein reiches gelbseidenes Gewand gekleidet und trug eine goldene Krone auf dem Haupt. Seltsame Betrachtungen stiegen in diesem Augenblick in mir auf, indem ich mich an seine Vergangenheit [da er noch Katechist in Hongkong und Schanghai war] und an sein christliches Bekenntniß erinnerte. Der obige Chorgesang tönt täglich in seinen Ohren, und so oft Jemand zu ihm auf Besuch kommt, wird er aufs Neue angestimmt. Geschieht dieß in Gegenwart Solcher, mit denen er früher bekannt war, so überfällt ihn augenscheinlich eine Art Schaam. Aber so geht es in China! Einige Tage vor seinem Auszug hatte ich Gelegenheit, ihn ernstlich und eindringlich an seine Abhängigkeit von Gott zu erinnern und ihn an die Pflicht anhaltenden und aufrichtigen Gebets zu mahnen. Er selbst aber kam mir gewissermaßen zuvor, indem er nach einer Schilderung der Gefahren und Schwierigkeiten seiner Stellung zu mir in überaus nachdrücklichem Tone sagte: 'Herr Muirhead, beten Sie für mich!' Und in der That, er bedarf unsrer Fürbitte, und ich habe die gute Zuversicht, viele Freunde in der Heimat werden betend seiner gedenken."

Doch wir steigen noch einige Stufen tiefer herab, um die Soldaten und das gemeine Volk kennen zu lernen, das um die Sache des Hung Siu-tseuen sich geschaart hat. „An dem Tage von Kan-wangs militärischem Auszug," schreibt Muirhead, „kam ein junger

Soldat die Stufen des Palastes herauf, während das übrige Gefolge unten in weitem Kreis versammelt war. Ich fragte ihn, ob er auch mit ins Feld ziehe. Auf seine bejahende Antwort fuhr ich fort: 'Beschleicht dich keine Furcht, du könntest verwundet oder gar getödtet werden?' — 'O nein,' erwiderte er, 'der himmlische Vater wird mir gnädig und ein mächtiger Beschützer sein?' — 'Gut, aber setze den Fall, du würdest den Tod finden, was dann?' — 'Ei,' rief er, 'dann wird meine Seele in den Himmel gehen.' — 'Wie kannst du erwarten, daß du in den Himmel kommst? Womit hättest du den Himmel verdient?' — 'Verdient?' rief er, 'ich habe nicht das geringste Verdienst. Es geschieht einzig und allein durch das Verdienst des himmlischen Bruders, wenn ich in den Himmel komme.' — 'Wer ist der himmlische Bruder?' fragte ich weiter. — 'Ach, mein Herr,' erwiderte er, 'ich bin nicht sehr gelehrt, und bitte Sie um Belehrung.' Ich fieng nun an, ihm in kurzen Hauptzügen darzulegen, daß er der Sohn Gottes sei; aber sogleich fiel er mir ins Wort und führte was ich sagen wollte ganz richtig aus. — 'Was hat denn Christus für uns gethan?' fuhr ich zu fragen fort. Der junge Soldat gab nun eine vollkommen richtige und klare Auseinandersetzung von dem Erlösungswerk des Herrn für die Sünder, von seinem Kommen in die Welt, von seinem stellvertretenden Leiden und Sterben für die sündige Menschheit, und wie wir dadurch von der Sünde und vom ewigen Verderben errettet worden seien. Ich fragte, ob er dieß Alles auch selber von Herzen glaube. 'Sicherlich,' war seine rasche und decidirte Antwort. — 'Wann hast du dich an die Taipings angeschlossen?' fragte ich weiter. — 'Letztes Jahr.' — 'Kannst du lesen?' — 'Nein.' — 'Wer hat dich in diesen Dingen unterwiesen?' — 'Der Tsin-wang' [einer der Könige]. — 'Was thut er, um seine Leute zu unterrichten?' — 'Er hat täglich Gottesdienst in seinem Palast und predigt uns auch sonst oft, sowohl daheim als im Feld.' — 'Was für ein Buch braucht er dabei?' — 'Er hat mehrere Bücher, die bei uns herausgekommen sind.' — 'Kennst du das Neue Testament?' — 'Ja wohl, aber ich kann es nicht lesen.' — 'Kannst du die Doxologie des himmlischen Vaters hersagen?' Er that es ohne Fehler und Anstoß. Dieselbe enthält in einfacher Sprache die Fundamentallehren des Christenthums. 'Giebt es besondere Geseze oder Gebote, die im Taipingreich gelten?' fuhr ich fort. — 'Ja, es gibt zehn Gebote.' — 'Sage sie her.' Er sagte sie vollkommen richtig her. 'Wird überall Sorge getragen, daß die

Soldaten und Bürger in der Religion unterrichtet werden?' — 'Ja wohl, jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, das ein gewisses Alter erreicht hat, wenigstens in der Hauptstadt, kann die Doxologie des himmlischen Vaters auswendig.' — 'Und wie steht es bei denen auf dem Land?' — 'Diejenigen, welche kurzes Haar haben [d. h. die noch nicht vollständig in die Taiping-Gemeinde aufgenommen sind], sind noch nicht hinlänglich unterrichtet; aber man vertheilt Bücher unter sie, damit sie daraus die Wahrheit lernen.'"

Wir wenden uns von den Kriegsleuten zu den Bürgern, die den Gewerben des Friedens nachgehen. Auch hier begegnen wir ähnlichen Erscheinungen, wie unter den Männern des Schwerts. Nichts aber war den christlichen Friedensboten erquicklicher und ermutigender, als der herzliche Willkomm, den sie überall bei den Massen des Volkes fanden. „Als wir Nanjing betraten,“ heißt es in einem Bericht, „glänzten uns überall freundliche und glückliche Gesichter entgegen, und wir konnten nicht anders als zuversichtlich glauben, daß ausländische Missionare aufs herzlichste willkommen sein müßten, und daß das Evangelium die freudigste Aufnahme finden würde, wenn die Leute es nur in ihrer Muttersprache hören könnten. Am Sonntag, den Tag nach unsrer Ankunft, kamen Viele zu uns in unser Haus. Br. John sprach zu ihnen vom himmlischen Vater und von Jesus. Einer von unsern Zuhörern schien die Lehre von der Sünde, der Buße, der Bekehrung und Erlösung durch Christi Leiden und Tod vollkommen zu verstehen; nur in Beziehung auf das Verhältniß, in welchem der Vater und Jesus zu einander stehen, schien er noch in einem Labyrinth sich zu befinden. Um so dankbarer und glücklicher aber war er über die Belehrungen, die wir ihm darüber erteilten.“ — Ähnlich schreiben die amerikanischen Missionare Hall und Macgowan. „Die Stimmung der Insurgenten gegen Ausländer ist augenscheinlich von der freundschaftlichsten Natur. Sie reden sie stets als 'unsre ausländischen Brüder' an. 'Wir verehren denselben himmlischen Vater,' sagen sie, 'und glauben an denselben älteren Bruder [Christus], warum sollten wir fremd gegen einander thun?' Sie scheinen aufs angelegentlichste den Verkehr mit den Ausländern zu wünschen, und versichern, daß dieselben überall mit Achtung würden aufgenommen werden, wo sie in dem Gebiete der Taipings erscheinen; und die chverbietige Rücksicht, die sie uns und Allen, die sie besucht haben, jederzeit beweisen, ist ein hinreichender Beweis für ihre Aufrichtigkeit.“

Daß das Maaß religiöser Erkenntniß unter dem gemeinen Volke beschränkt sein müsse, ist (wie schon öfters erwähnt) natürlich und leicht zu begreifen. Doch darf man dasselbe nicht unterschätzen. Missionar Muirhead predigte in der von Taipings vor Kurzem erst eroberten Stadt Su-tschau. „Als ich durch die Straßen wandelte,“ schreibt er, „wurde mein Gemüth tief bewegt durch den Anblick der traurigen Verödung, die über diese einst von Menschen wimmelnde Stadt gekommen war. Ich predigte an verschiedenen Punkten der großen Stadt und war erfreut über die Kenntniß und Werthschätzung der christlichen Wahrheit, die überall unter meinen Zuhörern herrschte. Die großen Dinge, die ich ihnen predigte, schienen ihnen bekannt und geläufig zu sein, und es schien nichts weiter zu bedürfen, als daß der heilige Geist in ihren Herzen die Wahrheit auch lebendig mache, um die entsprechende Frucht der Lebensgerechtigkeit zu tragen. Auch offenbarte sich bei meinen Zuhörern eine solche ehrerbietige Aufmerksamkeit auf das, was sie vernahmen, daß ich aufs innigste erfreut und befriedigt wurde. Ueberall begegnete mir etwas Neues. Ueber allen Haus- und Hofthüren und an allen Thürposten herab waren Papiere angeklebt, welche bedeutungsvolle Inschriften trugen. Einige enthielten Glückwünsche auf den Geburtstag des Taipingsfürsten; aber bei weitem die meisten schilderten die 'überschwengliche Gnade Gottes'. Das Nennliche war der Fall bei den zahlreichen Proklamationen, die an den Mauern angeschlagen waren, und welche sämmtlich den Namen, die Eigenschaften und die gütige Vorsehung des himmlischen Vaters, sowie das Versöhnungswerk Christi den Lesern vorführten. Es ist augenscheinlich, daß auf diese Weise die Hauptwahrheiten unsres heiligen Glaubens unfehlbar dem Volke mitgetheilt werden, während bei bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Gelegenheiten in jeder Haushaltung, sowie in den öffentlichen Staatsgebäuden, besondere gottesdienstliche Feierlichkeiten angeordnet sind und Unterweisungen über die 'wahre Religion' erteilt werden. Dieß ist von dem Taipingsfürsten ausdrücklich angeordnet zur Belehrung und Aufklärung seiner Unterthanen, und davon darf in keiner Weise abgewichen werden.“

Besonders lehrreich ist, was Missionar Muirhead in der Hauptstadt selbst erfahren hat. „Ungeachtet der Kan-wang mir abrieth,“ schreibt er, „fieng ich doch ohne weiters an, in der offensten Weise in den Straßen der Stadt (Nanking) das Evangelium zu predigen. Ich gieng täglich für mehrere Stunden umher, um den Leuten das

Wort Gottes zu verkünden, und ich bin überschwenglich ermunthigt worden durch die große Zahl der Zuhörer und durch ihre gespannte Aufmerksamkeit. Es scheint, als wenn man hier in dem nicht geringen Maaß religiöser Erkenntniß, das unter dem Volke verbreitet ist, einen festen Boden habe, auf dem man fußen kann. Die gute Botschaft von der Gnade Gottes in Christo findet augenscheinlich ein Echo, wenn nicht in den Herzen der Leute, so doch in ihren Gedanken. Werden sie doch bei jedem Schritt, den sie thun, an den Namen und die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters erinnert, indem über jeder Thüre in großen Schriftzügen davon geschrieben steht, — eine Gewohnheit, die wohl nirgends in der ganzen Welt sich wieder finden wird. Wenn nun dieselben Wahrheiten, mit denen sie auf die angegebene Weise vertraut geworden sind, durch einen ausländischen Missionar vor ihren Ohren verkündigt werden, so stimmen sie freudig bei und drücken ihr lebhaftes und herzliches Einverständniß damit aus. Wie grundverschieden ist das Alles von dem, was wir in Schanghai und an andern Orten China's erfahren! Ach, da haben wir einen harten und steinigten Boden zu bearbeiten. Unwissenheit und feindseliger Widerstand tritt uns da überall in überfließendem Maaß entgegen. Hier aber (in Nanking) findet sich unter dem Militär wie unter den Bürgerlichen wenigstens Erkenntniß der Wahrheit, ja bis auf einen gewissen Grad herzliche Werthschätzung derselben, und das macht die Predigt des Evangeliums zu einer leichten und angenehmen Aufgabe. Alles dieses hat sich mir während meiner zehntägigen Arbeit in dieser Stadt aufs lebhafteste aufgedrängt; es wäre mir aber nicht so lebendig zum Bewußtsein gekommen, wenn ich nicht selbst mich ans öffentliche Predigen in der Stadt gemacht hätte. Als ich gestern mit Miss. Roberts durch die Straßen gieng, führte er mich in eine große Halle, über welcher die Worte geschrieben standen: 'Halle des himmlischen Vaters.' Hier sammelte sich rasch eine große Zuhörerschaft, welcher mein Begleiter im Kanton-Dialekt, ich aber im Mandarin-Dialekt predigte.... Eine Proklamation ist in diesen Tagen erschienen, die da befiehlt, daß achtzehn 'Kapellen oder Kirchen' in der Hauptstadt, und eine der jedesmaligen Einwohnerzahl entsprechende Anzahl ähnlicher Gebäude in jedem Distrikt errichtet werden solle. Als ich mich bei dem Kan-wang darüber erkundigte, was unter diesen 'Kapellen' zu verstehen sei, sagte er mir, sie trügen alle denselben allgemeinen Namen, ihr Zweck aber und ihre Bestimmung sei sehr

verschieden. Es seien eben öffentliche Gebäude, die einestheils zu bestimmten Staatsbureau's, andernteils aber dazu dienen sollen, den umwohnenden Leuten religiöse Belehrung hier zu ertheilen. Man dürfe sie nicht als Gebäude betrachten, die ausschließlich für gottesdienstliche Zwecke bestimmt seien, wie etwa unsere Kapellen und Kirchen."

Wir sehen aus diesen Mittheilungen, daß die Predigt der Wahrheit, wie Muirhead treffend bemerkt, unter den Taipings einen festen Boden findet, auf dem sie fußen kann, und zwar in einer Weise, wie nirgends sonst in China. Freilich, man könnte fragen, ob nicht durch die bedenklichen Irrthümer, welche der Taiping-Kaiser selbst in Betreff der Natur des himmlischen Vaters und namentlich in Beziehung auf die Person Christi lehrt, auch das Volk in sehr schlimme Abwege geführt worden sei. Aber hier ist es wichtig, von allen Missionaren zu vernehmen, daß das Volk (die Großen mit eingeschlossen) jene seltsamen konfusen Spekulationen des Oberhauptes nicht versteht. „Ich fragte einige Taipings," erzählt Missionar Klofers, „ob sie den Tien-wang in derselben Weise verehren, wie Jesus. — 'Nein,' war die Antwort, 'Jesus ist der Heiland, und der Tien-wang ist von Gott gesandt, um den Götzendienst auszurotten, das Volk mit der Lehre des älteren Bruders bekannt zu machen, die Mandschu's zu verjagen, und Friede und Gerechtigkeit im Lande herzustellen.' — Ich sagte ihnen nun, daß Jesus von gleicher Natur mit Gott sei, und wies dafür auf etliche Stellen in der heiligen Schrift hin; deshalb könne ich nicht verstehen, wie der Tien-wang sich den 'Bruder Jesu' nenne. Meine Zuhörer verstanden, was ich meinte, erklärten aber: sie verstünden solche Sachen nicht; der Tien-wang werde das Alles am besten wissen. — In Betreff der Lehre von der Erlösung durch den Tod Christi scheinen sie ganz im Klaren zu sein. Ich gab ihnen darauf einige Neue Testamente, worauf Einer von ihnen sofort mit größter Begierde darin zu lesen anfieng."

Es ist unverkennbar, der Boden ist bereitet. Wie unbeschreiblich wichtig ist es da, daß die evangelische Mission mit dem angelegentlichsten Ernste die offene Thüre benütze, die ihr in Nanking und im ganzen Territorium der Taipings geöffnet ist. Geöffnet? — nun, wir wollen sehen.

4. Die Mission unter den Taipings.

Schon aus dem Bisherigen ist klar, daß den Missionaren kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, das Gebiet der Insurgenten und selbst die Hauptstadt zu besuchen. Gleich im Anfang dieses Artikels haben wir auch eines kaiserlichen Edikts erwähnt, durch welches allen Beamten des Taiping-Reiches befohlen ward, die fremden Lehrer zu respektiren. Wir müssen dasselbe näher kennen lernen.

Im Nov. 1860 begab sich Missionar John, in Begleitung einiger andern Mitarbeiter, von Schanghai auf den Weg nach Nanking, in der ausdrücklichen Absicht, nicht nur einen Schutzbrief der Taiping-Regierung für sich und seine Gefährten zu erlangen, um ungefährdet im Gebiet der Insurgenten reisen zu können, sondern ein förmliches Toleranz-Edikt auszuwirken, kraft dessen jeder Missionar ungehindert in den von den Rebellen besetzten Provinzen das Evangelium predigen dürfte. Es gelang ihm dieß auch in vollem Umfang. Es wurde ihm ein kaiserliches Dokument eingehändigt,^{*)} das den ausländischen Dienern des Evangeliums die unbeschränkte Verkündigung des Evangeliums innerhalb des Taiping-Gebiets zusichert. Es lautet also:

„Nachdem ich den Befehl meines himmlischen Vaters [Gott], meines himmlischen Adoptiv-Vaters [Christus] und meines Vaters [des Taipings-Oberhaupt's] empfangen, thue ich allen Beamten und Offizieren des Königs und allen Brüdern hiemit meinen Willen kund. Die wahre Lehre meines Vaters [Gott] und meines Adoptiv-Vaters [Christus] ist die Religion des Himmels. Die Religion Christi [protestantische Religion] und die Religion des Herrn des Himmels [römischkatholische Religion], beide sind darin eingeschlossen. Die ganze Welt zusammen mit meinem Vater und mir bildet Eine Familie. Diejenigen, welche in Liebe und Harmonie die Verordnungen der himmlischen Religion beobachten, haben die Erlaubniß, zu uns zu kommen und uns zu besuchen. Aus der Denkschrift nun, welche uns durch meinen Oheim Kan [Kan-wang oder Hung-pin], Tschang [Tschang-wang oder den getreuen König], Tschan und Andern unterbreitet wurde, ersehe ich, daß der ausländische Lehrer John und seine

^{*)} Das Original befindet sich jetzt in den Händen der Kommittee der Londoner Missionsgesellschaft. Es ist von dem jungen Thronerben selbst, im Namen seines Vaters Hung-Sin-tsen geschrieben, und zwar mit dem Scharlachpinzel auf gelber Seide, und gesiegelt mit dem Reichsiegel des Taiping-wang oder „Königs des großen Friedens“.

Freunde, welche das himmlische Reich [Taipingreich] hochschätzen und mit Verehrung und Glauben erfüllt sind gegen meinen Vater [Gott] und meinen Adoptiv-Vater [Christus], — welchem Dank gesagt sei für die uns übertragene Autorität und Macht und für die an uns erwiesenen Wunder, wovon die Nahen und Fernen mit Ehrerbietung Kunde erhalten haben, — gekommen sind in der ausdrücklichen Absicht, das Licht zu sehen, Gott und Christum zu schauen und die Erlaubniß zu erbitten, daß sie die wahre Lehre allenthalben verkündigen dürfen. In Anbetracht jedoch, daß die gegenwärtige Zeit eine Zeit des Kriegs ist, und daß die Soldaten nach allen Richtungen hin zerstreut sind, fürchte ich aufrichtig, daß den Missionaren, wenn sie den Kriegshäusen folgen, Unbill widerfahre, und daß daraus schlimme Folgen erwachsen möchten. Gleichwohl nehme ich deutlich wahr, daß diese [Missionare] aufrichtige und glaubenstreue Männer sind, und daß sie es für nichts achten, mit Christo zu leiden; deßhalb schätze ich sie in meinem Herzen hoch.

„So sollen nun die Könige allen Civil- und Militärbeamten [die Titel und Namen aller Könige, Offiziere und Beamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, werden im Original hier aufgeführt] kundthun, daß sie allen diesen Männern mit Liebe und Friede begegnen und in keinerlei Weise Zank und Streit hervorrufen sollen. Lasset Alle wissen, daß der Vater [Gott], mein Adoptiv-Vater [Christus], mein Vater und ich sämmtlich Eine Familie bilden, und sehet zu, daß diese Männer [die Missionare] ausnehmend gut behandelt werden. Achtet darauf.“

Missionar John fügt in seinem Schreiben, mit welchem er dieses Dokument nach London sandte, bei: „Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Taipings in viele betreibende Irrthümer gerathen sind; aber eben so gewiß ist, daß sie den Samen des Christenthums bei sich haben. Es ist ein leerer Raum, nicht bloß in ihren Tempeln, sondern auch in den Herzen des Volks entstanden, der ausgefüllt werden muß. Das ist die Aufgabe des Missionars, — eine Aufgabe, die sofort könnte in Angriff genommen werden, wenn nicht die unerklärliche Politik der ausländischen Mächte in Schanghai hinderlich im Wege stünde. Der Zweck meines Besuchs in Nanking ist vollkommen erreicht worden. Meine Absicht war, vom dem Oberhaupt volle religiöse Freiheit zu erwirken. Das ist mir gelungen. Das beigeschlossene kaiserliche Edikt gewährt den Missionaren aller Missionsparteien

volle Erlaubniß, das Gebiet der Insurgenten zu betreten, darin sich aufzuhalten und Mission ungehindert zu treiben. Die Ausdrücke in dem Edikt sind theilweise bombastisch und mißbilligenswerth; aber der einfache Sinn desselben ist, daß allen Christen, protestantisch oder katholisch, unbeschränkte Duldung gewährt ist... Ich fragte den Kiang-wang, ob dieses Edikt das ganze Gebiet der Insurgenten, Kiangking eingeschlossen, den Missionaren öffne. Seine Antwort war: ja, so sei es. Und dieses Edikt ist von dem Oberhaupt erlassen worden nicht etwa in Unwissenheit über den Unterschied, der in Betreff vieler Lehren zwischen ihm und uns besteht, sondern mit dem ganz klaren Bewußtsein, daß dieser Unterschied besteht. Auf der Rückreise nach Schanghai zeigte ich das Edikt den Taipingshäuptern zu Su-tschau und fragte sie, ob sie mir beistehen würden, eine Wohnung, Kapelle u. zu erhalten. 'Ja wohl,' erwiderten sie; 'kommt nur und Alles wird gut gehen.'.. Ich glaube fest, daß Gott durch diese Insurgenten dem Götzendienste im Lande ein Ende machen und durch sie und die ausländischen Missionare das Christenthum an dessen Stelle pflanzen wird. Mögen die Brüder in Europa brünstiger als bisher für China beten. Wenn die Taipings gewinnen, so sind die Tage des Götzdienstes in diesem Lande gezählt. Ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn es ihnen gelingt, innerhalb der Provinz Kiang-su Ordnung herzustellen, dieses Gebiet vor dem Ablauf von zwanzig Jahren wenigstens dem Namen nach ein christliches Land sein wird. Das gleiche gilt von allen andern Provinzen. Tschang-wang (der getreue König) bat mich, den fremden Brüdern zu sagen, daß Folgendes seine Ansicht sei: 'Ihr habt das Evangelium seit mehr als 1800 Jahren, wir so' zu sagen erst seit acht Tagen. Eure Kenntniß davon muß korrekt und umfassend sein; die unsrige muß nothwendig beschränkt und unvollkommen sein. Ihr müßt deshalb für jetzt Geduld mit uns haben, und es wird nach und nach besser mit uns werden. Was das Evangelium betrifft, so ist es Eines, und muß über die ganze Welt sich verbreiten. Alle ausländischen Brüder sollen wissen, daß wir entschlossen sind, den Götzdienst auszurotten und an seine Stelle das Christenthum zu pflanzen.' — Ist diese Aeußerung des Tschang-wang nicht höchst ermunternd? Den ersten Theil dieser Aufgabe werden sie sicherlich ausführen, wenn Gott es ihnen gelingen läßt; die Kirche Christi und ihre Missionare mögen zusehen, daß sie den zweiten Theil jener Aufgabe mit Gott ausrichten."

Eine etwas verschiedene Erfahrung machte der Baptisten-Missionar Kloefers, der mit einigen Brüdern Nanking besuchte. „Gestern hatten wir eine Unterredung mit dem Kan-wang, der früher mit den Missionaren in Hong-kong und Schanghai enge verbunden war. Er hatte vor einiger Zeit die Brüder Edkins und John in Su-tschau gesehen und ihnen die aussichtsreichsten Versprechungen gegeben. Er empfing uns mit Herzlichkeit und freundlichem Wesen, und lud uns zum Mittagessen bei sich ein. Während der Unterhaltung fragten wir ihn, ob das Taiping-Gebiet für das Evangelium offen sei, wobei wir die Absicht hatten, im Lauf des Gesprächs auf Kauf oder Erbauung von Häusern, Kapellen ic. zu reden zu kommen. Aber wie groß war unsre Enttäuschung, als wir fanden, daß nach seiner Meinung der Zeitpunkt dazu noch nicht gekommen sei. Die Soldaten seien allenthalben im Feldlager, und das Volk sei nach allen Seiten zerstreut; das Beste wäre, wir würden ruhigere Zeiten abwarten. Doch sahen wir bald, daß die Schwierigkeiten, die er in der Sache fand, nicht sowohl in den Kriegerunruhen, als vielmehr ganz anderswo liegen: das Evangelium, das wir predigen, ist es, was ihn genirt. Der Kan-wang selbst ist sehr genau mit dem Evangelium bekannt und weiß wohl, daß wir die Lehren und Träumereien des Taiping-Oberhauptes und der früheren (östlichen und westlichen) Könige weder glauben können noch wollen, noch viel weniger sie zu predigen geneigt sind; und dieß ist nach unfrem Gefühl der Grund, warum er jetzt das uns früher gegebene Versprechen zurückzieht.“

Ähnliches erfuhr Missionar Muirhead. „Ich fand eine herzliche Aufnahme bei dem Kan-wang,“ schreibt er. „Ich verweilte etwa eine Stunde bei ihm. Es schien ihm Freude zu machen, eine alte Bekanntschaft zu erneuern, und er sprach in wohlthuernder Weise von sich und von der ihm obliegenden Aufgabe, die ihm untergebenen Leute zum Christenthum zu führen. Ich bemerkte, daß die alleinige Absicht meines Kommens nach Nanking darin bestünde, das Evangelium im Lande umher zu predigen, und daß ich gerne allenthalben, wohin meine Stimme reichen könnte, das Wort Gottes verkündigen möchte. Deshalb wünsche ich zu wissen, wohin ich, ohne Unannehmlichkeiten zu veranlassen, für acht oder zehn Tage mich begeben könnte, und auf welche Weise dieß am besten geschehen möchte. Er billigte meine Absicht an und für sich; aber er wünschte die Sache sich noch weiter zu überlegen. Am folgenden Tag ließ er mich rufen und sagte,

daß der gegenwärtige Stand der Dinge in der Stadt und ihrer Umgebung es kaum für einen Ausländer rathsam erscheinen lasse, mit öffentlicher Predigt aufzutreten. Es wäre hiezu nöthig, daß er Proklamationen erlasse, wodurch das Volk mit meinen Absichten bekannt gemacht, die Furcht der Leute beruhigt und Jedermann gewarnt würde, unanständige Dinge mir zu sagen. Wäre es Friede, so würde er gerne seinen Unterbeamten befehlen, ihren Einfluß zur Beförderung meiner Absichten aufzubieten; aber gerade jetzt habe er so viel zu thun mit den Vorbereitungen zu einem militärischen Ausmarsch, daß ihm das unmöglich sei; auch könne er nicht gewiß sagen, ob der Tien-wang mit dergleichen Anordnungen zufrieden wäre. Kurz, er rathe zum Warten, besonders aber wünsche er, daß wir nicht in der Hauptstadt predigen möchten. — Bei späteren Unterredungen wurde die Sache zu ihrem Schluß gebracht. Er erklärte, es sei der Wunsch seines königlichen Herrn, das Land zu evangelisiren; und als ich fragte, ob dieß auch seine und seiner Mitherrscher Absicht sei, so erwiderte er sofort: daran könne kein Zweifel sein. Die Sache sei von Anfang ins Auge gefaßt worden und werde mit Kraft und Energie durchgeführt werden. Aber, fügte er hinzu, man müsse im Auge behalten, daß der Kaiser diesen Zweck nach seiner eigenen Weise zu verfolgen beabsichtige. 'Auf welche Weise?' fragte ich. — 'Durch einheimische Mittel,' erwiderte er. Es sollten jährlich öffentliche Prüfungen gehalten werden, bei welchen alle Beamten des Reiches anwesend zu sein hätten. Das Lehrbuch bei solchen Gelegenheiten würde hauptsächlich die Bibel sein, und je nach der Tüchtigkeit, welche die zu prüfenden jungen Leute in Beziehung auf ihre Bibelfenntniß an den Tag legten, sollte ihre künftige Stellung im Reiche entschieden werden. Diejenigen, welche in der Prüfung wohl bestünden, würden dann in bestimmten Amtsbüreau's angestellt werden, und in jedem der letzteren, groß oder klein, wäre regelmäßige Unterweisung [in Sachen der Religion] den umwohnenden Bürgern zu ertheilen. Darauf bemerkte ich, daß noch etwas weiteres, als nur dieß, erforderlich sei, wenn man wahrhaft religiös gesinnte Beamte gewinnen und die Zwecke erreichen wolle, die man im Auge habe. Der Kan-wang erwiderte: das oben Genannte sei der Plan, den der Tien-wang gefaßt habe, und er (der Tien-wang) halte dafür, derselbe sei völlig ausreichend und werde zum Ziele führen. 'Nun gut,' fragte ich, 'welche Stellung würden dann die ausländischen Lehrer bei der Ausführung dieses

Planes haben?' Darauf bemerkte er, daß im Anfang dieselben sehr gute Dienste leisten könnten durch die Verbreitung einer allgemeinen Kenntniß des Christenthums unter den Gelehrten und unter dem Volk; aber Thatsache sei, daß der Kaiser den Gedanken ungern ertrage, von fremder Hülfe in dieser Sache abhängig zu sein. Er meine, die Sache könne ganz wohl durch Chinesen selber ausgerichtet werden, denn die Eingeborenen dieses Landes seien von Natur stolz und nicht geneigt, das Evangelium aus fremden Händen anzunehmen. Er habe den Wunsch, mit uns auf freundschaftlichem Fuße zu stehen; aber unsre Anschauungen seien so mannigfach verschieden von denen der Chinesen, daß es besser sei, ein Jedes gehe seinen eigenen Weg. Die einfache Thatsache, daß wir Ausländer sind, bestimme ihn, seinen eigenen Weg zu gehen.

„Ich sprach ferner mit dem Kan-wang über die Frage wegen einer bleibenden Niederlassung von Missionaren in der Hauptstadt. Darauf bemerkte er in sehr freundlicher Weise, er könne dazu nicht rathen, wenigstens für jetzt nicht. Diese Stadt sei gegenwärtig nichts anders als ein Feldlager. Zwar würde er gerne etliche wenige seiner vertrauteren Freunde (d. h. Missionare) von Zeit zu Zeit hier sehen; doch könne er den Gedanken, die Hauptstadt zum Centrum der Missionsthätigkeit zu machen, nicht unterstützen, — jedenfalls jetzt nicht. Es wäre unmöglich, hier den Missionaren für Wohnungen zu sorgen, und nach seiner Ansicht wäre es besser, wenn wir allmählig und Schritt für Schritt von Su-tschau her der Hauptstadt näher rückten. 'Doch,' fügte er hinzu, 'wenn irgend Einer von Euch sich klar und bestimmt von Gott berufen glaubt, eine Mission an diesem Orte (Nanking) zu unternehmen, so komme er immerhin; aber fraget mich nicht in der Sache.' Er wiederholte diese Worte mit besonderem Nachdruck, und zwar mit dem ausdrücklichen Wunsch, daß ich das meinen Freunden und Brüdern wieder sagen solle."

Diese letztere Erklärung des einflußreichen Mannes ist ebenso rührend als bedeutungsvoll. Bei aller Knechtlichkeit, dem Willen des Oberhauptes ja nicht zuwider zu handeln, sind diese Männer doch bereit, den Willen Gottes als einen höheren, ja als den allein entscheidenden anzuerkennen und vor ihm sich zu beugen, selbst im Widerspruch gegen des Kaisers Wunsch. Auf dieses hin glaubte auch Muirhead an die Bedenken des Kan-wang nicht ängstlich sich kehren zu sollen. „Trotz seines Ab Rathens," schreibt Muirhead, „ließ ich mich nicht

hindern, öffentlich in den Straßen der Stadt täglich zu predigen." Was für Erfahrungen dieser wackere Diener des Herrn dabei gemacht, haben wir oben schon mitgetheilt. Doch erwähnt er dabei eines lehrreichen Vorfalles. „Eines Abends, als ich von einer solchen Predigtwanderung nach Hause zurückkehrte, wurde mir ein amtliches Dokument überreicht. Dasselbe war von einem Civilbeamten an den Kan-wang eingesandt worden. Es war darin gesagt, daß ein Ausländer emsig damit beschäftigt sei, in den Straßen Traktate zu vertheilen, was in der 'himmlischen Stadt' etwas ganz Unerhörtes und Verwunderliches sei, und deßhalb sei eine Untersuchung nöthig. Der Schreiber des Aktenstückes bitte deßhalb den Kan-wang, die Sache dem Herrn Roberts vorzulegen, der ja der akkreditirte Minister für die 'auswärtigen Angelegenheiten' sei. Ich nahm das Papier und brachte es zu dem Kan-wang, welcher lächelnd sagte: die Sache sei bereits in Herrn Roberts' Händen gewesen, — und damit hatte die Sache ein Ende.“

Auf einem andern Wege suchte Missionar Holmes während seines Besuchs in Nanking die Sache des Evangeliums unter den Taipings zu fördern. Er wollte sich direkt an Hung Siu-tseuen selbst wenden, und da er keine persönliche Audienz erhalten konnte, wandte er sich schriftlich an ihn. „In der Hoffnung,“ bemerkt er, „den Taiping-Kaiser auf einige seiner Irrthümer aufmerksam machen zu können, schrieb ich eine Anzahl Stellen aus dem Neuen Testament ab und stellte oben hin die Bemerkung, daß dieß Aussprüche der heiligen Schrift seien, die nach unsrer Ueberzeugung sich in keiner Weise mit den Lehren vertragen, die er (der Kaiser) festhalte. Ich fügte hinzu, daß, wenn er wirklich im Verkehr mit dem himmlischen Vater stehe, er ohne Zweifel im Stande sein werde, die Wahrheit zu erkennen. . . . Als ich den Kan-wang bat, dieß Dokument dem Kaiser einzuhändigen, weigerte er sich deß entschieden. Er gab es mir zurück, und ich glaubte, ich werde kaum Jemand finden, der kühn genug wäre, es auch nur bei sich zu behalten. . . . Einige Tage nachher, kurz vor meiner Abreise, kam Se. Excellenz Herr Pung wieder zu mir, den ich mehrere Tage nicht gesehen hatte. Ich kam sogleich mit ihm ins Gespräch über des Tien-wangs Irrlehren und zeigte ihm das Papier, das ich an denselben hatte senden wollen. Er schien ganz entsetzt, als er die Verschiedenheit wahrnahm, die zwischen den Taiping-Lehren und der Lehre der heiligen Schrift stattfinde. Er ergriff hastig das Papier und fragte, ob er es nicht behalten dürfe. 'Wenn Tien-wang

in irgend etwas geirrt habe,' sagte er, 'so werde er (der Tien=wang) sicherlich seine Ansicht ändern.' Ich ließ das Dokument natürlich gerne in seinen Händen."

Auch einige andere Missionare suchten dem Oberhaupt der Taipings auf schriftlichem Wege nahe zu kommen; ob es ihnen aber besser als dem Miss. Holmes gelungen sei, wissen wir nicht. Darin aber stimmen Alle überein, daß für jetzt der Augenblick noch nicht gekommen sei, wo es rathsam und ausführbar wäre, Nanking selbst zum Sitz und Centrum einer Mission zu machen; nicht daß von Seiten der Führer und Häupter der Bewegung allzu große oder unübersteigliche Hindernisse im Wege stünden, sondern weil die Unruhe und Aufregung des Kriegszustandes jener Arbeit des Friedens nicht eben günstig erscheint. Und dennoch residirt ja seit mehr als einem Jahr ein Missionar in Mitten der Hauptstadt und genießt der höchsten Ehren und Würden von Seiten des Tien=wang. Von ihm müssen wir noch einige Worte sagen.

Es wurde früher berichtet, daß Hung-Siu-tseuën gleich im Anfang der Bewegung, wo noch Alles einen rein religiösen Charakter trug, von einigen christlichen Chinesen in Kanton eingeladen wurde, einen Besuch bei ihnen zu machen. Er folgte diesem Ruf (1847) und traf nun dort zum erstenmal mit einem christlichen Missionar, dem amerikanischen Baptisten Roberts, zusammen.*) Von ihm wurde Siu-tseuën mehrere Monate lang in der christlichen Wahrheit unterrichtet, und es war nahe daran, daß er durch Roberts nicht nur die Taufe, sondern auch eine förmliche Anstellung als Missionsgehülfe erhalten hätte. Ein eigenthümliches Mißverständniß, das wir früher schilderten, vereitelte diesen Plan, und Siu kehrte verstimmt zu den Seinigen in die Provinz Kwangsi zurück. Gleichwohl behielt er von da an eine aufrichtige Liebe und Achtung für diesen seinen Lehrer, und nachdem seine Sache eine so unerwartet glückliche und glänzende Wendung genommen, wandte er sich mit einer eigenhändigen Zuschrift an Roberts und lud ihn ein, nach der kaiserlichen Residenz Nanking zu kommen und da seine bleibende Wohnung aufzuschlagen. Der Mis-

*) Vergleiche MM. 1861 S. 303 ff. Es ist uns nicht bekannt, ob Roberts mit einer Missionsgesellschaft in Verbindung steht. Nach allen Umständen zu schließen, scheint er auf eigene Hand das Werk der Mission zu treiben und durch Privatunterstützungen mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen versehen zu werden. Er stand früher mit Gützlaff in enger Verbindung.

sionar ließ / lange diese Einladung unberücksichtigt, sei es daß er kein Vertrauen in die Sache der Taipings setzte, sei es daß die Unsicherheit der Straßen ihn von der Reise abhielt. Erst als die Wege geöffnet waren und andere Missionare ohne Schwierigkeit Nanking erreicht hatten, brach auch Roberts auf und eilte zu seinem früheren Schüler. Er traf im Oktober 1860 in der Hauptstadt der Insurgenten ein. Der Kaiser nahm ihn mit größter Herzlichkeit auf und übertrug ihm sofort die Leitung der „auswärtigen Angelegenheiten“ des Reichs. Als Beamter der Taipings hatte er nun auch das gelbseidene Kleid und eine Art Krone zu tragen. Seine Wohnung erhielt er im Palast des Kan-wang (des früheren Hung-yin).

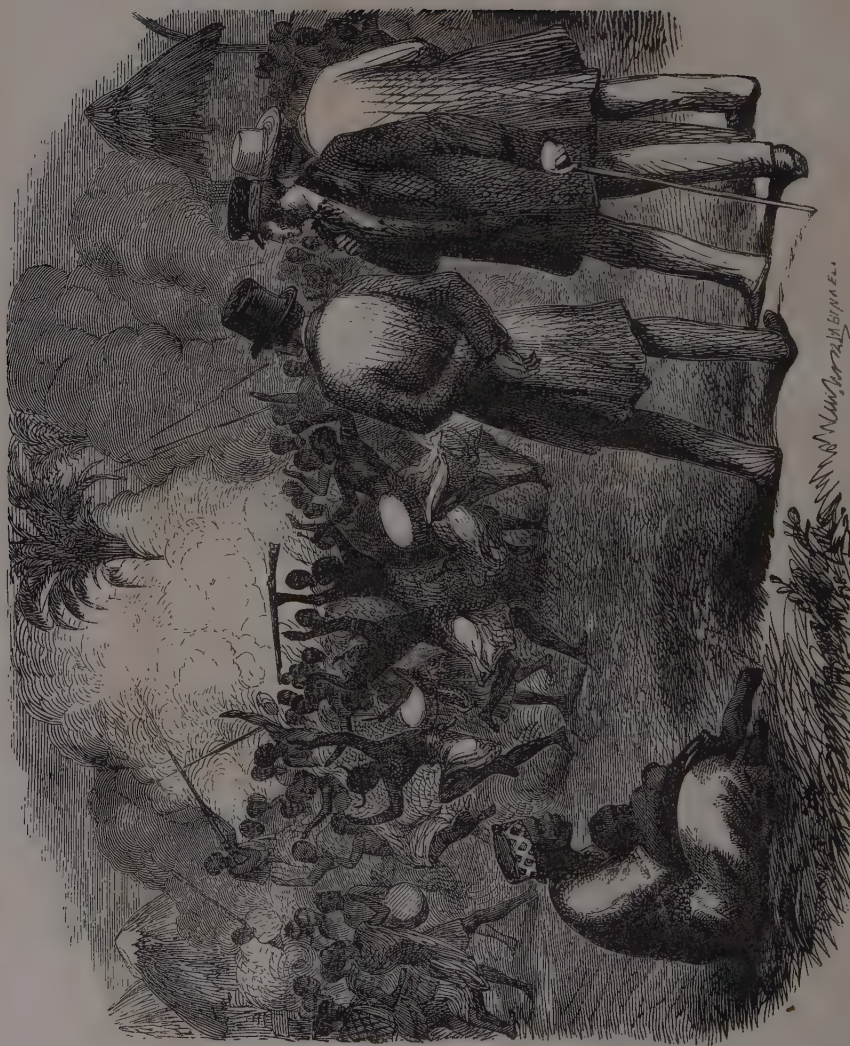
Wie weit nun dieser Missionar, den die göttliche Vorsehung schon von Anfang an in so nahe, bedeutungsvolle und folgenreiche Berührung mit Hung Sin-tsenen gebracht hat, seiner offenbar providentiellen Aufgabe gewachsen sei, wagen wir nicht zu sagen. Daß er die Ehren und Würden, die sein kaiserlicher Freund ihm vertrauensvoll übertrug, angenommen hat, glauben wir ihm nicht zum Vorwurf machen zu dürfen. Gott hat ihn unter ganz besonderen Umständen an diesen Hof gestellt, ebenso wie einst einen Joseph an den Hof des ägyptischen Pharao, oder einen Daniel an den des Nebukadnezar. Aber ob ihm der Geist eines Daniel oder Joseph inne wohne, das weiß nur der Herr. Die Spötter und Feinde der Taipingsache haben bitter über ihn gelästert und schwere Beschuldigungen auf ihn gehäuft. In dem „Handelsanzeiger“ von Hongkong (Overland China Trade Report), der des Schmähens über die Taipings nicht satt werden kann, wird geradezu gesagt, er habe gleich dem Kan-wang, in dessen Palast er wohnt, mehrere Frauen genommen. Roberts selbst weist diese schamlose Verläumdung mit Entrüstung von sich und appellirt an das Zeugniß der vielen Missionare, die während ihres Aufenthalts in Nanking bei ihm gewohnt hätten. Derselbe „Handelsanzeiger“ klagt ihn an, er opfere sein christliches Bekenntniß dem Glanz seiner Stellung und gebe sich dazu her, den „religiösen Despotismus“ des Tien-wang zu unterstützen. Roberts antwortet darauf (und das Schmähblatt selbst muß seinen Brief aufnehmen) folgender Maßen: „Die Thatfache ist, daß, als ich von Kanton her im Okt. 1860 in der Hauptstadt ankam, der Tien-wang sofort durch seinen Premier-Minister mir sagen ließ, es stehe mir nicht nur ganz frei, selber zu predigen und meine Brüder, die Bap-

tisten, nach Nanjing einzuladen, um mich darin zu unterstützen, sondern er übertrug mir auch die Oberleitung der Angelegenheiten seines 'religiösen Despotismus'. Diese Aufgabe habe ich gerne übernommen, und ich benützte nun, in Verbindung mit dem Tschang-wang, mit gutem Vertrauen diese günstige Gelegenheit, um eine möglichst weite religiöse Toleranz über alle Ausländer und alle Kirchenparteien auszu dehnen, — was ich durch die öffentlichen Zeitungen bekannt machen ließ. Später wurde auf meine (und Anderer) Bitten von dem jungen Kronprinzen unter seines Vaters Siegel ein Edikt erlassen, das allen christlichen Bekenntnissen, Protestanten und Katholiken, unbeschränkte Religionsfreiheit gewährt. Wie kann man da von 'religiösem Despotismus' reden? ... Hat der Tien-wang irgend etwas gethan, wodurch die freie Religionsübung, welche durch seinen Sohn proklamiert wurde, untersagt oder beschränkt worden wäre? Lasset die fremden Nationen treulich festhalten an dem Neutralitätsprincip gegenüber dieser revolutionären Bewegung, — und der Herr, der Alles lenkt, wird schließlich diese Sache zum Ziele führen nach Seinem Wohlgefallen." ... „Was auch die Religion der Taipings an und für sich sein mag, so viel steht fest, daß der Missionar hier (in Nan-king) öffentlich und täglich predigt, singt und betet vor großen Versammlungen, in der Stadt und außer der Stadt, wo es ihm beliebt, ohne daß es ihm Jemand verbietet. Wäre dieß vor zehn Jahren möglich gewesen? Und ist das nicht einer der Triumphe, den diese Taiping-Religion herbeigeführt hat, daß das Volk überall das Evangelium hören, die Mittel der Gnade gebrauchen und die Hoffnung des ewigen Lebens sich aneignen kann? Ferner, es gibt vielleicht wenige Städte in der Welt, — keine wenigstens, die ich kenne, — wo so allgemein ein Ton der Sittlichkeit herrschte. Und ist dieß nicht eine Frucht ihrer Religion? oder welchem Umstand sonst wäre dieß zuzuschreiben? Auch gibt es keine Stadt von dieser Größe, so weit mir wenigstens bekannt ist, wo der ganzen Bevölkerung weniger Hindernisse (die Polygamie ausgenommen) zur wahren Bekehrung und Wiebergeburt, und somit zum Seligwerden im Wege ständen. Alle die heillosen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die in Kanton [Roberts' früherem Arbeitsfeld] der Bildung und Entfaltung einer lauteren Christengemeinde im Wege stehen, — als da sind Hurerei, Opiumrauchen, Götzendienst, Hazardspielen, Wahrsagerei, was ja Alles dem gewöhnlichen Chinesen in Fleisch und Blut steckt und mit

seiner innersten Seele verwoben ist, — das Alles ist hier, so weit es wenigstens in die Oeffentlichkeit tritt, gründlich ausgelegt, so daß das Volk augenscheinlich für den Herrn bereitet ist. Und ist das nicht ein Sieg über die menschliche Natur, der mit Recht den Wirkungen ihrer (der Taipings) Religion zuzuschreiben ist? Wahrlich, ihre Religion stellt sie nicht bloß hoch über die Kaiserlichen, sondern auch, wenigstens was die sittliche Seite derselben betrifft, hoch über denjenigen Theil der ausländischen Christen in Schanghai, der nach dem Fleische wandelt und dessen Lüste vollbringt ohne Gewissensskrupel und ohne vor Gott sich zu fürchten."

Möge der barmherzige Gott den Mann, dem Er eine so wichtige und bedeutungsvolle Stellung anvertraut hat, mit einem reichen Maas Seines heiligen Geistes erfüllen, damit durch ihn die Mängel ersetzt werden, die der Sache der Taipings noch anhaften. Wir stimmen von ganzem Herzen in Roberts' eigene Worte ein: „Schreiben für und wider die Taipings thuts nicht; deßhalb möchte ich allen denen, die ein Herz für das Wohl dieses großen Volkes haben, lieber den Weg des Gebets empfehlen. Denn das Gebet bewegt die Hand, welche die Welt bewegt'." —

Indem wir hiemit unsre Betrachtungen über die „Taipings in China" vorläufig abschließen, sind wir uns der Unvollkommenheit dieser Arbeit klar bewußt. Die Sache, die wir behandelt haben, ist noch im Fluß begriffen; jedermann aber weiß, daß eine große Revolution, welche die innersten Tiefen eines Volkes aufregt und in Bewegung setzt, nach ihrem eigentlichen Charakter kaum vollständig erkannt werden kann, ehe sie zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Viele der edelsten Geister begrüßten im vorigen Jahrhundert mit den freudigsten Hoffnungen die ersten Bewegungen der großen französischen Revolution. Allein schon nach kürzester Zeit wurden sie bitter enttäuscht. Die Taiping-Revolution hat nun mehr als zehn Jahre hinter sich. Vieles hat sich verschlimmert, was im Anfang besser gewesen war; aber im Ganzen hat uns die gewissenhafteste und mühevollste Prüfung auch jetzt noch jene Ueberzeugung nicht rauben oder auch nur schwächen können, daß Gottes Hand in dieser Sache ist zum Wohl des großen chinesischen Volkes. Dieser treuen, geheimnißvoll wirkenden, aber nie fehlenden Hand sei auch die Zukunft der Taipings empfohlen!

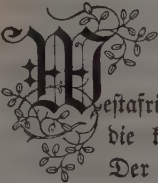


Scene bei einem Menschenopfer am Niger.

Reigl. G. 121.

Die Negerkönige von Alt-Kalabar.

1. Das Isend Afrika's.

estafrika ist reich an großen und herrlichen Strömen, welche die künftigen Straßen ins Innere des Kontinents bilden. Der Winkel aber, der durch die scharfe Umbiegung der Küstenlinie gebildet wird und die Bay von Biafra heißt, ist daran am reichsten. Dort ergießt der Niger seine Wasserfülle vom Norden herab in 22 Mündungen ins atlantische Meer. Etwas weiter ostwärts, gerade in der Winkelspitze des weiten Meerbusens, öffnet sich die breite langgestreckte Bucht des Alt-Kalabar. Segelt man in dieselbe hinein, so gelangt man nach etwa achtzehnstündiger Fahrt an das Ende dieser Bucht und hat nun die Mündungen zweier Flüsse vor sich. Der eine zur Rechten (östlich) ist der Alt-Kalabar, der an seinen beiden Ufern eine Reihe von volkreichen Negerstädten beherbergt, aber bald seicht wird und die Schifffahrt hindert, während der andere Fluß zur Linken (westlich), der Groß-Fluß, der fast parallel mit dem Niger von Norden herabkommt und nur etwa drei Tagesreisen von diesem entfernt ist, den Dampfer des Kapitäns Beecroft im Jahr 1842 bis auf 70—80 Stunden hinaustrug. Noch weiter ostwärts kommt abermals ein nicht unbedeutender Fluß, der Camerun, zwischen hoch emporragenden Gebirgsstöcken heraus, während südlich von ihm, bereits an der Küste von Nieder-Guinea der Gabun von Osten her seine gelblichen Wassermassen herabwälzt und dem Meere übergießt. An allen diesen Flüssen sind seit längerer oder kürzerer Zeit evangelische Missionen angelegt und haben angefangen, dem Herrn ihre Frucht zu tragen. In einigen unter ihnen zählt man die aus den Heiden gesammelten Gemeindeglieder bereits nach hunderten;

Volksschulen sind allenthalben errichtet, worin Schaaren von schwarzen Knaben und Mägdelein unterwiesen werden; eine christliche Literatur bahnt sich in einer Reihe von neu bearbeiteten Sprachen und Dialecten an, und eine nicht geringe Anzahl von eingeborenen Katechisten und Lehrern, zum Theil in einheimischen Seminaren gebildet, nimmt thätigen Antheil an der geistigen Erneuerung ihres Volkes.

Die Mission am Alt-Kalahar, aus der wir hier einige lehrreiche Züge hervorheben möchten, ist verhältnißmäßig noch jung. Sie wurde begonnen im April 1846. Missionar Waddell, ein Schotte, der schon früher von der unirten presbyterianischen Kirche seines Vaterlandes nach Jamaika ausgesandt worden war und dort reiche Erfahrungen in der Arbeit unter Negern gesammelt hatte, siedelte um die genannte Zeit, begleitet von einigen andern schottischen Brüdern und einer Anzahl christlicher Neger aus Jamaika, nach dem Alt-Kalahar über und legte den Grund zu der neuen Mission. „Der Alt-Kalahar,“ sagt der amerikanische Missionar Wilson in seinem Buch über Westafrika, *) „ist ein breiter Strom oder eine Art Meeresbucht, von der Küste an bis auf 30 oder 40 Stunden weit offen und schiffbar. Das Klima in seiner nächsten Umgebung ist verhältnißmäßig gesund. Etliche der dort angesiedelten Missionare mußten allerdings zur Wiederherstellung oder Stärkung ihrer Gesundheit zeitweise nach Europa zurückkehren; aber soviel mir bekannt ist, ist bis heute (1856) keiner dem Klima zum Opfer gefallen. Das Volk, unter welchem die Mission gegründet ward, ist allerdings, gleich allen westafrikanischen Negerstämmen, vielen abscheulichen und ächt heidnischen Gräueln ergeben, scheint aber gleichwohl über dem ordinären Niveau von Unwissenheit und sittlicher Versunkenheit, auf dem sich Westafrika im Allgemeinen befindet, zu stehen. Viele von den eingeborenen Händlern sprechen das Englische fließend und besitzen nicht unbedeutende Reichtümer. Die Missionare wurden herzlich und mit Freuden aufgenommen und seitdem mit Wohlwollen behandelt. Im J. 1853 befanden sich zehn europäische Arbeiter daselbst, und auf drei Stationen wurde kräftig und im Segen gearbeitet. Die Sprache [das Gik] ist zur Schriftsprache erhoben worden, und die Schulkinder, deren es mehr als zweihundert sind, werden im Lesen (des Englischen und ihrer eigenen Muttersprache), im Schreiben u. unterrichtet.“

*) Western Africa: its history, condition and prospects, by Rev. J. L. Wilson, eighteen years a missionary in Africa. Lond. 1856.

Man würde aber ein völlig ungenügendes, ja verkehrtes Bild von den Zuständen dieses Volkes erhalten, wollte man vergessen, von welcher Art „die vielen abscheulichen und ächt heidnischen Gräuelp“ sind, deren Wilson hier nur vorübergehend und im Allgemeinen Erwähnung thut, und von denen die Negerstämme von Alt-Kalabar so gut als alle andern westafrikanischen Nationen geknechtet sind. Man vermag auch die außerordentlichen Schwierigkeiten, die der dortigen Mission sich entgegenstellen, unmöglich zu würdigen, wenn man nicht immer wieder die Dinge in ihrer ganzen schauerlichen Wirklichkeit sich vor Augen stellt. Wenn der Prophet Jesaias von der Heidenwelt überhaupt spricht: „Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker,“ so mahnt uns Westafrika an das Gesicht des Ezechiel von dem Thal des Todes, das voller Gebeine lag, „und siehe, sie waren sehr verdorret. Und der Herr sprach zu mir: Du Menschenkind, meinst du auch, daß diese Todtengebeine wieder mögen lebendig werden? Und ich sprach: Herr Herr, das weißt Du.“

Sollen wir dieses Bild des Todes mit einigen Zügen zu zeichnen versuchen? Wir erinnern vor Allem an die Macht der sinnlichen Triebe, namentlich an die Fleischeshlust, unter deren Bann die ganze Negerwelt geknechtet liegt. Wir wissen wohl, wie an dieser Kette des Teufels alle übrige Welt, und auch ein gut Theil der christiani- sirten Welt unsres eigenen Erdtheils, gleich willenlosen Sklaven ge- leitet wird; aber Afrika scheint seinen Löwentheil davon empfangen zu haben. Die Glut der Tropensonne, der Mangel an physischer und seelischer Thätigkeit, die Abwesenheit jeder sittlichen Schranke, — dieß Alles hat Afrika zu einem Bucherbeet der Fleischeshlust gemacht, davon wir uns schwer eine Vorstellung zu machen vermögen. Daß davon das ganze Volk der afrikanischen Westküste angefressen sei, be- zeugen alle Berichte; aber freilich je höher hinauf in der Rangord- nung der Gesellschaft Einer steht, desto gewisser ist er die Beute dieses Krebschadens, desto furchtbarer auch die Verwüstung, welche daraus erwächst. Die Häuptlinge gehen darin in der Regel ihrem Volke voran. Wenn aber irgend etwas das Herzblatt eines Volkes zer- frisst, so ist es die Fleischeshlust. „In Sünden todt,“ — ist ein mit wenig Strichen gezeichnetes, aber scharfstreffendes Gemälde von sol- chem Zustand.

Daran schließt sich ein zweites Uebel an, so verderblich und zer- störend als das erste. Wir meinen den Genuß berauschender

Getränke. Afrika hat seine eigenen Hülfsmittel, sie zu bereiten; aber es ist der wenig beneidenswerthe Ruhm der europäischen und amerikanischen Handelsleute und namentlich der Sklavenhändler, das „Feuerwasser“ als Tauschwaare nach Afrika gebracht zu haben. Gegen dieses Gift gibt der unglückliche Neger willig fast jeden andern Besitz hin, und je stumpfer er sonst dahinlebt, desto gieriger greift er nach diesem Reizmittel, das ihn für Augenblicke belebt, um ihn hernach nur noch tiefer in thierische Stumpfsheit versinken zu lassen. Auch hierin sind die Obern des Volkes in der Regel die Anführer. Die Missionare haben nur allzu oft zu berichten, daß die Häuptlinge, mit denen sie es zu thun haben, Wochen und Monate lang nicht nüchtern werden; und wer die Mittel dazu aufzubringen vermag, folgt auch in Afrika gierig dem Beispiel der Großen.

Wie tief das Sklavenwesen in alle Verhältnisse der westafrikanischen Völkerwelt eingreife, bedarf kaum der Erwähnung. Wenn wir nicht irren, so beruhen alle gesellschaftlichen Beziehungen der Neger zu einander auf der Grundanschauung, daß es nur zwei Stände gibt: Meister und Sklaven. Wir sagen nicht: Freie und Unfreie, sondern absichtlich: Meister und Sklaven. Der Sklave ist nach allen Seiten hin der Rechtlose, der Vogelfreie, die Waare; der Meister ist der unbeschränkte Herr über seine Sachen und Waaren, d. h. über seine Sklaven. Unter diese schauerlich einfache Lebensordnung sind alle socialen Verhältnisse des Negers gestellt. Mann und Frau, Vater und Kind, Häuptling und Unterthan, — es ist immer nur wieder das Verhältniß zwischen Meister und Sklave; und wenn gleichwohl da und dort eine Milde rung dieses Verhältnisses oder eine Beschränkung der absoluten Machtfülle des Einen über den Andern eintritt, so hat dieß seinen Grund nicht in irgend einer sittlichen Macht, die den Sklaven gegen den Meister schützen würde, sondern entweder in der Verkettung der gegenseitigen Beziehungen, vermöge welcher derjenige, der seinem Untergebenen gegenüber Meisterrecht besitzt, seinerseits wiederum im Sklavenverhältniß zu einem Höheren steht; oder aber ist es die Furcht vor der Blutrache, welche den rohen Uebermuth des Meisters seinen ohnmächtigen Sklaven gegenüber in Schranken hält. Es gibt keinen Despotismus, der furchtbarer alle Lebensregungen knechtet, tiefer und nachhaltiger alle Kräfte lähmt, jämmerlicher den Geist eines Volkes demoralisirt, als die Sklaverei. In Afrika waltet er seit uralten Zeiten. Wer aber will berechnen, welche

riesenhaften Bollwerke dadurch der Arbeit des Missionars entgegenge-
stellt sind?

Sollen wir endlich der Macht des Fetischdienstes und des Zaubereiwesens erwähnen? Lassen wir uns durch Missionar Wilson ein Bild davon entwerfen. „Ein Fetisch,“ sagt er in seinem oben erwähnten lehrreichen Buche, „ist eigentlich nichts anderes, als ein Zaubermittel oder Amulett, das eine Person an sich trägt, oder das an irgend einem Orte angebracht ist, um gegen irgend ein gefährdetes Uebel sicher zu stellen oder ein gewünschtes Gut herbeizuführen. Ein Fetisch kann bestehen aus einem Stück Holz, aus dem Horn einer Ziege, der Hufe einer Antilope, einem Stück Metall oder Elfenbein, kurz aus allen möglichen Dingen; nur muß der Gegenstand zuvor durch die weihenden Hände eines eingeborenen Priesters gehen, um dadurch alle die übernatürlichen Kräfte zu empfangen, die er nach der herrschenden Volksmeinung besitzen soll. Es ist jedoch nicht immer gewiß, daß die Fetische solche außerordentliche Kräfte besitzen; sie müssen erst auf die Probe gesetzt werden und Beweise von ihrer Macht geben, ehe man ihnen unbedingt trauen kann. Wenn ein Mann, der einen Fetisch an sich trägt, etwa eine wunderbare Rettung aus irgend einer Gefahr erlebt oder in seinem Handel Glück hat, so wird dieß der Wirkung des Fetisch zugeschrieben, und derselbe wird hinfort als ein sehr theurer Freund und Gefährte geehrt und als unschätzbares Gut hochgehalten. Andererseits wenn der Mann schlechte Geschäfte macht oder von einem Unfall betroffen wird, so wirft er den Fetisch als ein werthloses Zeug weg, doch ohne daß er deshalb den Glauben an die Kraft der Fetische überhaupt aufzugeben bereit wäre. Er ist eben nur thöricht und unvorsichtig genug gewesen, auf einen schlechten Fetisch sein Vertrauen zu setzen, und so geht er mit ungeschwächter Zuversicht hin, sich einen neuen zu verschaffen, der ihm besseres Glück brächte. Wo nun Jemand vermöge seines Fetisch eine ganze Reihe von Glücksfällen erfahren hat, da bildet sich in ihm eine steigende Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen denselben; die Vorstellung bricht sich in seinem Gemüthe Bahn, daß in dem Fetisch eine gewisse Intelligenz wohne, die an seinem Wohl und Wehe theilnimmt, und er fängt an, denselben mit götzendienerischer Verehrung zu betrachten. Daher die allgemeine Sitte, vertraulich mit dem Fetisch zu reden, wie mit einem lieben und treuen Freund, ihm über ihn als Dankopfer auszugießen und in Zeiten

der Gefahr laut und angelegentlich zu ihm zu rufen, als gälte es, ihn wachzurufen und zur Thätigkeit zu wecken.

„Die Zwecke, für welche die Fetische gebraucht werden, sind fast ohne Zahl. Der eine schützt gegen Krankheit, der andere gegen Dürre und Trockenheit, ein dritter gegen die Unfälle des Kriegs. Der eine wird gebraucht, um Regen herbeizuführen, ein anderer sichert eine gute Ernte, ein dritter füllt das Meer und die Flüsse mit Fischen und macht sie willig, sich im Netz des Fischers fangen zu lassen. Durch Fetische wird der Wahnsinn kurirt, die Unfruchtbarkeit der Frauen beseitigt, und kaum gibt es irgend ein Uebel, von dem der Mensch befallen werden kann, das nicht durch sie könnte überwunden werden. Die einzige Bedingung, die nicht übersehen werden darf, ist nur die, daß der rechte Fetiche angewendet werde. Einige dienen dazu, das Leben zu erhalten, andere um es zu zerstören. Der eine flößt einem Manne kühnen unüberwindlichen Muth ein oder macht ihn unverwundbar im Krieg, ein anderer lähmt den Gegner und nimmt ihm die Besonnenheit und den Muth.

„Es gibt verschiedene Klassen von Fetischen, deren jede auch ihren eigenen Namen hat. Eine dieser Klassen umfaßt diejenigen, die man an sich trägt, und deren Zweck ist, den Träger gegen Zauberei und alle die gewöhnlichen Uebel des menschlichen Lebens zu schirmen. Man erwartet von ihnen, daß sie gut Glück bringen und gescheidt und muthig machen. Eine zweite Klasse bilden diejenigen, die in den Wohnungen aufbewahrt werden. Da weist man ihnen einen bestimmten Platz an, und sie entsprechen gewissermaßen den Penaten (Haus- und Schutzgöttern) der alten Römer. Auch gibt es nationale Fetische, deren Aufgabe es ist, die Städte vor Feuer, Pestilenz und feindlichen Ueberfällen zu schirmen; oder sie sollen Regen schaffen, fruchtbare Jahreszeiten bringen und reichliches Wildpret im Walde und Fische im Wasser herbeilocken. Manche von ihnen werden an den Hauptstraßen aufgehängt, häufiger noch befinden sie sich unter einer Art von Schuppen am Eingang der Dörfer; die Hauptfetische aber, die am höchsten verehrt werden, bewahrt man in einem eigenen Haus im Centrum des Dorfes, wo zugleich der oberste Fetichepriester wohnt und für dieselben Sorge trägt. Die Fetische der letztgenannten Art, namentlich die am Eingang der Dörfer, sind in der Regel ganz abscheuliche Figuren und stellen meistens Köpfe von Thieren oder menschlichen Wesen dar. Große irdene Töpfe mit einem Bienenhaufen

gefüllt, findet man häufig mitten unter diesen Fetischen; denn die Viehen gelten als eine Art Schutzwehr für Stadt und Dorf.

„Der Gebrauch der Fetische ist unter den Negern Westafrika's durchaus allgemein und ist so sehr in das ganze Gewebe des gesellschaftlichen Lebens verslochten und verwoben, daß man sich von dem sittlichen und socialen Zustand des Volks keinen richtigen Begriff machen kann, wenn man nicht den alles beherrschenden Einfluß des Fetischwesens stets im Auge behält. Das erste, was den Fremdling begrüßt, wenn er seinen Fuß auf afrikanischen Boden setzt, ist irgend ein Fetischzeichen. Er tritt am Landungsplatz aus dem Boot unter einem Gehänge von Fetischen, die nicht nur ihm selbst zum Schutz, sondern auch den Bewohnern der Gegend als Bürgschaft dienen sollen, daß der neue Ankömmling nicht irgend ein Uebel und Unglück ins Land bringt; er findet Fetische aufgehängt an jedem Fußpfad, den er geht, an jedem Kreuzweg, an jeder Ueberfahrtsstelle über einen Fluß, am Fuß jedes großen Felsblocks oder jedes alten mit Schlingpflanzen überwachsenen Waldbaums, an dem Eingang jedes Dorfes, über der Thüre jeder Hütte, am Hals jedes menschlichen Wesens, dem er begegnet. Sie sind auf den Plantagen aufgepflanzt, um die fruchttragenden Bäume gebunden und um den Hals der Schafe und Ziegen gehängt, um Uebel und Schaden von ihnen abzuwenden. Wenn Jemand das Eigenthum seines Nachbarn beschädigt oder stiehlt trotz der Fetische, die zu dessen Schutz daran angebracht sind, so erwartet man mit Zuversicht, daß der Frevler früher oder später seine Reckheit werde zu büßen haben. Wird nun derselbe hernachmals, und sei es nach 20, 30 oder 40 Jahren, von irgend einer schweren Krankheit oder einem schleichenden Uebel befallen, so weiß man, daß das die Folge seines früheren Frevels an dem Fetisch ist.

„Wer unter dem Einfluß eines so allbeherrschenden Systems des Aberglaubens aufgewachsen ist, für den ist es fast unmöglich, sein Gemüth völlig davon frei und los zu machen. Selbst Leute, die schon längere Zeit christliche Unterweisung und Erziehung genossen haben und dem Verstande nach unzweifelhaft von der Thorheit dieses Aberglaubens überzeugt sind, können sich selten völlig von einem geheimen Grauen vor der Wirkung des Fetisch oder von einem verborgenen Vertrauen auf seine Wirksamkeit loswickeln. Findet man doch selbst unter den christlichen Negergemeinden Westindiens nicht selten Eierschalen über dem Küchenherd aufgehängt, um dadurch die

Hühner brüten und die junge Brut gedeihen zu machen; oder man wirft einen ausgezogenen Zahn über das Dach des Hauses oder trägt ihn an einer Schnur um den Hals, um Zahnweh zu verhüten; ja sogar wirkliche Fetische, obgleich man ihnen nicht den Namen gibt, werden dort noch auf dem Leibe getragen, um vor Krankheit oder der Einwirkung der Zauberei zu schützen*).

„Merkwürdig ist übrigens und sehr lehrreich, daß die Neger, trotz ihrer Knechtung unter das Fetischwesen, dennoch aus dem Gebrauch dieser Heilmittel kein Gefühl der Sicherheit schöpfen; ja vielleicht kann man sagen, daß das peinliche Gefühl der Angst und Furcht erst recht durch sie hervorgerufen und genährt wird. Es gibt kein Land in der Welt, wo man mehr von Furcht geplagt und herumgetrieben wird, als in Afrika. Da muß Jeder wohl darauf Acht haben, mit wem er Umgang hat, welchen Pfad er wandelt, wessen Haus er betritt, auf welchen Stuhl oder auf welche Stelle des Bodens er sich setzt, auf welchen Fleck er sich zum Schlafen niederlegt. Er weiß nicht, in welchem Augenblick er mit seinem Fuß oder seiner Hand etwas berührt, das ihm Unheil bringt, oder durch welches geheimnißvolle unsichtbare Mittel der Same des Todes in ihn gepflanzt wird. Der Abfall der Fingernägel und des Haars wird sorgfältig verborgen und vergraben, — es möchte sonst von Jemand in einen Fetisch verwandelt und zum Verderben dessen gebraucht werden, dem es angehörte. Wenn irgend ein Volk der Erde, so gehören die Neger Westafrika's zu denen, die nach dem Wort des Apostels 'durch Furcht des Todes ihr ganzes Leben lang in Knechtschaft gehalten sind'."

Mit dem Fetischwesen aufs innigste verknüpft ist die Zauberei. „Sie ist," wie Wilson in seinem Buche weiter schreibt, „ein Hauptstück des dort herrschenden Aberglaubens, und muß wohl als der schwerste Fluch betrachtet werden, der auf diesem umnachteten Lande

*) Ist denn die alte europäische Christenheit frei von diesem Schaden? Wer in das geheime Thun nicht blos der untersten Klassen unsres Volkes, sondern auch der sogenannten Gebildeten Blicke zu thun Gelegenheit hat, der findet da ein Fetischwesen, das von dem afrikanischen nicht wesentlich verschieden ist. Denkt man vollends an den unsäglichen Aberglauben, der in der katholischen Kirche mit den Amuletten getrieben wird, und zwar unter der Sanktion des römischen Papstes und der Bischöfe, ja von ihnen gefördert und gepflegt ist, so meint man sich oft in Wahrheit nach Afrika versetzt. Gott sehe in diesen Jammer unsres Volkes gnädig hinein!

ruht. Es ist wahr, dieses Unwesen findet sich mehr oder weniger unter allen Nationen der Erde, aber in Afrika hat es seine furchtbarste Höhe erreicht, und in dieser Beziehung findet die Negerwelt ihres Gleichen nicht auf Erden. Eine Person, die diese geheimnißvolle Kunst besitzt, ist in den Augen der Eingeborenen mit einer Art von Allmacht ausgerüstet. Der Zauberer hat nach ihrer Meinung unbeschränkte Gewalt nicht bloß über das Leben und die Schicksale seiner Mitmenschen, sondern auch über die wilden Thiere des Waldes, über Land und Meer und über alle Elemente der Natur. Er kann sich in einen Tiger verwandeln und das Dorf, in welchem er lebt, in einem Zustand steter Furcht und Aufregung erhalten; er kann die Gestalt eines Elephanten annehmen und die Plantagen verwüsten, oder die eines Haifisches und alle Fische in den Flüssen verschlingen. Durch seine Zauberkünste kann er den Regen zurückhalten und das Land mit Hunger und Mangel erfüllen. Die Blitze gehorchen seinem Befehl, und er braucht nur seinen Zauberstab zu schwingen, so eilt die Pestilenz aus ihrem Versteck herbei. Das Meer wird von ihm zum wüthenden Sturm erregt, und der Wirbelwind und die Windsbraut folgt gehorsam seinem Wort. Kurz, dem Arm und Willen des Zauberers ist nichts zu schwer. Krankheit, Verarmung, Blödsinn und Raserei, mit einem Wort, jedes Uebel, das den Menschen treffen kann, stehen in seiner Gewalt. Der Tod — gleichviel durch welche Mittel oder unter welchen Umständen er eintritt, — wird unwillkürlich und fast allgemein der Wirkung irgend einer Zauberei zugeschrieben. Wenn Einer über einen Abhang hinunterstürzt und zerschmettert wird, oder wenn ihm durch einen unglücklichen Zufall die Flinte losgeht und er sich selbst tödtlich verletzt, — dennoch macht man den Schluß, der Unglückliche sei verzaubert worden, sonst hätte ihm der Unfall nicht begegnen können. Stirbt Einer an einer natürlichen Krankheit, so wird Krankheit und Tod dem Einfluß einer Verzauberung zugeschrieben. Natürlich muß dann irgend Jemand an dieser Frevelthat schuldig sein. Da ist aber nun Niemand sicher, daß die Schuld nicht auf ihn gebracht werde. Denn sofort geht der Priester aus Werk, den Schuldigen ausfindig zu machen. Brüder, Schwestern, der Vater selbst, ja in manchen Fällen sogar die Mutter, können der unnatürlichen That beschuldigt werden, den Tod der Ihrigen durch Zauberei herbeigeführt zu haben. Gegen einen solchen Verdacht gibt es keinen Schutz. Alter, Bande des Bluts, angesehene Stellung und

selbst anerkannte Güte des Charakters — nichts hilft dagegen. Der Priesterschaft ist unbeschränkter Spielraum gelassen für die Ausführung ihrer böswilligsten Anschläge, ihrer rachsüchtigsten Pläne, ihrer habgierigsten Zwecke, und in vielen Fällen benützen sie die Gelegenheit auch mit der rücksichtslosesten Bosheit. Doch auch sie selbst kann der Verdacht der Zauberei treffen, und dann versallen sie dem Zorn des Volkes so gut wie jeder Andere. Es ist schwer zu sagen, ob die Leute mehr von der Furcht vor den Wirkungen der Zauberei, oder mehr von der Angst, selbst der Zauberei beschuldigt zu werden, geplagt sind. Auch sind sie auf nichts so sehr bedacht, als jeden derartigen Verdacht wo möglich von sich abzulenken. Jeder Blick, jedes Wort, jede That, die von Andern mißdeutet werden oder Verdacht in ihnen erwecken könnte, wird aufs sorgfältigste vermieden. Ist Einer in der Stadt oder im Dorf todtkrank, so muß man sich vor allzu großer Fröhlichkeit hüten, damit es nicht erscheine, als habe man Freude an dem erwarteten Tode des Kranken; auf der andern Seite aber darf man auch nicht zu viel Theilnahme und Sorglichkeit für ihn äußern, damit man sich nicht dem Verdacht aussetze, man wolle seine Schuld unter dem Mantel der Heuchelei verbergen. Man mag es aber machen wie man will, man ist vor der Gefahr der Verzauberung oder vor dem Verdacht, selbst Zauberei zu treiben, niemals sicher."

Dies ist das Bild, das uns Wilson von dem westafrikanischen Völkerleben entwirft, — ein Mann, der selbst achtzehn Jahre lang unter den Negern gelebt und gearbeitet hat. Nimmt man nun noch dazu, welchen verderblichen, tief demoralisirenden Einfluß der Verkehr mit dem europäischen und amerikanischen Schiffs- und Handelsvolk auf die Negerstämme an der Küste und an den großen Flüssen ausübt, und wie dadurch in den Gistbaum des Heidenthums auch noch die besondern Laster der „christlichen“ Civilisation eingepropft werden, so mag man eine annähernde Vorstellung erhalten von der Riesengröße der Schwierigkeiten, die sich dem Missionar auf dem Boden Westafrika's entgegenthürmen. Wenn gleichwohl die evangelische Mission dort, wie überall sonst in der Welt, nicht ohne verhältnißmäßig reiche Frucht geblieben ist, wenn überall, wo Stationen angelegt sind, mehr oder weniger zahlreiche Gemeinden sich gebildet haben, in denen christlicher Sinn und Wandel, christliche Zucht und Sitte die alten starken Bande des früheren Heidenthums gesprengt

und überwunden hat, so ist das nur ein neuer Beweis für die allgenußsame Kraft des Evangeliums, vor dessen göttlicher Lichts- und Lebenswirkung jeder noch so tiefe Schaden unsres Geschlechts weichen muß.

2 Die Blutszenen von Duketown.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht die evangelische Mission vor Allem auf die Befehrung der Häupter und Fürsten eines Volkes es anlegen sollte. Denn wo diese sich zur Sache des Christenthums bekennen, da muß ja — so sollte man meinen — die geistliche Erneuerung ihres Volkes fast wie von selbst folgen. Allein die Geschichte der christlichen Kirche überhaupt, und die Missionsgeschichte unsrer Zeit insbesondere, lehrt uns, daß dieß nicht der Weg ist, den Gott mit den Völkern der Erde zu gehen pflegt. Er baut seine Gemeinde in den verschiedenen Ländern der Heidenwelt nicht von oben nach unten, sondern Er pflegt umgekehrt zuerst aus dem Verachteten, Unedlen und Schwachen, aus dem was Nichts ist in der Welt, den Grund zu legen, und überläßt dann den „Gewaltigen, Edlen und Weisen dieser Welt“ die Schmach, als die letzten Steine in den Bau seiner Kirche sich einfügen zu müssen; und diesem oft fast unwilligen Akte folgt nicht selten erst noch der besondere Aufsegen, daß von da an die Kirche eines Landes verweltlicht zu werden und innerlich zu fiebern anfängt. Deshalb wird auch heute noch überall der Bau der Gemeinde Christi vor Menschenaugen sehr armselig und unscheinbar beginnen, und den Häuptern und Ersten im Volke muß das nicht beneidenswerthe Recht bleiben, in der Regel „die Letzten“ zu werden.

Was für Erfahrungen nun die schottischen Missionare am Alt-Kalabar in dieser Beziehung gemacht haben, ist ebenso erschütternd als lehrreich. Treten wir der Geschichte etlicher von den dortigen Häuptlingen näher.

Als Missionar Waddell und seine Gefährten im April 1846 am Alt-Kalabar ankamen, vertheilten sie sich sofort in verschiedene Hauptorte, die am Fluß liegen. Die Hauptstation war Creektown (sprich Krihstaun d. h. Stadt an einem Seitenarm des Flusses), wo Eyo Hönesty*) König war. Weiter stromaufwärts lag Dufe-

*) Die Namen der Orte, wie theilweise auch der Personen, sind englischen Ursprungs; ohne Zweifel von den zahlreichen englischen und amerikanischen Händ-

town (Herzogsstadt), von König Gyamba beherrscht, und Oldtown (Altstadt), gleichfalls unter einem eigenen Oberhaupt. Auch die beiden letzteren Orte wurden von den Missionaren besetzt. Die öffentliche Predigt konnte ohne Aufenthalt sofort begonnen werden, da viele der Eingeborenen in Folge des Verkehrs mit den fremden Schiffen mehr oder weniger Englisch verstanden. Auch den „Königen“ ward wiederholt das Evangelium verkündigt. Während aber Eyo Honesty in Greektown dem heilsamen Worte ein aufmerksames Ohr zu leihen schien, fiel es bei Gyamba in Duketown auf hartgetretenen Boden. Ja die Missionare sollten an letzterem Orte bald die ganze Wucht des afrikanischen Heidenthums zu fühlen bekommen.

König Gyamba starb schon nach einem Jahr, im Mai 1847. Aus dem, was wir oben von dem Aberglauben des Volkes gesagt haben, ist schon von vorne herein zu schließen, daß der Tod des Königs sofort irgend einer feindselig wirkenden Verzauberung werde zugeschrieben werden, und wehe denen, auf welche der Verdacht einer Schuld fiel. Aber in Westafrika schließen sich an den Hinschied eines Königs noch andere Schrecknisse für die Ueberlebenden. Der Geist des Hingegangenen soll nicht ärmlich, nicht ohne königliches Geleite in der andern Welt erscheinen; wie er hienieden von zahlreichen Sklaven bedient, von angesehenem Gefolge geehrt und von einer Menge von Frauen umgeben war, so sollte er auch in die Welt der Geister in gleicher königlicher Würde einziehen. Daher muß über seinem Grabe eine möglichst große Zahl seiner Lieblingsfrauen und seiner Sklaven geopfert werden, und je größer die Schaar der über seinem Grabhügel geschlachteten Opfer aus allen Klassen und Ständen des Volkes ist, desto herrlicher kann der abgeschiedene König in der jenseitigen Welt auftreten. Was in der neuesten Zeit im Königreich Dahome in dieser Beziehung Schreckliches geschehen ist, weiß Jedermann; aber was dort in so schauerlich großem Masstab geschah, das kehrt fast an jedem armseligen Hofe der westafrikanischen Negerwelt in kleinerem Nachbild wieder *). Auch Duketown am Alt-Kalabar sollte ein entse-

lern so benannt, welche fortwährend diesen Fluß mit ihren Schiffen besuchen, um Elfenbein, Palmöl, Farbhölzer u. einzuhandeln. König Eyo erhielt den Zunamen „Honesty“, d. h. Ehrlichkeit, wahrscheinlich zu Ehren seiner Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit, die er im Handel und Wandel gegen die Weißen bewies.

*) Wir könnten eine ganze Reihe der erschütterndsten Züge dieser Art aus allen Ländern Westafrika's anführen. Von der Goldküste wird uns unter dem

liches Schauspiel dieser Art erleben. Der Tod des Königs Gyamba, obgleich er erst nach längerer schwerer Krankheit und durchaus nicht unerwartet erfolgte, verbreitete panischen Schrecken über die ganze Stadt. „Das gemeine Volk,“ schreibt Missionar Waddell, „wurde

12. Nov. 1861 berichtet: „Montags den 23. Okt. verirrte sich der einzige Bruder des Königs [von Jamestown] im Walde. Das ganze Volk machte sich auf, ihn zu suchen, aber erst letzten Sonntag (29. Okt.) ward er gefunden, und zwar todt. Oben als man die Leiche in die Stadt brachte, wurden zwei Personen ergriffen, — eine nette Frau und ihr Sohn, ein sechzehnjähriger Jüngling. Der Frau wurden sofort die Hände auf den Rücken gebunden und ein Messer durch ihre beiden Wangen gestochen. So ließ man sie von Morgens 8 Uhr bis Mittag in der glühenden Sonne stehen; dann ward ihr der Kopf abgeschlagen. Am Dienstag ward Morgens eine zweite Frau, und um Mittag noch eine dritte geschlachtet. Gegen Abend brachte man auch den oben erwähnten Jüngling auf das Grab des Königsbruders, brach ihm das Genick und warf ihn in die Grube.“

Als die Mission am Niger (1857) begonnen wurde, begegnete den Missionaren (es waren die beiden eingeborenen Prediger Growth und Taylor samt einem schwarzen Katechisten) fast in jeder Stadt ein ähnlicher Gräuelfall. In Dnitsha geschah es, daß sie, begleitet von Dr. Baillie, eines Tags die Stadt durchwanderten und auf dem Hauptplatz eine Masse festlich gekleideter Personen jedes Alters und Geschlechts in wilder Aufregung fanden. Man schrie, lärmte, tanzte nach dem Schlag der großen Trommel und schloß beständig mit Flinten in die Luft. Auf die Frage, was dieß bedeute, vernahmen sie, daß ein Menschenopfer (es war eine junge Sklavin) zu Ehren eines Verstorbenen geschlachtet werden sollte. (Siehe das Titelbild.)

Mit ergreifender Lebendigkeit schildert der neuere Reisende du Chaillu, der von der Westküste aus weit ins Innere vordrang, eine dieser Gräuelfallen. Ein junger Häuptling, Namens Mpomo, war gestorben. „Am Tage, da Mpomo begraben werden sollte,“ schreibt Chaillu, „wurden Veranstaltungen getroffen, die Personen zu entdecken, welche den Verstorbenen sollten verzaubert haben. Sie konnten es nicht begreifen, daß ein junger Mann, der noch vor wenigen Wochen gesund und voll Lebenskraft war, auf natürliche Weise habe sterben können. Ein großer Zauberdoctor ward herbeigerufen, und zwei Tage und zwei Nächte lang, während welcher Zeit das Volk in der höchsten Aufregung war, giengen die geheimnißvollen Vorbereitungen vor sich. Endlich am dritten Morgen, als die Aufregung ihre höchste Höhe erreicht hatte und Alt und Jung, Mann und Weib, von wüthendem Rachedurst gegen die muthmaßlichen Ursacher des Todes Mpomo's wie besessen schienen, versammelte der Zauberdoctor die Leute um sich im Centrum der Stadt und fieng seine letzten Beschwörungen an, welche die Namen der Schulbigen enthüllen sollten.“

„Jedermann war bewaffnet, etliche mit Speeren, andere mit Schwertern oder mit Flinten und Aerten, und auf jedem Angesicht war der Entschluß zu lesen, blutige Rache an denen zu nehmen, die als die Mörder des Verstorbenen bezeich-

von tödtlicher Bestürzung ergriffen und floh nach allen Richtungen; gleichwohl wagte Niemand auszusprechen, was Alle wußten, — daß der König gestorben sei. Seine Brüder und Nefsen durchsuchten sofort, begleitet von vertrauten Helfershelfern, die Wohnungen und

net werden würden. Die ganze Stadt war von unbeschreiblicher Wuth und entsetzlichem Blutdurst entzündet. . . Auf einen Wink des geheimnißvollen Mannes wurde die Menge auf einmal ganz still. Diese Todtenstille dauerte etwa eine Minute. Da ertönte die laute schrille Stimme des Doktors: 'Es ist ein sehr schwarzes Mädchen, das lebt in einem Hause,' — er beschrieb dasselbe; — 'das hat Mpomo verherbt.' Kaum hatte er geendet, so rannte die versammelte Menge, brüllend und heulend gleich einer Herde wilder Thiere, nach dem bezeichneten Plaze, und ergriff ein armes Mädchen, Namens Olandaga, die Schwester meines guten Freundes und Führers Abuma. Die Waffen über dem Haupte der Unglücklichen schwingend, rissen sie sie hinweg nach dem Flusse zu. Hier ward sie rasch mit Stricken gebunden, und dann lief Alles wieder zum Zauberdoctor. Als die arme Olandaga von ihren Mördern an mir vorübergeführt wurde, bemerkte sie mich. Ich wandte mein Auge weg und betete für sie; ich konnte ihr ja nicht helfen. Sie aber rief: 'Schally, Schally, laß mich nicht sterben!' — Ich wandte mich weg und vergoß bittere Thränen hinter einem Baum. . . .

„Übermals ward es stille und die dämonische Stimme des Doktors ertönte wieder. 'Es ist eine alte Frau; sie wohnt in einem Hause So und So; sie hat Mpomo verherbt.' Auf's Neue rannte das Volk fort. Diesmal ergriffen sie eine Nichte des Königs, eine hochherzige und wahrhaft majestätische alte Frau. Als ihre Mörder sich mit flammenden Augen und Todesbrohungen um sie scharten, erhob sie sich stolz vom Boden, sah ihnen unerschrocken ins Angesicht, und indem sie durch Zeichen ihnen zu befehlen schien, ihre Hand nicht an sie zu legen, rief sie: 'Ich werde das Giftwasser trinken; aber wehe meinen Verklägern, wenn ich nicht daran sterbe!' Dann ward auch sie nach der Flussseite eskortirt, doch ohne daß man sie band. Es kam keine Thräne über ihr Auge, keine Bitte um Erbarmen über ihre Lippen.

„Zum drittenmal erklang die Stimme des Doktors über die schweigende Menge: 'Es ist eine Frau mit sechs Kindern; sie lebt auf der Plantage gegen Sonnenaufgang, auch sie hat Mpomo verherbt.' — Auf's Neue ein wildes Geheul, und nach kurzer Zeit wurde eine gute und von Allen geachtete Frau, eine Sklavin des Königs, die ich kannte, herbeigeschleppt.

„Jetzt gieng der Zauberdoctor samt der Volksmasse an das Ufer des Flusses, wo die Schlachtopfer sich befanden. Mit lauter Stimme zählte er die Verbrechen auf, deren diese Unglücklichen schuldig seien. Bei jeder neuen Anklage brach das Volk in Flüche und Verwünschungen aus. Selbst die nächsten Verwandten derselben mußten einstimmen. Jeder schien den Andern in Verwünschungen überbieten zu wollen; denn jeder fürchtete, wenn er dabei lau und mitleidig sich zeigte, so könnte er demselben Loos, wie jene, anheim fallen. Jetzt wurden die Schlachtopfer in ein großes Boot gebracht, zusammen mit dem Scharfrichter, dem Zauberdoctor

Hütten, und tödteten wen sie fanden durch Erdrösselung und Ent-
hauptung. Wenn sie durch das Hofthor in den Vorplatz eines Hauses
eingetreten waren, gaben sie ihren Gefährten den Befehl, alle Thüren
zu schließen, und machten sie verantwortlich für jeden, der entkommen
würde. Dennoch gelang es einem jungen Manne, der im Missions-
hause Dienste zu thun pflegte, sich in dem Hof seines Hauses zu
verbergen und der Aufmerksamkeit der Mörder zu entgehen. Er sah
von seinem Versteck aus alle die Schlächtereien mit an und wußte
nachher zu entkommen. Auch an allen Ausgängen der Stadt wur-
den bewaffnete Männer aufgestellt, um das Weglaufen der Stadt-
sklaven nach den Plantagen zu verhüten, während andere Mörder-
schaaren nach jenen Plantagen abgesandt wurden, um Alle, die sie
auf dem Wege, auf den Feldern oder in den Plantagehütten fänden,
schonungslos umzubringen. Dann ward eine große umfangreiche Grube,
welche eine nicht geringe Zahl von Leichen aufzunehmen im Stande
war, zum Behuf der Beerdigung des Königs gegraben. Da hinein
stellte man zwei Ruhebetten und legte die Leiche, geschmückt mit allen

und einer Anzahl bewaffneter Männer. Die Trommeln wurden geschlagen und
das Getränk, das die Schuld oder Unschuld der Unglücklichen kund machen sollte,
ward bereitet. Quabi, des verstorbenen Mpomo's ältester Bruder, hielt den Becher.
Beim Anblick desselben fieng die junge Olandaga laut zu weinen an, und selbst
die alte majestätische Nichte des Königs erblaste; denn auch über des Negers Ange-
sicht lagert sich zuweilen eine Blässe, die nicht schwer zu erkennen ist.

„Nun ward der Becher zuerst der alten Sklavenmutter, dann der Nichte des
Königs, zuletzt der armen Olandaga gereicht. Während sie tranken, heulte die
Menge: 'Wenn sie Herren sind, so soll der Trank sie tödten; sind sie unschuldig,
so gehe er wieder von ihnen.' — Es war die aufregendste schrecklichste Scene, die
ich je erlebt habe. Todtenstille trat ein. Plötzlich fiel die Sklavin um. Aber sie
hatte den Boden des Boots noch nicht erreicht, so war schon ihr Haupt durch
die Schwerter vom Rumpfe getrennt. Dann wankte und fiel die königliche Nichte.
Ihr Haupt fiel und das Blut röthete das Wasser des Flusses. Mittlerweile fieng
auch die arme Olandaga an zu taumeln; sie suchte sich aufrecht zu halten und
rang unter Weinen und Schreien, ob sie die Wirkung des Giftes zu überwinden
vermöchte. Aber endlich fiel auch sie, und ihr Kopf ward abgehauen.

„Das Volk zerstreute sich, und den Rest des Tages war die Stadt stille. .
Am Abend sagte mein Freund Abuma, dessen Schwester (Olandaga) unter den
Opfern gewesen war, unter Thränen zu mir: 'O Schally, wenn du in dein Vater-
land zurückkehrst, so sage deinen Freunden, daß sie Männer zu uns armen Leuten
senden, die uns aus dem Buch lehren, das du Gottes Mund nennst.' Er meinte
die Bibel. Ich versprach ihm, seinen Auftrag auszurichten, und thue es hiemit
öffentlich.“

königlichen Insignien und die Krone auf dem Haupt, zwischen dieselben, worauf sein Schirmträger, sein Tabaksboscen-träger, sein Schwert-träger und andere dienstthuende Personen geschlachtet und mit den Zeichen ihres Amtsdienstes, sowie mit einer Masse zubereiteter Nahrungsmittel samt Geld und Handelswaaren, neben der königlichen Leiche mit Erde bedeckt wurden.

„Gyamba hatte hundert Frauen, meist von hoher Geburt und aus angesehenen Familien. Dreißig von ihnen wurden schon in der ersten Nacht nach seinem Tode erwürgt, unter ihnen auch die Schwester des wackeren Königs Gyo Hōnesty von Greetown. Nachdem nemlich diejenigen, in deren Händen die Anordnung dieser grausigen Schlächtereien lag, die Personen bezeichnet hatten, welche sterben sollten, kam auch an sie die wohlbekannte Botschaft, die sie einst mit Stolz, nun aber mit Schrecken vernahm, mit den einfachen Worten: 'Der König läßt dich rufen.' Die verhängnißvolle Bedeutung dieses Rufes wohl kennend, kleidete sich die unglückliche Frau rasch in ihre besten Gewänder, trank ein volles Glas Rum schnell hinunter und folgte dann dem Königsboten in den äußeren Hof, wo sie mit einem seidenen Tuch erdroffelt ward. Dem Personen von Rang werden niemals durch Kopfablagen verstümmelt.

„Jede Nacht gieng das Werk des Todes auch auf dem Flusse fort, und zwar dem Missionshause so nahe, daß das Jammergeschrei der Schlachtopfer von der Missionsfamilie, wie von der Mannschaft der im Fluß liegenden Handelsschiffe — oft eine volle Stunde lang — vernommen werden konnte. Zuweilen geschah es, daß eine Anzahl Personen auf Booten in die Mitte des Flusses hinausgerudert und da ertränkt wurde; zu andern Zeiten lauerten die Mörder auf die Leute, die in ihren Rähnen von den Märkten im Innern des Landes nun in die liebe Heimath zurückkehrten und unbekannt mit dem, was mittlerweile geschehen war, frühlich ihre Ruderer-gefänge ertönen ließen. Plötzlich werden sie von den auslauernden Mördern angehalten, in Stücke gehauen und ihre Leichen in den Fluß geworfen. Auch an den Wald- und Feldwegen lagen Bewaffnete versteckt, die Jeden, der des Wegs kam, Alt oder Jung, Mann oder Frau, ohne Unterschied niederhieben oder erschossen. Es war, als könnten die Anordner dieser Mekeleien nicht genug Opfer für ihren verstorbenen König aufstreiben; und doch gibt das, was ich hier geschildert habe, noch lange kein entsprechendes Bild von den schauerlichen Scenen, die in jene Zeit fielen;

denn die Hauptanstifter dieser Gräueltthaten suchten ihr mörderisches Treiben so viel möglich vor den Missionaren und den fremden Schiffskapitänen zu verbergen. Auch muß man dazu nehmen die zahllosen Schlächtereien, die auf den Plantagen vorkamen, wovon nur abgerissene Berichte zu uns kamen, sowie die erneuerten Missethaten vier Monate später, wo die Todtenfeier vollendet wurde, und wozu alle die Städte, welche unter der Herrschaft des Königs von Duketown stehen, ihre zahlreichen Schlachtopfer zu liefern hatten.

„Die Missionare thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um diesem scheußlichen Blutvergießen ein Ende zu machen; aber, wie es schien, ohne allen Erfolg. Einige der angesehenen Männer der Stadt gaben leere Versprechungen, während Andere scharf und bestimmt Alles abwiesen mit der Erklärung: die Weißen hätten kein Recht, sich in ihre Landesbräuche zu mischen. Dann wandten sich die Missionare an den König Gyo Hōnēty von Greetown um seine Vermittlung, da derselbe stets mehr Menschlichkeit als die andern Könige und Großen an den Tag gelegt und seine entschiedene Misbilligung solcher Todtenopfer mehrmals ausgesprochen hatte; allein er sprach sich dahin aus, er habe in den Angelegenheiten von Duketown nichts mitzureden; die Leute dort würden doch thun, was sie wollen, auch wenn er Einsprache thäte; und wollte er mit Gewalt die Gebräuche des Landes abschaffen, so würde man ihn einfach vergiften. Doch versprach er, sein Bestes thun zu wollen, um die Wiederholung solcher Scenen zu verhüten. Daß aber die Bemühungen der Missionare, diesen Gräueltthaten Einhalt zu thun, nicht ganz umsonst waren, zeigte folgende Thatsache. Osiōng, des verstorbenen Königs Gymba Tochter, eine Person von unerfättlichem Blutdurst, schalt die Häuptlinge der Stadt aufs heftigste, daß sie für ihren Vater nicht genug Leute getödtet hätten. Da entgegnete ihr einer der Häuptlinge entschlossen: er werde Niemand weiter umbringen, da die weißen Männer (die Missionare) ihm mit Vorwürfen keine Ruhe ließen.

„Als die Kunde von den schauerlichen Blutscenen in Duketown der brittischen Regierung zu Ohren kam, ließ sie den Königen von Alt-Kalabar die ernstlichsten Vorstellungen zugehen gegen die Wiederkehr solcher Gräueltthaten. Und hiezu hatte sie auch ein gutes Recht; denn im Jahr 1841 hatte sie formelle freundschaftliche Verträge zum Behuf der Abschaffung des Sklavenhandels mit den Häuptern dieses Landes geschlossen und ihnen mehrere Jahre hindurch ansehnliche

Summen gezahlt als Ersatz für etwaige Verluste, die sie dadurch erleiden sollten. Nun wäre es ein seltsamer Akt der Menschlichkeit, die Häuptlinge von Alt-Kalabar zur Abschaffung der Sklavenausfuhr zu veranlassen, hernach aber ihnen zu gestatten, die überflüssigen Sklaven ohne Ursach und ohne Erbarmen hinzuschlachten. Diese gerechte und ernste Remonstration der brittischen Regierung wurde durch eines der englischen Kriegsschiffe überbracht und an Bord desselben den sämmtlichen versammelten Häuptlingen vorgelesen. Dieß hatte wenigstens den guten Erfolg, daß König Gyo Honesiy von Creetown, und Archibong, der neu erwählte König von Dufetown (Gyamba's Nachfolger), samt andern angesehenen Männern feierlich versprachen, ihr Bestes thun zu wollen, um jene grausame Sitte abzuschaffen. Mehr konnten und wollten sie damals nicht sagen. Sie wünschten die übrigen Häuptlinge in den andern Städten in einer regelrechten nationalen Rathsverammlung zu Rath zu ziehen, ehe sie sich zu einer allgemeinen und bindenden Verpflichtung herbeiliessen.

„Etwa zwei Jahre später gab der Tod zweier angesehenen Männer in demselben Dufetown Anlaß zu einer Erneuerung der alten Gräuel, und zwar in so scheußlicher Weise, daß es schien, als wollten die Eingeborenen recht eigentlich ihren Hohn gegen die remonstrirenden Ausländer offen an den Tag legen. Siebenzehn Personen wurden geschlachtet und mit ihrem Herrn begraben. Zwölf andere waren bereits mit einer langen Kette zusammengebunden und auf den Tag der Opferung aufbehalten, während auf den Plantagen noch weitere Schlachtopfer bereits bezeichnet waren. Als dieß dem Missionar in jener Stadt und einem im Fluß ankernden Schiffskapitän zu Ohren kam, thaten sie unverzüglich die nöthigen Schritte, um die Unglücklichen zu retten. Und es gelang ihnen über Erwarten. Dann traten alle Missionare in Alt-Kalabar, sowie alle gerade anwesenden Schiffskapitäne zusammen und beschloffen, nochmals gemeinschaftlich gegen die Fortsetzung dieser Gräuel zu protestiren und die eingeborenen Häuptlinge zur Erlassung eines feierlichen 'Gybo-Gesetzes'*) zu veranlassen, wodurch solche Todtenopfer verboten würden. Die Häupter

*) Der Name Gybo bezeichnet in Alt-Kalabar die Verbindung aller hohen und angesehenen Männer des ganzen Landes, welche die höchste Autorität des Volkes, eine Art Reichsparlament, bildet, wobei einer der Könige nur den Vorsitz führt. Alle das ganze Land betreffenden Gesetze gehen von dieser Gybo-Versammlung aus.

von Duketown erklärten, sie müßten erst mit König Gyo Hōnesty von Creektown und mit seiner ganzen Stadtgemeinde Rath halten, ehe sie zu einer Entscheidung kommen könnten. Nun begaben sich alle anwesenden Ausländer (Missionare, Kapitäne u.) in Masse nach Creektown und erklärten dem König und seinen Ältesten in den bestimmtesten Ausdrücken, daß aller freundschaftliche Verkehr zwischen dem Ausland und den Eingeborenen ein Ende haben müsse, wenn nicht innerhalb eines Monats ein 'Gybo-Gesetz' zur Abschaffung aller Menschenopfer erlassen würde. König Gyo stimmte vollkommen bei; ebenso seine Häuptlinge und Ältesten. Nach wenigen Wochen kam das verlangte Gybo-Gesetz zu Stande und ward in feierlichen Versammlungen durch alle Städte von Alt-Kalabar proklamirt. Dieß ist der erste Fall, daß das Leben der Sklaven dieses Landes unter den Schutz eines öffentlichen Gesetzes gestellt ward, — aber freilich nur in dem besondern Fall, der hier vorgesehen war [nämlich daß sie nicht beim Tod ihrer Herren geopfert werden durften]. In allen andern Stücken blieben sie nach wie vor absolut abhängig von dem Willen ihrer Meister. Doch als ein Anfang, als eine erste Massregel, kann dieser Erfolg der Anstrengungen der Missionare nicht hoch genug angeschlagen werden.

„Allein eine so tief eingewurzelte barbarische Sitte stirbt nicht so leicht aus. Die Sache nahm nur eine andere Richtung und lebte in einer neuen Form wieder auf. Wir meinen das 'Gottesgericht' mittelst der giftigen Esere-Bohne, welche diejenigen verschlucken müssen, die man beim Tod eines angesehenen Mannes im Verdacht hat, sie hätten durch Zauberei denselben herbeigeführt. Da nun diese Sitte nicht in das obengenannte Gybo-Gesetz mit aufgenommen war, so warf man sich mit wahrhaft dämonischem Eifer auf diese neue Form des Mordens. Es stellte sich dieß auf schauerliche Weise heraus, als im Jahr 1852 Gyamba's Nachfolger, der König Archibong von Duketown, mit Tod abgieng. Seine Mutter Abuma, eine angesehene, einflußreiche und in hohen Verbindungen stehende Frau, suchte sich über den Tod ihres Sohnes dadurch zu trösten, daß sie so viele zum Tode brachte, als sie nur habhaft werden konnte. Vier entfernte Verwandte des Verstorbenen wurden von ihr angeklagt, daß sie durch Verzauberung den König getödtet hätten; die Esere-Bohne habe über ihre Schuld oder Unschuld zu entscheiden. Sie alle starben. In gleicher Weise wurden auch mehrere Frauen des hingeschiedenen Königs um-

gebracht. Ebenso soll diese Frau insgeheim eine Anzahl Sklaven einfach geschlachtet haben. Am folgenden Tag stürmte eine Heerschaar bewaffneter Sklaven, die zum königlichen Eigenthum gehörten, sowie andere Sklaven, die um großen Lohn gedungen worden waren, von den Plantagen herein in die Stadt, entschlossen, wie sie sagten, den Mörder des Königs Archibong ausfindig zu machen. Gestützt auf diese Blutmenschen, ließ nun die Königin=Mutter noch eine ganze Reihe von Unglücklichen, hauptsächlich Frauen, ums Leben bringen, dadurch daß sie sie der Zauberei beschuldigte und sie die giftige Bohne verschlingen ließ. Dieß Alles gieng auf offenem Marktplatz und vor den Augen der Aeltesten und Häuptlinge vor sich.

„Die Anstrengungen der Missionare, diesem Gräuel zu wehren, waren alle umsonst. Der Häuptling Esraim, der nächste nach dem König und hernach auch sein Nachfolger, war voll Zorns, daß die Ausländer sich in Sachen mengten, die sie nichts angingen, und das Morden gieng fort. Die Plantagensklaven, die von der blutdürstigen Abuma waren herbeigerufen worden, fiengen an, ihre eigene Kraft zu fühlen und machten Miene, den günstigen Augenblick zu benützen, um sich ihrer eigenen Herren zu entledigen. Ein Bruder des früheren Königs Gyamba, der bis dahin zum Morden Anderer geholfen, ward von ihnen nun selbst der Zauberei beschuldigt und sollte zum Essen der Esere-Bohne gezwungen werden. Es gelang ihm aber, zu König Gyo Hönesty in Creetown zu entkommen. Jetzt wandte sich der Blutdurst der Sklaven sogar gegen die Königin=Mutter Abuma selbst; auch sie sollte durch das Gottesgericht vom Verdachte der Mitschuld am Tode ihres Sohnes sich reinigen. Das entschlossene Weib aber schloß sich in ihres Sohnes Wohnung ein, wo eine Anzahl Pulverfäßchen sich befand, und erklärte fest, wenn man sie zum Essen der Bohne nöthigen wollte, so werde sie sich und alle, die mit ihr im Hause seien, in die Luft sprengen. In der Stadt herrschte vollständige Anarchie; sie war ganz in den Händen der 'Blutsklaven', wie man sie nannte. Der Thronfolger Esraim selbst fieng an, für sein Leben zu fürchten. Unter diesen Umständen wandten sich die Missionare an König Gyo Hönesty von Creetown und baten ihn, die Stadt zu retten. Die Häuptlinge von Duketown selbst, und sogar der stolze Esraim, der kurz zuvor die Missionare schnöde abgewiesen hatte, waren nun froh, daß Gyo Hönesty hiezu bereit war. Er eilte herbei, nicht mit einer großen, aber mit einer auserlesenen Schaar tüchtiger Kriegs-

leute. Friedlich, aber mit Entfaltung königlicher Würde, zog er in die Stadt ein und nahm seinen Sitz unter seinem großen Schirm auf Einer Seite des Marktplazes, umgeben nicht von seinen Sklaven, sondern von seinen tüchtigsten freien Männern und von seinen Brüdern, alle bewaffnet. Die 'Blutsklaven', mehrere hundert Mann stark, alle mit Flinten und Säbeln bewaffnet, nahmen in langen, drei oder vier Mann tiefen Reihen die drei übrigen Seiten des Platzes ein. Sie zeigten insgesammt großen Respekt vor König Gyo und seiner Familie und fürchteten seine überlegene Macht. Ihre Hauptleute traten vor, um mit dem König zu unterhandeln. Dieser befahl ihnen, sofort die Stadt zu verlassen und an ihre Arbeit auf die Plantagen zurückzukehren. Dieß geschah ohne Widerrede. Die Stadt war gerettet und die Ordnung wiederhergestellt."

So schildert Missionar Waddell die Zustände von Alt-Kalabar und den furchtbaren Kampf, welchen die Boten des Evangeliums mit den gräulichen Volksbräuchen zu bestehen hatten. Von Seiten des Volks selbst, das doch so schwer unter diesen Uebeln zu leiden hatte, fanden sie keinerlei Unterstützung. „Man sollte es kaum für möglich halten,“ fügt Waddell hinzu, „daß das Volk solches blutige Morden sich ruhig gefallen läßt; aber so ist es. Selbst die nächsten Anverwandten der gemordeten Personen machten keinerlei Versuch, sie zu retten. Vielleicht hätten sie allerdings ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, wenn sie irgend welchen Widerstand geleistet oder auch nur Mitgefühl für sie an den Tag gelegt hätten. Vielleicht hat die Gewohnheit ihre Herzen verhärtet und sie gleichgültig gegen solche Dinge gemacht. Sie selbst fanden ja bei Niemand Theilnahme und Mitgefühl, — warum sollten sie um Andere sich kümmern? Es schien Keinem in den Sinn zu kommen, daß es anders sein könnte und sollte, und die Einmischung der Missionare kam ihnen ebenso unnöthig als unbegreiflich vor. Selbst die Schulkinder, die bei solchen Todtenopfern Mütter, Brüder und andere nahe Verwandte verloren hatten, kamen mit einer unglaublichen Gleichgültigkeit zur Schule, als wenn gar nichts geschehen wäre, — so gewohnt waren sie an blutige Scenen dieser Art!"

3. König Eyo Honesty von Creektown.

Nur Ein Mann im Lande schien ein offenes Auge für den Jammer seines Volkes und ein empfängliches Herz für die Wahrheit zu haben. Das war König Eyo Honesty in Creektown. „Er ist,“ schreibt Missionar Robb über ihn, „ein nicht gewöhnlicher Mann, — vorsichtig, klug, scharfsichtig und energisch; was er einmal gesprochen und zugesagt, das hält er treulich; für die sociale und sittliche Hebung seines Volkes thut er, was in seinen Kräften steht. An Verstand und Einsicht überragt er alle andern Fürsten des Landes und wagt kühn das Aeußerste, wenn es gilt, den schlimmen Gebräuchen seines Volkes entgegenzuarbeiten. Gegen die Missionare war er von Anfang an freundlich gesinnt und übte seinen großen Einfluß stets zu ihren Gunsten aus. Das Haus Gottes besucht er regelmäßig, nimmt in ehrerbietiger Weise Antheil an den gottesdienstlichen Uebungen, liest die Bibel fleißig und sucht in vielen Stücken sein Leben nach den Forderungen des Christenthums einzurichten.... In seinem Herzen trägt er unzweifelhaft etwas von lebendiger Gottesfurcht. Eines Tages hörte ich ihn sagen, daß er schon in frühester Zeit, da er noch ein Knabe gewesen, an manche abergläubische Dinge, die im Lande Geltung hätten, nicht geglaubt habe; doch habe er die Dinge alle eben mitgemacht, bis das Wort Gottes ins Land gekommen sei, wo er erst den Muth gewonnen, sie von sich abzuschütteln.“

So schreibt Missionar Robb über diesen außerordentlichen Mann, und im Vorangehenden haben wir mehrmals Gelegenheit gehabt, die Entschlossenheit dieses Königs kennen zu lernen, wo es galt, dem im Lande herrschenden Gräueln Widerstand zu thun. Und doch — derselbe Mann, der den Muth hatte, „den Aberglauben seines Volkes von sich abzuschütteln“, konnte den höheren Muth nicht finden, sich offen und frei zum Christenthum zu bekennen. Er las die heilige Schrift und hielt ihr Wort für die ewige Wahrheit; er besuchte das Haus Gottes und machte die Formen des christlichen Gottesdienstes ehrerbietig mit; er ließ es zu und freute sich, daß zwei seiner Söhne, unter ihnen sein Erstgeborener, der muthmaßliche Thronerbe, Christen wurden und sich taufen ließen; er selbst fühlte klar und scharf seine eigene Verpflichtung, denselben Schritt zu thun, und wie Missionar Robb schreibt, „es gieng bei ihm durch viele schwere innere Kämpfe zwischen seinem Gewissen und seinem zeitlichen Interesse;“ und den-

noch blieb er dem äußeren Bekenntniß nach Heide und vermochte den letzten entscheidenden Schritt, der ihn ganz und rückhaltslos zu den Füßen des Gekreuzigten gebracht hätte, nicht zu thun! Er that ihn nicht bis an seinen Tod.

Es war am letzten Sonntag des November 1858, daß König Gyo Hōnesty in der Missionskapelle fehlte, die er so regelmäßig zu besuchen pflegte. Es hieß, er sei unwohl. Missionar Robb eilte nach dem Gottesdienst zu ihm. „Ich gieng mit seinem ältesten Sohne, ihn zu besuchen,“ schreibt er selbst, „und fand ihn auf dem Bette liegen, vor ihm eine große englische Bibel, die beim ersten Kapitel des ersten Buchs Mose aufgeschlagen war. Er stimmte mit Freuden zu, als ich mich erbot, etwas aus dem Worte Gottes vorzulesen. Ich schlug das erste Kapitel des Matthäus auf, wo der Heiland das Wehe ausruft über die Städte Chorazin, Bethsaida und Kapernaum, weil sie ihn, den einigen Retter und Seligmacher, verwarfen; und davon nahm ich Anlaß, in feierlichem Ernste dem König zu Gemüthe zu führen, was er zu thun habe, um selig zu werden, und wie er es thun müsse: daß er zu Christo kommen möge, und wie das zu geschehen habe. Er hörte mit seiner gewohnten Aufmerksamkeit zu, und nachdem ich noch mit ihm gebetet, verließ ich ihn.“

Es war dieß die letzte ernste Mahnung. Gyo's Krankheit schien keinen ernststen Charakter zu haben, und kein Mensch ahnte irgend eine Gefahr. Aber nach wenigen Tagen nahm das Uebel eine gefährliche Wendung, und schon am 3. Dez. war der König eine Leiche. Unbeschreiblicher Schrecken und unsägliche Bestürzung ergriff die ganze Stadt und die umliegenden Plantagen bei der wie ein Lauffeuer sich verbreitenden Todeskunde. Man gedachte an die Blutseenen, die in Duketown bei dem Tode des Königs Gymba und seines Nachfolgers Archibong eingetreten waren; man erinnerte sich, wie viel größer und angesehener Gyo Hōnesty war als alle andern Fürsten des Landes, und machte mit Recht den Schluß, daß die Zahl der Menschenopfer, die über seinem Grabe würden bluten müssen, Alles übersteigen werde, was bei früheren Todtenfeiern geschehen. Alles was fliehen konnte, ergriff in stummem Todeschrecken die Flucht. Die Stadt war wie ausgestorben. Nur des Königs nächste Verwandten, die Häuptlinge und Ältesten, und — das Häuflein der Christen blieb zurück. Die königlichen Sklaven aber, an die sich viele andere angeschlossen hatten, griffen zu den Waffen und rüsteten sich zur

Selbstvertheidigung in einem Dorfe nahe bei der Stadt, das die Straße nach den Plantagen und zu dem königlichen Pulvermagazin beherrschte. Hier schlossen sie unter einander den sogenannten Blutbund, indem Jeder etwas von des andern Blut kostete und Alle sich gegenseitig schwuren, bei einander als Brüder zu stehen, Einer für Alle und Alle für Einen.

Mittlerweile gieng in der Stadt Unerhörtes, Unglaubliches vor. Die beiden Söhne des verstorbenen Königs, die zum Christenthum sich bekannten, vereint mit der übrigen kleinen Schaar von eingeborenen Christen, unter denen mehrere Sklaven des königlichen Haushalts sich befanden, gruben still und geräuschlos im Palast des Verstorbenen ein Grab und legten die Leiche, geschmückt mit den Zeichen des Königthums, feierlich in dasselbe nieder. Dann erklärten sie, daß kein Menschenopfer über diesem Grabe dürfe gebracht werden; denn also sei es des entschlafenen Fürsten Wille gewesen, und dabei soll es bleiben. Und so war es. Gyo Hōnestsy hatte noch in den Tagen voller Kraft und Gesundheit, doch nicht sehr lange vor seinem Tode, seinen ältesten Sohn und zwei seiner vertrautesten Häuptlinge, die dem Throne zunächst standen, zu sich gerufen und sich mit ihnen in einem feierlichen Eide verbunden, daß, wer auch von ihnen zuerst sterben sollte, die Ueberlebenden weder selbst ihre Sklaven als Todtenopfer schlachten, noch auch Andern gestatten wollten, dieß zu thun. Von diesem Bunde des Königs mit seinem Sohne und den beiden Häuptlingen wußte Niemand etwas, selbst die Missionare nicht. Jetzt, da der König selbst der erste war, der da starb, war die schwere Probe zu bestehen gegenüber der mächtigen Heidenpartei, die an den uralten Gebräuchen des Landes mit zäher Anhänglichkeit festhielt. Die Lage war um so ernster, als die andern Söhne und Verwandten des Königs und die große Mehrzahl der Häuptlinge und Ältesten der Stadt laut und drohend das Beibehalten der alten blutigen Sitte verlangten. Konnten nicht die mächtigen Vertreter des Heidenthums den christlichen Sohn des Königs und die beiden mit ihm verbundenen Häuptlinge der Zauberei anklagen und sie der Schuld zeihen am Tode des Königs? — In diesem kritischen Momente kam diesen wenigen bedrohten Männern der Blutbund der in der Nähe der Stadt lagernden bewaffneten Sklaven zu gute. Diese hörten wohl von dem Wunderbaren, was in der Stadt vorgieng; aber sie trauten der Sache nicht. Ihre Zahl vermehrte sich mit jedem Augenblick, und ihre

Haltung ward immer drohender. Die Anhänger der alten blutigen Sitte aber flengen an, eine Wiederholung des Sklavenaufstands von Dufetown und der dabei vorgefallenen Mordscenen zu fürchten. Es kam dahin, daß die Brüder des Königs und die übrigen Großen der Stadt sich herunterlassen mußten, zu den bewaffneten Sklaven im nahen Dorfe sich zu begeben und dort feierlich zu schwören, daß Niemand über dem Grabe des Königs solle getödtet werden. Erst jetzt beruhigten sich die Mitglieder des „Blutbundes“ und ein Jeder gieng ruhig nach Hause. Schon schien die Gefahr vorüber, als Inyang, die Tochter des verstorbenen Königs, ein stolzes und herrschsüchtiges Weib, vor den Stadthaltesten unter heftigen Jornaussbrüchen sich beklagte, daß man schwach genug gewesen, mit feiger Drangebung altväterlicher Sitte sich ausländischen Meinungen zu fügen. Es sei unerhört in Kalabar, sagte sie, daß man einen Mann, wie ihr Vater gewesen, ohne Geleite, ohne Diener und Frauen, in die andere Welt habe gehen lassen. Die Ältesten schwiegen; die meisten wandten sich unwillig von ihr ab. Da lief das Gerücht durch die Stadt, Inyang habe zwei Sklavinnen greifen lassen, um sie über dem Grabe ihres Vaters zu schlachten. Rasch versammelten sich die Sklaven des Blutbunds wieder und rüsteten sich wie zum Kriege. Sie stürmten in die Stadt, nöthigten die stolze Königstochter in ihrer Mitte zu erscheinen und ließen sie nicht wieder gehen, als bis auch sie den feierlichen Eid geleistet, Niemanden zu tödten. Die ganze Stadt war in den Händen der Sklaven, und sie benützten dieß, um alle übrigen Großen, die den Eid noch nicht geleistet, dazu zu nöthigen. Selbst der jüngste Sohn des Königs, ein neunjähriger Knabe, mußte dazu sich bequemen. Und die beiden christlichen Prinzen? Auch an sie ward die Forderung gestellt, den mit heidnischem Aberglauben verbundenen Eid zu leisten und aus dem mit Blut gemischten Becher zu trinken. Sie weigerten sich dessen, erklärten sich aber bereit, im Namen des lebendigen Gottes, an den sie glaubten, auf die offene Bibel zu schwören. Die Sklaven nahmen dieß an, und so gelobten jene vor den Ohren der Heiden mit Berufung auf den lebendigen und heiligen Gott der Christen, daß sie die alten blutigen Bräuche nicht wieder wollten aufkommen lassen; und sollten sie von Andern hören, daß sie dergleichen versuchen wollten, so werden sie sofort die Sklaven des Blutbunds zum Schutz und Schirm herbeirufen. Nun erst verließen diese die Stadt, und ein Jeder gieng im Frieden an seine Arbeit.

Die Ruhe ward nicht weiter gestört. Ein großer Sieg war errungen, und dieser Sieg war im tiefsten Grunde eine Frucht des Evangeliums.

4. Der Untergang des Geschlechts der Iyo's.

Wir sind aber mit den düstern Zügen aus der Geschichte der Kalabar-Könige noch nicht zu Ende. Nach dem Tode des Königs Eyo Hōnesty von Greektown wurde dessen ältester Sohn, der junge Eyo Ita, durch die Wahl der Häuptlinge und Ältesten zum Königthum berufen. Es war derselbe, der samt einem jüngeren Bruder schon zu des Vaters Lebzeiten zum Christenthum sich bekannt und die Taufe empfangen hatte. Die Missionare setzten große Hoffnungen auf ihn, zumal nachdem er bei dem Tode seines Vaters so heldenmüthig sich benommen und sein Bekenntniß zu der christlichen Wahrheit so männlich behauptet hatte; ja sie erwarteten nun nichts Geringeres, als daß durch seinen weitreichenden Einfluß dem Evangelium nicht nur in Greektown, sondern in ganz Alt-Kalabar mit raschen Schritten der Sieg werde verschafft werden. Aber „verlasset euch nicht auf Fürsten, — auf Menschenkinder, die keine Hülfe haben. Es ist besser, auf den Herrn vertrauen, denn sich verlassen auf Fürsten.“ Hören wir die Berichte der Missionare.

„Der junge König Eyo,“ schreibt Missionar Robb, „ist nicht mehr hienieden; er starb am 12. Mai 1861. Die Geschichte seiner letzten Lebensjahre und seines Todes ist überaus schmerzlich und erfüllt uns mit tiefster Trauer. Unvergesslich werden uns die Tage seiner Jugend, da er dem Herrn so kindlich anhieng, und die Zeiten seiner ersten Liebe bleiben. Wie ist Alles so anders worden! Als er nach dem Tode seines Vaters (1858) König ward, trat die Macht der Versuchung von allen Seiten an ihn heran, und er war ihr nicht gewachsen. Schon im Jahr 1859 fiel er in die Sünde des Ehebruchs und er mußte vom Abendmahl ausgeschlossen werden. Er wurde der Erbe aller Sklaven seines Vaters und hatte alle die hundert Streitigkeiten unter ihnen zu schlichten; dazu kam, daß er vermöge seiner neuen hohen Stellung im Lande alle öffentlichen Angelegenheiten mit zu berathen und zu ordnen hatte. Vielleicht war es die Anstrengung, welcher er sich dabei zu unterziehen hatte, und die mancherlei damit verbundene Widerwärtigkeit, daß er sich ans Trinken gewöhnte. Die Trunksucht führte zu andern Sünden, bis endlich die

Krankheit, die ihn so frühzeitig hinweggerafft hat, ihre unerbittliche Hand an ihn legte. Um aber die Versuchungen zu verstehen, denen ein Mann in seiner Stellung und in einem solchen Lande ausgesetzt ist, muß man mit eigenen Augen die gesellschaftlichen Zustände dieses Volkes gesehen haben. Es wäre unmöglich, eine eingehende Schilderung davon zu geben, ohne das sittliche Gefühl und den ordinärsten Anstand aufs peinlichste zu verletzen.

„Auch nach seiner Ercommunication kam Eyo mit der größten Regelmäßigkeit in den Sonntagsgottesdienst und hörte der Predigt des göttlichen Wortes mit gewohnter Aufmerksamkeit zu; aber von einem ernstlichen Wunsch, zur Abendmahlsgemeinschaft wieder zugelassen zu werden, war nie die Rede. Es war schwer, mit ihm in ein ruhiges Gespräch über seinen Herzenszustand einzutreten; er wich immer aus, so viel er nur konnte. Doch war es klar, daß sein Gewissen keineswegs erstorben, und daß er mit sich selbst keineswegs zufrieden war. Ein Wort der Ermahnung nahm er immer geduldig an, und es kam niemals vor, daß er durch Zurechtweisungen, auch wenn sie sehr ernst und eindringlich waren, sich beleidigt oder zurückgestoßen gefühlt hätte. Etwa drei Monate vor seinem Tod schrieb er folgenden Brief an mich:

‘Mein theuerster Freund, ich danke Ihnen für alle Ihre freundlichen Zuschriften, die ich ganz als Mahnungen vom Herrn ansehe; denn Er ist es, der es Ihnen ins Herz gab, so zu schreiben, und es ist die Pflicht eines Dieners Gottes, so mit einem solchen Sünder zu reden, wie ich bin. Lieber Lehrer, was kann ich sagen? Kann ein Knecht [Sklave] Nein zu seinem Meister sagen, wenn der Meister ihn zu sich ruft? Der Herr aber ruft uns Sünder alle zu sich, zu unserm eigenen Besten. Wenn ich dieß erwäge und denke darüber nach, so wird mein Gemüth sehr unruhig; aber die Schaam und Furcht meines elenden Herzens schlägt mich darnieder, und dazu ist die Noth und Unruhe, die mir die unaufhörlich wechselnden Angelegenheiten des Landes bereiten, sehr groß. Ich schreibe nur dieß Wenige, um Sie in mein Herz sehen zu lassen; aber was kann ich sagen, wenn der Herr mich zur Umkehr ruft, und wenn ich weiß, daß Er willig ist zu retten und willig zu helfen, und daß Er zu retten und zu helfen vermag, und daß für Ihn nichts zu schwer ist? Ich danke Ihnen sehr für Ihre Fürbitte und für Ihre Liebe zu meiner Seele; und ich bitte Sie, ferner für mich zum Herrn zu stehen, daß Er mein gottloses Herz von der Liebe zur Sünde losmache und

mich armen Sünder dahin bringe, daß ich wieder Sein eigen sei: denn seit langer Zeit bin ich nicht selber im Stande zu beten, wenn ich an Vieles denke, was ich gethan habe. Ich danke aber dem Herrn für Seine Barmherzigkeit, daß Er mich noch nicht abgehauen und weggeworfen hat; denn ich selber möchte ja keinen Sklaven haben, der meinen Willen wüßte und dennoch immer gegen meinen Willen handelte. Es ist wahr, Gott ist die Liebe und lauter Gnade und Barmherzigkeit. Mein theurer Lehrer, was das starke Getränk betrifft, so habe ich schon ehe ich Ihren Brief erhielt, mich entschlossen, nicht mehr zu trinken; und möge Er, der alle Macht hat, mir helfen, Alles aufzugeben, was böse ist.'

„Auf diesen Brief,“ fährt Missionar Robb fort, „hatte ich die Hoffnung, daß der Herr den jungen König doch noch zurechtbringen werde, und drang in ihn, ohne Verzug den entscheidenden Schritt zu thun und sich dem Heiland in die Arme zu werfen, der ihn gerne selig machen möchte. Es ist einiger Grund vorhanden zu glauben, daß er das Trinken wirklich aufgab; doch kann ich es nicht mit Gewißheit sagen. Aber ehe es zu einer lautern und ganzen Entscheidung für den Herrn kam, ward er wie im Gerichtsturm aus dem Lande der Lebendigen gerissen. Er wurde von einer Krankheit hingerafft, welche die Folge seiner Fleischesünden und seiner Unmäßigkeit war. Er verblutete sich buchstäblich in Folge des Zerreißens eines Blutgefäßes, das von einem bösen Geschwür angefressen worden war. Wenn irgend Einer an seinen Sünden gestorben ist, so war er es. Er selbst bekannte, daß Gott seine Sünde endlich gefunden habe. In der Nacht, da die Blutung begann, lag ich selbst schwer krank darnieder und konnte leider nicht um ihn sein. Er ließ aber Bruder Hewan [den Missionsarzt] rufen, der gerade mit treuer Liebe und Sorgfalt bei mir wachte. Der unglückliche junge König äußerte sich gegen ihn sehr bußfertig und versprach mit bewegtem Herzen ernstliche Besserung, wenn der Herr sein Leben erhalten wollte. Fünfmal fiel er am folgenden Tag in Ohnmacht, und er schien rasch seinem Ende entgegen zu gehen. Dr. Hewan that Alles für ihn, was in seiner Macht stand, und zu Jechermanns Erstaunen lebte der Kranke wieder etwas auf und schien im Lauf der folgenden Tage entschieden der Besserung entgegen zu gehen. Am Freitag (zwei Tage vor seinem Tode) besuchte ihn einer unsrer eingeborenen Katechisten, Gyo Horgan mit Namen. Dem sagte er, wie schwer krank und wie nahe

dem Tode er gewesen; er könne nicht aussprechen, wie viel er gelitten; Gottes Führungen mit ihm seien wunderbar; fünfmal sei er ohnmächtig geworden und diese fünf Male habe Gott ihm vor Augen gestellt, wie die Dinge dieser Welt so gar nichts seien. Er könne dem Herrn für alle seine Güte nichts vergelten, er könne ihm nur danken. Dann las ihm Hogan die Geschichte von der Krankheit des Hiskia im Propheten Jesaias vor und sprach darauf ein Gebet. 'Ich weiß,' sagte der König dann zu Hogan, 'ich weiß, alle die Worte, die du gesprochen, sind die Worte Gottes. Ich habe sehr schwer mich an Gott versündigt, und oft wollte ich das Wort Gottes mir gänzlich aus dem Sinn schlagen. Ich habe meinen Nacken hart gemacht und viele Missethaten wider Gott begangen; aber trotz allen meinen Versuchen, mich nichts mehr um Gott zu bekümmern, wollte Er doch nicht Sein Wort aus meinem Sinn und Herzen hinwegnehmen. Das ist große Barmherzigkeit.' Am folgenden Tag (Samstag) sandte ich den lieben Hogan wieder zum König und ließ ihm sagen, ich hätte nur ein einziges Wort an ihn: daß es nemlich nur Einen Weg zum Leben gebe; Jesus sei dieser Weg, und Er, dieser Jesus, wolle und werde ihn nicht hinausstoßen, wenn er zu ihm komme; aber kommen, mit ganzem Herzen zu Ihm kommen, müsse er. Für dieses Wort ließ er mir seinen Dank zurücksagen.

„Am frühen Morgen des Sonntags (12. Mai) fieng die Blutung wieder an. Der König ließ sofort Dr. Hewan und einen andern gerade anwesenden Schiffsarzt herbeirufen. Beide blieben den größten Theil des Vormittags um ihn. Auch nach dem Katechisten Hogan sandte er. Als dieser kam, wandte sich der schwer leidende König zu ihm und bat ihn, ein stilles Plätzchen zu suchen und Gott zu bitten, daß Er ihn doch erhalten möchte; wenn er aber sterben müsse, so möchte ihn der barmherzige Gott in Gnaden annehmen. Hogan gieng und betete in diesem Sinn. Als er wieder kam, verlangte der König ein Glas Wasser. Er hielt dasselbe empor und fragte, ob es nicht recht und billig sei, dafür Gott zu danken. Darauf sprach er ein kurzes Dankgebet und trank dann das Wasser. Nach einer Weile erinnerte ihn der Katechist, Jesum nicht zu vergessen und an Ihn sich festzuklammern. 'Wenn ich Ihn vergäße,' erwiderte der König, 'an was sollte ich denn sonst denken? Nein, ich vergesse Ihn nicht.' — Als der Doktor wieder kam, fand er ihn rasch seinem Ende entgegen eilen. Er sprach dieß offen gegen ihn aus und bat ihn, an

seine Seele zu denken. Er erwiderte: Jesus habe ihn angenommen. Dr. Hewan erinnerte ihn daran, daß er Jesum verlassen habe und abtrünnig geworden sei. 'Das ist wahr,' entgegnete der Sterbende, 'aber Jesus hat mich in meiner Krankheit wieder angenommen.' Weiter fragte ihn Jener, ob er zu sterben bereit sei. 'Ich habe mich auf die Barmherzigkeit meines Heilands geworfen; aber meine Kinder liegen mir schwer auf dem Herzen.' Dann bat er wiederholt, daß ich [Missionar Robb] seine Kinder zu mir nehmen und in der Furcht Gottes erziehen möchte; sollte ich aber Krankheits halber das Land verlassen müssen, so sollten sie den übrigen Missionaren zur Pflege übergeben werden. 'Ich fürchte,' fügte er hinzu, 'meine Kinder werden bald sehr arm sein; ich bin den ausländischen Händlern viel schuldig, aber ich habe auf den verschiedenen Märkten des Landes ein gut Theil Waaren. Man wird Alles in meinen Büchern finden.' Das waren seine letzten Worte. Er sank zurück und war todt."

Dies ist der ergreifende Bericht über den Tod des jungen Königs Gyo Ita. Mit ihm sanken die glänzenden Hoffnungen, welche die Missionare einst an ihn und seine Regierung geknüpft hatten, ins Grab. Seine beiden hinterlassenen Kinder sind so jung, daß für sie von einer Thronfolge nicht die Rede sein kann. Der arme König selbst war so verschuldet, daß seine „Waaren“ kaum ausreichten, die Gläubiger zu befriedigen. Das einst so mächtige Geschlecht der Gyo's ist an den Bettelstab heruntergesunken, und in Alt-Kalabar, wie in der ganzen übrigen Welt, müssen die Missionare erkennen, daß es nicht gut ist, „sich auf Fürsten verlassen“. Mittlerweile geht das Werk des Herrn in jenen Gegenden unter den Armen und Geringen des Volks, namentlich unter den zahlreichen Sklaven, im Segen fort. Denn es bleibt bei dem, was wir bereits gesagt haben: die Gemeinde baut sich nicht von oben herab, sondern von unten auf. „Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf: da sind nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle. Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unehle vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da Nichts ist, daß er zu nichts mache, was etwas ist, auf daß vor Gott kein Fleisch sich rühme.“

Heiland, Deine größten Dinge
 Beginnest Du still und geringe;
 Was sind wir Armen, Herr, vor Dir?
 Aber Du wirst für uns streiten
 Und uns mit Deinen Augen leiten;
 Auf Deine Kraft vertrauen wir.
 Dein Senfkorn, arm und klein,
 Wächst endlich ohne Schein
 Doch zum Baume,
 Weil Du, Herr Christ, sein Hüter bist,
 Der es mit Segen übergießt.

Es ist wahr, die Aufgabe der Mission ist überall unermesslich groß und schwer, vor Allem unter den Negervölkern Westafrika's; aber der Herr, der da gesagt hat: „Mir sollen alle Kniee sich beugen,“ wird zu seinem Worte stehen und Alles eilend ausrichten.

Sollt' Er was sagen, und doch nicht halten?
 Sollt' Er was reden, und nicht thun?
 Kann auch der Wahrheit Kraft veralten?
 Kann auch sein wallend Herze ruhn?
 Er sinnt und sorgt auf's allerbest;
 Wohl dem, der sich auf ihn verläßt!
 Hallelujah! Hallelujah!

Darum „seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin. Ich will hoch sein unter den Heiden, ich will hoch sein auf Erden. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz.“ Ps. 46.



Missionsliteratur.

Missionsgeschichte von Deutschland, oder wie ist Deutschland ein christliches Land geworden? Mitgetheilt von Karl Strack, evang. Pfarrer zu Ober-Rosbach in der Wetterau. Leipzig, Verlag von B. Schöde. 1860.

Wir begrüßen mit herzlicher Freude das wohlgelungene Büchlein, das bei aller Anspruchslosigkeit eben so viel Belehrung als Genuß dem Leser darbietet. Der Verfasser führt uns darin zuerst (Kap. 1) ein kurzes, aber treffendes Bild der heidnischen Zustände unsrer deutschen Voreltern vor Augen, schildert dann (Kap. 2) die ersten Lichtstrahlen, die auf hundert verschiedenen Wegen in die finstern Gauen Deutschlands hineinsielen, und

zeichnet darauf die Umstände, unter denen einzelne deutsche Stämme (die Franken, Alemannen und Baiern) in die Gemeinschaft der christlichen Kirche eingeführt wurden (Kap. 3—5). Die zahllosen Widerstände und Hindernisse, die dem Evangelium überall entgegentraten, die aufopferungsvolle Hingabe der Missionare an das Werk des Herrn, ihre Mühen und Kämpfe, ihre Niederlagen und Siege, — Alles geht in lebendigen Zügen an unserm Auge vorüber. Dann folgen die tief eingreifenden Arbeiten der brittischen Missionare und vornemlich das gewaltige Werk des Mannes, den man den „Apostel der Deutschen“ nennt, des Bonifatius (Kap. 6), bis die deutsche Kirche unter Karl dem Großen nach Innen ausgebaut und nach Außen mächtig ausgebreitet wird (Kap. 7). Daran schließt sich in den drei folgenden Kapiteln die Befehrungsgeschichte der nordischen Volksstämme unter Anshar, die Mission unter den Slaven in Deutschland und die Einführung des letzten deutschen Stammes, der Preußen, in die christliche Kirche. In der Schlußbetrachtung wird eine Fülle lehrreicher Bemerkungen beigebracht über das ganz allmähliche, langsame, aber sichere Durchwirken des christlichen Sauertheils durch alle Lebensverhältnisse unsres deutschen Volkes, sowie über die vielen noch immer unüberwundenen Reste des Heidenthums, welche zum Theil noch bis auf diesen Tag in unserm Volke sich finden.

Zwei Rücksichten sind es besonders, um deren willen dieses Büchlein uns höchst willkommen ist. Es wird fürs Erste daraus unsrem deutschen Christenvolke klar werden, daß die neuere Missionsgeschichte nichts anders ist, als die Fortsetzung jenes gesegneten Werkes, das vor Jahrhunderten in unsrer eigenen Mitte getrieben wurde; daß auch ganz dieselben Erfahrungen heute noch auf dem Gebiete der Heidenbefehrung gemacht werden, wie damals. Fürs Andere aber hoffen wir, daß dieß Büchlein dazu dienen wird, das Interesse für die Mission kräftig und lebendig anzuregen. Wir empfehlen es deßhalb nicht bloß den Freunden des Reiches Gottes überhaupt, sondern insbesondere den Pfarrern unsrer evangelischen Gemeinden, sowie den Schullehrern, und unterstützen freudig das Wort des Verfassers in der Vorrede: „Vielleicht nimmt dieser oder jener Lehrer das Schriftchen in die Hand, um den Unterricht in der Religionsgeschichte durch Mittheilung interessanter Thatfachen lebendiger und darum wirklicher zu machen.“



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. **Inhalt.** Montague Stanley, der Schauspieler. 1862.
1. Der Weg zur Bühne. 2. Der Weg zum Kreuze. 3. Der
Weg unterm Kreuze. 4. Der Weg zur Krone.

Montague Stanley, der Schauspieler.

Szu einem der ersten Aerzte Londons kam eines Tags ein Herr von feinen gewandten Manieren, aber bleich und kummervoll aussehend, und bat um ärztlichen Rath. Das scharfe Kennerauge des Doktors durchschaute bald den Grund des Uebels. Er sah, daß es hier nicht um irgend ein körperliches Leiden, sondern um einen geheimen Druck und Kummer des Gemüths sich handle, worunter auch der leibliche Organismus dieses Mannes zu leiden anfieng. „Mit Arzneien ist Ihnen nicht zu helfen,“ begann nach einigem Nachdenken der Arzt; „was Sie bedürfen, ist eine Zerstreung Ihrer trüben Gedanken. Lassen Sie mich Ihnen den besten Rath geben, den ich zu ertheilen vermag. Sie haben wohl von dem unvergleichlichen Komiker gehört, der in diesen Tagen Abend für Abend das Publikum Londons zu unerschöpflichem Lachen erregt. Das ist der Mann für Sie. Gehen Sie jeden Abend, so oft er auftritt, zu ihm, und mit Ihrer Gesundheit wirds bald besser werden.“ — Da flog über das feingeschnittene Angesicht des bleichen Herrn ein Zug unbeschreiblichen Schmerzens. „Ach mein Herr,“ erwiderte er, „dieser Komiker bin ich selbst!“ —

Wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir sagen, daß Aehnliches von Hunderten zu erzählen wäre, die gleich diesem Unglücklichen im glänzend erleuchteten Theater durch ihr gewandtes Bühnenspiel der versammelten schau- und genusslustigen Menge unendlichen Sinnenreiz bereiten, während an ihrem eigenen Herzen ein tiefer bitterer Kummer nagt. Ach was für ein herber Zwiespalt mag in mancher armen Seele wohnen, die auf der Bühne die Rolle des Fürsten oder des großen Herrn zu spielen hat, während daheim in der herben Wirklichkeit der Hunger und Kummer waltet; oder welcher bittere Widerstreit mag das Herz eines Mannes zerreißen, der durch Worte des Wises und der Laune, und durch kunstreiche Geberden sinnlicher Lust, die Menge der Zuschauer ergötzen muß, während das bittere Leid und ein tief nagender Harm sein Innerstes erfüllt. Wohl mag es manche Schauspieler geben, die in ihrem Privatleben ehrbar und unauslöschig leben und in gewissem Sinne behaglich sich durchbringen; aber wie ist es möglich, — so muß man fragen, — daß eine ehrliche Menschenseele es auszuhalten vermag, immer und immer in der eigenen Person etwas Anderes darzustellen, als man selbst und in Wirklichkeit ist? Der Beruf und die eigentliche Kunst des Schauspielers besteht ja eben darin, fremde Zustände, fremde Stimmungen, fremde Gefühle und Leidenschaften durch und an sich selbst so darzustellen, als wären es die allereigensten; und je weiter Einer in dieser Kunst es gebracht hat, desto vollkommener ist er in seinem Beruf. Wie muß doch darunter ein Menschenherz am Ende sich selbst verlieren und geradezu unfähig werden, die Wahrheit und Wirklichkeit an sich selbst und im Leben überhaupt zu erkennen und zu lieben. Es ist deßhalb eine denkwürdige Thatsache, daß auch die Weltkinder, denen doch kein richtiges Verständniß für das wahre Christenthum innewohnt, dennoch ein sehr bestimmtes Gefühl davon haben, daß der Beruf eines Schauspielers sich nicht vertrage mit einer wahrhaft christlichen Gesinnung, ja daß überhaupt ein Mensch, der dem Herrn Jesus nachfolgen zu wollen bekennet, übel am Plage sei auf der Bühne oder im Schauspielhaus. Wir können es den Kindern dieser Welt nicht als eine absonderliche Sünde anrechnen, wenn sie Theater, Bälle und ähnliche Dinge besuchen; denn es gehört dieß Alles recht eigentlich in den Kreis des Weltwesens, das sie nach der Lust ihres Herzens sich erwählt haben. Wie aber ein Christ, ein lebendiger Christ, an solchen Orten es auszuhalten vermag, das begreifen wir schwer.

Die folgenden Mittheilungen werden uns das lehrreiche Bild eines Mannes vorführen, der durch seinen ersten Kampf und seinen herrlichen Sieg auch für uns zum Segen werden kann.

1. Der Weg zur Bühne.

Montague Stanley war geboren im Januar 1809, in der alten schottischen Stadt Dundee, die so wunderschön auf sanft ansteigenden Höhen hart an einem tief ins Land schneidenden Meeresarm liegt. Sein Vater war Schiffskapitän, ein wohlhabender und gebildeter Mann. Mit ihm hatte er, samt seiner Mutter und einer Schwester, schon als unmündiges Kind den atlantischen Ocean zu durchkreuzen. Die Familie ließ in New-York, der mächtig emporstrebenden Weltstadt Amerika's, wohllich sich nieder. Zwei Jahre später starb der Vater, und der junge Montague wurde mit seinem frischen, verständigen und liebenden Wesen der Trost der trauernden Mutter. Auf ihn und seine Erziehung concentrirte sich nunmehr fast die ganze Sorge der Mutter, und die außerordentlichen Talente des Knaben, sein emporstrebender Geist und rastloser Fleiß, seine anmuthige Gestalt und der Liebreiz seines ganzen Wesens waren ihr Stolz. Als er sieben Jahre alt war, siedelte die Familie nach der Seestadt Halifax in der englisch-amerikanischen Provinz Neu-Schottland über. Von welcher Art sein Unterricht um jene Zeit war, welche Bücher dem strebsamen Knaben in die Hand gegeben wurden, und an welcher Lektüre er vornehmlich Geschmack fand, wissen wir nicht. Ein eigenthümlicher Umstand aber weckte in ihm ebendamals die Lust am Schauspiel. Die Mutter Stanley's erhielt Zutritt in dem Hause des damaligen brittischen Gouverneurs von Neu-Schottland und ward einheimisch in dem Familienkreise dieses ersten Mannes von Halifax. Der junge liebenswürdige Knabe fand sich mit der Mutter häufig dort ein und wurde ebenso gern von den Alten gesehen, als er ein Liebling der Kinder des vornehmen Hauses wurde. Zu den jeweiligen Vergnügungen im Palaste des Gouverneurs gehörte ein Privattheater, bei welchem die jüngern Glieder des Hauses und die Kinder der näheren Freunde mitwirkend auftraten. Der junge Montague war einer von ihnen. Seine Gewandtheit aber und die seine sichere Art, mit der er seine Rolle zu spielen verstand, trugen ihm herauschenden Beifall und jenes verführerische Lob ein, das in der Seele des Knaben

den ersten unwiderstehlichen Trieb weckte, dem Theater sich zu widmen. Von da an wurden auch dramatische Werke seine Lieblingslektüre.

Bald hernach (1819) kehrte Frau Stanley mit ihren beiden Kindern nach der brittischen Heimat zurück. Die große Handelsstadt Liverpool wurde zum Wohnort gewählt. Ein neuer Kreis von Freunden sammelte sich um die lebenswürdige Familie; aber ach, da war Niemand, der die Herzen der Mutter und der heranreisenden Kinder auf höhere und ewige Güter gelenkt hätte. Der Sinn des jungen Stanley neigte sich immer entschiedener zum Schauspiel. Er las fast ausschließlich solche Bücher, welche diese Neigung zu befriedigen geeignet waren; er besuchte die Theater der Stadt mit steigendem Interesse und fieng an, daheim sich in Deklamation und dramatischem Vortrag zu üben. Außer diesem Grundtrieb seines Wesens hatte nur noch das Zeichnen einen Reiz, — und das war von Gott.

Es ist nicht zu verwundern, daß etliche Freunde den heranreisenden Jüngling ermunterten, selbst auf die Bühne zu gehen und den Beruf eines Schauspielers zu wählen. Dieß war nur das Echo seiner eigenen Neigung. „Die Bühne,“ sagt sein Lebensbeschreiber, „hatte ja von Kindheit auf einen unwiderstehlichen Reiz für ihn; hier konnte er nach Hergenslust seiner üppigen Phantasie den Zügel lassen, während seinem Ehrgeiz sich da zugleich ein angenehmer und leichter Weg zu Glanz und Auszeichnung eröffnete.“ Er trat in Unterhandlungen mit dem Direktor des ersten Theaters in der Stadt York und erschien im Jahr 1824, kaum fünfzehn Jahre alt, zum erstenmal auf der Bühne. Seine schöne stattliche Gestalt, sein trefflicher Vortrag, der weiche klangreiche Ton seiner Stimme, die maäßvolle Natürlichkeit in der Darstellung seiner Rolle, — Alles gewann ihm schon beim ersten Auftreten den stürmischen Applaus der Zuschauer. Sein Weg war gemacht. Allein in die Seele des bis dahin sittlich untadelichen Jünglings wurde um jene Zeit eine Saat gestrent, die einen bereiteten Boden fand und bittere Früchte trug. Stanley schloß mit einem jungen, talentvollen, für die Kunst gleich ihm begeisterten Manne innige Freundschaft, — und dieser Freund war ein Mann des Unglaubens und ein Spötter über alles Heilige. Bis dahin trug der junge Schauspieler eine gewisse ehrerbietige Scheu vor Gott und göttlichen Dingen in seinem Herzen. Der geistreiche Wit des Freundes aber ertödtete rasch und mit erstaunlichem Erfolg jene edleren Keime, und nachdem einmal die Schranke des Glaubens an Gott und die

Gottesfurcht hinweggeräumt war, konnte das arme steuer- und kompaßlose Schifflein lustig in die weite Wasserwüste der Weltlust hinausziehen und in trunkenem Sinn von Wind und Wellen sich treiben lassen. Es kam eine böse Zeit.

Bei alle dem stieg der Ruhm des jungen Stanley von Jahr zu Jahr. Schon 1828 ward er nach der schottischen Hauptstadt Edinburg unter glänzenden Bedingungen ans Königstheater berufen, und wenn Stanley auftreten sollte, so wurde das Haus zum Erdrücken voll. Er wurde der Liebling der Theaterwelt. Die göttliche Barmherzigkeit aber hielt ihn an Einem Faden fest, ohne daß er es ahnte. Es war seine Liebe zum Zeichnen. Die herrliche Umgebung Edinburgs lockte ihn wieder und wieder hinaus ins Freie, und da saß er oft Stundenlang auf einsamer Höhe, die Zeichenmappe auf den Knien, und übte seine kunstfertige Hand im Skizziren der unvergleichlichen Landschaft.

Es folgten verschiedene Wechsel. Das königliche Theater zu Dublin, der Hauptstadt Irlands, dann die britische Weltstadt London selbst, wollte den berühmten jungen Künstler besigen. Es ist aber bekannt, wie glänzend die Kinder dieser Welt jene Täuschungen bezahlen, mit denen die Bühne ihr Gewissen und ihr Wahrheitsgefühl einschläfert. Stanley bekam dieß irdische Glück in glänzenden Belohnungen für seine Kunst in reichem Maaße zu genießen. Dennoch zog es den jungen Schotten in die theure schottische Heimat, es zog den Freund großartiger Natur aus dem Rauch und Schmutz Londons wieder in die reizenden Umgebungen Edinburgs. Im Jahr 1833 folgte er einem neuen ehrenvollen Rufe nach der letztgenannten Hauptstadt seines Vaterlandes.

2. Der Weg zum Kreuze.

Es schien, als wenn in jenem Jahr (1833) Alles zusammenwirken sollte, um den jungen 24jährigen Stanley zu einem recht glücklichen Manne zu machen, dem alle Dinge nach Wunsch gehen. Denn kaum war er in seinem lieben Edinburg wieder angelangt, so lernte er dort eine junge Dame aus guter Familie kennen, die seine Liebe erwiderte und ihm ihre Hand gab. Er stand auf der Höhe seines Glücks. Gott aber wollte diese Verbindung zur Ausrichtung seiner eigenen herrlichen Friedensgedanken, die freilich mit Stanley's Gedanken in schnurgeradem Widerspruch standen, gebrauchen.

Ein Bruder seiner Gattin, ein sehr tüchtiger junger Arzt, gieng im Dienst der Ostindischen Kompagnie mit glänzendem Gehalt nach Indien. Dort, im Lande heidnischer Finsterniß, fand dieser treffliche Mann die kostbare Perle, an der er in seinem erleuchteten Vaterlande mit Verachtung vorübergegangen war; und als er sie fand, gieng er hin, verkaufte Alles was er hatte, und kaufte die Perle. Er ward ein entschiedener Christ und — ob schon seinem ärztlichen Berufe getreu — für Viele ein Wegweiser zur Seligkeit. Was Wunder, daß er nun auch mit heißer Liebe, mit unablässiger Fürbitte und mit Briefen voll herzlich dringender Einladung die Seinigen in Edinburg auf Den hinwies, in welchem sein eigenes Herz so unaussprechliche Seligkeit gefunden? Keine Post aus Indien gieng vorüber, ohne daß sie ein Schreiben voll zärtlichster Bitten, zu Jesu zu kommen, in den Kreis seiner Familie gebracht hätte. Und diese Briefe trugen so sehr den Stempel brünstiger Liebe und ungefärbter Lauterkeit, daß sie nicht ohne Wirkung bleiben konnten. Sie wurden gemeinschaftlich gelesen, — zuerst mit Befremden und nicht ohne unangenehme Empfindungen, dann mit Interesse und Nachdenken, zuletzt mit unverkennbarer tiefer Bewegung. Im Lauf eines Jahres geschah es, daß in dem Hause der Schwiegereltern Stanley's nicht ein einziges Glied der zahlreichen Familie unbekehrt blieb. Der ganze Ton dieses Hauses erfuhr eine ebenso wesentliche als augenscheinliche Umwandlung.

Stanley war durch diesen Gang der Dinge höchst widerwärtig berührt, um so mehr, da auch seine Gattin von dem neuen Lebensstrom, der durch ihre Familie gieng, mit ergriffen wurde. Jene Grundsätze des entschiedenen Unglaubens, die er in York aus dem Umgang eines Freundes eingefogen, waren noch allzu lebendig in ihm, als daß er nicht mit Widerwillen und Spott das „Frömmelwesen“, wie er es nannte, von sich gewiesen hätte. Sein Widerstand war fest und entschieden. Kam die Sache im Kreis der Familie zur Sprache, so bekämpfte er sie mit Gründen des Unglaubens und machte sie lächerlich. Verstand und Witz stand ihm dabei reichlich zu Gebot. Und doch, — wer ihn genauer zu beobachten verstand, der konnte wahrnehmen, wie er selbst am wenigsten von seinen Verstandesgründen überzeugt und von der Kraft seines Witzes befriedigt war. Wie? wenn sein Schwager in Indien doch recht, er selbst aber unrecht hätte? Inzuseheim stellte sich Unruhe bei ihm ein, und es kamen Stunden ernstest kummervollen Sinnens und Ueberlegens. „Schritt für Schritt,“

schreibt sein Biograph, „wurde die Härte seines natürlichen Herzens erweicht; Bresche um Bresche ward in die starken Verschanzungen gebrochen, welche die Sünde um seine Seele ausgerichtet hatte.“ Die Veränderung, die insgeheim in seinem Innern vorgieng, gab sich nach Außen zuerst darin kund, daß er seine Verwandten, die mit ihm von der Nothwendigkeit, seine Seligkeit zu schaffen, zu reden wagten, nicht mehr mit Spott und herbem Witz zurückwies. Religiöse Gespräche konnten mit Ernst und Ruhe geführt werden. Er fieng an, für Gott und göttliche Dinge eine unverkennbare Ehrerbietung an den Tag zu legen. Schritt für Schritt gieng es vorwärts. Die Kirche ward wieder besucht, und endlich ward am Abend in Stanley's eigenem Hause förmliche Hausandacht mit Gebet und Bibellesen eingeführt. Aus den Rollen, die er für die Bühne einzustudiren hatte, ward jeder Fluch, jeder unehrerbietige oder frivole Ausdruck ausgemerzt. Es war augenscheinlich, daß der Mann, der bis dahin das Unrecht mit geheimer Lust geduldet, nun es zu hassen und von Herzen zu verdammen anfieng. Eine Morgendämmerung war im Anbruch. Noch rang das neue Licht mit dichter Finsterniß in seiner Seele; aber es rang dem vollen Tagesglanz entgegen. Anfangs versuchte er mit guten Vorsätzen und mit der Kraft des eigenen Willens dem heiligen Gesetz Gottes Genüge zu thun; allein je ernstlicher er nach dem Guten sich ausstreckte, desto mehr fand er, daß ihm das Böse anhieng; je mehr er aus dem Netzwerk des Bösen sich in eigener Kraft herauszuwickeln bemüht war, desto fester schien es um sein Herz sich zu schlingen. Im Kampf mit der gegenwärtigen Sünde tauchte vor seinen Augen nun auch die Erinnerung an die ganze Summe vergangener Sünden auf. Das Wirrsal in seinem Gemüthe wurde immer schwerer und beängstigender. Er konnte der gegenwärtigen Sünde nicht Meister werden, — wie sollte er die vergangene Schuld gut machen können? Wo Rettung finden aus diesem furchtbar beängstigenden Labyrinth?

Das Wort Gottes gab ihm Antwort. Er las es nunmehr mit dem Auge eines um Hülfe bangen, bekümmerten Sünders, und ein solches Auge findet sicher und leicht die Spur des Heils. Er las mit Staunen und mit steigendem Entzücken von der Liebe Gottes, die dem Sünder vergeben will; von dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde getragen hat; von dem Blute, das da rein wäscht von allen Sünden; von dem Glauben, der da gerecht macht; von dem heiligen Geist, der das Herz erneuert und tüchtig macht zu allem

guten Werk. Dieß Alles ergriff er als ein Versinkender mit den Händen des Glaubens, und ward überschwenglich selig in seinem Gott.

Schon am 25. Dez. 1836 konnte er in sein Tagebuch schreiben: „Es ist die heilige Christnacht. Mein Entschluß ist, mit Gottes Gnade hinfort ein neues Leben zu führen und eine neue Kreatur in Christo zu werden; und möge der Herr in seiner unendlichen Barmherzigkeit und Gnade diesen Entschluß immer mehr in mir stärken durch Jesum Christ unsern Herrn. Amen.“ — Ein Jahr später, am Jahreschluß 1837, heißt es darin: „Das Jahr ist zu Ende. Es hat eine schmerzliche Veränderung in unserm Kreise mit sich gebracht; denn meine theure Schwiegermutter ist zu ihrer ewigen Ruhe in Jesu eingegangen. Möge der Eindruck davon in unser Aller Herzen unauslöschlich bleiben und in uns die Frucht tiefer und bleibender Buße wirken, die uns für unser eigenes Ende geschickt macht. Ich danke meinem Gott für Seine gränzenlose Barmherzigkeit, die Er meiner Seele erwiesen hat. Der Entschluß, den ich im Anfang des Jahres gefaßt, ist trotz aller meiner Sünden, die mich immer wieder in den Staub ziehen wollten, festgeblieben. Ewig sei mein Heiland und Erbarmen dafür gepriesen, daß ich glauben darf, ich sei eine neue Kreatur. Er gebe mir um Seines Namens willen Kraft und Gnade, treu zu bleiben bis ans Ende und am inwendigen Menschen zu wachsen, bis ich eingehen darf zu der ewigen Ruhe meines hochgelobten Erlösers.“

Stanley, der allbeliebte Schauspieler auf dem Königtheater zu Edinburg, war aus Gottes Gnaden zum Kreuze seines Heilandes gebracht.

3. Der Weg unterm Kreuze.

Die Bühne war Stanley's Himmel von Jugend auf gewesen. Seine innerste Neigung hatte ihn dahin geführt, und sein Auftreten war mit ungewöhnlich glücklichem Erfolg gekrönt worden. Alles schien ihm zu gelingen. Ein großer Kreis von Freunden ehrte und liebte ihn. Sein Name war weit über die Gränzen Edinburgs hinaus berühmt geworden. Sein Einkommen war glänzend, und mit jedem Jahr sollte es bedeutender werden. Die Aussicht, der erste und berühmteste Schauspieler Englands zu werden, öffnete sich vor ihm. Aber — er hatte aufgehört, auf der Bühne sich glücklich zu fühlen. Sie hatte ihren Reiz gründlich für ihn verloren. Das Gefühl wurde

immer stärker und unwiderstehlicher, daß sein Christenberuf sich unmöglich vertrage mit dem Beruf eines Schauspielers.

Nun begann der tiefe gewaltige Kampf. Sein zeitliches Auskommen, der Unterhalt seiner Familie, hing von der Ausübung seines gegenwärtigen Berufes ab. In dem Augenblick, da er die Bühne verließ, mußte für ihn, der bisher so glänzenden Haushalt geführt hatte, eine Zeit häuslicher Bedrängniß, wo nicht bitterm Mangels und herbster Armuth beginnen. Vielleicht ward es ihm unmöglich, Frau und Kinder anständig zu versorgen. Und was wird die Welt zu alle dem sagen? Stanley erwog ruhig, klar und lange die Folgen. Er handelte nicht in unbessonnener Hast und Begeisterung, sondern überschlug ernst und weislich die Kosten. Aber er hatte in dem Worte seines Gottes den Spruch gelesen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige Alles zufallen.“ Er wußte auch, daß, so Jemand ein Jünger Jesu sein wolle, der müsse sich selbst verlängnen, sein Kreuz auf sich nehmen und in allem Ernste Ihm nachfolgen. Er hatte aber auch die Verheißungen seines Gottes für sich, daß, wer irgend etwas verlasse um des Namens Christi willen, der soll es hundertfältig wieder nehmen, wenn auch unter der Last des Kreuzes.

Stanley's Entschluß war gefaßt. Er wollte auch nicht markten, noch einen Vergleich mit seinem Gotte versuchen. Er hatte Alles beim Herrn gefunden; mit Freuden wollte er Alles für Ihn drangeben. „Man glaube nicht,“ sagt sein Lebensbeschreiber, „daß er mit schwankendem Sinn den Schritt gethan habe. Ferne davon! Stanley hatte nicht blos die Unverträglichkeit seines bisherigen Berufs mit seinem Bekenntniß zu Christo erkannt, er hatte auch allen Geschmack daran verloren. Er gab denselben nicht auf in einem Geiste der Knechtschaft, weil er nicht anders durfte, sondern er verließ ihn, weil er etwas Besseres lieben gelernt hatte.“ Im Februar des Jahres 1838 kündigte er dem Direktor des Theaters mit freimüthiger Aufzählung der ihn leitenden Gründe seinen Entschluß an, die Bühne zu verlassen. Am Abend desselben Tages schrieb er in sein Tagebuch: „Nachdem ich den Entschluß gefaßt, dem Schauspielerberuf zu entsagen, weil er mit dem Willen Gottes sich nicht verträgt, so kündigte ich dieß heute dem Herrn Direktor an. Ich weiß, der Herr wird diesen Schritt segnen; denn ich habe ihn gethan zu Seiner Ehre und Verherrlichung, und mit unbedingtem Vertrauen auf meinen Herrn Jesum Christum.“

Am 28. April, dem Tage wo sein Engagement zu Ende gieng, trat er zum letzten Mal auf. Nach seiner Heimkehr schrieb er in sein Tagebuch: „Der letzte Abend meiner dramatischen Laufbahn. Und nun, Dank sei dem Herrn, der mich berufen hat aus der Finsterniß zum Licht; ich bin los und frei von einem sehr gottlosen Beruf. Möge der Herr mich segnen und fördern auf dem neuen Wege, den ich betreten habe.“

Die Welt war wie vom Blitze getroffen bei der Nachricht von Stanley's Rücktritt. Man hielt ihn für verrückt; man konnte wenigstens ihn nicht begreifen. Er hätte doch zum Mindesten um seiner Familie willen den Schritt nicht thun sollen. Die Besten unter seinen Anhängern und Bewunderern bemitleideten ihn. Stanley aber war wie ein glückseliges Kind voll tiefer inniger Freude. Er war ferne davon, zu glauben, Gott werde nun durch irgend ein Mirakel für seine Bedürfnisse sorgen, und er habe nun nichts zu thun, als auf ein solches Wunder zu warten. „Es war nichts Romanhaftes, nichts Excentrisches und Hochfliegendes in seinen Erwartungen,“ sagt sein Biograph. Im Gegentheil, er wußte und fühlte, daß er nun jede Kraft Leibes und der Seele mit ganzem Ernste anzuspannen habe, um seinen und der Seinigen Lebensunterhalt zu erwerben, so klar er sichs auch bewußt war, daß Alles von Gottes Segen abhängt.

Stanley erwartete nicht ein außerordentliches Wunder Gottes, und doch hatte Gott schon längst wunderbar für diese Zeit der Ansechtung seines Kindes vorgesorgt. Seine Liebe zum Zeichnen und Malen, und das nicht unbedeutende Geschick, das er durch stete Übung darin sich erworben, war das Mittel, durch das der Herr ihm und den Seinen einen ehrlichen und anständigen Unterhalt gewährte. Er gab Unterricht darin, sowie in der Musik und in richtigem gutem Vortrag. Seine Tüchtigkeit und Hingebung in der Methode des Unterrichts, dazu sein anspruchsloser, wahrhaft christlicher Wandel, erwarben ihm Achtung und sammelten neue Freunde um ihn. Auch frühere würdigere Freunde suchten ihn wieder auf, und während seine zarte schonende Liebe ihn vor jedem scharfen verdamnenden Urtheil über diejenigen bewahrte, denen die Bühne noch lieb war, weil sie nichts Besseres noch kannten, so trieb ihn dieselbe Liebe, vor Allen ohne Unterschied jenes höhere süße Gut zu rühmen, das er in Christo gefunden hatte.

4. Der Weg zur Krone.

Sechs Jahre lang fuhr Stanley fort, mit seiner Hände Arbeit sich zu nähren, und in gleichem Maasse, wie sein inneres Leben kräftiger und herrlicher sich entsaltete, nahm auch die Achtung gegen ihn zu bei Allen, die ihn kannten. Es war je länger je mehr etwas Ganzes bei ihm. In der Kirche des Predigers Drummond in Edinburg, dessen Predigten er vor andern am liebsten besuchte, und der nachher sein Lebensbeschreiber wurde, wählte die Gemeinde ihn unter die Zahl der Kirchenvorstände. An den Sonntagen widmete er seine freien Stunden theils seiner Familie, theils einer ihm unbeschreiblich lieb gewordenen Sonntagschule. Auch in seiner Kunst erwarb er sich immer größere Achtung. Eine Reihe von Gemälden wurde bei ihm bestellt. Aber seine Jahre waren gezählt. Die Anstrengung, mit der er Tag und Nacht arbeitete, besonders aber der Wechsel der Temperatur, dem er sich bei den Gängen zu seinen Schülern auszusetzen genöthigt war, untergrub seine Gesundheit. Er war genöthigt, Edinburg zu verlassen, und wählte zu seinem Aufenthalt die Insel Bute, hart an der Westküste Schottlands, wo die unbeschreibliche Schönheit der Natur, besonders die wunderherrlichen Sonnenuntergänge im Meer und ihr zauberischer Wiberglanz an den Bergspitzen von Arran, ihm ein tägliches Fest waren. Nur etliche Monate des Jahrs verweilte er in Edinburg selbst, um durch Unterricht und durch Ausführung empfangener Aufträge sein Brod zu verdienen, so nachtheilig das Klima dieser Stadt für seine Gesundheit war. Aber er hatte keine Wahl; von der Kraft und Kunstfertigkeit seiner Hand hing der Unterhalt seiner Familie ab. Im Jahr 1844 arbeitete er an einigen Gemälden für die Edinburger Ausstellung mit angestrenzter Kraft; aber unter dem Ueberreiz der Arbeit fieng seine ohnehin erschöpfte und geschwächte Konstitution augenscheinlich zu erliegen an. Noch schrieb er im Februar jenes Jahres köstliche Briefe von Edinburg aus an seine Kinder nach der Insel Bute. „Mein liebes Herzenskind,“ heißt es in einem Schreiben an eines seiner Töchterchen, „ich wünschte, ich wäre wieder bei dir. Da wollte ich mir's dann gerne gefallen lassen, daß du deinem Papa so viele Küßchen gäbest als du nur wolltest, — vorausgesetzt freilich, daß mein liebes Mariechen ein folgsames liebes Kind ist und gegen Jedermann herzliche Liebe beweist. Ich hoffe, mein Mariechen hat das Kapitel noch gut im Gedächtniß, das Papa ihr zum Auswendiglernen gab, — das Kapitel, wo von dem köstlichen Brod die Rede

ist, das vom Himmel herab kam. Du weißt, daß dieses Brod unser lieber Herr Jesus ist, der vom Himmel zu uns gekommen ist, um seine Schäflein auf Erden zu speisen und ihnen Kraft zu geben, daß sie seinen Willen zu thun vermögen. O ich hoffe und bete, daß meine liebe Herzensmarie täglich lernen möge, sich mit diesem Lebensbrod zu nähren, bis der Herr sie einst in seine Herrlichkeit ruft. Du kannst nie und nimmer glücklich sein, mein theures Kind, wenn du nicht deinen Heiland lieb hast. Papa hat's in früherer Zeit auch auf mancherlei Weise probirt, glücklich zu werden; aber er hat nirgends wahres Glück gefunden, bis er den Herrn Jesum kennen und lieben lernte. Und jetzt, da Papa durch seinen Heiland so glücklich geworden ist, so könnte er, wenn der Herr ihm anders dazu Kraft giebt, sein Leben lassen für diesen seinen lieben Herrn und Heiland; und nichts macht ihn jetzt so glücklich, als die Hoffnung, daß er mit jedem Tag seines Lebens den Herrn Jesus noch lieber und immer lieber haben dürfe. Gieb allen deinen Brüdern und Schwestern einen Kuß für mich. Sei ein gutes, frommes, verträgliches, liebhabendes Kind, und dann wird Papa dir immer sein, was er jetzt ist, nemlich dein dich herzlich liebender Papa M. Stanley."

Es war das letzte Mal, daß Stanley in Edinburg sich aufhielt. Als ein Todtfranker eilte er zurück zu den Seinen. Als er am 5. April 1844 spät Abends daheim ankam, war er so schwach, daß er, statt wie sonst mit dem Entzücken eines glücklichen Vaters den Jubel seiner Kinder entgegenzunehmen, jetzt nur mühsam die Treppen sich hinaufschleppen konnte, um einen Blick in die Kinderstube und auf die süßen schlafenden Kindlein zu werfen. Die Kraft kehrte nicht zurück, wie er gehofft hatte. Pinsel und Palette mußten bei Seite liegen bleiben. Jede körperliche oder geistige Anstrengung mußte vermieden werden. Der Arzt schüttelte den Kopf. Dennoch konnte er noch in den Garten gehen, wie es sonst seine Lieblingserholung gewesen war, und der lieben Blumen mit gewohnter Sorgfalt warten.

Auf die Bitten seiner Gattin und Freunde entschloß er sich, nach Glasgow zu gehen und etliche der bewährtesten Aerzte zu konsultiren. Die kurze Fahrt übers Meer und an den reizenden Ufern des Clyde hinauf that ihm unaussprechlich wohl. Die Hoffnungsgeister tauchten wieder auf. Die herrlichen Landschafts-scenen, die an seinem Auge vorüberzogen, sollten, so hoffte er, bald von seinem Pinsel auf die Leinwand übergetragen werden. Allein sein Gott hatte es anders

beschlossen. Erschöpft kam er in Glasgow an. Als die Aerzte sich mit bedenklichen Mienen zurückzogen, um im Nebenzimmer sich zu berathen, sprach Stanley ruhig und gefaßt zu seiner Gattin: „Wir sind in des Herrn Hand; wie es auch gehen mag, ich bin es zufrieden und überlasse es Ihm.“ Die Besürchtungen seiner Verwandten und Freunde fanden eine schmerzliche Bestätigung in den Erklärungen der treuen und ausgezeichneten Aerzte. Stanley kehrte unter viel Beschwerden nach seiner lieben Insel zurück und bereitete sich in kindlicher stiller Ergebung zu der großen Reise, die zur ewigen Heimat führt.

Als er am Morgen nach seiner Rückkehr aus Glasgow etwas erfrischt von einem erquickenden Schlummer erwachte, verlangte er nach einem Büchlein mit Bibelsprüchen auf jeden Tag, das er allezeit bei sich in der Tasche zu tragen pflegte. Es konnte nicht sogleich gefunden werden, und ein anderes ähnliches Textbüchlein mit etwas verschiedener Anordnung ward ihm gereicht. „Nein,“ sagte er, „es giebt keins, das ich so gerne habe als mein liebes Lösungsbüchlein; die Texte alle sind so ganz ins Leben passend und kommen mir immer vor, als wären sie gerade für mich.“ Dieses Büchlein mit seinen aus dem Worte Gottes entnommenen Verheißungen, Mahnungen und Gebeten lag allezeit auf seinem Bett, und oft reichte er es seiner Gattin mit der Bitte, ihm die Stellen für den heutigen Tag laut zu lesen. Der Spruch für jenen Tag war aus Joh. 14 und hieß: „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet ihr an Gott, so glaubet auch an Mich ic.“ Er erquickte sich daran aus voller Seele, und zwar um so mehr, da gerade Tags zuvor ein theurer Freund auf dem Dampfschiff ihm eben dieses Wort zum Abschiedsgruß zugerufen hatte.

Als ihm einige Tage später durch einen Freund die Mittheilung gemacht wurde, daß nach dem Urtheil der Aerzte die Zeit seiner Auflösung nahe sein könnte, war ihm dieß anfangs überraschend. Nach wenigen Augenblicken aber rief er mit einem ruhigen und festen Ton der Stimme: „Nun gut, 'glaubet ihr an Gott, so glaubet auch an Mich';“ und dann ergoß er sich in ein Gebet voll wunderbarer Salbung und Innigkeit; als jedoch seine Schwäche ihn abzubrechen nöthigte, fügte er hinzu: „Der Herr wird meine jetzige Schwachheit in Gnaden ansehen und sie mir nicht zurechnen; denn so unfähig ich nun bin, Ihn würdig zu loben und zu preisen, so weiß Er ja, daß ich Ihm die Tage meiner Kraft und Gesundheit geweiht habe.“ — „O mein theures Weib,“ sprach er darauf zu seiner weinenden Gattin,

„du mußt dich an die Verheißungen Gottes halten. Bete für mich, daß Gottes Geist sein Werk völlig in mir habe und Christus ganz in mir verkläret werde.“ Dann fieng er abermals zu beten an, daß Gott ihm, wie einst dem Stephanus, in der Stunde seines Abschieds einen tröstenden Blick auf Christi Herrlichkeit schenken möge.

Am folgenden Tag wandte er sich mit heiterm Angesicht zu dem eintretenden Arzt und sprach: „Lieber Herr Doktor, wenn es also der Wille Gottes ist, daß ich bald aus dieser Welt scheiden soll, so kann ich nur sagen, daß ich an Jesum Christum, den Gefreuzigten, glaube; auf Ihm steht all meine Hoffnung und all mein Vertrauen. Wenn ich in den Tagen meiner Gesundheit, als ich noch mitten unter dem Gewirre und Treiben des Erdenlebens durch die Straßen gieng, mein Herz zum Herrn emporschieben und zu Ihm bitten konnte, daß Er mir, solange ich Kraft und Gesundheit besäße, Gnade schenken möge, mich ganz und rückhaltslos Ihm zu weihen, — wahrlich, wahrlich, so wird Er mich jetzt nicht verlassen, da ich elend und schwach auf dem Kranken- und Sterbebett liege.“ — Aber auch ernste Anfechtungen waren diesem theuern Kinde Gottes nicht erspart. An einem der folgenden Tage bat er seine Gattin, diejenigen Stellen der heiligen Schrift ihm vorzulesen, worin von der Kraft des Blutes Christi, Sünden abzuwaschen, die Rede sei. Demgemäß schlug Frau Stanley das erste Kapitel des ersten Briefs Johannis und dann Jesaias 53 auf und las ihm diese köstlichen Abschnitte. Dann wandte er sich zu seiner treuen Lebensgefährtin mit den Worten: „Der Teufel sucht mich an und sucht meiner Seele die süße Ruhe in Christo zu rauben; aber Gott wird ihm keine Macht über mich lassen.“

Bald darauf kam sein werther und trefflicher Freund, Prediger Drummond, dem wir diese Mittheilungen verdanken, zu dem Kranken auf Besuch. „Ach was für ein Fest himmlischer Liebe war das!“ sagte er nachher zu denen, die um ihn waren. Als seine Gattin an seinem Bette weinte, tröstete er sie mit den Worten: „Siehe, ich bin ein Denkmal göttlicher Gnade. Traure nicht; denn du und ich, wir haben nichts als Stoff zum Loben und Danken und zu ewiger Freude. Ich bin voll süßen Friedens.“ Dann übergab er in kindlichem Glauben alle seine Lieben dem Vater der Waisen und dem treuen Richter und Hüter der Wittwen als ein unbedingtes Vermächtniß.

Die Zeit der Heimsfahrt nahte schnell. Samstag den 4. Mai

faß seine Gattin mit ihrer Schwester am Krankenbett. „Was weinst du, Theure?“ liselte der Sterbende. „Du mußt nicht traurig sein um mich. Ich gehe ein zur Herrlichkeit. Es ist nur eine kurze Zeit, — eine sehr kurze Zeit, daß wir getrennt sind. Und denke daran, Theure: wenn Gott es mir gestattet, so werde ich dich einst abholen. Ich werde auf dich und die süßen Kleinen warten. Erziehe sie in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, damit dort nicht Eines von ihnen fehle.“ Gegen Mittag legte sich ein süßes friedliches Lächeln über sein Angesicht, als wenn er schon angefangen hätte, etwas von der ewigen himmlischen Ruhe zu schmecken. Seine Lippen wurden zurechtgemacht, und gegen Ein Uhr Nachmittags meinte er, er könne ein wenig schlummern. Nach einer halben Stunde erwachte er wieder mit den Worten: „Ach, das war ein köstlicher erquickender Schlaf!“ Bald darauf fiel er wieder in einen ruhigen sanften Schlummer. Frau Stanley saß am Bette. Da bemerkte sie, daß der Athem stille stand. Sie sah dem Theuern ins friedevolle bleiche Angesicht, und siehe — er war hinüber.

Als die Kunde von dem Heimgang des weithin geachteten und geliebten Mannes sich verbreitete, war die Trauer allgemein und sehr groß. Der Adel, die Reinheit und der männliche Ernst seines Christencharakters hatte Alle mit hoher Achtung und mit einer Liebe und Verehrung für ihn erfüllt, die seinen Verlust nur um so schmerzlicher empfinden ließ. „Stanley, als christlicher Künstler, war im gesellschaftlichen Verkehr, ich sage es ohne Uebertreibung, wahrhaft bezaubernd,“ schreibt Prediger Drummond. „Die natürlichen Gaben, mit denen sein himmlischer Vater ihn so reich ausgestattet, sein durchgebildeter Sinn für das Erhabene, das Schöne und das Wahre, mochte dasselbe ihm im Reiche der Natur oder der Gnade entgegen treten, gaben seiner Unterhaltung einen Reiz und seiner Freundschaft einen Werth, der Allen, die ihn kannten, unvergeßlich bleiben wird. Der Verkehr mit ihm war jederzeit im höchsten Sinne des Worts genussreich und läßt nun im Gemüth seiner Freunde einen süßen und heiligen Nachgeschmack zurück. Auch in seiner geistlichen Gesinnung lag etwas, das wahrhaft bewundernswürdig war. Sie war so kindlich und einfältig, so schmucklos und herzwinnend, daß manches junge Gemüth, das durch einen strengen Blick oder ein herbes Wort sich auf immer zurückgestoßen gefühlt hätte, von dem milden Lichte seines Wesens angezogen und fürs ganze Leben dem Herrn gewonnen

ward. Wer ihn nach eines langen Tages Mühe und Arbeit erschöpft und müde nach Hause zurückkehren sah und dann Zeuge sein durfte, wie die darniederliegenden Lebensgeister zu neuer Frische sich emporrafften, wenn es galt, mit gleichgesinnten Freunden in ein Gespräch über die theuersten Angelegenheiten seines Herzens einzutreten, der wird eine solche Scene nimmer vergessen können. Das Ausleuchten seines schönen Auges, die frische gesunde Entfaltung seines gereiften Verstandes, das Uebersprudeln seines reichen Gemüths, seines feingebildeten Geistes und seines warmen Herzens, das Vergessen aller körperlichen Ermüdung, die reichen weichen Töne seiner melodischen Stimme, — in dem Allen offenbarte sich in ganz ungewöhnlichem Maasse die Liebenswürdigkeit seines christlichen Charakters, und es war unmöglich, bei dem milden heiligen Ernste, mit dem er je und je über die Herrlichkeiten des Reiches Gottes sich ergoß, kalt und unempfindlich zu bleiben."

Stanley's herzugewinnende Stimme ist bis auf den Tag der Auferstehung im Grabe verstummt; und doch — siehe, er redet noch zu uns. Sein Zeugniß, das er mit seinem Leben bekräftigt hat, steht noch da und soll für immer bleiben, — das Zeugniß, daß wahres Christenthum und Theater sich nimmermehr zusammen vertragen. Wir haben es nicht mit Spekulationen über die Frage zu thun, was das Theater sein könnte oder sein sollte, sondern damit, was es zu allen Zeiten war und was es überall heute noch ist. Die Welt, die den Glauben ans Evangelium von sich geworfen hat und verloren geht, will ihr Komödienwesen haben und wird es immer behalten; lassen wir's ihr! Wer aber Christo angehören will, wie kann er Theil am Theater nehmen? Wir wissen, daß es für Jeden, der darein verflochten ist, einen ernsten Kampf und einen großen entscheidenden Schritt kostet, um auch diesem Stück Welt abzusagen; aber Stanley, vor Allem aber das Wort Gottes, zeigt uns den Weg, der zum Siege führt. Er geht zum Kreuz, und unterm Kreuze zur Krone.

Redactor: Dr. A. Dferrtag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 Kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Lith. v. E. Kaufmann in Lamb.

Ernennung des Missionars Williams auf Erromanga.

Die Neuhebriden.

Erste Abtheilung.*)

Ueberschwenglich wohl, überschwenglich
wird Er vergelten, (Liebes-) Gut seinen
Widersachern, (gnädige) Vergeltung seinen
Feinden; ja den Inseln will Er so vergelten.
Jesaja 59, 18.



In einem Negerdörflein an der afrikanischen Goldküste, Sāsabi mit Namen, hat sich im Lauf der letzten Jahre eine kleine eingeborene Gemeinde gesammelt, die nun als Außenstation unter der Pflege der Basler Missionare steht. Im verfloffenen Jahr (1861) wurde daselbst eine kleine Kapelle im primitiven Styl des Landes errichtet, und zwar größtentheils durch die Hände der eingeborenen Christen selbst. Eine Anzahl schweizerischer Missionsfreunde aber, welche zum größten Theil selbst arm sind, hatte sich für diese junge aufblühende Negergemeinde mit besonderer Liebe interessiert und durch emsiges Zusammensteuern es dahin gebracht, daß ein schönes Tauf- und Abendmahlsgeräthe konnte angekauft und nach Sāsabi gesandt werden. Sonntag den 17. November vorigen Jahres wurde die neue kleine Kapelle feierlich eingeweiht und zugleich das heilige Abendmahl gehalten. Bei dieser Gelegenheit wurden auch zum ersten

*) Als Quellen sind benutzt worden: Dr. Ungewitter, der Welttheil Australien. Neueste ausführliche Beschreibung desselben, unter genauer Bezugnahme auf die dortigen europäischen Ansiedlungs-, Handels- und protestantischen wie katholischen Missions-Verhältnisse. Erlangen 1853. — The Life of Rev. John Williams, Missionary to Polynesia, by E. Prout. Lond. 1847. — Gems from the Coral Islands, by Rev. W. Gill, Missionary, 2 voll. Lond. 1855. — Nineteen years in Polynesia, by Rev. G. Turner, of the Lond. Miss. Society. Lond. 1861.

Mal die eben angekommenen heiligen Gefäße aufgestellt und sollten bei der Kommunion verwendet werden. „Ich wollte,“ schreibt der Missionar, welcher die Feier leitete, „die lieben Freunde in der Schweiz, welche zu diesem herrlichen Geschenk beigetragen haben, wären in diesem Augenblick zugegen gewesen und hätten die freudestrahrenden Gesichter unsrer Sasabier gesehen. Die Leute konnten sich nicht satt sehen, sie konnten's nicht begreifen. Der eingeborene Katechist aber erbat sich das Wort und sprach ungefähr also: 'Betrachtet diese heiligen Geräthe, sie sind so schön, so herrlich! Wie viel mögen sie doch gekostet haben! Das ist christliche Liebe. Die lieben Brüder und Schwestern in der Schweiz, die uns dieß kostbare Geschenk gesandt haben, kennen uns nicht, sie haben uns noch nie gesehen.' — Dann wandte er sich zu den zahlreich versammelten heidnischen Zuhörern und rief: 'Ihr Heiden, erzählet mir von einer solchen Liebe unter euch, und ich will wieder umkehren und ein Heide werden. Ihr schweiget? Ja freilich: denn der Heide kann so nicht lieben. Das Heidenthum ist durch und durch Selbstsucht. Aber Jesu Dienst ist heilige, selige, weite, alles umfassende Liebe; da heißt es: lieben und geliebt werden.'"

Gott sei gepriesen, es giebt noch größere und herrlichere Kundgebungen jener Liebe, die in Jesu Dienst sich findet, als jene Opfer an Gold und Silber. Der Mann, der aller Liebe Grund und Quelle ist, hat gesagt: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßet für seine Freunde.“ Für seine Freunde? Nein, die Liebe geht noch weiter: „Es stirbt kaum Jemand für einen Gerechten; für einen Gütigen (einen Wohlthäter) wagt vielleicht Jemand zu sterben. . . Christus aber ist für uns gestorben, da wir noch Sünder, und seine Feinde waren.“ Aus diesem Liebes-Wunderquell fließt, seitdem er auf Golgotha eröffnet ist, auch in die Gemeinde Christi eine Liebeskraft, die das Gebot der Liebe nicht blos zu verstehen, sondern auch zu halten vermag, also daß dort der Jünger der Liebe (1 Joh. 3, 16), und mit ihm Alle, die aus dem gleichen Born getrunken haben, zu sagen vermögen: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“ Für welche Brüder? — Eben für dieselbigen, für welche der Meister sein Leben ließ, „da sie noch Sünder und Feinde waren.“

Die Geschichte der Kirche Christi hat seit 1800 Jahren zu allen Zeiten und in mancherlei Weise bewiesen, daß diese Liebe in Mitten

der Gemeinde wirklich vorhanden ist. Auch die Mission der Neuzeit giebt unwidersprechliches Zeugniß, daß sie auch heute noch da ist. Jeder Bruder, jede Schwester, die sich im Namen Jesu aufmachen, das Wort vom Kreuze nach Indien, nach Afrika und nach den Inseln der Meere zu tragen, — sie können den Gang nur thun in der Gewißheit, daß es gilt, „ihr Leben für die Brüder zu lassen.“ Nicht als ob überall die Gefahr nahe läge, unter Keulenschlägen blutig ins Grab zu sinken; aber die Gewalt der Seestürme oder die Eisschollen der Polarmeere, die Sonnenglut der Tropen oder der Frost und Schneesturm Grönlands, die Fiebermiasmen des Südens oder die aufreißenden Krankheiten des hohen Nordens, — sind das nicht auch „Pfeile, die des Tages fliegen, Pestilenz, die im Finstern schleicht, und Seuche, die am Mittag verderbet?“ Der Missionar, der in dieses Kreuzfeuer tödtlicher Geschosse sich hineinbegiebt, kann eben so wenig, als der Mann, der auf das Territorium der kannibalischen Südsee-Infulaner sich wagt, diesen Gang anders thun als mit dem aus Christi Liebesfülle geschöpften Entschluß: Ich bin bereit, mein Leben für die Brüder zu lassen. Nirgends aber tritt dieser große herrliche Charakterzug der Mission, den sie von ihrem himmlischen Haupte empfangen hat, aufschaulicher hervor, als in der Missionsgeschichte der Südsee, und in ihr wiederum nirgends herzergreifender, als in dem seit zwanzig Jahren fortgehenden geistlichen Eroberungskrieg, den die Liebe gegen die Neuhebriden unternommen hat. Zweimal (1839 und 1861) sind dort auf einer und derselben Insel theure Leben unter den blutigen Keulenschlägen der Kannibalen geopfert worden; auf den andern Eilanden ist das Leben Anderer mehr als einmal nur wie durch lauter Wunder gerettet worden. Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Blöße, Fährlichkeit und Schwert, — das Alles ist bald vereinzelt, bald in wildem vereinigttem Heerhaufen auf sie eingestürzt und hat ihnen in noch ganz anderer Unmittelbarkeit, als dieß bei uns übrigen Christenmenschen der Fall ist, zu lebendiger Erfahrung gebracht, was Paulus sagt: „Um Deinetwillen werden wir getödtet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.“ Und dennoch ist daran die Liebe nicht erlegen. In den Laufgräben dieser Satansfestung liegt manches theure edle Leben; aber die Liebe sieht darin nicht eine Niederlage, sondern ein Unterpfand des endlichen Sieges. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Die Missionsgemeinde Christi hat, gleich den Helden des römischen Alterthums,

ihr Kreuzesbanner mitten in die Heerhaufen des Feindes hineingeworfen; dort wird sie es als Siegerin wieder holen.

Der bisherige Verlauf der Neuhebriden=Mission trägt den Charakter einer sehr düstern Tragödie; wir kennen aber bis heute nur die ersten Akte. Sie wird gleichwohl, so gewiß der Herr lebt, nicht tragisch, sondern herrlich und glorreich enden. Man hört schon jetzt im Hintergrund, wie ein ahnungsreiches Rauschen, den leisen Jubelchor der Sieger. Er wird der letzte auf der Arena sein. Indem wir aber nun uns anschicken, die bisherigen Akte dieses wunderbaren Schauspiels vor den Augen unserer Leser aufzurollen, müssen wir vor allen Dingen den Mann kennen lernen, der die Augen der Missionswelt zuerst auf die Neuhebriden gelenkt und zugleich diesen Fleck der Erde mit seinem eigenen Blute für alle Zeiten gekennzeichnet hat.

1. John Williams, der Apostel der Südsee.

Wem ist dieser Name nicht wohlbekannt und unvergeßlich theuer? Indem wir die Neuhebriden betreten, begegnet uns die blutige Leiche dieses hochbegnadigten Knechtes Gottes. Wir können aber sein Ende nicht verstehen, wenn wir nicht seine Anfänge kennen lernen. Wohl sind in der neueren Missionsgeschichte die Lebensführungen weniger Männer so weithin bekannt geworden, als die des Missionars John Williams. Gleichwohl können wir es uns nicht versagen, wenigstens in einigen Hauptzügen die denkwürdigen Wege zu zeichnen, auf denen der Herr ihn zu sich gezogen und für seine große nachmalige Aufgabe tüchtig gemacht hat.

Zu Tottenham, zwei Stunden von London, am 29. Juni 1796 geboren, — also in eben den Tagen, wo das erste Missionschiff mit dreißig evangelischen Sendboten von England nach der Südsee abzusегeln sich anschickte, — wuchs er unter den Augen einer frommen Großmutter und einer gottesfürchtigen Mutter kräftig nach Leib und Seele heran. Nach einer providentiellen Fügung seines himmlischen Vaters kam er als vierzehnjähriger Knabe zu einem wackern Eisenwaaren-Fabrikanten in London in die Lehre, nicht um in den Werkstätten der Fabrik selbst mit Hand anzulegen, sondern um den kaufmännischen Betrieb dieses Geschäfts kennen zu lernen. Aber eine unwiderstehliche Neigung trieb ihn in seinen Freistunden immer wieder in die Schlosserwerkstätte, wo er mit unverwandtem Blick jeden Schlag

des Hammers und jeden Kunstgriff des Handwerks zu beobachten pflegte. Oft, wenn die Arbeiter zu Tisch gegangen waren oder Feierabend gemacht hatten, saß der junge Williams, das Schurzfell um die Lenden, an ihren Werkbänken oder stand an der Esse, um sich in der Arbeit zu üben, die er da und dort ihnen abgesehen. Es dauerte nicht lange, so übertraf er manchen ausgelernten Gesellen an praktischem Geschick. Es war dieß eine der folgenreichen äußeren Vorbereitungen zu einem künftigen Beruf, von dem er selbst um jene Zeit noch nicht die leiseste Ahnung hatte. „Denn mein Wandel,“ so schreibt Williams selber, „war damals, obgleich vor Menschenaugen ehrbar, doch vor Gottes Augen sehr gottlos. Ich hatte keine Achtung vor der Heiligkeit des Sonntags; ich hatte die Weltlust lieber als Gott.“ Ja, er fügt hinzu: „Oft spottete ich des Namens Christi und seines heiligen Wortes, und hatte keinen Sinn für das, was allein der Seele Frieden und Trost geben kann.“ Mit jedem Jahr nahm die geistliche Gefahr, in welcher der junge Mann sich befand, eine ernstere und bedenklichere Gestalt an. Er schien rasch in gänzlichen und bewußten Abfall von Gott zu versinken. Nicht nur weltlich gesinnte, sondern entschieden gottlose und gegen alles Göttliche feindlich gestimmte Jünglinge bildeten den Kreis seiner Freunde. Die Kirche ward gänzlich verlassen und der Sonntag der sündlichen Weltlust geweiht. Selbst die Bitten und Thränen seiner tiefbekümmerten Mutter schienen keinen Eindruck mehr auf ihn zu machen. Es blieb dem geängsteten Mutterherzen nur noch Eines übrig, — anhaltende treue Fürbitte für den verlorenen Sohn.

Es war am Sonntag den 30. Januar 1814, daß Williams nach Gewohnheit mit seinen Genossen eine Zusammenkunft auf den Abend verabredet hatte. Sie sollte in der Schenke nahe bei der Wohnung seines wackern Lehrherrn stattfinden, wo die Freunde schon öfters zusammengekommen waren, um ihr gottloses Wesen bis spät in die Nacht fortzutreiben. Williams war der erste auf dem Platz, und da er seine Genossen noch nicht fand, trieb er sich in der Nähe der Schenke eine Zeitlang ungeduldig wartend umher. Da fügte es Gott, daß die Gattin seines Lehrherrn auf ihrem Gang zum Abendgottesdienst an ihm vorüberkam. Bei dem Schein einer nahen Straßenlampe erkannte sie ihn und fragte, was er hier mache. Der junge Williams bekannte offen und ohne Scheu, daß er auf seine Freunde warte, um in der nahen Schenke mit ihnen sich lustig zu machen, und verhehlte

dabei seinen Aerger nicht über ihr langes Ausbleiben. Die fromme Frau, die schon längst mit tiefem Kummer die Irrgänge des jungen Menschen beobachtet hatte, versuchte mit eben so eindringlichem Ernst als herzlichster Liebe ihn von dem beabsichtigten Besuch des Wirthshauses abzubringen, und lud ihn ein, lieber mit ihr nach der Kirche zu gehen. Williams weigerte sich anfangs entschieden; aber die Bitten dieser mütterlichen Freundin, von der er schon so viel Liebe und Wohlthat empfangen, wurden so dringend, daß er sich endlich mitzugehen bewegen ließ. Aber war er vorher über seine ausbleibenden Freunde ärgerlich gewesen, so war er es nun noch mehr über den ihm abge-
nöthigten Gang zur Kirche. Seine Stimmung war die allerungünstigste für ein gesegnetes Hören des göttlichen Wortes. Und dennoch — Gottes Stunde war für ihn gekommen. Die Gebete seiner Mutter sollten an diesem denkwürdigen Abend erhört werden. Der Prediger hatte zum Text die gewaltige Stelle: „Was hälfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ Und was er darüber sprach, das war mit Erweisung des Geistes und der Kraft geredet. Vier und zwanzig Jahre später befand sich Williams abermals in demselben Gotteshause, und zwar diesmal nicht als Zuhörer, sondern als Prediger auf der Kanzel, um von der Gemeinde für seinen zweiten Auszug nach den Inseln der Südsee sich zu verabschieden. „Es sind jetzt 24 Jahre,“ sprach er an jenem Abend mit bewegter Stimme, „daß eine theure mütterliche Freundin mich, den verirrtten Jüngling, einlud, mit ihr in dieses Gotteshaus zu kommen. Die Thüre, durch welche ich eintrat, sehe ich dort drüben vor meinen Augen, und alle die einzelnen Umstände, welche jenen wichtigsten Zeitpunkt meines Lebens begleitet haben, stehen in diesem Augenblick aufs allerlebhafteste vor meinem Geiste; ich sehe den Platz vor mir, auf dem ich in jener denkwürdigen Stunde saß. Und ewig unvergeßlich wird mir die gewaltige Predigt bleiben, die an jenem Abend von dem theuern Prediger Gast, jetzt in Birmingham, auf dieser Kanzel gehalten worden. Es gefiel Gott in seiner unergründlichen Güte und Erbarmung, mein Gemüth so mächtig dadurch zu ergreifen, daß ich allen meinen weltlichen Genossen von Stund an den Abschied gab.“ — Aber dieß war nicht Alles. „Von jenem Abend an,“ so sagt er an einem andern Orte, „gingen mir die Augen auf, und ich sah nicht nur mein eigenes Elend, sondern auch den herrlichen

Weg des Heils, welchen der barmherzige Gott allen Sündern in Christo eröffnet hat. Ich fieng an, die Gnadenmittel fleißig zu benützen. Ich sah und erkannte jene Schönheit und Realität im Evangelium, die mir bis dahin ganz und gar war verborgen geblieben. Meine Liebe dafür, mein Entzücken darüber stieg von Tag zu Tag, und ich darf mit den Worten des Apostels hinzufügen: 'ich wuchs in der Gnade und Erkenntniß unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi.'"

Williams ward von da an ganz, was er zu sein begehrte. „Die neuen Anschauungen, die er gewonnen,“ sagt sein Lebensbeschreiber, „wurden von ihm sofort ins Leben eingeführt. Ja schon sein erster Christenlauf trug das Gepräge derselben Herzeuseinsalt und derselben Entschiedenheit, die nachmals seinen Missionslauf so wunderbar ausgezeichnet und geadelt hat.“ Er selbst sagt: „Wie oft habe ich damals mit meiner theuern Mutter in dieser Kirche, besonders am Tische des Herrn, selige Zeiten der Erquickung genossen! Wie oft habe ich meinem Gott und Heiland damals gelobt, was ich heute vor Ihm wiederhole: 'Herr, ich übergebe meinen Leib, meine Seele und Alles was ich bin und habe, in deine Hände! Thue mit mir, was dir wohlgefällt!'"

Williams' Christencharakter war durch Gottes Gnade von nun an auf einen ewigen Fels gegründet und ward von Stufe zu Stufe völliger ausgereift. Aber sein Gott wollte ihn zum Missionar brauchen, und dazu bedurfte es noch besonderer Zubereitungen. Auch dafür aber hatte der Herr Alles herrlich geordnet. In der Kirchengemeinde, zu welcher Williams sich hielt, bestand ein Jünglingsverein. „Er zählte etwa dreißig auserlesene Mitglieder,“ heißt es in der Biographie, aus der wir schöpfen. „Wir kamen jeden Montag Abend um 8 Uhr zusammen. Man begann und schloß mit Gesang und Gebet. Nach dem Eingangsgebet wurde ein Thema, das in der vorangehenden Zusammenkunft bestimmt worden war, besprochen. Diese Themate wurden der Reihe nach von jedem Mitglied vorgeschlagen; es stand aber dem theuern Prediger Browne, der den Vorsitz führte, das Recht zu, einen vorgeschlagenen Gegenstand zu verwerfen, wenn er ihm unpassend oder unfruchtbar erschien. Bloßes Disputiren wurde mit ernster Sorgfalt ferne gehalten. Am Schluß wurden von dem Vorsitzenden die gefallenen Hauptgedanken in möglichst lichtvoller Weise resumirt, unsre Irrthümer ins Licht gestellt und Alles nach dem Worte Gottes berichtigt. Je der achtzehnte Montag war aus-

schließlich dem Gebet gewidmet, wobei vier oder fünf von uns Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankagung vor Gott brachten. Jedes Vierteljahr fand eine Art Examen statt, wobei unser Präsident an jedes Mitglied des Vereins solche Fragen richtete, die uns zur ernstesten Selbstprüfung in Betreff unfres Herzensstandes vor Gott Anlaß gaben. Der Gewinn, der aus diesen Zusammenkünften für uns hervorging, war augenscheinlich. Unfre Gedanken und Herzen waren stets die Woche über mit irgend einem wichtigen Thema beschäftigt, und auf die Stunde der Zusammenkunft sahen wir immer als auf eine Zeit der süßesten Erfrischung und der lehrreichsten Anregung hinaus."

Von diesem Verein war Williams eines der eifrigsten Mitglieder. Das war die Universität, wo er jene gesunde, lautere und umfassende Einsicht in den ganzen Heilsplan Gottes und jene lebensvolle praktische Auffassung des Christenthums erlangte, die ihn nachmals zu dem ausgezeichneten Diener Gottes unter den Heiden machte. Noch eine andere praktische Vorschule kam hinzu. Während er in den Zusammenkünften des Jünglingsvereins als lernbegieriger Schüler saß und eifrig die Schätze der Erkenntniß zu sammeln bemüht war, konnte er dem Drang der Liebe nicht widerstehen, das Gelernte und Empfangene auch Andern wieder mitzutheilen. Eine Sonntagschule, die mit der Gemeindefirche verbunden war, gab ihm hiezu reiche Gelegenheit. Er bot sich an, als Lehrer dabei mitzuwirken. Herr Browne, der schon erwähnte Pastor der Gemeinde, sagt von ihm: „Williams war mit Herz und Seele dabei, und wurde bald ein Liebling aller Sonntagschüler. In Allem was er that und sprach, war so viel ungeheuchelte Frömmigkeit, solche Herzlichkeit und gewinnende Liebe, solche Bereitwilligkeit, Jedem zu dienen, daß Alles ihn lieb haben mußte. Man fand ihn immer auf seinem Posten, und nichts konnte ihn bewegen, von der Schule wegzubleiben, selbst wenn die Versuchung dazu noch so nahe lag." — Hier, in dieser Sonntagschule, empfing Williams seine praktische Vorbereitung zum Missionsberuf. Hier lernte er mit Kindern kindlich umgehen; hier hielt er seine ersten öffentlichen Ansprachen, und an diesen Erstlingsversuchen lernte er jene Freimüthigkeit, die ihn nachmals in Mitten der größten und angesehensten Versammlungen so wunderbar auszeichnete.

Bis dahin hatte die Mission noch in keiner Weise die Aufmerksamkeit des jungen Williams auf sich gezogen. Zwar bestand in der Gemeinde, zu der er sich hielt, ein Missionshilfsverein, der die

große Londoner Missionsgesellschaft (hauptsächlich aus Independenten gebildet) mit Gaben zu unterstützen pflegte; „allein ich nahm damals keine Notiz davon,“ schreibt er selbst. Da kam der eifrige Prediger der Gemeinde auf den Gedanken, zur weiteren Anregung des Missionsinteresses vierteljährliche Missionsstunden in seiner Kirche zu halten. Er gieng von dem richtigen Grundsatz aus, daß, je besser seine Gemeinde mit dieser großen und heiligen Sache bekannt gemacht würde, desto bereitwilliger werde sie werden, sie zu unterstützen. Und seine Berechnungen täuschten ihn nicht. Statt dieser häufig wiederkehrenden Missionsvorträge müde zu werden, fand die Gemeinde mit jedem Vierteljahr mehr Geschmack daran und wartete von Monat zu Monat mit stetig wachsender Theilnahme auf die Wiederkehr dieser anregenden Missionsgottesdienste. Die Kirche war jedesmal gebrängt voll, und von dieser Gemeinde aus flossen nun immer reichere Beiträge in die Kasse der Muttergesellschaft. Jene Missionsstunden zündeten auch in Williams ein Feuer an, das nicht mehr erlöschen sollte. „Um jene Zeit,“ schreibt er selbst, „war das Verlangen, selbst als Missionar unter die heidnischen Nationen zu gehen, oft Monate lang sehr lebendig und stark in mir. Mein Herz war oft bei den armen Heiden. Dieß veranlaßte mich, es zu einem Gegenstand ernstern Gebets vor Gott zu machen, er möge jenes Verlangen ganz aus meinem Herzen nehmen, wenn es nicht Seinem heiligen Sinn und Willen gemäß sei; wenn es aber Sein Wille wäre, daß ich unter die Heiden gienge, so möge er jenen Wunsch stärken und zugleich meine Einsicht in die göttlichen Dinge mehren. Dann prüfte ich die Beweggründe, die mich dabei leiteten, und ich fand, daß mein Wunsch hervorgerufen war durch die Erwägung des unendlichen Werths einer unsterblichen Seele, — durch den Gedanken an die Tausende, die täglich aus der Zeit in die Ewigkeit gehen, ohne den Weg des Heils in Christo zu kennen, — durch das Gefühl der Liebesschuld, die ich gegen Gott auf mir liegen habe, dafür daß Er mich nach seiner großen Güte mit dem bekannt gemacht, was zu meinem ewigen Frieden dient.“ Nachdem Williams darüber ins Reine gekommen, bot er der Committee der Londoner MG. seine Dienste an. „Indem ich die beifolgenden Blätter Ihnen zur Prüfung vorlege,“ sagt er in dem Begleitschreiben, „bemerke ich, daß ich darin so offen und einfach als möglich mich ausgesprochen habe. . . Sollten Sie Gewissenshalber keine Freude zu meiner Aufnahme finden, so bitte ich Gott und hoffe zu Ihnen, daß Sie um meiner Seele Heil

willen mich nicht in der leisesten Weise weiter ermuntern mögen, den Beruf eines Missionars zu ergreifen." Im Juli 1816 wurde Williams einstimmig in die Dienste der Gesellschaft aufgenommen.

Er hatte noch nicht einmal sein zwanzigstes Lebensjahr vollendet, und von seiner Lehrzeit waren noch sieben Monate übrig, als er in die Missionslaufbahn berufen wurde. Nach menschlichem Dafürhalten wäre es ihm gut gekommen, wenn er nun etliche Jahre in der Stille hätte zubringen können, um nach Innen auszureifen und für den großen Beruf sich nach allen Seiten hin vorzubereiten. Allein Gott hatte den jungen Mann, den er für so große Aufgaben gebrauchen wollte, bereits auf andere Weise dafür erzogen. „Seine Führung,“ sagt sein Lebensbeschreiber, „war eine Ausnahme von der allgemeinen Regel; denn bei ihm war der Mangel eines besonderen Vorbereitungsunterrichts reichlich ersetzt durch eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Frische des Geistes, durch eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit praktischer Ideen, durch einen außerordentlich glücklichen Tact im Auffinden neuer Hilfsquellen und durch eine unermüdlche Ausdauer, wo es galt, ein Ziel zu erreichen, das er einmal sich gesteckt hatte.“ — Diese ungewöhnliche praktische Begabung des Jünglings entging dem Auge der Committee nicht, und so konnte sie getrost eine Ausnahme wagen. Dazu kam das dringende Bedürfnis nach Arbeitern in den Missionen der Südsee. Dieß Alles zusammen veranlaßte die Direktoren der Gesellschaft, den jungen Williams sobald als immer möglich in die Arbeit auszusenden. Man unterhandelte mit seinem Lehrherrn um die Erlassung der noch übrigen sieben Monate, und als dieß ohne Schwierigkeit gelungen war, erhielt er seine Bestimmung nach Tahiti, wo eben jetzt nach langer dunkler Nacht die ersten Morgenstrahlen eines neuen Tages aufzuleuchten begannen. Nach dem Wunsche der Committee sollte er bis zum Spätjahr zur Abreise sich fertig halten.

Die wenigen Monate bis zum Abgang des Schiffes wurden von dem energischen Jüngling mit unermüdlcher Anstrengung ausgekauft. Bei seinem ehrwürdigen Freunde, dem Prediger der Gemeinde, an die er sich angeschlossen, erhielt er Unterricht in den wesentlichsten Gebieten theologischen Wissens, oder wenigstens Anweisung zum zweckmäßigsten Privatstudium. Dieser Aufgabe wurden die besten Stunden und die frischesten Kräfte gewidmet. Aber daneben war er unermüdlch, sich Kenntnisse von allen möglichen technischen und mechanischen Künsten zu erwerben. Was er in den Fabrikwerkstätten seines Lehrherrn

schon zuvor erlernt, kam ihm jetzt trefflich zu gute. Er besuchte die Arbeitshütten der Schreiner und Zimmerleute, die Webereien, die Offizinen der Buchdrucker, selbst die Schiffswerfte, und legte, wo es gieng, selbst mit Hand ans Werk. Nicht leicht wird ein Missionar mit so viel technischen Kenntnissen und so viel praktischem Geschick in allen möglichen Gebieten des Lebens in die Heidenwelt ausgezogen sein, und nicht leicht wird Einer das Alles draußen im Missionsgebiet so nutzbar zu machen verstanden haben, als Williams. Derselbe Mann aber, der an der Esse oder bei der Hobelbank oder auf dem Schiffswerft so eifrig und geschickt zu arbeiten verstand, trat mit seltener Begabung je und je auf dieser oder jener (Independenten-) Kanzel der Hauptstadt auf und fesselte die Zuhörer durch die wunderbare Innigkeit und Einfalt seiner Ansprachen, wie durch den tiefen lautern Ernst und die herzzgewinnende Eindringlichkeit, mit der er die Seelen zu Jesu einlud.

Am 30. Sept. 1816 wurde Williams in der Surrey-Kapelle mit acht andern Missionsbrüdern zu dem Gang in die Heidenwelt eingeweiht, — fünf für Afrika (unter ihnen der treffliche Betschuanen-Missionar Robert Moffat), die übrigen vier (unter ihnen Williams) für die Südsee. Es war ein unvergeßlicher Tag, — ein Tag, vielen Tausenden zum Segen. Eine Reihe der gesalbtesten Prediger aus der Kirchengemeinschaft der Independenten hielt bei dieser feierlichen Gelegenheit Ansprachen. „Nie will ich den Eindruck vergessen,“ schreibt Williams selbst viele Jahre nachher, „den auf mein Gemüth der feierliche Ernst machte, mit welchem der theure Prediger Angel James von Birmingham die Bibel in meine Hände legte. Mit all der Liebe, die ihm so wunderbar eigen ist, und mit der ganzen Kraft und Innigkeit seines Wesens sprach er zu mir: 'Gehe hin, mein geliebter Bruder, und sei mit der Gabe, die dir vertrauet ist, treu zur Zeit und zur Unzeit, — treu in der Verkündigung der kostbaren Wahrheiten, die dieses Buch enthält;' und dann trat der unvergeßliche Dr. Waugh hervor, den Himmel auf seinem milden liebenden Angesicht und eine große Thräne der Liebe in seinem geistreichen Auge, und sagte zu mir, dem jüngsten meiner Mitbrüder: 'Gehe hin, mein lieber junger Bruder, und wenn deine Zunge dir am Gaumen klebt, so laß sie noch vor armen Sündern zeugen von der Liebe Jesu; und wenn deine Arme dir erschöpft von den Schultern fallen, so laß sie noch anklopfen an die Herzen deiner Mitfünder, daß sie aufstehen dem Heiland der Welt.'“

Einige Wochen später (29. Okt. 1816) wurde Williams mit einer edlen frommen Jungfrau getraut, die nachmals „an christlichem Heldenmuth, an hingebender Liebe für die Sache der Mission und an gesegneter Arbeit für den Herrn ihrem trefflichen Manne in keinem Stück nachstand“. Am 17. Nov. schiffte sich das junge Paar samt den übrigen Missionsgeschwistern nach der Südsee ein. Am gleichen Tage, ein Jahr später, trat er auf Timeo, einer der Gesellschafts- (oder Georgischen) Inseln, ans Land.

Es kann nun hier nicht unsre Aufgabe sein, die reichgesegneten Arbeiten dieses Knechtes Gottes auf Rajatea, dann seit 1823 auf Rarotonga und den umliegenden Eilanden, endlich (seit 1830) auf den Freundschafts- und Schiffer-Inseln zu schildern. Unser Blick ist nach den Neuhebriden gerichtet. Williams hat auf allen jenen Inselgruppen mit Gott ein Werk ausgerichtet, das ihm den Namen eines „Apostels der Südsee“ erwarb. Er konnte mit Paulus unter veränderten Namen sagen: „Christus hat allenthalben durch mich gewirkt zum Gehorsam der Heiden durch Wort und Werk; also daß ich von Jerusalem an, und umher bis nach Syritum, das Evangelium Christi voll ausgerichtet habe... Nun ich aber nicht mehr Raum habe in diesen Ländern, habe aber Verlangen; zu euch (Römern) zu kommen, von vielen Jahren her, so will ich auch zu euch kommen, wenn ich nach Spanien reisen werde... Nun aber fahre ich hin gen Jerusalem;.. wenn ich dann solches ausgerichtet, will ich durch euch in Spanien ziehen.“ Röm. 15. Ganz ähnlich, wie damals dem Apostel Paulus, gieng es jetzt dem Apostel der Südsee. Er hatte auf allen Inseln, die im Centrum der Südsee liegen, das Evangelium voll ausgerichtet; nun schaute sein Auge hinüber nach dem fernen Westen, nach den Neuhebriden und der hinter denselben liegenden großen Insel Neu-Kaledonien; und „hatte ein Verlangen, von vielen Jahren her, auch dahin zu kommen.“ Zuvor aber wollte er das Land nochmals besuchen, von dem er ausgegangen war, — seine brittische Heimat, um dort nicht nur im Allgemeinen den Missionsfinn seiner Landsleute zu ernsterer Anstrengung aufzurütteln durch die Erzählung von dem, was der Herr unter den Insulanern der Südsee gethan, sondern um ganz speziell die nöthigen Vorbereitungen zu treffen zu seinem Missionszug nach den Neuhebriden. Denn wenn dieser möglich werden, wenn überhaupt die Evangelisirung der ganzen Südsee in genügender Weise zu Stande kommen sollte, so bedurfte es

eines eigenen Missionschiffs. Bis dahin war der Missionar in jenen Gewässern zum größten Theil von den zufälligen Besuchen und Fahrten europäischer oder amerikanischer Schiffe abhängig gewesen; wie konnten unter solchen Umständen die Missionsaufgaben auf den zahllosen und vielzerstreuten Inseln der Südsee auch nur einigermaßen ausgerichtet werden? Williams hatte zwar schon auf Karotonga (ums J. 1828) mit eigener Hand ein Fahrzeug gezimmert, das seefähig war und 70—80 Tonnen hielt; allein so manigfach treffliche Dienste es auch zu den kleineren Rundfahrten in dem mittleren Archipel der Südsee gethan, so konnte es doch für größere und gefährvollere See-reisen unmöglich genügen.

Von 1834—1838 verweilte Williams in England. Wie mächtig in diesen Jahren in Folge seiner hinreißenden Berichte der Sinn für die Mission in ganz Großbritannien angeregt ward, und wie der gewaltige Wellenschlag dieser Bewegung auch auf dem Kontinent sich fühlbar machte, das ist uns älteren Leuten noch in frischester Erinnerung. Aber auch sein spezieller Zweck ward über alles Erwarten erreicht. Sobald es bekannt wurde, daß es um den Ankauf eines Missionschiffs sich handle, strömten neue Beiträge zusammen. „Es wird dich freuen zu hören,“ schreibt er selbst im Febr. 1838 an einen Freund, „daß ich in Manchester 400 Pf. Sterl. (Fr. 10,000) erhielt, um ein Schiff zu kaufen; und ich hätte das Doppelte bekommen können, wenn ich es gefordert hätte.“ Bald hernach schreibt er: „Meine Besuche in Liverpool, Manchester und Birmingham waren reich gesegnet. Ein Herr in Birmingham, der mir völlig fremd war, brachte mir 100 Pf. St. und fügte hinzu, wenn ich mehr brauche, so soll ich es ihm nur sagen.“ Noch ehe die ganze erforderliche Summe beisammen war, bot sich eine Gelegenheit dar, ein trefflich geeignetes Schiff, den „Camden“, zu kaufen um den Preis von Fr. 40,000. Doch bedurfte es noch weiterer Fr. 25,000 zu seiner gründlichen Reparatur. „Es ist ein prächtiges Fahrzeug, ganz passend für unsre Rundfahrten in der Südsee,“ schreibt Williams. „Es wird uns im Ganzen Fr. 65,000 kosten, und ich bin glücklich sagen zu können, daß ich bereits etwa Fr. 60,000 in Händen habe. So hat Gott in Gnaden für uns über alles Erwarten gesorgt.“ — Es fehlte nur noch an einem erfahrenen, mit den Gewässern der Südsee wohlvertrauten und zugleich gottesfürchtigen Kapitän, dem die Führung des Camden anvertraut werden konnte. Nun gab es allerdings einen

Seemann, dessen Gleichen es in jener Zeit wenige gab. Oft hatte man Williams sagen hören: „Unter Allen, die ich kenne, giebt es keinen wie Kapitän Morgan; den würde ich mir vor allen Andern für unsern 'Camden' wünschen.“ Allein dieser treffliche Seemann war eben jetzt, wie es hieß, weit weg in der fernen Südsee. Dort kannten und liebten ihn alle Missionare. Sein Schiff hieß nur das 'Gebetschiff', weil Kapitän und Mannschaft als Leute des Gebets allenthalben bekannt waren; und nie war die Freude auf einer von Missionaren oder eingeborenen Lehrern besetzten Insel größer, als wenn Morgan's 'Gebetschiff' in Sicht und vor Anker kam. War es doch einmal, als er eben wieder von England nach der Südsee abzufahren im Begriff war, geschehen, daß Morgan unter seinen Steuermännern und Matrosen eine Kollekte veranstaltete, um daraus für die einsamen Missionsgeschwister im fernen Ocean ein Geschenk von allerlei nützlichen Gegenständen zu kaufen und ihnen damit eine unerwartete Freude zu bereiten. Wie Schade, daß man diesen theuern Mann nicht für die Führung des Camden gewinnen konnte! Wohl hatte Morgan in den fernen Meeren der Südsee davon gehört, daß Williams ein Missionschiff in England zu kaufen beabsichtige; und eben jetzt, als der Camden schon angekauft war, kam ein Schreiben von ihm, worin er aus freien Stücken seine Dienste dafür anbot. Allein der Beisatz, daß er freilich erst in zwei Jahren von seinem gegenwärtigen Engagement frei werden könne, ließ die Sache sofort als unmöglich erscheinen. Williams sah sich genöthigt, nach einem andern Kapitän zu suchen. Es gelang ihm endlich, und nachdem er noch alle nöthigen Erkundigungen eingezogen, war er eben im Begriff, von einem Landsitz in der Nähe von London, wo er bei einem Freunde verweilte, nach der Hauptstadt zurückzukehren und den erwähnten Kapitän definitiv zu engagiren. Der Freund aber nöthigte seinen lieben Gast, noch einen weiteren Tag zuzugeben und so seinen Besuch zu verlängern. Wie wunderbar sind die Fügungen Gottes! An demselben Tag, an welchem Williams dem Kapitän die entscheidende Antwort hatte bringen wollen, kam ein ganz kurzes Schreiben bei ihm an, worin es hieß: „Kapitän Morgan ist so eben angekommen! Er hat an der Nordküste Neuhollands Schiffbruch gelitten. Er ist mit Freuden bereit, die Führung des Camden zu übernehmen.“ — „Das ist der Finger Gottes!“ rief Williams, eilte nach London und nach wenigen Stunden war Alles im Reinen. Morgan selbst hat es nachmals mehr als

einmal mit tiefer Bewegung ausgesprochen, „daß er die Aufgabe, das Missionschiff zu führen, für die höchste Ehre und das größte Vorrecht betrachte, dessen ihn Gott in seinem ganzen Leben gewürdigt habe.“

Am 11. April 1838 fuhr der *Camden* unter dem Zusammenlaß einer zahllosen Menschenmenge und unter stets wiederholten Zurufen, die zum Theil von Thränen erstickt waren, von der Londonbrücke ab. Um die Mitte 1839 befand sich der eifrige Williams schon wieder in Mitten seiner geliebten Insulaner auf Upolu, einer der Schiffer=Inseln. Im November desselben Jahrs brach er, begleitet von zwei andern europäischen Missionaren und zwölf eingeborenen Lehrern, auf dem von Kapitän Morgan geführten „*Camden*“ nach dem Land seiner Sehnsucht auf, — nach den Neuhebriden.

2. Land und Leute.

Wir eilen dem Missionschiff, das eine so kostbare Ladung trägt, voraus und lernen die Inseln, denen es zusteuert, und ihre Bevölkerung etwas näher kennen.

Wer die Karte des großen Oceans, der sich zwischen den Westküsten des amerikanischen Kontinents und der Ostküste Asiens ausdehnt, mit Aufmerksamkeit betrachtet, der bemerkt sogleich, daß die Hauptmasse der dort ausgestreuten Inselwelt auf der Südseite des Aequators gelagert ist. Was auf seiner Nordseite liegt, das beschränkt sich einestheils auf die kleine Gruppe der Sandwich=Inseln (rechts oben), die wie ein einsamer Vorposten in der weiten Wasserwüste liegen, andernteils auf die zahllose Menge der kleinen Eilande, die unter dem allgemeinen Namen von Mikronesien bekannt sind und die verschiedenen Gruppen der Mariannen, Karolinen, des Lord Mulgrave's Archipel u. in sich schließen. Eine zweite Wahrnehmung, die bei dem Anblick der Karte des stillen Meeres sich aufdrängt, ist die, daß die bei weitem überwiegende Masse von Inseln, sowohl was ihre Zahl als was ihre Größe betrifft, im Westen dieses Oceans, und somit gerade vor dem asiatischen Kontinent gelagert ist. Dort liegt ja auch das kolossale Festland von Australien (oder *Neuholland*), um welches her sich dann in einem weiten, nach Nordost gelegenen Viertelskreisbogen die großen Inseln von Neu=Guinea, Neu=Britanien und Neu=Irland, Neu=Kaledonien und Neu=Seeland gleich mächtigen Vorwerken herlagern. Erst jenseits dieser großen Inseln (nach Nord, Nordost

und Ost) beginnt dann die Welt der zahllosen kleinen Eilande, die sich ihrerseits wieder gruppenweise gleich einzelnen Blumenbeeten zusammenordnen.

Es ist insbesondere der Raum zwischen dem 10. Grad südlicher Breite und dem Wendekreis des Steinbocks, welcher die für die Mission von so hoher Bedeutung gewordenen Inselgruppen in sich schließt. Sie lassen sich leicht in drei Hauptlager abtheilen. Am weitesten gegen Osten, und somit dem Festland von Südamerika am nächsten, liegt das erste Lager, welches die Marquesas-Inseln (nördlich), die Niedrigen Inseln (südlich) und die Gesellschafts-Inseln mit Tahiti (westlich) umfaßt. Gehen wir auf gerader Linie weiter nach Westen, so bilden die Cooks- oder Hervey-Inseln die Brücke zum zweiten Hauptlager. Auch dieses gliedert sich, wie das erste, in drei



Gruppen. Es sind die Schiffer= oder Samoa= Inseln (nördlich), die Freundschafts= oder Tonga= Inseln (südlich) und die Fidschi= oder Viti= Inseln (westlich). Endlich folgt noch weiter gegen Westen das dritte Lager, das aus den Neuhebriden, den Loyalty= Inseln und der großen langgestreckten Insel von Neu-Kaledonien gebildet wird. Damit haben wir den Punkt erreicht, der das Ziel unsres Williams, — das Ziel seiner Sehnsucht, wie seiner irdischen Wallfahrt war.

Die Neuhebriden liegen nordöstlich von dem östlichsten Punkte Neuhollands (270 Meilen davon entfernt), und gerade nördlich von Neuseeland. Die ganze Gruppe, aus 9 bis 10 größeren und zahlreichen kleineren Eilanden bestehend, zieht sich wie eine Perlenkette von Süden nach Norden hinauf. Der erste Seefahrer, der diese Inseln entdeckte, war der Spanier Torres, der mit seinem Gefährten Quiros im J. 1606 von Peru aus die Hauptinsel (das nördlichste Glied dieser Gruppe) erreichte, ihr und der ganzen Gruppe den Namen „Tierra del Espiritu santo“ (Land des heiligen Geistes) gab und von ihr für die spanische Krone Besitz nahm. Auf dieser Hauptinsel, die jenen Namen heute noch trägt, sollte eine Stadt, Neu-Jerusalem genannt, gegründet werden. Aber es kam so wenig zur Ausführung, daß nach kurzer Zeit selbst das Dasein dieser Eilande in Vergessenheit gerieth. Erst 162 Jahre später (1768) fand der Franzose Bougainville sie wieder auf; dem größten unter allen neuern Entdeckern aber, dem Engländer Cook, war es vorbehalten, diese Inselgruppe wissenschaftlich zu untersuchen (1774), ihre Lage, Größe und Beschaffenheit genauer zu bestimmen und dem ganzen Inselkomplex den Namen zu geben, den er heute noch trägt.

Die Inseln der Südsee unterscheiden sich nach ihrer geognostischen Beschaffenheit wesentlich von einander und theilen sich in vulkanische oder basaltische, und in Korallen= Inseln. Die letzteren verdanken ihre ganze Entstehung der allmählichen Arbeit der Korallenthier. Diese, die wunderbare Brücke bildend zwischen der Thier= und Pflanzenwelt, sind eine Art zartes Gewürm, das, mit einem kalkigen Gehäuse unzertrennlich verbunden, sich nicht nach Thierweise durch Zeugung und Geburt fortpflanzt, um, jedes für sich, ein Sonderleben zu führen, sondern nach Pflanzenart gleich Zweigen vom Stamm hervortreibt und mit dem Mutterstamm ein Gesamtleben führt. Der breite Fuß des Korallenstammes ist auf den felsigen, aus der Tiefe emporstrebenden Erhebungen des Meeresbodens festgeleimt. Von da aus

wächst und baut sich der Stamm mit seinen Verzweigungen mit unglaublicher Eile, bis der Bau die Oberfläche des Wassers erreicht. An der freien Luft aber vertrocknen die Thiere und ihre Kalksubstanz verhärtet. Doch auch im pflanzenartigen Korallenthier wohnt die Liebe zum Leben und das instinktive Ausweichen vor der Gefahr des Ersterbens. So wendet sich die Arbeit der Korallen, statt weiter in die Höhe zu bauen, fortan in die Breite. Andere benachbarte Stämme begegnen sich, bis in mancherlei Form und Gestalt ein Kranz von Korallenstämmen sich bildet, der an der Oberfläche des Wassers mündet. Auf dieser meist ringförmigen, immerhin unebenen Krone lagern sich, von den Meereswogen hergetragen, Sandschichten und Trümmer von Seethierschalen ab; es sammelt sich Meerschlam, und eine ring- oder halbringförmige Insel fängt an, aus dem Wasser emporzutauschen. Pflanzenkeime, vom Meere hergeschwemmt, Samen, im Gefieder der Vögel herbeigetragen, fassen Wurzel in dem feuchten üppigen Schlamm Boden. Es zeigen sich Bäume und andere Gewächse, und zuletzt erscheint der Mensch und nimmt von der neuen Schöpfung Besitz. Der Proceß des Werdens und Gestaltens geht langsam und durch eine Reihe von Menschenaltern fort, und doch unterliegt er deutlich und unverkennbar der Beobachtung. Da sieht man heute nur erst die sandige nackte Krone des Korallenbau's über die Meereswasser hervorragen; nach einigen Jahrzehnten findest du den Saum des Riffes mit Kokos- oder Brodfruchtbäumen gekrönt. Dort erhebt sich heute ein Kranz von schlanken Palmen auf dem ringförmigen schmalen Inselrand, während hinter diesem fruchtbaren Landring nach Innen zu noch ein großes Wasserbecken sich ausdehnt; nach einer oder etlichen Generationen ist dieses Becken ausgetrocknet und sumpfige Niederung oder bewohnbares Land geworden. Ueberall aber tragen diese aus Korallenbildung entstandenen Inseln den Charakter ihrer Entstehung deutlich erkennbar an sich. Durchaus niedrig, nach Innen noch mehr vertieft, mit reichem üppigem Kulturboden bedeckt, aber meist ohne gutes Trinkwasser, bevölkert von mancherlei See- und Landvögeln, aber ohne Säugethiere, — das ist in kurzen Zügen das Bild von allen. Zu ihnen gehören fast sämtliche Inselgruppen, die in den östlichen tropischen Gebieten des großen Océans liegen.

Ganz anders sind die Inseln der vulkanischen oder basaltischen Formation. Eine Reihe von diesen enthält heute noch brennende Vulkane (vergl. den Kilauea auf der Sandwich-Insel Hawaii, MM. 1861

S. 269), oder es sind erloschene Feueressen. Die Gebirge steigen hoch und steil empor, meist schon vom Uferstrand an, durchsurcht von tiefen fruchtbaren Einschnitten oder unbewohnbaren Schluchten, und von klaren köstlichen Quellen und Bächen durchrieselt; an den Küsten entlang ist der Boden mit den reichsten Pflanzungen und herrlichem Baumwuchs geschmückt, an den Bergabhängen bis hoch hinauf ist Alles mit den edelsten Walbhölzern bedeckt, während meist auch ein Gürtel großer Korallenriffe die ganze Insel umgiebt.

Zu dieser letzteren Klasse gehören die Neuhebriden. Sie sind vielleicht Bruchstücke eines in der Vorzeit durch vulkanische Revolutionen zerrissenen Landes. Alle Eilande, die zu ihnen gezählt werden, sind mit gewaltigen Bergen, zum Theil mit noch thätigen oder schon erloschenen Vulkanen bedeckt. Höchst anschaulich schildert Missionar Turner den Vulkan auf der Insel Tanna. „Der Hafen (Port Resolution genannt),“ schreibt er in seinem lehrreichen Buche, „öffnet sich nach Norden und wird auf der Ostseite gebildet durch eine vorspringende niedrige Landzunge, die von Bimsstein und andern vulkanischen Stoffen ganz besäet ist, auf der Westseite aber durch einen etwa 500 Fuß hohen Berg. Das Innere dieses Berges ist nichts als ein großer Ofen, und an manchen Stellen ist die Erdrinde so dünn, daß es ist, als wandelte man über eine heiße Eisenplatte. Ich wanderte eines Tages über diesen Berg in Begleitung zweier Samoa-Leute, welche die Verhältnisse genau kannten. Sie waren mir etwas voraus. Plötzlich fiengen sie an zu schreien und in komischen Sätzen und Sprüngen vorwärts zu eilen, als wären sie nicht recht bei Trost. 'Was ist's? was giebt's?' rief ich. Als sie eine etwas kühlere Stelle erreicht hatten, wandten sie sich um und riefen: 'Spürst du die Hitze nicht unter deinen Füßen? Aha, du hast Schuhe an!' — Nahe bei der Spitze dieses Berges befindet sich ein ganz dürrer nackter Fleck, da und dort mit Spalten und Rissen im Boden, aus denen von Zeit zu Zeit Dampfwolken und wohl auch Schwefeldünste emporsteigen. Der größere Theil des Berges ist jedoch mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt und wird von etwa 500 Eingeborenen bewohnt, die in mehreren Dörfern zerstreut sind. Sie fühlen nicht die geringste Furcht vor einer Gefahr und haben ihre Niederlassungen so eingerichtet, daß wenigstens eine der heißeren Stellen des Bergs gerade auf den freien Platz mitten im Dorf zu liegen kommt, wo sie ihre öffentlichen Angelegenheiten zu verhandeln pflegen. Da hungern sie dann an einem kälteren Tag

herum und lassen sich über der unterirdischen Hitze wohl sein; auch haben sie da ihre nächtlichen Tänze. Um den Fuß dieses Berges herum und unter den Felsen auf der Westseite des Hafens entspringen mehrere heiße Quellen, die den Eingeborenen von großem Nutzen sind. Der Wärmegrad derselben ist verschieden. Einige gewähren ein höchst angenehmes laues Bad, und zu ihnen nehmen die Kranken ihre Zuflucht, namentlich die, welche mit Schwären behaftet sind. Andere dieser Quellen steigen bis auf 190° Fahrenheit (gegen 70° Reaumur), noch andere erreichen den Siedpunkt und kochen förmlich. Da kann man jeden Tag die Weiber ihren Dams oder andere Pflanzennahrung kochen sehen, und zwar in ausgegrabenen Höhlungen, die einen immer bereiten Kochtopf bilden. Die Männer und Knaben brauchen blos mit ihren Speeren auf einem Felsvorsprung zu stehen, einen Fisch aus dem Wasser herauszuspießen und ihn dann hinter sich in die heiße Quelle zu werfen, — so ist das Mahl fertig.

„Jenseits dieses Berges, etwa zwei Stunden vom gewöhnlichen Ankerplatz im Hafen entfernt, steht der Regel des Vulkans. Der schwarze sandige Aschenstaub, der vom Krater beständig ausgeworfen wird, bildet rings um den Fuß dieses Bergkegels einen festen, etwa 20 Minuten breiten, durchaus unfruchtbaren Thalgürtel. Als wir eines Tags diesen Grund überschritten, bemerkten wir an einer Stelle, daß unsre Wanderstöcke in etwas Weiches hinunter giengen, und als wir die Stelle untersuchten, fanden wir ein prächtiges Schwefellager, glänzend gelb wie Gold. Nicht ferne von diesem Platz waren die Schwefeldämpfe, die aus den Rissen und Spalten des Bodens hervorbrangen, so stark, daß wir nicht in ihre Nähe zu gehen vermochten. Nahe am Fuß des Bergkegels fanden wir einige massenhafte Stücke von thonartiger Substanz, hart und an etlichen Stellen glühend heiß. Aus den Erdspalten kam da und dort der Dampf und das kochende Wasser herauf, wie aus einem kolossalen Dampfkessel. Aber was uns hier am meisten in Erstaunen setzte, das war ein stetig fortgehendes Herabtröpfeln von ganz kaltem krystallklarem Wasser aus einer Bergspalte, während wenige Fuß davon ein anderer Erdbriß sich befand, aus welchem eine so glutheiße Luft hervorquoll, daß wir die Hand nicht zwei Sekunden lang davor zu halten vermochten. Das Gleiche ist der Fall bei den oben erwähnten heißen Quellen. Du kannst an einer Stelle Dams in einer Quelle kochen, und fünf Schritte davon ein Glas köstlich frischen Wassers schöpfen.

„Der Berg bis hinauf zur Kante des Kraters bildet eine allmählig emporsteigende Abdachung; allein das Ersteigen ist sehr mühsam, da man mit jedem Schritt bis an die Knöchel in den feinen schwarzgrauen Staub oder Sand einsinkt, der sich von den Eruptionen des Vulkans allmählig angehäuft hat. Die senkrechte Höhe des Kraters, vom Thalgrund an gerechnet, beträgt belnahe 300 Fuß. Erreicht man den Rand des Kraters, so bemerkt man, daß er länglicht und eher turvenartig als kreisrund ist, etwa eine halbe Stunde im Umkreis. Ist man oben auf der Kante angekommen, so erwartet man, vor sich Einen großen Kessel mit kochender Lava zu sehen; aber statt dessen enthält das große Kraterbecken fünf andere kleinere Kessel oder Deffnungen, die durch wallartige Rücken von schwarzem Sand von einander getrennt sind. Um die kochende Lava sehen zu können, müßte man in das große Hauptbecken hinuntersteigen und dann hinwiederum den erhöhten Rand eines der kleineren Kessel erklimmen. Bestünde nun Alles aus fester Felsmasse, so wäre der Versuch leicht zu machen; aber nach dem unsichern sandigen Aussehen jener kleineren Randeinfassungen zu schließen, wäre es ein gefährlich Beginnen, und man müßte riskiren, auszugleiten und in die Tiefe zu stürzen. Auch kennt man nie den Augenblick, wo ein Ausbruch stattfindet, noch kann man wissen, aus welchem der fünf Kessel er kommen mag. Ich hatte deshalb keine Lust, das Experiment zu wagen; denn es wäre mir vorgekommen, wie wenn Einer die Mündung einer Kanone untersuchen wollte, ohne zu wissen, in welchem Augenblick sie losgeht. Ich fühlte, ich sei ganz nahe genug, als ich auf dem Rand des Hauptbeckens stand. Das unheimliche Zischen, Keuchen, Blasen und Kochen, das aus allen jenen Kesselschlünden hervorkommt, ist furchtbar; und während du mit einem geheimen Grauen die Scene überschaust, geschieht plötzlich aus irgend einem der Schlünde ein Ausbruch mit so betäubendem Gebrüll und Donnergetöse, daß alle Beschreibung weit dahinten bleibt. Das gleichzeitige Plagen eines Duzend kolossaler Dampfmaschinenkessel, oder die Explosion eines gewaltigen Pulverfasses, oder das vereinigte Geschüßfeuer von ein paar Regimentern Infanterie und Artillerie, könnte einigermaßen damit verglichen werden. Und dann — empor schießt die gewaltige blutrothe Feuersäule flüssiger Lava, die nach und nach grau und schwarz wird, und sich hinabwälzt und verdichtet. Zusammen mit diesen weicheeren Massen fliegen solidere Felsblöcke in die Luft empor und erheben sich weit über jene hinaus bis zu einer

Höhe von zwei bis dreihundert Fuß. Alle diese ausgeworfenen Massen fallen zum größeren Theil in gerader Richtung wieder in die Mündung des Kraters zurück; jeweilen aber nehmen sie eine schiefe Richtung, wie man aus den Massen verglaster Lava rings herum sieht, so daß ein Jeder, selbst wenn er auf der äußeren Kante des großen Beckens steht, seine fünf Sinne bei einander haben und wohl auf der Hut sein muß. Mit jeder Eruption steigen auch Wolken von Dampf und dickem schwarzem Rauch empor. Dieser Rauch geht natürlich mit dem Wind, und dann ist die Atmosphäre in der Richtung des Windes auf große Strecken weit mit dem schwarzen vulkanischen Staub angefüllt. Der Vulkan lag westlich von der Stelle, wo wir wohnten. Am ersten Tag, da der Westwind blies, waren wir, mein Mitarbeiter und ich, gerade im Freien damit beschäftigt, das Dach unsres Hauses aufzurichten. Wir fühlten ein seltsames Brickeln in den Augen und Nasenlöchern, und konnten nicht begreifen, was das Ding sei, das auf unsern Händen und Armen sich ablagerte. Plötzlich bemerkten wir, daß die schwarzen Staubwolken von dem Vulkan her zu uns herüber sich bewegten, und daß die Atmosphäre mit den feinsten schwarzgrauen Staubtheilchen befrachtet war. Am folgenden Morgen war jedes Blatt, jeder Grashalm mit einer zarten Kruste von schwarzem Stoff, wie von dem feinsten Stahlfelienstaub, bedeckt. Bei solchen Gelegenheiten pflegten unsre Eingeborenen ihre Götter anzurufen, daß sie dem Wind eine andere Richtung geben möchten. . . . Es war ein herrlicher Anblick, wenn wir von unsrer Wohnung aus in einer windstillen klaren Nacht hinüberschauten nach dem Vulkan und das brillante Feuerwerk beobachteten, das alle acht oder zehn Minuten sich entlud. Denn nur so groß sind, so weit wir es beobachten konnten, die Zwischenräume zwischen den einzelnen Ausbrüchen, und das geht fort bei Tag und Nacht."

So schildert Turner den Vulkan auf Tanna. Auch auf den andern Eilanden der Neuhebriden-Gruppe finden sich ähnliche Erscheinungen. An allen diesen Inseln aber sind die Küsten meist steil und hoch. An ihnen brechen sich die Meereswogen mit furchtbarem Ungestüm, während an einzelnen Punkten ein schmaler ebener Küstensaum sich ausbreitet oder ein wunderschöner sonniger Thaleinschnitt das Auge erquickt. Der Boden ist überall fruchtbar und reich an süßem köstlichem Wasser; nicht selten finden sich, wie auf Tanna, auch warme Quellen. Die tropische Lage und der Widerprall der Sonnenstrahlen

an den Gebirgszügen macht die Inseln im Sommer sehr heiß, und in den engen Thälern ist die Glut oft fast unerträglich. An der Küste jedoch und auf höher gelegenen Punkten, wo der Seewind frischen Zutritt hat, ist das Klima paradiesisch. An tropischen Produkten sind die Neuhébriden unerschöpflich reich. Der australische Riesenbaum, die indische Baniane (*Ficus religiosa*), die Eugenieen mit ihren brennendrothen Blüten und ihrer angenehmen säuerlichen Frucht, der kostbare Sandelholzbaum, der Brotsfruchtbaum, der Pifang, die Kokos- und Kohnpalme und andere Tropenbäume schmücken allenthalben die Landschaft. Und während die üppigen Waldungen von einer Fülle der glänzendsten Konvolvulen und den zierlichsten Schlingpflanzen jeglicher Art wie mit Guirlanden festlich ausgeziert sind, wallen in den Thalgründen die reichen Zuckerrohrpflanzungen, oder es bedecken sich die Felder mit Yams*) und Bataten. Die Luft ertönt von den freischen Tönen der schwarzen, rothen und gelbgefleckten Papagaien-schwärme; das Ufer wimmelt von Wasser- und Strandvögeln, während die mancherlei Arten von Spechten, Tauben, Mäusen, Fliegenstechern und anderem Gefieder des Europäers Aug' und Ohr an die liebe Heimat erinnert. An Säugethieren sind die Inseln arm. Die zahlreichen Schweine, die durch fremde Schiffe eingeführten Schaaren von Ratten und das unheimliche Geschlecht der Vampyre sind es allein, welche dieses Gebiet des Naturlebens repräsentiren. Erst Kapitän Cook hat auch Katzen und Hunde eingeführt. Er ließ bei ihnen auch zwei Känguru's zurück; das eine aber starb, und das überlebende heulte so jämmerlich nach seinem Gefährten, daß die Eingeborenen es todtschlugen. Um so reicher sind die Gewässer des Meers, das eine unerschöpfliche Fülle von schmackhaften Fischen den Bewohnern der Eilande darbietet.

*) „Der Yams ist eine Knollenfrucht,“ schreibt Missionar Turner, „und bildet das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Die Größe, welche diese Frucht jeweilen erreicht, hat uns wahrhaft in Erstaunen gesetzt. Wir haben Exemplare von 4 Fuß Länge gesehen, mit einem Gewicht von 40—50 Pfund. Die Inselaner verwenden viel Mühe und Arbeit auf ihre Yamspflanzungen und halten sie in guter Ordnung. Da blickst du über einen Schilfsaum und siehst zehn oder zwanzig kleine Erdhügel, einige wohl 7 Fuß hoch und 60 Fuß im Umfang. Es sind Haufen lockerer Erde ohne einen einzigen Stein, Alles mit der Hand aufgeworfen. In die Mitte eines solchen Haufens pflanzen sie eine der größten Yamsknollen wie sie ist, und rings an den Seiten etliche kleinere. Der Ertrag lohnt überfließend alle darauf verwandte Arbeit.“

Doch was den Missionar nach den Inseln der Südsee zieht, ist nicht die wunderbare Pracht der Natur oder das herrliche Klima, sondern der Mensch; und hier gilt ja fast mehr als irgend anderswo das Wort des trefflichen Bischofs Heber:

Gewürzte Düste weben
Sanft über ihre Flur;
Es glänzt Natur und Leben, —
Schlecht sind die Menschen nur.

Die Bewohner der großen Inselwelt des stillen Oceans theilen sich bekanntlich in zwei Hauptklassen: in Austral=Neger oder Papua's, und in Austral=Indier. Zu den ersteren gehören die Urbewohner des Festlandes (Neuholland), Neuguinea's und aller der großen Inseln, die wie ein Gürtel um Neuholland herliegen. Sie haben eine mehr oder minder schwarze Hautfarbe, gekräuselter, rauhes, schwarzes und dichtes Haupthaar, kurze Stirn, dicke oder breite Nase, schwulstige Lippen und große Ohren, sind von mittlerem Wuchs und stehen in Betreff ihrer geistigen Bildungsfähigkeit auf der untersten Stufe. Sie leben zu großem Theil noch in einem fast thierischen Zustand. Die versunkensten Exemplare dieser Klasse unsres Geschlechts haben wir seiner Zeit (M.M. 1860 S. 165 ff.) in den Ureinwohnern Neuhollands kennen gelernt. — Wesentlich verschieden von ihnen sind die Austral=Indier, deren Eigenthümlichkeit am vollkommensten repräsentirt ist in den Maori's, den Eingeborenen von Neuzeeland (M.M. 1860 S. 432 ff.). Neben hohem Wuchs, schön gezeichneten Muskelformen, charaktervoller Kopf- und Gesichtsbildung und mehr oder weniger hellbrauner Hautfarbe, zeichnen sie sich meist durch reichere Geistesgaben und eine ungewöhnliche Bildungsfähigkeit aus. Wie jene, die Austral=neger, mit den Afrikanern viel Aehnlichkeit haben, obwohl sie tief unter den eigentlichen Negern stehen, so gleichen die Austral=Indier den Hindu's, obwohl sie diese nach Gewandtheit und Flexibilität des Charakters lange nicht erreichen.

Eine Art Zwischenstufe oder Brücke zwischen Austral=Negern und Austral=Indiern bilden nun die Eingeborenen der Neuhebriden. Ihre Gesichtszüge sind stark ausgeprägt und oft roh geschnitten; die Nase fällt ins Breite, das Auge ist durchaus groß, der Blick sanft, das Haar schwarz, der Bart stark gekräuselt, der Körperbau kräftig, die Statur von mittlerer Größe. Die Männer gehen ganz nackt, bis auf eine Art Schürze, die mit einem Strick aus Fasern um den Leib

befestigt und durch die Beine geschlungen ist. Die Frauen und herangewachsenen Mädchen tragen eine Art Unterkleid, das aus Pflanzensafern besteht und von den Hüften bis auf die Kniee reicht. Auf einigen Inseln, wie Tanna, findet ein widerliches Bemalen der Haut statt. „Ihre Hautfarbe,“ sagt Turner, „ist genau die einer alten Kupfermünze. Gelegentlich sieht man ganz schwarze Leute; aber dieß kommt davon her, daß sie ihre Leiber um einige Schatten dunkler malen, als die natürliche Farbe ist. Roth ist übrigens die Lieblingsfarbe, um das Angesicht zu färben. Es ist eine rothe Erde, die sie von der benachbarten Insel Aneiteum beziehen. Zuerst ölen sie das Gesicht ein und dann schmieren sie mit dem Daumen das trockene Pulver darauf. Einige der Häuptlinge halten es ihres Ranges würdig, noch etwas extra zu thun, und beplastern ihr Gesicht mit einem so dicken Lager von rother Erde, daß es wohl einen Ueberzug von einem halben Zoll Dicke bildet. Schwarz ist das Zeichen der Trauer. Diese Farbe wird mittelst Del und zerstoßener Kohle aufgetragen. Manche legen es darauf an, daß ihr Gesicht glänzt, wie ein gewichster Stiefel. Andere sehen aus, als wenn sie ihr Angesicht zuerst eingeölt und dann in einen Sack Ruß gesteckt hätten.“ — Noch eine andere Eigenthümlichkeit erwähnt Missionar Turner von den Eingeborenen von Tanna. „Ihr Haar,“ sagt er, „ist gekräuselt und spielt oft eher ins Braune, als ins Schwarze. Die Frauen tragen es kurz, aber so, daß Alles einen ganzen Wald bildet von aufrechtstehenden kleinen Köckchen, etwa anderthalb Zoll lang. Eigenthümlich ist der Haarpuz der Männer. Sie tragen ihr Haar zwölf bis achtzehn Zoll lang und theilen es in sechs- oder siebenhundert kleine Flechten. Von der Wurzel an wird jede dieser Flechten mit der dünnen Rinde einer gewissen Schlingpflanze sorgfältig umwunden, was ihr das Ansehen eines Stückes Bindfaden giebt. Das Ende einer solchen Flechte oder Haarlocke wird etwa zwei Zoll lang frei und unumwunden gelassen, eingeölt und gekräuselt. Diese seltsame Kollektion von sechshundert Haarflechten wird von der Stirne weg nach hinten geworfen und hängt dort über den Nacken herab. Die kleinen gekräuselten Enden sind alle von gleicher Länge und bilden einen Halbkreis von Locken von Ohr zu Ohr, von Schulter zu Schulter. Von der Ferne gesehen scheint es, als trage der Mann eine sonderbare Perrücke, aus Weitschenschnüren bereitet, die bei den Einen schwarz, bei Andern roth gefärbt ist. Die Mühe und Arbeit, die es bedarf, um das Alles in Ordnung

zu halten, ist unglaublich, und der einzige Nutzen davon scheint darin zu liegen, daß es einen trefflichen Schutz gewährt gegen die glühenden Strahlen der Sonne.“ — Auf den übrigen Inseln der Neuhebridengruppe scheint diese Sitte nicht einheimisch zu sein; dagegen lieben es die Eingeborenen, das krause Haar in einen Schopf zusammenzubinden und mit Vogelfedern zu schmücken. Fast allgemein werden die Nasenthorpeln durchbohrt und kleine Zierrathen von Knochen oder Selenitsteinen hineingesteckt. Allerlei armseliger Schmuck von Muschelarmbändern, Ringen und Ketten von Schildpatt u. findet sich dort wie überall.

Die furchtbaren Waffen der Eingeborenen sind die manigfach gestalteten Keulen, oft den Morgensternen der alten Schweizer vergleichbar, oft mit dreikantiger Spitze und schrecklichen Widerhaken; außerdem Pfeil und Bogen, Speer und Schleuder. Der geworfene Stein oder der geschleuderte Speer trifft so sicher sein Ziel, wie die Kugel eines guten Schützen. „Alle Männer gehen stets bewaffnet,“ sagt Turner. „Wenn sie auf ihren Feldern arbeiten, lassen sie ihre Waffen nie aus den Augen, und selbst bei Nacht muß die Keule stets nahe bei der Hand sein. Sogar die kleinen Jungen können nicht ohne ihre Miniaturkeulen, ihre Speere, ihre Bogen und Pfeile sein, und sind stets zu kleinen Schlägereien und Kämpfen bereit.“ Im Uebrigen ist der Haushalt der Insulaner so armselig und einfach, wie es nur sonst bei den Bewohnern der Südsee sich findet. Die Hütten, eigentlich bloß aus einem Dach bestehend, das auf dem Boden ruht, nach vorne und hinten offen, und höchstens von einem rohen Zaun von Rohr oder Gestrüpp umschlossen, sind nicht höher als 9—10 Fuß und oft 30—40 Fuß lang. Die Wände oder Dachseiten, von Pfählen getragen, sind mit Matten belegt, die vor Sonne und Regen schützen. Der ganze Hausrath aber besteht aus den Matten, auf denen man schläft, aus einigen Kalabassen zum Trinken, aus geflochtenen Rohrförben und einigen Kistchen zum Aufbewahren der Farben. Sonst ist im Innern alles voll Ruß und Schmutz; draußen in der Umzäunung (und wohl auch in den Hütten selbst) treibt sich behaglich das Rüsselvieh und das Geflügel umher. Die Boote, auf denen sie sich auf der See bewegen, sind ausgehöhlte plumpe Baumstämme, je und je mit dreieckigen, aus Matten verfertigten Segeln.

„Die Eingeborenen der Neuhebriden,“ sagt Missionar Turner, „leben in einem fortwährenden Kriegszustand. Krieg ist die Regel,

Friede die Ausnahme. Von den sieben Monaten, die ich auf Tanna zubachte, waren fünf dem Krieg gewidmet, und ich glaube, das ist so seit unvorstelllicher Zeit. Wir waren nie im Stande, unsre Wanderungen auf der Insel über anderthalb Stunden weit von unsrem Wohnort an auszudehnen. Auf dieser Seite kommt man an eine Gränze, die nie von unsern Leuten überschritten wird, und wo zugleich ein ganz anderer Dialekt beginnt; auf jener Seite ist die Gränze durch Krieg gesperrt; an einem dritten Punkt findest du die Leute mit Menschenfang oder mit einer Kannibalenmahlzeit beschäftigt; an der vierten Stelle würde ein Schritt über die Markscheide einen Krieg heraufbeschwören. Ihre Kriegsführung aber besteht in der Regel darin, daß sie Hinterhalte legen und aus dem Gebüsch mit Steinen und Pfeilen den Feind attackiren; zum Handgemenge und Gebrauch der Keulen kommt's selten. . . Wenn ein Feind ihnen in die Hände fällt, todt oder lebendig, so wird er für den Ofen zubereitet und mit einem Gericht Jams verspeist. Menschenfleisch ist ihr Lieblingsgericht, und kleine Stücke davon werden als guter Bissen fern und nah unter die Freunde und Verwandte versandt. Ich redete einst mit einem Eingeborenen darüber und sprach mein Entsetzen aus vor dieser scheußlichen Gewohnheit. Er aber brach in ein schallendes Gelächter aus über meinen Mangel an Geschmack und rief: 'Schweinefleisch mag ganz gut sein für euer Ginz; uns aber schmeckt Das am besten,' — und dabei faßte er seinen eigenen Arm mit den Zähnen und schüttelte ihn, als wollte er ein Stück herausbeißen."

Die Zerfahrenheit des gesellschaftlichen Lebens auf jenen Inseln stellt sich in mehr als Einer Beziehung heraus. Da giebt es nichts, was einem König oder großen einflußreichen Häuptling gleich steht. Die Autorität eines Neuhebriden-Häuptlings scheint von seiner Wohnung an kaum einen Büchschuß weit zu reichen. „In einem Dorfe," schreibt Turner, „mögen acht oder zehn Familien zusammenwohnen. Die Hütten werden ohne Regel und Ordnung aufgerichtet, wo es Jedem beliebt, meist unter dem Schatten der Bäume. Es mögen etwa im Ganzen 80 oder 100 Seelen in einem solchen Dorfe sein. Unter ihnen befinden sich nun wenigstens einer oder zwei angesehenere Männer, die man Häuptlinge nennt. Die Angelegenheiten des kleinen Gemeinwesens werden durch sie und die übrigen Familienhäupter geordnet. Sechs oder zehn solcher Dörfler verbünden sich und bilden gewissermaßen einen Distrikt oder Bezirk, innerhalb dessen Alles zu

gegenseitigem Schutze verbunden ist. Wird ein Angehöriger des Distrikts von den Leuten eines andern Distrikts beleidigt, beeinträchtigt oder getödtet, so treten alle waffenfähigen Männer des ganzen Bezirks zusammen, um Entschädigung zu fordern, sei es durch eine entsprechende Büßung oder durch Raub und Krieg. . . Jedes Dorf hat einen freien kreisrunden Platz, Marum genannt, unter dem Schatten einer Baniane, der zu öffentlichen Versammlungen dient. Hier finden sich alle Männer des Dorfes gegen Sonnenuntergang ein, um einen Trunk Kawa (berauschendes Getränk) zu thun und ihr Abendessen einzunehmen. Die Frauen und Töchter gehören zum 'Mäßigkeitsverein' und dürfen nicht von dem Kawagetränk genießen, haben auch ihre Mahlzeiten besonders. Bei jenem Abendessen nun fungirt der Dorfhauptling als Priester und spricht, ehe man trinkt, ein Gebet zu den Göttern, worin er um Gesundheit, langes Leben, gute Ernte und Glück im Kriege bittet. Auf diesem freien Platze finden auch die Hochzeitsfeste statt. Bei letzteren Gelegenheiten werden nicht blos gekochte Nahrungsmittel, sondern auch roher Dams und lebende Schweine aufgetischt, und ganze Ladungen werden von den heimkehrenden Gästen mit fortgetragen. Mahlzeiten bei der Geburt von Kindern, nächtliche Tänze und politische Rathsversammlungen werden alle auf dem Marum gehalten. Jedes Dorf hat seine Redner. Bei großen Berathungen tragen dieselben ihre Reden in singendem Tone vor, wobei sie in regelmäßigem Wechsel vom Umkreis nach dem Centrum des Platzes hin und her wandeln und nach dem rhetorischen Takt ihrer Sätze die Keule schwingen. . . Seit unvordenklicher Zeit wird immer eines der Dörfer des Distrikts als Vorort betrachtet; dort kommt man zu den bedeutenderen Berathungen zusammen, z. B. über Krieg oder Frieden, und er hat auch die Führung im Kriege. Zuweilen geschieht es auch, daß zwei oder drei Distrikte ein Bündniß gegen einen mächtigeren Feind schließen; aber die Eingeborenen sind darin sehr wankelmüthig und treulos, und es kann geschehen, daß ein Distrikt heute auf dieser, morgen auf jener Seite steht."

Vielweiberei ist nach Turner zwar herrschend, doch nicht in ausgedehntem Maaße. Ein Häuptling hat selten mehr als drei Frauen, oft nur zwei oder eine. Die Lage des weiblichen Geschlechts ist nicht in dem Maaße herabgewürdigt, als man es erwarten sollte. Die Frauen dürfen zwar nicht mit den Männern auf dem Marum sitzen, und müssen für sich besonders essen, es sei denn bei Hochzeitsfesten

und ähnlichen Gelegenheiten; im Ganzen aber werden sie nicht übel behandelt. Wegen des fortwährenden Kriegszustandes fällt die Feldarbeit, das Kochen u. gewöhnlich auf sie. Ehebruch und ähnliche Laster werden durch die Furcht vor der Keule in Schranken gehalten; denn der Schulbige ist nie sicher, daß nicht in irgend einem Augenblick der rächende Keulenschlag auf sein Haupt fällt. Die Rache wird überdies oft an einem Bruder oder an andern nahen Verwandten des Schulbigen vollzogen. An ihren Kindern hängen sie mit großer Zärtlichkeit. Kindermord ist hier unbekannt; im Uebrigen aber ist den Kindern — Knaben und Mädchen — Alles gestattet, und von einer Erziehung, es sei denn zum Krieg, ist keine Rede.

Die Sprache der Eingeborenen ist melodisch, reich an Worten und Formen, und besitzt Feinheiten, die man in unsern europäischen Sprachen vergeblich sucht. Freilich fehlt es fast gänzlich an Ausdrücken für höhere geistige Begriffe. Ein besonderer Uebelstand aber ist die zahllose Mannigfaltigkeit von Dialekten, die in ganz kleinem Umkreis sich findet. „In den östlichen Inselgruppen der Südsee,“ sagt Turner, „ist es die Regel, daß auf acht oder zehn benachbarten Eilanden nur ein Dialekt gesprochen wird. Auf den Neuhebriden ist es durchaus anders; da ist Alles in feindselige Splitter zerbrockelt. Man nehme z. B. vier der südlichen Eilande der Gruppe, — Tanna, Oromanga, Fatuna und Aneiteum, alle so nahe bei einander, daß jede im Gesichtskreis der andern liegt, — und doch wird auf jeder dieser Inseln ein durchaus verschiedener Dialekt gesprochen, und ein Buch, das für eine derselben geschrieben und gedruckt wird, wäre völlig unbrauchbar für die andern. Ja auf einem und demselben Eiland finden wir zwei oder drei verschiedene Dialekte. Es war uns schmerzlich wahrzunehmen, daß wir nach einer kleinen Wanderung von etwa zwei Stunden bereits einen Dolmetscher bedurften, um uns den Leuten verständlich zu machen.“

In Beziehung auf die religiösen Begriffe der Eingeborenen giebt uns Missionar Turner folgende Schilderung, die sich zwar zunächst nur auf das Volk von Tanna bezieht, aber unzweifelhaft von allen übrigen Inseln dieser Gruppe gleichermaßen gilt. „Sie haben keine Götzenbilder,“ schreibt er. „Der Banianenbaum*) bildet ihren heiligen

*) Die Baniane (*Ficus indica*) wächst zu außerordentlicher Größe; von ihren weit ausgebreiteten Ästen senken sich viele Wurzelsafern zur Erde herab, schlagen

Hain oder Tempel, wo sie ihre religiösen Uebungen anstellen. Hin und wieder liegen im Walde besondere Steine, welche göttlich verehrt werden, und an die sich irgend eine heilige Sage knüpft. . . Ihr allgemeiner Name für 'Gott' scheint *Arēmha* zu sein, was einen Verstorbenen bezeichnet. Dieß läßt die Natur der göttlichen Wesen, die sie verehren, deutlich erkennen. Die Geister ihrer abgeschiedenen Vorfahren sind ihre Götter. Häuptlinge, die ein hohes Alter erreichen, werden heute noch nach ihrem Tode vergöttert, mit Namen angerufen und bei verschiedenen Gelegenheiten mit Opferdienst geehrt. Man glaubt, daß sie besonders das Wachsthum des Dams und der mancherlei fruchttragenden Bäume zu fördern vermögen. Ihnen werden die Erstlinge aller Früchte geopfert, was in der Weise geschieht, daß sie ein wenig davon auf einen Stein oder auf einen vorragenden Baumzweig oder auch auf eine rohe Art von Altar legen. Unter allgemeiner Stille fungirt dabei der Häuptling als Priester und betet laut also: 'Mitleidiger Vater! Hier ist etwas Speise für dich. Nimm sie und is; sei uns um dieser Speise willen gnädig.' Statt eines Amen bricht Alles in ein lautes Halloß aus. Das findet um Mittag statt, und dann beginnt Essen, Trinken und Tanzen, das bis Mitternacht und oft weit darüber hinaus fortwährt.

„Die eigentlichen Götter der Eingeborenen aber sind die Zauberer. Es ist erstaunlich, wie diese Leute gefürchtet werden, und wie fest und stark der Glaube ist, daß sie Macht über Leben und Tod in ihren Händen haben. Es giebt unter ihnen Regen- und Gewittermacher, Fliegen- und Moskitomacher und eine ganze Heerschaar anderer 'Macher', aber die gefürchtetsten sind die Krankheitsmacher. Man glaubt, daß diese Leute dadurch, daß sie das sogenannte *Nahaf* verbrennen, Krankheit und Tod über Jeden zu bringen vermögen. *Nahaf* bedeutet Auskehricht, vornemlich aber Abfall von Speisen und Früchten. Allen Abfall dieser Art verbrennt man sorgfältig oder wirft es ins Meer, damit es den Zauberern nicht in die Hände falle. Diese Bursche sind allezeit auf der Lauer und betrachten es als ihr Hauptgeschäft, alles was zum *Nahaf* gehört aufzulesen und unter gewissen

da wieder Wurzel und bilden neue Stämme. Ein solcher Baum bei Patna in Indien bildet einen förmlichen Wald von 60 Hauptstämmen, und sein Schatten hat um Mittag 1500 Fuß im Umfang, so daß Hunderte darunter bequem sich lagern können. Sie werden in Indien an öffentlichen Plätzen gepflanzt, um als schattiger Versammlungsort, namentlich bei religiösen Feiern, zu dienen.

Ceremonien zu verbrennen. Sieht ein solcher Zauberer die Schale einer Banane am Boden liegen, so hebt er sie auf, wickelt sie in ein Blatt und trägt das Päckchen dann den ganzen Tag an einer Schnur um den Hals. Die Leute starren ihn an, wie er dahin geht, und sagen zu einander: 'Er hat etwas gefunden; in der Nacht wird er's Einem anthun.' Am Abend schabt er dann die Rinde von einem Baum, vermengt sie mit der aufgefundenen Bananenschale, rollt Alles fest in ein Blatt zusammen in der Form einer Cigarre und bringt es dann nahe an ein Feuer, so daß es anfängt zu glosen und ganz langsam abzubrennen. Plötzlich hört er ein Muschelhorn blasen. 'Sieh da,' sagt er zu seinen Freunden, 'da ist's! Das ist der Mann, dessen Nahak ich verbrenne, — er ist krank. Also weg mittlerweile mit dem Feuer, und laß uns erst sehen, was er uns am Morgen zum Geschenk bringt!'

„Wenn jemand krank wird, so glaubt er selbst und Jedermann, daß es von dem Verbrennen seines Nahak herrühre. Statt deshalb an Medizin zu denken, bittet er Jemand, das Muschelhorn zu blasen, — in der Regel eine große Schneckenmuschel, die, wenn durchbohrt und geblasen, eine halbe Stunde weit oder in noch größere Entfernung gehört wird. Die Bedeutung davon ist, denjenigen, der des Kranken Nahak verbrennt und ihm dadurch all die Schmerzen verursacht, anzuflehen, daß er doch mit dem Verbrennen aufhören möge; es soll zugleich das Versprechen ankündigen, daß man am Morgen dem gefährlichen Manne, der das Nahak verbrennt, ein Geschenk bringen werde. Je größer die Schmerzen sind, desto lauter und anhaltender wird die Muschel geblasen; lassen die Schmerzen nach, so hört man mit Blasen auf, in der gewissen Ueberzeugung, der Krankheitsmacher sei so gut gewesen, mit dem Verbrennen innezuhalten. Dann berathen die Freunde des Kranken über das Geschenk, das man am Morgen dem Manne zu bringen habe. Schweine, Matten, Messer, Hacken, Glasperlen, Haifischzähne und dergleichen sind es in der Regel, die dazu gewählt werden. Manche der Zauberer nun nehmen bereitwillig diese Sachen an und versprechen, das Nahak nicht wieder ans Feuer zu bringen. Wird nun der Unglückliche in der darauffolgenden Nacht abermals von dem Uebel befallen, so glaubt er, das Nahak brenne wieder; die Muschel wird wieder geblasen, Geschenke werden aufs Neue gesandt, und so geht's fort. Alles was ein Mensch hat, gibt er für sein Leben, und stirbt er, so wird Alles dem Zauberer zur Last gelegt:

er sei, heißt es dann, mit den empfangenen Geschenken nicht zufrieden gestellt worden und habe deshalb das Nahak völlig verbrannt. Sie haben nemlich die Vorstellung, daß die Person sterbe, sobald Alles vollständig verbrannt sei. Jede Nacht kann man das unheimliche Getöse der Muschel hören. Wird der Zauberer selbst krank, so ist er fest überzeugt, daß irgend Jemand sein Nahak verbrenne; und so muß er seinerseits die Muschel blasen lassen und Geschenke senden."

So schreibt Missionar Turner. Er bemerkt dabei, daß Husten, Influenza, Dysenterie und ähnliche Krankheiten häufig unter den Eingeborenen herrschen, daß aber diese Uebel von den letzteren dem Verkehr mit den weißen Ausländern zugeschrieben werden. „Die Ansicht unter ihnen ist allgemein, daß sie, seitdem fremde Schiffe an ihren Inseln anlegen, zehnmal mehr Krankheit haben als zuvor. Selbst die nüchternsten und glaubwürdigsten unter ihnen sagten zu uns: 'Es ist dieß unzweifelhaft wahr. Früher wurden die Leute alt und starben erst, wenn sie ihre Jahre vollendet hatten; heutzutage aber ist des Krankseins und vorzeitigen Sterbens kein Ende.'"

Die Todten werden in ein Tuch gewickelt, das aus der Rinde eines gewissen Baumes bereitet wird und gegerbtem Leder ähnlich sieht, und nur das Gesicht wird frei gelassen und roth bemalt. Am Tag nach dem Tode wird das Grab gegraben und die Leiche unter dem Weinen und Wehklagen der Freunde und Verwandten beerdigt. Leider ist auch auf den Neuhebriden die abscheuliche Sitte einheimisch, daß beim Tode eines Häuptlings seine Frauen sich dem Tode weihen, um ihn in die Geleite der Abgeschiedenen zu begleiten. „Ein solches armes betrogenes Geschöpf freut sich dessen," schreibt Turner, „und man erkennt daran, nicht bloß daß die Frauen oft mit großer Liebe an ihren Männern hängen, sondern auch, daß der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode sehr fest und stark ist. Ein alter Häuptling kann, wenn es mit ihm zum Sterben geht, zu seinen Frauen sagen: 'Nun, wer will mit mir gehen?' und sofort wird eine und die andere erwidern: 'Ich will.'“ — Turner fügt hinzu: „Auf der benachbarten Insel Aneiteum ist diese empörende Sitte vor dem Licht des Evangeliums gänzlich verschwunden. In Folge einer allgemeinen Uebereinkunft zwischen den Häuptlingen und dem Volk ist dieser Gräuel über die ganze Insel hin verboten worden; aber er hat seltsamer Weise eine Zufluchtsstätte auf Tanna gefunden. Erst vor wenigen Jahren stieg man hier an, die Weiber eines verstorbenen

Häuptlings zu erdrosseln, und dieser Brauch verbreitet sich immer weiter über das Eiland, — ein neuer Beweis für die abschüssige, nach der Tiefe gehende Tendenz des Heidenthums. Sein Zug geht immer abwärts, niemals aufwärts; seine Entwicklung ist zugleich ein Wachsthum menschlicher Verdorbenheit. Das einzige Heilmittel ist das Evangelium. Wo sein Licht in die dunkeln Verter der Erde hineinleuchtet da muß Krieg und Blutvergießen, Cannibalthum und Weibermord weichen, und jede Form satanischen Einflusses muß ihr Angesicht im Staube verbergen. Wir reden, weil wir glauben; und wir glauben, weil wir gesehen haben, wie glorreich das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten triumphirt, wenn es einmal lebendig und unter Bezeichnung des Geistes auf ein Heidenland zu wirken anfängt."

So sagt Turner, der die Siege des Christenthums in der Südsee neunzehn Jahre hindurch zu beobachten und zu denselben in seinem Theil mitzuwirken die Gnade hatte. Allein er weiß auch aus eigener Erfahrung, durch welche schwere scheinbare Niederlagen es im Reiche Gottes zuvor oft hindurchgeht. Nirgends aber hat sich dieß in erschütternderer Weise gezeigt, als auf den Neuhebriden.

3. Die Dillon's Bay von Tromanga.

Wir kehren zu dem Manne zurück, der, nachdem er den östlichen und mittleren Archipel des großen Oceans mit dem Schall des Evangeliums erfüllt hatte, nun von unwiderstehlichem Liebesdrang getrieben sich aufmachte, um auch den westlichen Inselgruppen zuzurufen: „Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe; denn der Herr ist groß und sehr löblich; fürchtbar ist Er über alle Götter. Darum bringet her dem Herrn, ihr Inseln des Meeres, bringet her dem Herrn Ehre und Macht.“

Es war Sonntag den 3. Nov. 1839, daß John Williams seine Abschiedspredigt auf der Insel Upolu (Schiffer- oder Samoa-Gruppe) hielt, um „seine große Reise“, wie er es nannte, anzutreten. Kurz zuvor hatte er einen Aufruf an alle eingeborenen Samoalehrer ergehen lassen, worin er jeden, der um des Herrn willen dazu bereit sei, aufforderte, sich an den Missionszug nach Westen anzuschließen; „und wir hatten die unaussprechliche Freude,“ schreibt er selbst, „daß nicht weniger als dreißig der bestunterrichteten und bewährtesten Männer sich erbboten, mit uns zu gehen und sich überall, wo wir es

für gut fanden, stationiren zu lassen." Aus ihrer Mitte wurden dann Zwölfe ausgesondert, welche die Expedition nach den Neuhebriden begleiten sollten. Zu eben derselben Zeit kam ein junger Engländer, Namens Harris, in Upolu an, der diese Inseln um seiner Gesundheit willen besuchte, aber durch den Anblick des herrlichen Gotteswerkes in der Südsee so hingenommen wurde, daß er sich entschloß, Williams nach dem Westen zu begleiten, um dann von Sydney (Neuholland) aus nach England zu gehen und dort sich für den Missionsdienst weiter auszubilden. Der treffliche junge Mann aber sollte eine frühe Märtyrerkrone ererben. An jenem letzten Sonntag auf Upolu war Williams' Stimmung ernster als je; eine bei ihm ganz ungewohnte Weichheit, ja ein gewisser Druck des Gemüths war an ihm bemerkbar und fiel Allen auf. Sein Text zur Abschiedspredigt war aus Apgeesch. 20 genommen: „Und da er solches gesagt, kniete er nieder und betete mit ihnen Allen. Es ward aber viel Weinens unter ihnen Allen, und fielen Paulo um den Hals und küßeten ihn, am allermeisten betrübt über das Wort, das er sagte, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen." Die Kapelle war gedrängt voll. Ueber Alle schien ein Geist der Traurigkeit zu kommen. Der Missionar und die Gemeinde weinten zusammen, und nichts als lautes Schluchzen ward in der großen Versammlung vernommen. Am Abend kamen etliche näher verbundene Glieder der Gemeinde und die übrigen Missionsgeschwister noch in der Wohnung ihres geliebten Vaters und Freundes zusammen, um ihn und seine Gefährten dem Schutz des Allmächtigen und Gnädigen zu empfehlen. Um Mitternacht schloß Williams zum letzten Mal seine treffliche Gattin und seine Kinder in die Arme und sagte ihnen ein letztes Lebewohl. „Nicht wahr, du gehst nicht auf Tromanga aus Land," rief ihm seine Gattin noch nach.

Auf dem Camden befand sich außer Williams und Harris noch Missionar Cunningham nebst den zwölf eingeborenen Samoa-Lehrern. Noch am Abend zuvor war ein blinder christlicher Häuptling gekommen und sagte: 'Lehrer Williamu, ich bin ein blinder Mann, aber ich habe ein großes Verlangen, mit dir nach dem finstern Lande zu gehen. Vielleicht haben die Heiden Mitleid mit mir, weil ich blind bin, und werden mich nicht tödten; und während ich mit ihnen reden und ihnen von Jesus erzählen kann, so kann ja mein Knabe (damit legte er seine Hand auf seines Sohnes Haupt) lesen und schreiben; und so können wir mit einander die Heiden zu Jesus führen.'" Ob Williams

seine Bitte gewährte, ist uns nicht bekannt. Die Reise gieng glücklich von Statten. Am Samstag den 16. Nov. schreibt Williams an einen Freund in England: „Vielleicht ehe dieß Schreiben dich erreicht, wird die Kunde zu dir kommen, daß wir nicht mehr hienieden sind. Unser großes Anliegen sollte darin bestehen, daß wir uns stets zum Sterben fertig halten. Es wird mir dieß schwer in Folge der steten Anforderungen, die an meine leibliche und geistige Kraft gemacht werden; allein ich finde großen Trost in dem Gedanken, daß viele theure Kinder Gottes für mich beten, und daß all meine Kraft Leibes und der Seele für die beste aller Angelegenheiten, für die Sache unsres großen Königs, geopfert wird. O was für eine Him-
melslust ist es, Gutes für Andere zu thun!.. Ich habe so eben von Kapitän Morgan gehört, daß wir nur noch zwanzig Stunden von den Neuhebriden entfernt sind, so daß wir morgen bei Zeiten dort sein werden. Heute Abend werden wir zu einer besonderen Gebetsstunde uns vereinigen. Ach, wie viel hängt von dem morgenden Tag ab. Werden die Wilden uns aufnehmen oder nicht? Vielleicht ringt eben jetzt einer oder der andere unsrer Freunde für uns mit Gott. Ich bin in der höchsten Spannung; ich bitte Gott um Weisheit und Glaubensmuth, damit der Versuch, diesem umnachteten Volke das Evangelium nahe zu bringen, wohlgelingen. Das Uebrige überlasse ich Gott. Ich habe zwölf eingeborene Lehrer mit mir genommen; zwei von ihnen haben wir schon auf Rotuma unterwegs abgesetzt, die übrigen zehn sind für die Neuhebriden und Kaledonien bestimmt. Die kommende Woche ist für mich die wichtigste meines Lebens.“

Es könnte auffallen, daß Williams, der muthige Glaubensheld, der unter tausend Gefahren so viele andere Inseln der Südsee besucht und mit nicht minder wilden Kannibalen, als die der Neuhebriden sind, hundertfach verkehrt hatte, nun zum ersten Mal mit solcher sichtbaren Bangigkeit dem neuen Versuch entgegenblickte. Man kann dafür auf das geheimnißvolle Ahnungsvermögen der Seele hinweisen, die oft mit wunderbarer Sicherheit die ernste entscheidende Stunde vorausschauet; aber es wirkten doch unzweifelhaft hier auch natürliche Erwägungen mit. Die Neuhebriden, und vornemlich Gromanga, sind seit ihrer Entdeckung durch den Reichtum des kostbaren Sandelholzes, das einen so wichtigen und gewinnreichen Handelsartikel (namentlich auf dem chinesischn Markt) bildet, ein Sammelort vieler englischer und amerikanischer Schiffe geworden. Was für empörende Grausam-

keiten aber durch gewissenlose Kapitäne und durch ihr rohes Schiffsvolk an diesen Eingeborenen dabei verübt wurden, und wie diese wiederum ihr Rachegefühl an den weißen Fremdlingen durch heimtückischen Mord gestillt haben, das wird erst die Ewigkeit ganz offenbaren. „Ich muß mich wundern,“ schreibt Missionar Gill, „daß auch nur ein einziger Ausländer, der in ihre Gewalt fiel, mit dem Leben davon kam. Es mag ehrenvolle Ausnahmen unter den Sandelholzhändlern geben; aber das sind eben Ausnahmen, und die große Mehrzahl hat sich der fluchwürdigsten Ungerechtigkeiten schuldig gemacht und viel Blutschuld auf sich geladen.“ Schon bei dem ersten Besuch, den ein brittischer Seefahrer auf Tromanga machte, floß Blut. Als nemlich Kapitän Cook 1774 dort landete, machten die Eingeborenen den Versuch, ein Brett und etliche Ruder zu stehlen. Cook richtete sogleich seine Flinte gegen die Uebelthäter und drückte los. Das Gewehr versagte. Die Insulaner griffen zu Steinen und anderen Waffen, und schleuderten sie gegen die Fremdlinge. Jetzt wurden die Kanonen gegen die Unglücklichen abgefeuert und eine Reihe von ihnen blieb todt am Ufer liegen, während die Uebrigen in Todesangst die Flucht ergriffen. Als später andere Schiffe kamen, wollten die Eingeborenen Rache nehmen für das vergossene Blut und führten ihre Pläne mit der Tücke blutdürstiger Heiden aus. So ist es seitdem fortgegangen. „Das Sandelholz,“ sagt Missionar Gill, „das von den Neuhebriden geholt und auf den Markt gebracht wird, ist buchstäblich mit Menschenblut besetzt.“

Unter diesen Umständen war die ängstliche Sorge des liebebrünstigen Williams begreiflich. Er wollte in der Geschichte des Verkehrs zwischen den Neuhebriden und den Europäern ein neues Blatt beginnen, — ein Blatt, das nicht mit Blut und Ungerechtigkeit geschrieben wäre, sondern das den Sieg der Liebe über den Haß, den Triumph des Evangeliums über die Gräueltathen des Heidenthums kund thäte. Und wenn wir dazu nehmen, daß ihm die Neuhebriden als der Schlüssel zu Kaledonien, zu Neubrittanien und all den großen Inseln des Westens erschienen, so begreifen wir die ängstliche Spannung, die in seinen eigenen Worten sich ausdrückt; „die kommende Woche ist die wichtigste meines Lebens.“

Nachdem am Samstag Abend nach Williams' Wunsch die ganze Schiffsgemeinde sich zu einer besonderen Gebetsstunde vereinigt hatte, erreichte der Camden am andern Morgen (Sonntag) frühe das erste

Eiland der Neuhebriden-Gruppe, die Insel Fatuna. „Sie sieht aus,“ schreibt Williams selbst in seinem Tagebuch, „wie Ein großer, hoher, zerklüfteter Berg, dessen Felswände an vielen Punkten senkrecht ins Meer abfallen. Nirgends zeigte sich eine Niederung, so daß wir zu zweifeln anfiengen, ob die Insel bewohnt sei oder nicht. Doch als wir der Küste näher kamen, entdeckten wir an den Abhängen der Hügel da und dort einen angebauten Fleck, und auch kleine niedrige Hütten konnten wir unterscheiden. Endlich sahen wir zwei Kanöe's herankommen, in deren einem sich vier Männer befanden. Die letzteren sahen ziemlich gut aus und waren wohlgebaut. Ihre Hautfarbe ist nicht schwarz wie die des Negers, noch auch braun, wie die der andern Südsee-Inulaner, sondern eher dunkelbraun und hat etwas rufsiges. Ihre Gesichter sind dick mit einem rothen Stoff beschmiert, und auf dem Hinterkopf steckt eine lange weiße Feder. Das Ohrläppchen war durchbohrt, und das Loch ist durch wiederholtes Hineinstecken eines Holzstückchens allmählig dermaßen erweitert worden, daß es nun im Durchmesser größer als ein Zoll ist. In dieser Oeffnung tragen sie als Zierrath zwei, ja sechs oder acht Schildpattringe. Auch der Nasenknorpel ist durchbohrt, und bei mehreren bemerkten wir, daß er — wahrscheinlich in Folge allzusehriger Ausdehnung — zerrissen war. Wir konnten keinen von den Eingeborenen bewegen, ihr Kanöe zu verlassen und an Bord des Gamden zu kommen, so sehr wir sie auch durch vorgehaltene Geschenke von kleinen Spiegeln, Scheeren, Fischhaken und dergleichen anzulocken suchten. Da sie nun sich nicht zu uns wagten, so beschloßen wir, unsrerseits ihnen einen Besuch zu machen. Unser Landungsboot ward hinabgelassen, und nun riefen sie uns zu, wir möchten ans Land kommen, mit dem Beisatz, es gebe dort genug Dams, Taro und andere Nahrungsmittel. Als wir dem Ufer uns näherten, sprang ein Mann aus seinem Kanöe in unser Boot und erklärte, er sei ein 'Ariki' oder Häuptling und wünsche mit uns an Bord des großen Schiffes zu gehen. Das war uns höchst willkommen, zumal da er ein Häuptling war, und so kehrten wir mit ihm nach dem Gamden zurück. Dort angekommen, legten wir ihm ein rothes Hemd an und befestigten dasselbe um seine Lenden mit einem Stück Zeug. In diesem neuen glänzenden Aufzug stolzirte er auf dem Verdeck umher und jubilirte wie närrisch über seine eigene Herrlichkeit. Endlich aber stellte sich die Seekrankheit ein, diese Vernichterin aller menschlichen Eitelkeit, und brachte ihn bald so herunter

daß er so zahm und ruhig wie ein hülfloses Kind am Boden saß. Als wir mit ihm reden wollten, sah er höchst erbärmlich zu uns auf und rief: 'Ich kann nicht mehr! Ich bin todt!' Nur mühsam brachten wir mit unsern Fragen Einiges von ihm heraus und fanden dabei zu unsrer Freude, daß die Sprache dieser Eingeborenen eine Mischung des Samoa- und Karotonga-Dialekts ist, so daß wir einander ziemlich ordentlich verstehen konnten. Gegen Abend fieng er an sehr unruhig zu werden und bat inständig, ihn wieder ans Land zu bringen. Deshalb lenkten wir den Camden dem Ufer zu, und als wir [innerhalb einer Korallenbank] in ruhigeres Wasser kamen, erholte er sich, und wir fanden in ihm einen verständigen mittheilsamen Mann. Wir bemühten uns, ihm den Zweck unsres Besuchs zu erklären, und fragten ihn, ob er es gerne sehen würde, wenn Jemand aus unsrer Mitte auf seiner Insel zu wohnen käme. Darauf erwiderte er: wenn Jemand bei ihnen leben wollte, so würden sie ihm Yams, Taro und Zuckerrohr geben. Als er zum Abschied sich anschickte, schenkten wir ihm einen Spiegel, ein Messer, einige Fischhaken und etliche andere Artikel. Der Spiegel entzückte ihn über die Maassen. Als er sein eigen Gesicht in demselben erblickte, fieng er vor Entzücken zu tanzen an und stimmte einen heulenden Gesang an, ähnlich dem der Matrosen, wenn sie den Anker aus der Tiefe ziehen. Endlich betraten wir mit ihm das Ufer. Sofort wurden wir von Eingeborenen umringt, die mit großer Achtung uns begegneten und durchaus unbewaffnet waren. Sie schwärmten in furchtbarem Durcheinander an unsern schwarzbraunen Freund hin, der in seinem rothen Hemd eine große Rolle spielte, und dieser hinwiederum sprach mit Entzücken von der Güte, die er von seinen reichen weißen Freunden erfahren habe. Dabei hielt er die Kleinigkeiten, die wir ihm geschenkt, in die Höhe und zeigte sie seinen erstaunten Landsleuten mit sichtbarem Stolz. Wir versuchten nochmals den Einen oder Andern zu bewegen, mit uns zu kommen; aber ohne Erfolg. Wir sind leider für den Augenblick nicht reich genug an Samoa-Lehrern, um zwei für diese Insel entbehren zu können; aber wir werden dieses Fatua sobald als möglich besetzen, und in diesem Sinn sagten wir auch den Eingeborenen, wir werden sie bald wieder besuchen.

„Das Ergebniß dieser Tagesarbeit ist so erfreulich, daß wir die Ueberzeugung haben, es sei durch unsern Besuch unter diesen Inselanwohnern ein Gefühl des Wohlwollens gegen uns geweckt worden, in Folge

dessen wir es wagen können, Lehrer daselbst zu stationiren, sobald wir ihrer etliche mangeln können."

Man sieht aus diesen Aufzeichnungen, daß neuer Muth und freudige Hoffnung in Williams' Gemüth mit voller Lebendigkeit wieder austauchten. Noch erfreulicher waren die Erfahrungen des folgenden Tages. Am Montag den 18. Nov. frühe kam der Camden auf der Nordostseite der Insel Tanna vor Anker. Vor ihnen lag eine prächtige Hafenbucht, die bei den Seefahrern den Namen Port Resolution trägt. „Es ist eine prächtige Bucht,“ schreibt einer von Williams' Begleitern, „im Westen von einer niedrigen Hügelreihe begränzt, die von dem Vulkan im Innern an bis zum Meeresufer sich erstreckt. Ein schöner sandiger Strand läuft um die Süd- und Ostseite her. Der Eingang in den Hafen ist weit und offen; aber da um denselben her Sandbänke liegen, welche die Gewalt der Wellen brechen, so bietet er für die Schiffe vollkommene Sicherheit.“ ... „Nach dem Frühstück gingen wir im Boot ans Ufer, um den Hafen zu untersuchen und die Eingeborenen zu sehen. Wir waren hoch erfreut über die freundliche und friedliebende Aufnahme, die wir bei ihnen fanden, und über ihr großes Verlangen, Tauschhandel mit uns zu beginnen. Die drei eingeborenen Samoa-Lehrer, welche für diese Insel bestimmt sind, waren mit uns ans Land gegangen, und diese stellten wir nun den Häuptlingen vor. Wir erklärten ihnen so gut wir konnten den Zweck unsres Kommens und wie diese Lehrer wünschten, künftig in ihrer Mitte zu leben. Die Häuptlinge schienen darüber entzückt, und einer von ihnen erklärte, er werde sie mit Yams, Kokosnüssen und Schweinen versorgen, wenn sie bei ihm wohnen würden. Dann brachten uns die Häuptlinge ein Geschenk von Früchten, was wir mit einigen Gegengeschenken erwiderten. ... Als wir Abends nochmals ans Ufer fuhren, waren andere Stämme aus dem Innern, welche von unsrer Ankunft gehört hatten, in großen Massen am Strande versammelt. Sie waren mit Speeren, Wurfsstöcken, Pfeilen und Bogen bewaffnet und begehrten mit großem Ungestüm auch solche Geschenke, namentlich Fischhaken, dergleichen wir den Andern ausgetheilt hätten. Da wir ihnen erklärten, daß wir die Dinge nicht herschenken, wohl aber gegen ihre Waaren einzutauschen bereit seien, wurden sie wüthend, und etwa Hundert von ihnen umringten unser Boot am Ufer und machten Miene, dasselbe zurückzuhalten. Doch nach kurzer Zeit, nachdem wir ruhig mit ihnen geredet und nachdem auch einer der uns befreundeten

Häuptlinge sie zu beschwichtigen gesucht hatte, legte sich ihre Wildheit und sie ließen das Boot frei. So gelang es uns, vom Land zu stoßen; wir ließen jedoch die drei Samoa-Lehrer am Ufer zurück, in der Absicht, morgen erst ihre Habseligkeiten ans Land zu schaffen, nachdem sie mittlerweile die Gesinnung der Eingeborenen erprobt hätten. Uebrigens wagten es zwei Insulaner, mit uns an Bord des Camden zu gehen und dort die Nacht bei uns zuzubringen."

Am folgenden Morgen (Dienstag 19. Nov.) fuhr das Boot mit den beiden Lannesen wieder ans Land. Eine Masse von Eingeborenen hatte sich am Ufer versammelt. Die drei Samoa-Lehrer waren nicht da. Anfangs herrschte großer Lärm und beängstigende Konfusion. Doch bald wurde Alles ruhig. "Die Eingeborenen gruppirtten sich nach Stämmen," heißt es in dem schon benützten Tagebuch, "und jede Parthie hatte Früchte aller Art herbeigebracht, um sie gegen unsre Waaren auszutauschen. Da erschienen auch unsre Samoa-Leute und gaben uns einen höchst erfreulichen Bericht von der herzlichen und freundlichen Aufnahme und Behandlung, die sie gefunden hätten." — Im Lauf der weiteren Verhandlungen zeigte sich die Opferwilligkeit und der ächte Missionsgeist der drei Samoa-Lehrer im schönsten Licht. Williams forderte sie nemlich auf, selbst noch einmal nach dem Camden mitzugehen und dort ihre wenigen Habseligkeiten zu holen, welche ihnen künftig auf der Insel Tanna so nöthig sein würden. Allein sie waren so besorgt und augenscheinlich bange, man möchte sie nicht mehr nach der Insel, diesem Schauplatz ihrer nachmaligen schweren und unsäglichen Leiden, zurückkehren lassen, daß sie lieber ohne ihren kleinen Besitz dableiben wollten; und erst dann waren sie dazu zu bewegen, als Williams ihnen den Vorschlag machte, zwei andere Lehrer, welche im Boot mitgekommen waren, gewissermaßen als Geißel am Ufer zurückzulassen. Damit gaben sie sich zufrieden und eilten nun auf dem Boot hinaus nach dem Camden, um ihre Sachen zu holen. Im Lauf des Vormittags wurden sie wieder samt ihren Habseligkeiten ans Land geschafft. Die Häuptlinge nahmen die letzteren in Empfang, und bei jedem Stück, das sie ihren Untergebenen zum Forttragen übergaben, hörte man sie das Wort „Tabu“ (heilig, unantastbar) aussprechen. Dann nahm man Abschied. "So schloß einer der interessantesten Besuche, die wir je bei den Wilden der Südsee zu machen Gelegenheit hatten, wo es galt, ihnen das Wort des Lebens zu bringen."

„Dies ist ein denkwürdiger Tag,“ schreibt Williams selbst in seinem Tagebuch am Abend des 19. November, — „ein Tag, dessen man noch in den spätesten Geschlechtern gedenken wird. Was wir heute erleben durften, dessen wird man sich noch freuen, wenn diejenigen, welche thätigen Antheil daran genommen haben, längst vergessen sein werden, und das Ergebniß dieses Tages wird sein —“

Es sind das die letzten Worte, die seine Hand geschrieben hat; selbst den angefangenen Satz hat er nicht vollendet. Um Ein Uhr Nachmittags wurden die Anker gelichtet, und der Camden fuhr nordwärts, der Insel Eromanga zu, deren Südspitze am Abend erreicht wurde. Nachdem man vergebens eine Bucht gesucht, wo das Missionschiff sicher hätte liegen können, zumal da die einbrechende Nacht den Ausblick hinderte, legte man bis zum folgenden Morgen auf offener See bei. Es war eine herrliche Nacht. Williams lehnte sich neben seinem Freunde Cunningham auf das Geländer des Schiffs und schaute mit tiefbewegtem Gemüthe und freudigen Hoffnungen nach dem Ufer Eromanga's hinüber, das in geheimnißvollem Halbdunkel still und ernst ihnen gegenüber lag. Sein Mund floß über von Dank und Freude über dem, was sie auf Tanna im Laufe jenes Tages erlebt hatten, und so groß und herrlich stand die Zukunft dieser Inseln vor seinen Augen, daß er gegen den Freund die Aeußerung that, er sei fast entschlossen, seine Familie hieher zu bringen und selber seinen Wohnsitz hier aufzuschlagen. Am Morgen des 20. November aber schien er eher gedrückt und niedergeschlagen. Demselben Mitarbeiter, mit dem er Abends zuvor in so frohem und hoffnungsreichem Tone geredet, sagte er, er habe eine schlaflose Nacht zugebracht; denn die Größe und Wichtigkeit des Werkes, das vor ihm liege, habe ihn wach gehalten. Das Gewicht der Aufgabe liege so centnerschwer auf ihm, daß er fürchte, er habe mehr übernommen, als er auszuführen im Stande sei; die Inselwelt, die er zu untersuchen und dem Evangelium zu eröffnen unternommen habe, sei so groß und ausgedehnt, daß viele Jahre banger und schwerer Arbeit erforderlich sein dürften, ehe seine eigenen Pläne und die Erwartungen seiner Freunde in England in Erfüllung gehen könnten.

Unter Aeußerungen dieser Art verging ein Theil des Morgens, während dessen der Camden an der Südküste von Eromanga langsam dahinfuhr. Von den Eingeborenen war nur selten einer oder zwei in der Ferne zu sehen, bis man vor einer weiten schönen Bucht ankam,

die unter dem Namen Dillons' Bay bekannt ist und eine nur allzu schmerzliche Berühmtheit erlangt hat. Hier bemerkte man ein Kanoe mit drei Eingeborenen. Sofort bat Williams, das Landungsboot ins Wasser zu lassen, damit er den Insulanern entgegenfahre. Mit ihm



Die Dillon's Bay aus der Ferne gesehen.

trat der junge liebenswürdige Harris, Missionar Cunningham und der Kapitän Morgan ins Boot, während vier Matrosen dasselbe ruderten. Als man dem Kanoe näher kam, versuchte Williams, mit ihnen in ein Gespräch zu kommen; aber ihre Sprache war so verschieden von der der östlicheren Inseln, daß er sie nicht verstehen konnte. Dazu waren sie ausnehmend schön, und ihr ganzes Aussehen war wild und finster. Williams warf ihnen einige Geschenke zu und lud sie durch Zeichen ein, näher heran oder gar mit ihm aufs große Schiff zu kommen. Allein sie weigerten sich und fuhren davon. Doch glaubte man bemerken zu können, daß sie einen günstigen Eindruck von den Fremdlingen mitgenommen hätten. So fuhr Williams mit seinen Gefährten tiefer in die Bucht hinein dem Ufer zu; dabei bemerkte man, wie etliche Eingeborene am felsigen Strande dem herandruckenden Boote nachliefen. Als das Ende der Bay erreicht war, sah man mehrere Insulaner in einiger Entfernung dastehen. Man machte ihnen Zeichen näher zu kommen, sie aber suchten unter lebhaften Geberden den Fremdlingen zu verstehen zu geben, sie möchten sich wieder entfernen. Nun warf man ihnen einige Glasperlenschntüre ans Ufer, die sie begierig aufrafften. Jetzt erst kamen sie näher und nahmen etliche Fischhaken, einen kleinen Spiegel und andere Dinge dieser Art mit sichtbarer Gier in Empfang. „Wir bemerkten nun,“

fährt Kapitän Morgan zu erzählen fort, „einen klaren Bach, der aus einem herrlichen Thal zwischen den Bergen hervorkam und in die Bucht sich ergoß, und da wir zu wissen wünschten, ob es gutes Trintwasser sei, gaben wir dem Häuptling, den wir als solchen gleich erkannten, ein Wassergefäß und baten ihn, uns etwas von dem Wasser zu holen. Nach etwa einer halben Stunde kam er mit dem vollen Gefäß zurückgelaufen und reichte es uns. Dieß gab uns mehr Vertrauen. Williams trank davon und äußerte gegen mich: Die Leute gefielen ihm wohl; ihr scheues Wesen werde wohl von Mißhandlungen herrühren, die sie bei früheren Gelegenheiten von fremden Schiffen müßten erfahren haben. Auf die Frage des Herrn Cunningham, ob er (Williams) ans Land zu treten im Sinn habe, erwiderte er, er habe nicht die mindeste Furcht; dann wandte er sich an mich mit den Worten: 'Kapitän, Sie wissen, wir möchten gerne Besitz von diesem Lande nehmen, und wenn es uns nur gelingt, einen guten Eindruck in den Gemüthern der Eingeborenen zurückzulassen, so können wir wieder kommen und Lehrer bei ihnen stationiren. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir nur ein wenig zu Stande bringen; Sie wissen, Babel ist nicht an einem Tage gebaut worden.' Williams hatte nicht im Sinne, schon jetzt Lehrer hier zu lassen. Bald hernach fragte ihn Herr Harris, ob er etwas dawider hätte, wenn er (Harris) ans Land gieng. 'Durchaus nicht,' erwiderte Williams. Nun watete Harris vollends ans Ufer; aber kaum hatte er es erreicht, so liefen die Eingeborenen davon. Williams rief ihm zu, sich zu setzen. Er that's, und nun kamen Jene wieder heran, brachten ihm Kokosnüsse und öffneten sie für ihn zum Trinken.

„Williams äußerte nun gegen mich, er sehe eine Anzahl Knaben, die sich mit Spielen belustigten, und das halte er für ein gutes Zeichen; denn er schließe daraus, daß die Eingebornen nichts Böses im Schilde führen. Es scheine mir auch so, erwiderte ich, doch wäre es mir lieber, wenn ich auch Weiber sehen könnte. Denn wenn die Eingeborenen dieser Inseln irgend Böses im Sinne haben, so schicken sie die Weiber hinweg; es waren aber weit und breit keine da. Endlich erhob er sich, ließ das Boot vollends ans Ufer stoßen und trat ans Land. Er streckte seine Hand den Eingeborenen hin, aber sie wollten sie nicht annehmen. Dann rief er mir, ich möchte ihm etwas Kleiderzeug aus dem Boot reichen, worauf er sich niedersekte und dasselbe unter die Leute austheilte, in der Hoffnung, ihr Ver-

trauen zu gewinnen. Als er glaubte, unter ihnen eine günstige Stimmung zu bemerken, erhob er sich und gieng mit Harris und Cunningham weiter landeinwärts. Harris war voran. Nachdem sie etwa hundert Ellen weit gegangen waren, wandten sie nach rechts, dem Gebüsch entlang, und ich verlor sie aus den Augen. Harris war am weitesten voraus. Dann gieng ich selbst ans Land, fest überzeugt, daß wir Gnade in den Augen der Insulaner gefunden hätten. Nachdem ich mich noch versichert hatte, daß unser Boot sicher liege, gieng ich den abschüssigen Strand hinauf in der Richtung, wohin die Andern vorausgegangen waren; aber ehe ich hundert Schritte weit gekommen war, schrieen die zurückgebliebenen Matrosen mir zu, eilends zum Boot zurückzulaufen. Ich schaute mich um und sah Williams und Cunningham hastig daher laufen, — Cunningham in der Richtung zum Boote zu, Williams in gerader Linie nach dem Meere, hart hinter ihm drein ein Eingeborener. Ich gelangte glücklich ins Boot, ohne zu wissen, daß zwei Wilde mir unmittelbar auf den Fersen waren."

Wir brechen hier den Bericht des Kapitäns Morgan ab und lassen uns den weitem Verlauf von Cunningham erzählen, der wie Morgan glücklich entkam. „Der liebe Harris," schreibt er, „wünschte ein wenig ins Land hinein zu wandern, wogegen Williams nichts einwandte, und so gieng er fort, gefolgt von einer Parthie von Eingeborenen. Williams und ich folgten, wandten uns aber mehr dem Bache zu, an dessen Ufer wir hinwandelten. Ich traute den Blicken und dem ganzen Benehmen der Wilden nicht recht und bemerkte gegen den theuern Freund, es scheine mir, wir hätten die Rache der Eingeborenen zu fürchten für irgend ein Unrecht, das sie von Ausländern erlitten hätten, und wobei vielleicht einer oder der Andere der Ihrigen getödtet worden sei. Williams gab mir darauf keine Antwort, indem er gerade damit beschäftigt war, einem Trupp brauner Jungen die Samoa-Zahlen vorzusprechen, die ihm einer davon nachsagte. Auch ich suchte den Leuten die Namen für dieß und das in ihrer Sprache abzufragen, und gieng dann vorwärts. Einige Muschelschalen, die ich am Rande des Baches fand, hob ich da und dort auf. Da ich bemerkte, daß etliche derselben mir noch nicht bekannt waren, war ich eben im Begriff, sie in die Tasche zu stecken, als ich einen lauten gellenden Schrei hörte, und in diesem Augenblick rannte Harris aus dem Gebüsch hervor, etwa zwanzig Schritte vor mir. Ich erkannte

auf der Stelle, daß es ein Rennen auf Tod und Leben sei. Sofort rief ich Williams zu, zu laufen, — er war ebenso weit hinter mir, als Harris vor mir, — und ich selbst sprang vorwärts mitten durch die Eingeborenen, die am Bach standen und mich ungehindert durchließen. Ich schaute mich um und sah Harris in den Bach fallen und das Wasser über ihm zusammenschlagen, während eine Anzahl Wilder mit Keulen auf ihn losschlug. Williams lief nicht sogleich, als ich ihn gerufen hatte, bis er das Blasen einer Muschel vernahm. Es war ein Moment, in welchem Alles auf dem Spiele stand. Noch einmal rief ich Williams zu, zu laufen und sprang fort nach dem Boote zu. Williams, statt gleichfalls nach dem Boote zu rennen, lief direkt hinunter nach dem Meeresstrand, hinter ihm drein ein Wilder mit der Keule. Da aber das Ufer steinig und abschüssig war, fiel er vorwärts ins Wasser. Ich glaubte, er werde durch Schwimmen das Boot zu erreichen suchen. Während ich selbst nun mit Kapitän Morgan, den ich am Ufer trug, glücklich das Boot erreichte, obwohl uns einige Eingeborne auf den Fersen waren und mit Steinen nach uns warfen, nahm ich wahr, wie Williams von dem ihn verfolgenden Wilden mehrere Keulenstrieche auf die Arme und über den Kopf erhielt. Zweimal tauchte er unters Wasser, um dem Schlag der Keule zu entgehen, welche der wüthende Mensch über ihm erhoben hatte, um ihn zu zerschmettern, sobald er auftauchen würde. Ich warf zwei Steine vom Boot aus nach ihm, was für einen Augenblick die zwei andern Eingeborenen, die nur wenige Schritte vom Ufer noch entfernt waren, vom Näherkommen abhielt; aber es war nur für einen Augenblick. Die Zwei stürmten auf unsern unglücklichen Freund im Wasser heran und schlugen auf sein Haupt los. Bald kamen noch Andere und halfen ihnen. Ich sah eine ganze Handvoll Pfeile in seinem Körper stecken. Wir ruderten mit der äußersten Anstrengung der Stelle zu, wo Williams sich befand; aber obgleich es nur etwa achtzig Schritte bis zu dem Plaze war, so hatte der theure Bruder doch das Leben ausgehaucht, noch ehe wir die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten. Etwa ein Duzend Wilde schleppten die Leiche auf den Strand und hörten nicht auf, wüthend auf sie loszuschlagen. Eine Schaar Buben umringten die Leiche, welche hart an den heraufspielenden Wellen da lag, und schlugen sie noch mit Steinen, bis das Wasser vom Blute ihres Opfers geröthet war. Ach, diese Augenblicke des Jammers und des Entsetzens, — ich schrie fast laut vor innerem

Web. Mehrere Pfeile flogen in unser Boot.*) Dieß alarmirte die Matrosen; sie erklärten, sie giengen nicht weiter, — sie hätten keine Feuerwaffen, um die Wilden davon zu scheuchen, und Williams sei ja nun todt. Kapitän Morgan selbst erkannte, daß es Wahnsinn wäre, unter diesen Umständen den wüthenden Menschen sich zu nähern. Er ließ das Boot aus dem Bereich der Pfeilschüsse rudern; zugleich beriethen wir uns, was nun zu thun sei. Es wurde beschlossen, den Camden, der etwa $\frac{3}{4}$ Stunden weit draußen lag, so nahe als möglich heranzubringen, unter dem Schutz der beiden Kanonen, die wir führten, zu landen und wo möglich die Leiche, welche die Eingeborenen nackt am Strande hatten liegen lassen, wieder zu bekommen. Wir eilten an Bord des Camden, lichteten die Anker und trieben der verhängnißvollen Stätte zu. Noch immer konnten wir die weiße entkleidete Leiche am Strande liegen sehen, und da die Eingeborenen alle sich entfernt hatten, so hofften wir, die theuern Ueberreste den gräßlichen Kannibalen zu entreißen. Unsere zwei Kanonen wurden geladen und eine davon abgefeuert, in der Hoffnung, die Eingeborenen zu erschrecken und aus der Nähe wegzuscheuchen; denn noch mehrere von ihnen ließen sich in einiger Entfernung blicken. Kugeln hatten wir keine; allein die Matrosen sammelten Eisenstücke u., um sie zu verwenden, wenn's nöthig sein sollte. Unsere Hoffnung aber wurde bald vernichtet; denn ein Haufe Eingeborener lief hinab nach dem Strand und schleppte die Leiche hinweg, während wir noch etwa zwanzig Minuten davon entfernt waren. Mit Entsetzen wandten wir um und fuhren hinweg von dem verhängnißvollen Gestade. Ach, wir Alle hatten einen Freund und Vater verloren. . . ."

Der Camden, der zu einer Stätte des Weinens und tiefer Trauer geworden war, eilte, statt nach Neu-Kaledonien, wie früher beabsichtigt war, direkt nach Neu-Südwaies und brachte den Freunden in Sydney, die mit der Sehnsucht der Liebe sich der Ankunft des theuern Williams entgegen freuten, die erschütternde Kunde von dem, was geschehen war. Es ist unmöglich, die Bestürzung, das bittere Leid und tiefe Herzweh zu schildern, das aller Gemüther in der Kolonie sich bemächtigte. Wie ein Lauffeuer lief die Jammerpost von Mund zu

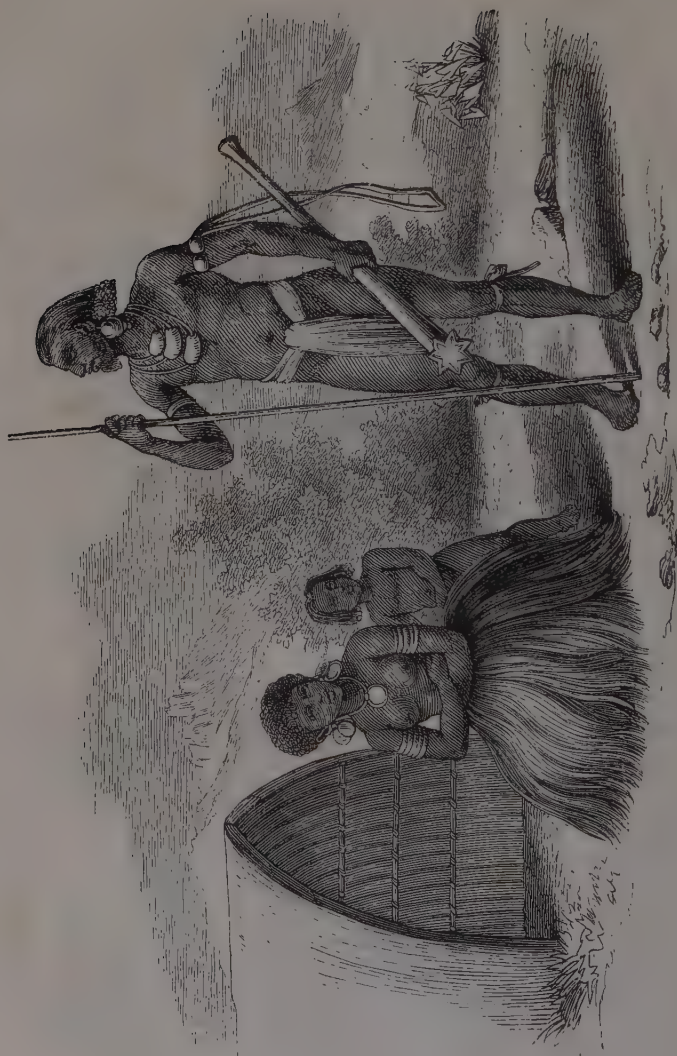
*) An einem der Pfeiler des ethnographischen Museums des Basler Missionshauses hängen zwei jener Pfeile, die auf das Boot geschossen wurden. Im Museum der Londoner MG. befindet sich auch die Keule, womit Williams erschlagen wurde.

Mund, von Ort zu Ort. Selbst die Kolonialregierung schien diesen Verlust aufs tiefste mitzuempfinden. Der Gouverneur, Sir George Gipp, sandte sofort das königliche Kriegsschiff „Favourite“ nach Gromanga, um wo möglich die Ueberreste der Erschlagenen herauszubekommen. Als dasselbe unter der Anführung des Kapitäns Crocker die verhängnißvolle Insel erreichte, ließ dieser sich mit dem zweiten Schiffslieutenant und dem Missionar Gunningham, welcher die Expedition begleitete, im Landungsboot nach dem Ufer rudern; wie sie aber dem blutgetränkten Strande sich nähern, ertönte von allen Seiten der gresle Ton der Kriegsmuschel, und man sah die Wilden in allen Richtungen davon eilen. Es dauerte lang und verursachte nicht geringe Mühe, bis es gelang, Unterhandlungen mit den Eingeborenen zu eröffnen. Diese aber gestanden ein, daß sie die Leichen — gefressen hätten, und daß nichts von ihnen übrig sei, als etliche Gebeine. Es gelang, wenigstens diese herauszubekommen. Dieselben wurden nach der Insel Upolu (Samoa-Gruppe) geführt, von wo wenige Monate zuvor Vater Williams in voller Manneskraft ausgezogen war.

Wir können die erschütternden Scenen der Trauer hier nicht schildern, die sich Schlag auf Schlag folgten, als die Todeskunde von Ort zu Ort, von Insel zu Insel sich verbreitete. Es war in der Nacht des 24. März 1840, daß die „Favourite“ vor Upolu Anker warf. Um Mitternacht klopfte ein Bote an dem Hause der armen schwergeprüften Missionsfrau, die noch nicht wußte, daß sie Wittwe geworden war. „Sie war immer eine heldenmüthige Frau gewesen,“ heißt es in dem Bericht, „und ihr Christenmuth hatte sie auch unter den schwersten Prüfungen nicht verlassen; aber diese Botschaft trauerte sie wie ein zerschmetternder Donnerschlag und schien ihr alle Kraft des Gedankens und der Sprache zu rauben. Sie fand weder Worte noch Thränen; zerschmettert und bekend lag sie auf dem Ruhebett. Aber die Trauerkunde eilte wie ein Lauffeuer durch die ganze Umgegend. Jene Nacht auf Samoa glich jener Nacht des Weinens, da Pharao und alle Egyptianer aufstanden, und es ward ein großes Geschrei in ganz Egypten“. Die Eingeborenen wurden von Haus zu Haus aufgeweckt, und als die Morgendämmerung anbrach, sah man überall weinende Gruppen zusammenstehen und unter lautem Schluchzen die Jammergegeschichte sich erzählen, die auf Gromanga geschehen sei. Vor Williams' Wohnung insbesondere sammelten sich die Häuptlinge, die Lehrer und Schaaren von Eingeborenen, aus deren Mitte

man immer nur den Jammerton vernahm: 'Aue, Williamu! Aue Tama!' (Ach Williams, ach Vater!) Selbst die Heiden theilten die allgemeine Trauer. Alles wollte Frau Williams sehen und sie trösten helfen; aber das war sie für längere Zeit nicht im Stand zu ertragen. Erst gegen Abend hatte sie Fassung genug, den wackern Häuptling Malietoa, der von seinem fernen Dorfe herbeigeeilt war, auf seine dringende Bitte vor sich zu lassen. Als er ins Gemach trat, wo Frau Williams auf dem Ruhebett lag, brach er in Ströme von Thränen und lautes Wehklagen aus, schlug seine Brust und rief: 'Ach Williamu, Williamu, unser Vater, unser Vater! Er hat sein Angesicht von uns gewendet! Wir werden ihn nie wieder sehen! Er, der das gute Wort des Heils uns gebracht hat, — er ist dahin! O grausame Heiden! Sie wissen nicht, was sie gethan haben! Was für einen großen Mann haben sie erschlagen!' Dann wandte er sich zu Mutter Williams, kniete neben sie, nahm mit rührender Zärtlichkeit ihre Hand, und während ihm die Thränen stromweise über die Wangen liefen, sagte er zu ihr mit dem mildesten, zärtlichsten Ton: 'O meine Mutter! Gräme dich nicht zu sehr; tödte dich nicht mit deinem Gram! Du wirst uns auch noch sterben vor Kummer, und dann, o was sollen wir dann machen? Denke an deinen John [den älteren Knaben] und an deinen ganz kleinen Sohn, der bei dir ist, und denke an dein anderes Kind, das weit weit weg von hier ist [in England], und tödte dich nicht. Bitte, bitte, hab' uns lieb, habe Mitleid und Erbarmen mit uns!'

So zärtlich, so herzerquicklich konnten Männer trösten, die noch wenige Jahre zuvor ebenso rohe und brutale Kannibalen gewesen waren, als die Eingeborenen von Gromanga. Aber so groß und köstlich diese Kundgebungen der Liebe und Theilnahme waren, — herrlicher und größer ist doch noch jener königliche Geist des Erbarmens, der kein Rachegefühl gegen die Mörder des unvergesslichen Vaters Williams aufkommen ließ. Doch ja, Rache wollten sie üben, wie sie Christen zu nehmen berufen sind, — eine Rache, wie der Herr selbst sie zu nehmen sich vorgesetzt hat, wenn es heißt: „Überschwenglich wohl, überschwenglich wird Er vergelten, Liebesglut seinen Widersachern, gnädige Vergeltung seinen Feinden; ja den Inseln will Er so vergelten.“ Jes. 59, 18. — Davon das nächste Mal.

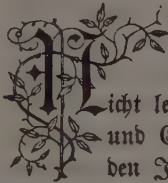


Eingeborene von der Insel Tanna.

Die Neuhebriden.

Zweite Abtheilung.

1. Die neuen Versuche.

icht leicht tritt irgendwo der Kontrast zwischen Helbenthum und Christenthum schärfer und schneidender hervor, als auf den Inseln der Südsee. In unsern letzten Mittheilungen haben wir die grauenvolle Nacht kennen gelernt, die sich über den Eingeborenen der Neuhebriden-Inseln gelagert hat. Wir sahen dort in schauerlicher Anschaulichkeit bestätigt, was der Psalmist (74, 20) sagt: „In den finstern Dörtern der Erde ist's voll Wohnungen der Grausamkeit.“ Ueber die Insel Tromanga, deren Strand von dem Blute des liebebrünstigen Williams und seines jungen Gefährten Harris geröthet ward, ist in einem Bericht aus jener Zeit gesagt: „Die Eingeborenen sind über die Maaßen wild und barbarisch. Sie leben unter einander in unaufhörlichem Krieg. Selbst die Weiber haben ihre Gesechte unter sich und schlagen einander mit Steinen oder Keulen todt. Von einer Anerkennung gegenseitiger Rechte scheint nirgends eine Rede zu sein. Wer allein angetroffen wird, Alt oder Jung, Mann oder Weib, — es sei denn ein Verwandter oder nächster Freund, — wird erschlagen und aufgefressen. Das ist allgemein herrschende Sitte. Deshalb geht Jedermann immer nur bewaffnet aus; und wenn Leute, die nicht die allernächsten Verwandten sind, einander begegnen, so nehmen sofort beide Theile eine feindselige Haltung an, und dieß führt nur allzuoft zu Mord und Todtschlag. Wenn Mann und Frau zusammen in den Busch gehen, um auf den Plantagen zu arbeiten, so müssen sie stets ihre Kinder, sowie Alles, was sie von Werth besitzen, mit sich nehmen; denn Kinder, die man daheim läßt,

Misf. Mag. VI.

sind stets in Gefahr, umgebracht und verspeist zu werden, und jede Art von Habe, die unbewacht blieb, wird sicherlich gestohlen. Zuweilen geschieht es sogar, daß die Glieder Einer Familie einander umbringen und aufessen. Ein Fremdling aber, der ihnen in die Hände fällt, selbst wenn er einer der nächstliegenden Inseln angehört, fällt unfehlbar unter ihren Keulenschlägen und dient ihnen zur Mahlzeit, wenn er nicht etwa einflußreiche Verwandte auf der Insel hat, die ihn beschützen. Erst kürzlich [1840] wurden zehn Eingeborene eines benachbarten Eilands durch widrige Winde auf die Küsten Gromanga's getrieben; sie alle wurden erschlagen und aufgezehrt." — So werden diese Wohnungen der Grausamkeit geschildert; ist's da ein Wunder, daß auch die Boten des Friedens jenen Kannibalen zum Opfer fielen?

Wie herzerquickend ist diesem mitternächtlichen Bilde gegenüber der Anblick derjenigen Inseln, auf denen, wenn auch erst seit kurzer Zeit, das Evangelium Wurzel gefaßt und mit seiner erneuernden Lebens- und Liebesmacht die Herzen ergriffen hat. Begleiten wir nochmals das brittische Kriegsschiff *Favourite*, das unter der Anführung des würdigen Kapitäns Croker die Gebeine des erschlagenen Williams von Gromanga nach den Samoa-Inseln brachte (vergl. voriges Heft S. 187). Als dasselbe vor Upolu Anker warf und die Nachricht von dem, was auf Gromanga geschehen, auf der Insel sich verbreitete, da war freilich des Weinens und Wehklagens viel; aber kein Wort der Bitterkeit, viel weniger der Rache, kam über die Lippen dieser Eingeborenen. „Er, der uns das Wort des Heils gebracht," riefen sie, „ist dahin! O grausame Heiden! Was für einen großen Mann haben sie erschlagen! Aber sie wußten nicht, was sie thaten!" Das war der einzige Klage-ton, der da laut ward. Aber die Liebe wollte nicht blos vergeben, sie wollte die Feinde gerne segnen. Als am folgenden Sonntag die Todtenfeier für Vater Williams in der Kapelle gehalten ward, da hatten nicht wenige von den eingeborenen Christen mit dem Eifer herzlichsten Erbarmens, man möge sie nach Gromanga bringen; sie seien bereit, mit Gefahr ihres Lebens mitten unter jenen Kannibalen sich niederzulassen und ihnen jenes Wort von der Liebe Gottes in Christo zu bringen, das sie selbst so glücklich gemacht und zu neuen Menschen umgewandelt habe. Und so herzergreifend war diese Scene, daß auch bei den anwesenden Offizieren des Kriegsschiffs kein Auge trocken blieb. Kapitän Croker aber, der Kommandant der *Favourite*, konnte nicht umhin, der tiefen Be-

wegung seines Herzens in einer rührenden Ansprache Lust zu machen, die er mit den Worten schloß: „Meine Bitte zu Gott und meine Hoffnung ist die, daß ich mit euch einst im Himmel wieder zusammentreffe!“

Ebenso erhebend waren die Scenen, die auf Marotonga, der bedeutendsten Insel der weiter östlich gelegenen Hervey-Gruppe und einst dem Lieblingsitz des seligen Williams, eintraten, als die Trauerpost dahin gelangte. Die erschütternde Kunde lief mit Blitzesschnelle von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Eine unerhörte Bestürzung ergriff Jeden, der es hörte; man war wie betäubt, und ein großer Theil der Eingeborenen hielt die Nachricht geradezu für unmöglich. Man drängte sich zu den Wohnungen der Missionare, um die Wahrheit zu erfahren. Dieß veranlaßte die Letzteren, auf den Abend jenes Tages eine allgemeine Versammlung in die Missionskapelle zusammen zu berufen. Mehr als 1300 Personen fanden sich ein. Die Meisten hatten ihre gewöhnlichen Kleider abgelegt und kamen, wie es in alter Zeit bei großen Trauerfällen im Lande Sitte gewesen, in zerrissenen alten Gewändern und zersehten Mattenstücken, die sie lose über die Schulter geworfen oder um die Lenden befestigt hatten. „Nach Gesang und Gebet,“ schreibt Missionar Gill, „versuchte ich die Briefe vorzulesen, die ich von Kapitän Morgan und den Missionaren auf Samoa erhalten hatte, und welche alle Einzelheiten über die Ermordung des theuern Williams enthielten. Immer wieder ward ich unterbrochen durch das laute Schluchzen und Jammern der tief erschütterten Versammlung. Als ich endlich damit fertig war, knüpfte ich daran eine kurze Ermahnung, und dann folgten mehrere der älteren Gemeindeglieder mit rührenden Ansprachen, worin sie an Williams' ersten Besuch in Marotonga erinnerten: wie er damals so weise gehandelt, daß er nicht sofort bei ihnen ans Land getreten sei; wie er nachmals mit solcher Liebe sie unterrichtet und mit solchem Eifer für ihr Wohl gearbeitet habe; und wer könne den Schmerz beschreiben, den sie nun bei der Nachricht von seinem blutigen Ende empfänden? Die ganze Scene war herzergreifend und gab Zeugniß von der unbeschreiblichen Liebe, mit der Alle an 'Vater Williamu' hingen. Nicht ein Wort des Vorwurfs gegen seine heidnischen Mörder, nicht ein Ton der Bitterkeit kam über ihre Lippen.

„Unter denen, die zuletzt sprachen, war ein Mann von mittleren Jahren. Er war als Heide geboren und hatte seine Jugend und

seine ersten Mannesjahre im Dienste der Götzen verlebt. Als das Evangelium zum ersten Mal auf Karotonga verkündigt wurde, war er einer der wildesten verwegensten Krieger seines Stammes und ein eingefleischter Menschenfresser. Aber er nahm das Wort vom Reiche Gottes mit Sanftmuth auf; seine Wildheit ward gezähmt, sein Geist erleuchtet, sein Herz erneuert. Als er sich nun in der Kapelle erhob, um zur Versammlung zu reden, wischte er sich die hellen Thränen ab, die über seine Wangen liefen, und sprach: 'Brüder, höret mir zu! Dieß ist ein Tag des Jammers; einen solchen Schmerz haben wir noch nie erfahren, seitdem das Wort Gottes in unser Land gekommen ist. Williamu, unser Vater, ist todt, er ist ermordet von den Wilden, von den blinden Heiden! Ach, er war ein Kriegermann, ein großer Kriegermann Jesu, und er ist gefallen!

'Doch, meine Brüder, ich habe darüber nachgedacht, warum wir über ihn weinen sollten. Ihr erinnert euch noch wohl, wie wir in den Zeiten unsres Heidenthums zu handeln gewohnt waren. Da pflegten unsre Krieger ihre Heimat, ihre Weiber und Kinder zu verlassen, um die Schlachten unsres Häuptlings auszufechten. Im Kampf zu fallen, das galt als höchste Ehre. Man sehnte sich nach diesem Ruhm, und die Freunde des Gefallenen freuten sich seines Looses. Ihr wißt, wir pflegten damals zu sagen, daß der Krieger, der also fiel, in der jenseitigen Welt große Reichthümer und glänzende Ehren zusammen mit seinem Häuptling ererben werde. Dieser Gedanke macht mir nun das Herz warm. Laßt uns weinen über uns selbst; laßt uns weinen über Williamu's Wittwe; laßt uns weinen über die Heiden, — aber laßt uns nicht weinen über Williamu. Er ist gefallen; aber in seinem Fall hat er die Waffen des Kriegs nur aus den Händen sinken lassen, um zu unserm großen König emporzusteigen und auf ewig bei ihm zu sein in Herrlichkeit.

'Brüder, wischet die Thränen aus euern Augen. Meine Frage an euch ist die: Wie steht's um das Werk des Herrn? Wer will dort in den Riß stehen, wo Williamu gefallen ist? Wer will hingehen und den Kampf zu Ende führen, den er begonnen hat?

'Brüder, ich habe mich erinnert an das Gebet Jesu, da er am Kreuze hing: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Sollte das nicht auch unser Gebet sein? Nun, zum Schluß blicke ich auf den Lehrer [den Missionar], und ich blicke auf euch, und ich sage euch, daß das Verlangen meines Herzens dahin geht,

auf das nächste Schiff, das bei uns anlegt, gebracht zu werden, damit ich nach dem finstern Land Tromanga geführt und dort ans Land gesetzt werde mitten unter die Heiden, die unsern Vater William erschlagen haben. Ich will ihnen sagen, was wir einst gewesen sind, und was das Wort Gottes nun aus uns gemacht hat; und vielleicht verstehen sie, was ich sage. Sollte ich aber fallen unter ihren Händen,' — damit wandte der Redner sich zu einem andern Gemeindeglied und fuhr fort: 'Wenn ich falle, so folgst du mir, mein Bruder; und wenn du fällst, so komme ein Anderer, und abermals ein Anderer, — und so soll das Land Tromanga und all sein Volk für Jesum gewonnen werden, und durch die Predigt Seines Wortes soll aus ihnen werden, was aus uns geworden ist.'"

So sprach Einer auf Karotonga, der nicht lange zuvor selbst ein so wilder Heide gewesen war, als die Kannibalen auf Tromanga. Sein Wunsch sollte nicht erfüllt werden. Ehe es zu einem neuen Auszug nach den Neuhebriden kam, um auch diese Wohnungen des Frevels „für Jesum zu gewinnen,“ durfte er in die obere Gemeinde eingehen. Aber Andere waren nicht minder willig, sich dem Herrn für das gefährvolle Werk zur Verfügung zu stellen; doch zunächst sollten die neuen Sendboten nicht von Karotonga, sondern von den Samoa-Inseln ausziehen.

Wie wir im ersten Artikel erzählt haben, so war es Williams noch unmittelbar vor seinem blutigen Tode gelungen, auf einer der Neuhebriden-Inseln, auf Tanna, drei Samoa-Lehrer zu landen. Ueber ihr Loos hatte man bis dahin nichts erfahren. Auch wenn die Missionare auf Samoa nicht weiter daran gedacht hätten, auf den Neuhebriden neue Versuche zu machen, so wäre es wenigstens Christenpflicht gewesen, nach dem Ergehen jener drei Samoa-Evangelisten zu sehen. Schon dieß nöthigte also zu einem neuen Besuch jener Inseln. Aber darauf konnte die Liebe sich nicht beschränken. Tromanga selbst, die mit so kostbarem Blut getränkte Insel, sollte aus Neue in Angriff genommen werden; ja der ganze umfassende Plan, welchen Williams in seinem heiligen Liebesseifer einst in Betreff dieser westlichen Inselgruppe gefaßt hatte, sollte mit Gott durchgeführt werden, und die Eroberung der Neuhebriden für Christum sollte das edelste Denkmal sein, das man dem Entschlafenen zu errichten gedachte.

Als das Missionschiff Camden im Jahr 1840 wieder in Sa-

moa anlangte, wurden sofort von den dortigen Missionaren Veranstaltungen getroffen, um neue Männer des Glaubens und der Liebe nach dem Westen zu senden. Missionar Heath ward beauftragt, mit einer Anzahl bewährter und treuer Samoa-Lehrer nach den Neuhebriden zu segeln, nach dem Ergehen der drei auf Tanna zurückgelassenen Evangelisten zu sehen und dann womöglich etliche Samoaner auf Eromanga zu landen. Selten haben brünstigere Gebete und heißere Fürbitten ein Missionschiff begleitet.

Als der Camden vor Tanna ankam, ruderten sogleich etliche Häuptlinge und einer der drei Samoa-Lehrer auf Kanoe's zu dem Missionschiff heran und versicherten, daß Alles in bester Ordnung sei. „So lagen wir drei Tage in Port Resolution vor Anker,“ schreibt Missionar Heath selbst, „und hatten lebhaften Verkehr mit



den Häuptlingen und dem Volk. Wir fanden, daß 30 bis 40 Eingeborene regelmäßig dem Gottesdienst beiwohnten, den unsre Lehrer hielten. Alles sah hoffnungsvoll aus. So ließen wir zwei weitere Samoa-Lehrer auf der Insel zurück." — Von Tanna gieng's weiter nach dem benachbarten kleinen, aber bevölkerten Eiland Niua (Niua, auch Immer genannt), wo es nach einigen Schwierigkeiten gleichfalls gelang, zwei Lehrer zu landen, nachdem die Häuptlinge denselben ihren Schutz zugesagt hatten. So kam der Tag, wo man den verhängnißvollen Gestaden Eromanga's zusteuerte. Die Reisenden hielten es nicht für rathsam, bei der blutgetränkten Dillon's Bay selbst, wo Williams und Harris gefallen waren, anzulegen. Man fuhr deshalb nach der andern Seite des Eilands. Nach längerem Hin- und Herkreuzen kamen etliche Eingeborene zum Schiff heran, mit denen Missionar Heath in einen freundschaftlichen Verkehr zu treten vermochte. Alle Umstände gestalteten sich günstig. In der Südsee-Mission ist es immer die Regel, wenn man eingeborene Lehrer auf einer heidnischen Insel landen will, zuerst von dem obersten Häuptling des Plazes die Zusage freundschaftlichen Schutzes für dieselben sich geben zu lassen, und ist dieses Versprechen gegeben, so hat man in den meisten Fällen keine ernstliche Gefahr zu befürchten. So geschah es auch jetzt. Der Häuptling jenes Theils von Eromanga kam an Bord des Camden; man suchte ihm den Zweck des Besuchs und die wohlwollende Absicht, die man bei der Landung von eingeborenen Lehrern habe, deutlich zu machen, und er seinerseits, sowie seine Untergebenen, erklärten sich bereit, die Lehrer nicht bloß aufzunehmen, sondern ihnen auch vollen Schutz zu gewähren, bis das Missionschiff wiederkäme. So gestaltete sich Alles höchst erfreulich. Die beiden Samoa-Lehrer, Kasalo und Nanari, welche ausdrücklich sich die Vergünstigung ausgebeten hatten, auf Eromanga leben und wirken zu dürfen, wurden ans Land gebracht. Der Abschied von diesen wackern Männern war ernst und wehmüthig. Was wird aus ihnen in den zwölf Monaten werden, bis der Camden wiederkehrt?

Ein Jahr später, am 11. März 1841, verließ der Camden aufs Neue die Samoa-Inseln, um nach den Neuhebriden zu segeln. Wie gewöhnlich befand sich unter den Passagieren eine Anzahl eingeborener Lehrer, die man als Bahnbrecher der Mission auf verschiedenen heidnischen Eilanden zu vertheilen beabsichtigte. In einer der Kabinen aber saß eine traurende Wittve mit ihrem verwaisten Kind-

lein. Es war Frau Williams, die sich mit eingeschifft hatte, um über Sydney (Neu-Südwest) nach England zurückzukehren. „So zerschmetternd der Schlag ist, der mich betroffen hat,“ das waren ihre Worte, die sie an die Direktoren der Londoner M.G. schrieb, „so werde ich es doch allezeit als meine höchste Ehre und mein köstlichstes Vorrecht achten, daß ich diese 26 Jahre hindurch in der großen Sache der Mission habe dienen dürfen.“ Jetzt sollte sie noch mit eigenen Augen die Stätte sehen, wo ihr Mann vor Kurzem für die Sache seines Herrn zu fallen gewürdigt war. Das erste Neuhebriden-Eiland, das der Camden erreichte, war Fatuna. Es ist eine kleine Insel, von nur fünf Stunden im Umkreis, mit kaum 1200 Einwohnern. Die Felsenufer steigen fast senkrecht aus dem Meer empor und das ganze Eiland ist nichts als ein aus dem Meer sich erhebender Felskoloß, auf dessen zersurchter Hochebene die Eingeborenen ihre armseligen Hütten und mageren Felder haben. An manchen Stellen müssen die Leute eine Art Leiter anlegen, um zu ihren Plantagen zu gelangen. Nur im Westen ist eine schmale Küstenebene. Dort hatte Williams zwei Tage vor seinem Tode gelandet und dem freundlich gesinnten Häuptling Maurita versprochen, bei seiner Rückkehr Lehrer bei ihm zurückzulassen (vergl. voriges Heft S. 177). Das war freilich damals unmöglich geworden.*) Jetzt kam dieser Häuptling wieder an Bord und wiederholte seine Bitte. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten,“ schreibt Frau Williams, „daß ein wilder Heide, ein eingefleischter Menschenfresser, fähig wäre, so viel rührende Theilnahme und so tiefen Schmerz an den Tag zu legen, wie dieser Häuptling that, als man ihm sagte, wer ich sei. Augenblicklich liefen ihm die Thränen stromweise über die braunen Wangen; er schlug seine Brust und ergoß in seiner Sprache sich in Klagerufe, in denen der Name 'Williamu, Williamu!' häufig wiederkehrte.“ — Was Williams diesem Manne vor zwei Jahren versprochen hatte, das ward ihm jetzt zu Theil; er erhielt zwei Samoa-Lehrer, Samuela und Abela, — treue und opferwillige Jünger des Herrn, von denen wir später noch mehr hören werden; er selbst aber erbot sich, das Missionschiff zunächst nach Aneiteum zu begleiten und seinen Einfluß daselbst aufzubieten, damit auch dort christliche Lehrer Aufnahme

*) Maurita war es gewesen, durch dessen Vermittlung der Kapitän der *Favourite* 18 Monate zuvor die Gebeine Williams' von den Tromanga-Kanibalen herausbekommen hatte.

sänden. Sein Anerbieten ward mit Freuden angenommen, und so segelte der Gamden am andern Morgen südwärts nach der genannten Insel. Naurita versuchte den Eingeborenen, die auf ihren Rande's heraufzuhren, die Sache zu erklären, um die es sich handelte. Allein man konnte zu keiner Verständigung kommen. Da machte sich der Missionar selbst mit zwei Samoa-Lehrern auf und fuhr in einem Boot nach dem Ufer. Die beiden letztern traten ans Land und mengten sich vertrauensvoll unter die Eingeborenen. Nach einiger Zeit gelang es ihnen, den Häuptling des Distrikts zu bewegen, daß er sie auf den Gamden begleitete. Hier ward ihm durch Vermittlung des Naurita verständlich gemacht, daß man wünsche, christliche Lehrer aus Samoa bei ihm zurückzulassen; dieselben würden dann ihre Sprache lernen und sie in allerlei guten Dingen unterweisen, die ihnen in diesem und dem zukünftigen Leben wohl zu Statten kämen. Nach und nach fieng der Mann die Sache zu verstehen an, und er drückte seine freudige Bereitwilligkeit aus, solche Lehrer nicht nur aufzunehmen, sondern ihnen auch allen Schutz und alle Förderung, die ihm möglich sei, angedeihen zu lassen. Sofort wurden zwei bewährte Evangelisten von Samoa auf der Insel gelandet. Nichts aber war rührender und wohlthuernder, als die Scene, die am folgenden Tage dem Auge sich darstellte. Als nämlich am nächsten Morgen der Missionar ans Land fuhr, um nach dem Ergehen der beiden Lehrer zu sehen, da war der Strand mit Massen von Eingeborenen bedeckt, die insgesamt grüne Zweige in den Händen trugen, als Zeichen des Friedens, und mit Freudengeschrei den Mann des Friedens bewillkommen. Die Lehrer selbst waren voll Dankes über die Behandlung, die sie bei den Eingeborenen bis jetzt gefunden hatten, und waren mit Gott entschlossen, auf Aneiteum zu bleiben. Später werden wir sehen, welches Loos ihnen zu Theil ward.

Nachdem man den Häuptling Naurita wieder nach seiner Insel Fatuna zurückgebracht, steuerte der Gamden nach den verhängnißvollen Ufern von Gromanga. „Es ist unmöglich,“ schreibt Frau Williams, „die Empfindungen zu beschreiben, die mich beim Anblick dieser entsetzlichen Ufer durchzogen. Mein armes Herz wollte mir fast brechen, als ich die dunkeln Gestalten der Eingeborenen wahrnahm; aber ich fand Gnade, für sie zu beten und mit meinem Heiland zu sagen: Vater, vergieb ihnen, denn sie wußten nicht, was sie thaten. Möge der Herr Jesus bald ihre grausamen Herzen durch

das süße Wort des Evangeliums umwandeln!" Aber auch die andern Glieder des Missionschiffs konnten nicht ohne ängstliche Spannung dem Ufer sich nahen. Was mag aus den beiden Samoa-Lehrern Lasalo und Nanari geworden sein, die vor einem Jahre hieher versetzt worden waren? Sobald man dem Lande sich näherte, ruderte eine Anzahl Insulaner auf ihren armseligen Kanoe's an dasselbe heran, betrachtete es prüfend von allen Seiten und kehrte dann hastig ans Ufer zurück. Dieß war nicht geeignet, dem Missionar einen günstigen Eindruck zu machen. Man wartete eine Zeitlang in banger Erwartung, und als Niemand weiter erschien, wurde das Landungsboot in See gelassen, und der Missionar ruderte dem Ufer zu. Allein ehe man das Land erreichte, erschien Lasalo, der eine der beiden Samoa-Lehrer, mit dem Häuptling des Distrikts auf einem Kanoe, eilte dem Missionsboot zu und trat samt dem Häuptling in dasselbe über. Das Wiedersehen war herzergreifend. Mittlerweile zeigte sich auch der andere Lehrer, Nanari, am Ufer; allein die Eingeborenen schienen entschlossen, ihn nicht gehen zu lassen. Der Landungsplatz lag am oberen Ende einer engen Meereszunge, die tief ins Land hinein schnitt, und die beiden Felsenvorsprünge, von denen sie rechts und links eingeschlossen war, wimmelten von bewaffneten Wilden. Unter diesen Umständen hielt man es nicht für klug, näher ans Ufer zu gehen. Während man sich nun berieth, was da zu machen sei, erbot sich ein anderer Samoa-Christ, der auf dem Canoeen sich befand, ans Land zu gehen und zu versuchen, ob er den armen Nanari wegzubringen vermöchte. Dieser Schritt war mit augenscheinlicher Gefahr verbunden, doch war es weniger gefährlich, als wenn der Missionar selbst ans Land gegangen wäre. Auch gieng ja der Vorschlag von dem Manne selbst aus, und da überdies der Häuptling des Distrikts im Missionsboot sich befand, so glaubte man ohne Bedenken es zugeben zu können.

Der junge Samoaner blieb nicht lange aus; aber er kam wieder, wie er gegangen war. Er hatte den armen krank aussehenden Nanari mitten unter den bewaffneten Heiden gesehen, durfte aber nicht mit ihm reden, und man bedeutete ihm, man werde denselben nicht fortlassen. Die Dinge fiengen an ein geheimnißvolles und drohendes Aussehen zu gewinnen; und um die Sache noch bedenklicher zu machen, so sprang der Häuptling, der bis dahin im Missionsboot gewesen war, ins Meer und suchte durch Schwimmen das Land zu gewinnen.

Da sein Entkommen das Leben des Lehrers Nanari, der am Ufer sich befand, in Gefahr gebracht hätte, so war es unumgänglich nothwendig, den Flüchtigen wieder einzufangen. Deshalb setzte ihm das Boot nach, und nach kurzer Zeit wurde der arme, vor Schrecken und Angst bebenende Mann wieder ins Boot hereingezogen. Die freundliche Behandlung jedoch, die ihm widerfuhr, beschwichtigte bald seine Angst. Dazu gab man ihm zu verstehen, daß die Missionare nur herzliches Wohlwollen gegen ihn hegten, und daß Alles, was man begehre, darin bestehe, daß der Samoa-Lehrer Nanari Erlaubniß erhalte, ins Schiff zu kommen. Als dem Mann endlich darüber ein Licht aufgieng, erhob er sich so lang und groß er war im Boot und schrie mit der ganzen Macht seiner Stimme zum Ufer hinüber, man solle den Lehrer gehen lassen. Eine Zeitlang schien es, als kümmere man sich nichts um seine Befehle; endlich aber setzten sie den Lehrer in ein Kanoe und ruderten mit ihm heran. Gleichwohl wollten sie nicht zugeben, daß er ins Missionsboot steige. Wie das letztere ihnen näher kam oder zurückwich, so ruderten auch sie vorwärts oder rückwärts, wobei sie stets in einer gehörigen Entfernung blieben, wahrscheinlich fürchtend, man werde auf sie schießen, wie dieß bei andern Besuchen von Ausländern zu geschehen pflegte. Die Sache wurde immer peinlicher. Da plötzlich riß Nanari von den Eingeborenen im Kanoe sich los, warf sich ins Meer und schwamm dem Missionsboot zu. Der arme Mann wäre beinahe ertrunken; denn seit Wochen war er kränklich und leidend gewesen und war nun so ausnehmend schwach, daß er kaum das ihm entgegenfahrende Boot zu erreichen vermochte. Auch hatte die Aufregung des Tags ihn so mitgenommen, daß er bald irre zu reden anfieng und ernstlich erkrankte; erst nach längerer Zeit genas er völlig.

Nachdem der Missionar nun seinen Zweck erreicht hatte, suchte er den Häuptling, der noch immer im Boot sich befand, zu bewegen, mit nach dem Gamben zu kommen, der draußen in offener See lag. Dazu aber war er nicht zu bewegen. Man beschenkte ihn deshalb mit allerlei Kleinigkeiten und ließ ihn ziehen. Gromanga aber wurde zum zweiten Mal verlassen, und seine armen unwissenden und barbarischen Bewohner hatten nun Zeit, über das merkwürdige Benehmen der weißen Fremdlinge nachzudenken, die im Missionsschiff sie besucht hatten, und es zu vergleichen mit dem Verhalten anderer Ausländer, die von Zeit zu Zeit in Handelschiffen oder Wallfisch-

fängern hier anzulegen pflegten. Vielleicht bahnte solche Vergleichung den Weg für einen künftigen folgenreicheren Besuch.

Welche Erfahrungen aber hatten die beiden Samoa-Lehrer während ihres zwölfmonatlichen Aufenthalts auf der Insel gemacht? — „Sie hatten,“ schreibt Missionar Gill, „mit den Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen sich genauer vertraut gemacht, die Sprache des Landes sich ziemlich angeeignet und mit aller Treue sich bemüht, die gute Botschaft vom Heil in Christo einzelnen Seelen nahe zu bringen. Aber sie waren mitten unter dem grausamen Geschlecht von Gromanga nur wie durch lauter Wunder bewahrt und erhalten worden. Der Häuptling, der ihnen Schutz und Unterhalt zugesagt hatte, war seinem Versprechen untreu geworden. Da er nemlich fand, daß ihre Lehre und ihr Wandel seinen eigenen Lieblingsneigungen straks entgegen war, überließ er sie bald nach ihrer Landung sich selbst; nicht daß ihr Leben durch irgend eine Gewaltthat bedroht worden wäre, sondern der Plan schien gewesen zu sein, sie durch Aushungerung zu Grunde zu richten. Nahe bei dem Ort, wo diese beiden Lehrer wohnten, lebte ein Fremdling von einer andern Insel, der durch seine Frauen mit einer Familie von Gromanga nahe verwandt war. Dieser Mann war den Lehrern freundlich zugethan, und sieben Monate lang erwies er ihnen große Barmherzigkeit, dadurch daß er für ihre Bedürfnisse sorgte. Aber die Zeit kam, wo dieser Mann nach seiner eigenen Insel zurückkehrte, und in Folge davon geriethen nun die beiden Lehrer in die allergrößte Noth und Bedrängniß. Der Häuptling gab Befehl, daß Niemand sich ihrer Hütte nahen dürfe, und unter diesen Umständen stieg bald ihre Gesundheit zu wanken an, und sie erwarteten nichts anders, als einen langsamen, aber gewissen Hungertod. Allein sie hatten längst zuvor die Kosten überschlagen, und nun da die Anfechtung wie ein Gewappneter über sie kam, ließen sie sich dieselbe nicht bloß gefallen, sondern sie konnten reichlich der Tröstungen Gottes, ihres Heilandes, sich erfreuen, um dessen willen sie willig Alles ertrugen. Ihr Glaube und ihre Geduld wurden übrigens während dieser Trübsal mächtig gestärkt, und gerade da die Noth am größten war, war die Hülfe des, auf dem ihr Vertrauen stand, wunderbar nahe. Derselbe Gott, der in alten Tagen mit dem Propheten Elias war, ihn zum Bach Orith führte und den Raben gebot, ihm Speise zu bringen, derselbe Wundergott war auch der Gott dieser Samoa-Christen. In den Tagen ihres äußersten Mangels und Glends

fühlte ein Eingeborener, der ihnen ganz und gar fremd war, sich mitleidig zu ihnen hingezogen, und Tag für Tag fünf Monate lang kam dieser Unbekannte heimlich zu ihrer Hütte, hob das niedrige Dach auf und brachte ihnen das tägliche Brod, soviel ihnen nöthig war. Auf diese Weise erhielt er eben die Männer am Leben, welche von seinen Landsleuten zum Hungertod waren verurtheilt worden. Was jenen heidnischen Mann zu diesem Akt des Erbarmens bewogen habe, ist freilich jetzt unmöglich auszumachen, aber in dem, was er that, erkennen wir die Hand Gottes. Wie wohlthuernd wäre es gewesen, diesem Manne in irgend einer Weise seine Liebe zu vergelten; aber als die beiden Samoa-Lehrer unter so eigenthümlichen Umständen die Insel verließen, wagten sie es nicht, nach ihm Nachfrage zu halten, weil dieß ihn leicht der Rache der heidnischen Partei ausgesetzt hätte. Aber der Herr Jesus, der gesagt hat: 'Was ihr einem unter diesen Geringsten gethan habt, das habt ihr Mir gethan,' — Er wird diesen Unbekannten mit seinem Gnadenlohn zu finden wissen." —

So ward Gromanga aufs Neue verlassen, ohne daß es möglich gewesen wäre, die blutige That, an Williams und Harris begangen, mit dem edelsten und herrlichsten Gut, das die Christenheit besitzt, mit der Gabe des Evangeliums, zu vergelten. Ist nun diese mörderische Insel auf immer verlassen? Soll Satan dieses sein Besizthum von nun an ungestört und in Ruhe beherrschen? Wir werden sehen. Eines aber war bis jetzt erreicht. Rings um Gromanga her lagen wichtige Vorposten, die von christlichen Lehrern besetzt waren. Tanna hatte fünf Samoa-Lehrer, Nina zwei, Fatuna zwei und Aneiteum zwei. Sind diese Vorwerke einmal für Christum gewonnen, so kann auch das Hauptbollwerk Satans, Gromanga, sich nicht mehr halten.

2. Die Insel Tanna.

Wir eilen für einen Augenblick nach London. Dort hatte die Missionsgesellschaft ihren Sitz, welche seit 1795 ihre Friedensboten nach der Südsee zu senden pflegt. Von dort war auch Williams im J. 1816 ausgegangen; dort hatte er während seines Aufenthalts von 1834 bis 1838 die Herzen Aller mit neuer Begeisterung für die Sache der Südsee-Mission erfüllt. Selten ist ein Missionar mit solchem Enthusiasmus der Liebe und Achtung von Allen umfaßt worden. In den ersten Monaten des Jahres 1840 kam die Schreckenskunde

von seiner Ermordung nach England. Das ganze Land von einem Ende zum andern war erschüttert. „Sprengt die ganze Kannibalen-Insel, mit Allem was drauf ist, in die Luft!“ schrien die Sinen. „Vater, vergieb ihnen!“ beteten Andere unter Thränen. Die Kommittee der Londoner MG. aber, und mit ihr Tausende der Christen Englands, waren entschlossen, gerade dem Lande, welches das Blut eines ihrer edelsten Missionare getrunken, nun mit doppelter Liebe zu Hülfe zu eilen. „So erschütternd und dunkel auch diese Führung Gottes ist,“ heißt es in den Berichten der Kommittee, „so ist es doch ferne von uns, den Muth sinken zu lassen. Ja wir bitten den Herrn und trauen es Seiner unergründlichen Liebe zu, daß Er viele junge und bewährte Männer erwecken wird, die da bereit sind, sich 'über den Todten taufen zu lassen', — Männer, die Er mit einem doppelten Maaß des Geistes salben wird, welcher auf unfrem John Williams ruhte, und die Er zu noch herrlicheren Triumphen der Gnade führen wird, als selbst jene waren, die Er durch unsern entschlafenen Bruder gewirkt hat.“ Und was die Kommittee gehofft hat, das fieng auch bald sich zu erfüllen an. Eine ganze Reihe von wackern Männern erbot sich, nach den Neuhebriden zu gehen und die Fahne des Kreuzes mitten in das Lager der Kannibalen zu tragen. Es handelte sich aber jetzt nicht mehr blos um gelegentliche Besuche auf jenen Inseln und um das Verpflanzen eingeborener Lehrer auf ihre unwirthlichen Küsten; sondern nun, nachdem eine Reihe von Samoa-Lehrern als Bahnbrecher vorangegangen war, nun galt es, daß europäische Missionare selbst sich dort niederließen und das schwere Werk übernahmen. Zunächst schien es, daß die Insel Tanna der geeignetste Punkt für diesen Versuch wäre. Denn dort befanden sich seit 1839 zwei Samoa-Lehrer, zu denen im J. 1841 drei neue hinzugekommen waren, und sie hatten bis dahin nicht nur keinerlei Unbill von Seiten der Eingeborenen erfahren, sondern es schien auch, als sei ihr Wort und Werk nicht ohne Frucht an den Wilden geblieben. Hier war also der Punkt, wo europäische Missionare am zuversichtlichsten hoffen konnten, ohne ernstliche Gefahr sich niederzulassen. „Am 10. August 1840,“ schreibt Missionar Turner, „erhielt ich mit meinem Mitarbeiter Nisbet von unsrer Kommittee den Auftrag, nach den Neuhebriden zu gehen, und schon am folgenden Tag giengen wir mit unsern lieben Frauen dahin unter Segel.“

Die weite Entfernung und die Schwierigkeit, von einem Punkt

zum andern eine Schiffsgelegenheit zu finden, brachte es mit sich, daß die beiden Missionare erst mit Ende Juni 1842 das Ziel ihrer Bestimmung erreichten. „Wir erreichten Tanna am 30. Juni,“ schreibt Turner. „Kaum hatten wir Anker geworfen, so ruderten die Samoa-Lehrer heran und gaben uns den günstigsten Bericht, den wir nur erwarten konnten. Seit 1841 haben ihnen die Eingeborenen ein Haus bauen helfen, haben ihnen häufig Geschenke an Nahrungsmitteln gebracht und ihnen sonst Freundlichkeit bewiesen. Viele von ihnen besuchen regelmäßig die Lehrer und hören aufmerksam ihren Unterweisungen zu. Doch ist zu vermuthen, daß dabei mehr die Hoffnung, Geschenke zu erhalten, als Interesse für die Wahrheit mitwirkt. Wenigstens hat bis jetzt noch Keiner sein heidnisches Wesen aufgegeben. Schlimm lauteten jedoch ihre Berichte über die Ungesundheit des Platzes, wo sie wohnten; auch seien die Leute ausgemachte Diebe, und man liege in stetem Krieg mit den benachbarten Stämmen. Wir traten ungehindert ans Land. Zwar fiel uns auf, daß Alles bewaffnet gieng mit Keule, Pfeil und Bogen, Speer und Schleuder; allein die Eingeborenen schienen Alle so freundlich und wohlwollend, daß wir uns bald ebenso sicher fühlten, als in der Heimat. 'Warum trägst du immer deine Keule bei dir?' fragte ich eines Tags einen Mann. 'Nun,' erwiderte er, 'es hat keinen besonderen Grund; ich muß eben allezeit gefaßt sein, wenn irgend etwas passiert.' Sodann lag etwas ganz Komisches in ihren bemalten Gesichtern; der Eine hatte die eine Hälfte seines Gesichts roth angestrichen, während die andere die natürliche dunkelkupferfarbene Haut zeigte; bei einem Andern waren Stirn und Wangen roth; bei einem Dritten war die Stirne roth, die Wangen schwarz; ein Vierter hatte das ganze Gesicht roth bemalt, nur auf der Stirne war ein runder schwarzer glänzender Fleck, und ein Fünfter trug das ganze Gesicht schwarz wie Ruß. Letzteres war das Zeichen der Trauer. Sie sahen Alle mehr wie eine Nation von Hanswürsten aus, als wie Wilde, und da sie Alle so freundlich gegen uns thaten, so konnten wir nicht anders als uns ganz sicher unter ihnen fühlen, trotz all den bedenklichen Keulen, Speeren und Wurfschleudern. Was die Kleidung betrifft, so hatten die Männer eigentlich gar keine. 'Warum malet ihr eure Gesichter so seltsam?' konnten wir fragen, und gleich war einer mit der Gegenfrage bereit: 'Warum leget ihr diese sonderbaren Kleider an? Das ist eure Art, euch aufzuputzen; jenes ist die unsrige.'“

Sobald die beiden Missionare mit ihren Frauen auf Tanna gelandet waren, versammelten sie die nächstliegenden Dorfhäuptlinge um sich und legten ihnen in aller Form die Frage vor, ob es ihnen recht sei, wenn sie, die weißen Lehrer, unter ihnen wohnen würden. „Die Häuptlinge versicherten uns,“ sagt Turner, „es sei ihr innigster Wunsch, daß wir bei ihnen bleiben und sie im Christenthum unterweisen. Sie verpflichteten sich zugleich, uns für den Fall, daß mit den benachbarten Stämmen Krieg ausbräche, nach Möglichkeit zu schützen und uns niemals zuzumuthen, daß wir irgendwie an ihren Kämpfen uns betheiligen. Sie schienen willig, zu Allem Ja oder Nein zu sagen, je nachdem sie dachten, daß es nach unsrem Gefallen wäre; und so schafften wir unsre Sachen ans Land.“

Aber die Missionsfamilien waren noch keine vier und zwanzig Stunden auf der Insel, so mußten sie erfahren, daß sie sich in Mitten der ausgemachtesten Diebe befanden, denen nicht sowohl das Stehlen, als vielmehr das Ertrapptwerden als Verbrechen galt. „Die Hütte der Sama-Lehrer,“ sagt Turner, „in welcher wir vorerst unsern Wohnsitz aufgeschlagen hatten, war sehr schlecht gegen 'lange Finger' verwahrt; sie bestand aus roh zubehauenen aufrechtstehenden Pfählen mit Matten bedeckt, und hatte da und dort nicht unansehnliche Oeffnungen und Spalten, durch welche ohne Schwierigkeit ein Finger oder zwei hereinlangen konnten. Ehe wir nun diese Löcher alle vermaacht hatten, kam ein Handtuch da, ein Handwerkszeug hier und eine Scheere dort abhanden. Ja, eine unsrer Bettdecken selbst bewegte sich eines Abends langsam nach einer der Oeffnungen zu, indem ein langer mit einem Haken versehener Stecken sie zu holen versuchte. Als wir mit den Häuptlingen über diese Vorgänge sprachen und sie aufforderten, Gesetze wider das Stehlen aufzustellen, da konnten sie mit großer Entrüstung über diese Frevelthaten sich auslassen und jedem Dieb den Tod drohen, — wenn man ihn nur kriegen könnte! Aber es war Alles nur eine Poffe; denn die Häuptlinge waren so schlimm als die Andern. Ich erinnere mich, wie einer von diesen Herren einmal ganz furchtbar gegen einen Dieb loszog und uns aufs eindringlichste ermahnte, wir möchten denselben nur ohne weiters todt-schlagen, wenn wir seiner habhaft würden, — und in dem gleichen Augenblick, während er so seiner Entrüstung Lust machte, hob er ganz heimlich mit seinen Fußzehen einen großen Nagel vom Boden auf und ließ ihn hinter dem Rücken in seine Hand schlüpfen. Die Leute

bestehlen sich aber unter einander so gut, als sie uns zu plündern versuchten. Anfangs wunderten wir uns, warum die Weiber, wenn sie Wasser holten oder auf die Plantagen giengen, solche Lasten auf ihrem Rücken trugen; aber bald erfuhren wir, daß sie alles, was in ihrem Haushalt irgend von Werth war, sogar die Brut von Hühnern, mit sich zu schleppen genöthigt waren, wenn sie nicht wollten, daß es während ihrer Abwesenheit einen Liebhaber finde. Unter solchen Umständen suchten wir eben unsre Sachen, so gut es angienge, den Leuten aus den Augen und aus dem Bereich ihrer Finger zu schaffen, übersahen die kleinen Diebereien und trösteten uns mit dem Gedanken, daß der Tag nicht ferne sein dürfte, wo das Evangelium in den Herzen dieses armen Volkes Wurzel schlagen und zu seiner Zeit die edle Frucht der Ehrlichkeit und Gerechtigkeit tragen würde."

Die Missionare hatten von Samoa das fertige Holzwerk für eine einfache Wohnung mit sich gebracht. In den ersten Wochen ihres Aufenthalts auf Tanna waren sie mit dem Aufschlagen des Hauses vollauf beschäftigt. Von den Eingeborenen hatten sie dabei keine Hülfe. Wohl strömten sie Tag für Tag auf dem Bauplatz zusammen, um sich die neuen und wunderbaren Dinge, die da vorgiengen, mit anzusehen; aber mit Hand anzulegen, fiel Keinem ein. Die Missionare aber durften keinen Augenblick ihr Handwerkszeug aus den Händen legen, oder sie hatten Hammer, Stemmeisen, Bohrer und dergleichen wenigstens in einem Gürtel stets bei sich zu tragen, wenn nicht Alles gestohlen werden sollte; und doch wurden sie oft genug überlistet. Manchmal jedoch kam es zu ernstern Auftritten. „Eines Morgens," schreibt Turner, „während wir am Haus arbeiteten, bemerkten wir, daß die Eingeborenen, die sich auf dem Plage einfanden, insgesammt mehr als sonst bewaffnet waren. Nach und nach ließ es sich zu Händeln unter den Leuten an, und wir mußten fürchten, daß es in unsrer nächsten Nähe zu einem regelrechten Gefecht kommen werde. Zuerst ward mit den Zungen gefochten; dann fuhren die Keulen in die Höhe und trachten auf einander. Es war uns natürlich Alles daran gelegen, Blutvergießen zu verhindern. Wir liefen mitten unter sie, und es gelang uns, etliche, bei denen es bereits zu Streichen gekommen war, auseinander zu treiben. Aber kaum hatten wir Eine Parthie von einander getrennt, so gieng's bei einer andern los. Sie riefen uns zu, wir sollen ins Haus gehen und sie ihre Sache allein mit einander ausfechten lassen; aber wir blieben in ihrer Mitte, giengen

von einem zum Andern, und nach und nach gelang es uns, die Leute zum friedlichen Auseinandergehen zu bewegen. Der Streit war durch die Anwesenheit einiger Männer aus einem benachbarten Stamm entstanden."

Wahrhaft verhängnißvoll hätte für die Missionsgeschwister der Besuch eines amerikanischen Schiffes werden können. Eines Tags nemlich zeigten sich zwei Landungsboote eines Wallfischfängers in der Bucht von Port Resolution, an deren Strand die Wohnung der Missionare stand. Die Männer in den Booten schienen nur mit Scheu und Argwohn dem Ufer sich zu nähern. Erst als sie die beiden Missionare erblickten, welche gerade auf dem Dach ihrer Wohnung arbeiteten, ruderten sie nach dieser Stelle heran. Doch wagten sie sich nicht ans Land, da sie den ganzen Strand von bewaffneten Eingeborenen besetzt sahen. „Wir giengen hinab an den Strand," erzählt Turner weiter, „und redeten die Männer an. 'Sind wir hier sicher?' riefen sie uns zu. 'Nun ja,' erwiederten wir, 'ihr sehet, wir sind hier Alle unverletzt. Je nachdem ihr euch verhaltet, seid auch ihr sicher. Aber nehmt euch in Acht: die Eingeborenen sind große Diebe; wenn ihr nicht Alles wohl verwahret, so zählet darauf, daß Dieß und Jenes euch gestohlen wird, und das wird Streit und anderes Uebel zur Folge haben.' Sofort ruderten sie wieder davon und brachten das Schiff in die Bucht vor Anker. Am folgenden Morgen, als wir eben beim Frühstück waren, ruderten die zwei Boote wieder unsrem Hause zu. Der Steuermann kam herauf und erkundigte sich, wo etwa Brennholz und frisches Wasser zu finden wäre. Ich gieng mit ihm hinab an den Strand und zeigte ihm aus der Ferne die Stelle, wo er beides haben könne. Der Platz war etwa eine Viertelstunde von uns entfernt. Dabei bat ich ihn nochmals, auf seiner Hut zu sein und jeden Anlaß zu Händeln sorgfältig zu vermeiden. Etwa eine Stunde später hörten wir lautes Schreien und Rufen von der Stelle her, wo die Boote lagen, und bald sahen wir, wie die weißen Männer eilends nach ihren Booten liefen und hinter ihnen drein die wüthenden Eingeborenen mit ihren Keulen. In wenigen Sekunden waren die Boote vom Land gestoßen und ruderten ihrem Schiffe zu, und da wir bemerkten, daß alle Ruder in Bewegung waren, schlossen wir daraus, daß Alle glücklich entkommen seien. Auch von den Eingeborenen, die zu uns hergelaufen kamen, erfuhren wir, daß keiner von den Weißen getödtet worden sei. Wir erwarteten, der Kapitän

werde nun zu uns ans Land kommen und durch unsre Vermittlung zu erfahren suchen, ob die Hauptschuld auf Seiten seiner Matrosen oder der Eingeborenen zu suchen sei. Jedenfalls erwarteten wir, daß er Menschlichkeit genug haben werde, um sich vor Allem zu hüten, was die Sicherheit und das Leben einer kleinen Schaar wehrloser Missionare gefährden könnte, die um der Wohlfahrt der armen Eingeborenen willen sich im Vertrauen auf Gott in deren Mitte gewagt hatten. Aber statt dessen handelte der Kapitän nicht besser, als die ärgsten Barbaren auf den Neuhebriden in seinem Fall gethan hätten. Er lichtete sofort die Anker, zog die Segel auf und feuerte im Vorbeifahren auf einige Dörfer, die kaum 500 Schritte von unsrer Wohnung lagen, — Dörfer, die weit weg von dem Plaze lagen, wo der Streit entstanden war, und die so wenig etwas damit zu schaffen gehabt als wir selbst. Erst sandte er eine Salve Musketenschüsse herüber; dann ließ er beim Hinausfahren aus der Bucht das Schiff so nahe als möglich ans Land bringen und feuerte mehrmals mit schwerem Geschütz auf die Hütten der Eingeborenen. Es war eine Stunde nicht geringer Angst, zumal da das Gerücht zu uns kam, ein Häuptling und mehrere seiner Leute seien von den Kugeln getödtet worden. Wäre dieß wirklich der Fall gewesen, was war da anders zu erwarten, als daß die Eingeborenen sich bewaffnen, das Exempel des amerikanischen Kapitäns nachahmen und an uns Rache nehmen würden? Glücklicher Weise war jenes Gerücht falsch. Die Schüsse hatten wohl Bäume zersplittert und den Grund aufgewühlt; aber die Eingeborenen hatten sich platt auf den Boden gelegt oder hatten sich hinter Felsen versteckt. Einige waren zu uns gerannt und hatten hinter unsrer Wohnung Schutz gesucht. Wir dankten dem Herrn für unsre Errettung und dachten mit Abscheu an das Betragen dieses Amerikaners, dessen Leute, wie wir bald erfuhren, durch schamlose ungebührliche Zumuthungen die Eingeborenen gereizt und zur Nothwehr getrieben hatten. . . .“

Die Missionsgeschichte aller Länder giebt Zeugniß dafür, — und es ist gut, diese unwiderlegbare Thatfache immer wieder hervorzuheben, — daß die größten Hindernisse, die dem gesegneten Fortschritt der evangelischen Mission in den Heidenländern im Wege stehen, aus derselben Christenheit stammen, welche die Sendboten des Evangeliums in die Heidenwelt liefert. Wir erinnern an den Sklavenhandel in Afrika, an den Opiumschmuggel in China, an

die unchristliche Politik der brittischen Regierung in Indien und den gottlosen Wandel der Europäer daselbst, an die Branntwein-Einfuhr unter den Indianern Amerika's, an die namenlosen Ungerechtigkeiten der europäischen Kolonisten in Australien, Neuseeland u., an die Gräucl der Matrosen und Kapitäne auf den Südsee-Inseln. Man zuckt die Achseln über die „geringen“ Erfolge der Missionare, und will sich nicht gestehen, daß die europäischen und amerikanische Christenheit selbst die furchtbarsten Hindernisse der Ausbreitung des Evangeliums in den Weg baut. Man schmäht und lästert über die „Fruchtlosigkeit“ der mit unsäglichem Opfern unternommenen und fortgesetzten Arbeit auf dem Acker der Heidenwelt, und eben aus der Mitte dieser Lästierer und Schmähler selbst werden immer und immer wieder die Wildschweine ausgesandt, die jenen Acker verwüsten! Da sehe der Herr drein!

Als die Wohnung gebaut war, nahmen die Missionare mit ganzer Hingebung das eigentliche Missionswerk in die Hand. Die Sprache wurde mit Emsigkeit erlernt, ein und das andere Lied versertigt, um die Heilswahrheiten dem Volke leichter ins Gedächtniß zu prägen, und die kleine mitgebrachte Handpresse aufgerichtet. Es wurde in der Nähe des Missionshauses eine kleine unansehnliche Kapelle errichtet, wo jeden Sonntag und mehrmals in der Woche Gottesdienst gehalten werden sollte. Außerdem suchte man durch eine Schule und durch gelegentliche Ansprachen die Eingeborenen, wo man sie gerade fand, zu gewinnen. Was die Versuche, eine Schule in Gang zu bringen, betrifft, so sagt Turner: „Es wollten nur wenige Kinder kommen. Wir versuchten es, etliche von ihnen als kleine Diensfiboten in unser Haus zu bekommen, um sie dann zu unterrichten; aber es gelang nicht. Das junge Volk kam schaarenweise zu uns herein, und Jeder war bereit, eine kleine Arbeit zu thun; aber nach etwa einer Stunde wollten sie bezahlt sein mit einem Fischhaken oder einem Stückchen farbigen Rattun, und dann liefen sie davon. Einen gutmüthigen Jungen bekamen wir, der regelmäßig jeden Tag sich einstellte, um ein wenig zu arbeiten. Wir statteten ihn mit einigen anständigen Kleidungsstücken aus. Am folgenden Tag kam er wieder, aber fast nackt, wie zuvor. Wir statteten ihn nochmals aus und schärften ihm ein, die Kleidungsstücke nicht wieder herzugeben; aber am darauffolgenden Morgen kam er abermals nackt, wie Tags zuvor, grinsend und lächelnd, und bat um neuen Kleiderzeug. Das war uns

doch zu viel. Wir verweigerten jedes neue Geschenk, und da dem Burschen das nicht gefiel, so blieb er von da an ganz aus."

Auch die Missionsfrauen versuchten eine Mädchen=Arbeitschule in Gang zu bringen. „Da wir fanden,“ schreibt Frau Turner selbst, „daß die Mädchen sich fürchteten, unser Haus zu betreten, so beschloß ich mit Schwester Nisbet, eine Schule draußen im Freien zu beginnen, in der Hoffnung, ihre Scheu werde sich allmählig verlieren. Wir wollten mit einer Nähschule beginnen. So nahmen wir das Arbeitsmaterial, setzten uns unter den Schatten eines Baumes in der Nähe unserer Wohnung und luden die Mädchen ein, zu kommen. Am ersten Tag faßte sich eines derselben ein Herz und setzte sich zu uns. Eines ist besser als keines, dachten wir, bewaffneten den Finger des Kindes mit einem Fingerhut, gaben ihm eine Nadel in die Hand und fiengen an, es in das Geheimniß der Nähkunst einzuweißen. Etliche Weiber standen herum, neugierig, das Wunder mit anzusehen. Die kleine Maut that in gutem Ernst ihr Bestes, um die geheimnißvolle Kunst zu lernen, als plötzlich die Weiber in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Das war zu viel für die arme Schülerin. Sie sprang auf, warf Nähzeug und Fingerhut weg, brach durch die Umstehenden hindurch, floh mit der Hast eines erschrockenen Hasen davon, — und wir hatten das Nachsehen. Doch sammelten sich bald hernach etliche Mädchen um uns und gewannen das Nähen so lieb, daß wir erstaunt waren, wie schnell sie die kleinen Fertigkeiten sich anzueignen verstanden.“

Was die sonntäglichen Gottesdienste betrifft, so fanden sich anfangs zahlreiche Zuhörer ein. Sobald aber die erste Neuheit der Sache vorüber war, blieb der Versammlungsort fast leer. Sie könnten den Sonntag nicht entbehren, meinten die Leute. Der Eine hatte auf sein Feld zu gehen, der Andere mußte einer Festlichkeit beiwohnen, ein Dritter meinte: ihre Götter seien damit zufrieden, ein- oder zweimal des Jahrs Verehrung zu erhalten; das werde dem neuen Gott gewiß auch genügen. Fragte man: „Warum bist du heute nicht in den Gottesdienst gekommen?“ so konnte Einer sagen: „Mein Weib ist ja dort gewesen!“ Oder: „War nicht der Häuptling unfres Dorfes dort?“ Oder: „Ich habe ja meinen kleinen Jungen geschickt; ist das nicht genug?“ Es war sichtbar, daß die Missionare nicht auf das Kommen der Leute warten durften; sie mußten sie aufsuchen. So zogen sie aus an die Hecken und Zäune und Landstraßen,

und luden die Heiden ein, zum Heiland zu kommen. Allein da stellte sich ein neuer Uebelstand ein. Wenn sie kaum eine halbe Stunde weit gegangen waren, so hieß es: „Nein, weiter darfst du nicht gehen! Die Leute im nächsten Dorf sind unsre Feinde; die werden dich tödten!“ So hieß es von einem Dorf zum andern. Bestanden sie dennoch darauf, im Namen Gottes zu gehen, so war in der Regel das Erstaunen der Leute im nächsten Dorf über den Besuch der Missionare eben so groß, als ihre freundliche Zuorkommenheit gegen die kühnen Gäste. Schlimmer aber war der andere Uebelstand, daß schon zwei oder drei Stunden von ihrer Wohnung ein ganz anderer Dialekt gesprochen wurde, den sie nicht verstanden. Es schien, als sollten auf diesem kleinen Eiland sechs Missionare sein, von denen jeder für sich einen unbedeutenden Distrikt unter seine Pflege zu nehmen hätte! „Was für ein trauriges Schauspiel der Zerrissenheit und feindseligen Zerspitterung!“ ruft Turner aus.

3. Ein heraufziehendes Gewitter.

Eine Zeit lang gieng Alles ohne viel Störung seinen hoffnungsvollen Gang. Bald genug jedoch stellten sich bedenkliche Anzeichen ein. Eines Morgens werden die Missionare durch großen Lärm und Tumult geweckt, der in der Nähe ihres Hauses stattfindet. Sie eilen hinaus, nach der Ursache sich zu erkundigen, und erfahren, daß zwischen den Leuten ihres Dorfes und dem benachbarten Distrikt Krieg ausgebrochen sei. Vergeblich suchen sie zu vermitteln; sie wagen sich selbst in das Lager der Feinde mit eigener Lebensgefahr; aber umsonst, der Krieg beginnt, und damit beginnt für die Missionare eine Zeit steigender Angst und Noth jeglicher Art. Anfangs zwar konnten sie in neutralen Gegenden, namentlich auf dem jenseits der Meeresbucht liegenden reichbevölkerten Bergrücken, ihre Arbeit fortsetzen. Aber bald gesellte sich noch ein anderer, weit gefährlicherer Feind hinzu. Es brach die Dysenterie in sehr heftiger Gestalt unter den Eingeborenen aus, und zwar merkwürdiger Weise gerade unter den feindseligen Dörfern am heftigsten, während in der nächsten Umgebung des Missionshauses Alles verschont blieb. Aus unserm ersten Artikel (vergl. M.M. 1862 S. 170 ff.) ist bekannt, daß die Eingeborenen von Tanna, und die Südsee=Insulaner überhaupt, jede Krankheit den Zauberern und „Krankheitsmachern“ zuschreiben. Ferner ist es eine all-

gemeine Wahrnehmung, daß, je lebhafter der Verkehr einer Insel mit Europäern ist, um so zahlreichere und zum Theil neue Krankheitsformen sich unter den Eingeborenen einzustellen pflegen. Daher mag es auch kommen, daß allgemein unter den Heiden der Südsee der Glaube sich gebildet hat, daß mit der Verbreitung einer neuen (der christlichen) Religion in gleichem Verhältniß auch verderbliche Krankheiten und andere Uebel sich einstellen. Was Wunder also, daß die Tannesen bei dem Ausbruch und der gefährlichen Verbreitung der Dysenterie sofort die europäischen Missionare dafür verantwortlich machten, und zwar um so mehr, da das Uebel sich vornemlich im feindlichen Lager, fast gar nicht aber auf der Niederlassung der Missionare zeigte. Endlich mußte die Eifersucht der Zauberer und Krankheitsmacher, für welche, wie früher erwähnt, die Krankheiten der Leute eine so reiche Quelle des Gewinns waren, doppelt aufgeregt und gereizt werden, wenn sie sahen, daß die Missionare viele vorkommende Uebel ohne eigenen Vortheil durch einfache Arzneimittel heilten. Nimmt man dieß Alles zusammen, so erkennt man, was für eine Gefahr für die Missionsfamilien aus dem Erscheinen jener Krankheit erwachsen mußte. Sie sollten auch nur allzubald die ernste Bedeutung dieser Lage der Dinge erfahren.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, daß Turner und Nisbet eine Predigtwanderung in die Umgegend antraten. Die Warnungen, die sie im ersten befreundeten Dorfe erhielten, nicht weiter zu gehen, schlugen sie nicht hoch an, weil sie dergleichen bereits gewohnt waren. Im nächsten Dorfe wiederholte sich ernstlicher die Bitte, sich nicht weiter zu wagen; ja man wollte sie mit Gewalt zurückhalten, und kein Eingeborener ließ sich bewegen, ihnen den Weg zu dem nur 20 Minuten entfernt liegenden nächsten Dorfe zu zeigen. Gleichwohl brachen die Missionare auf, weil sie wußten, daß sie dort alte Bekannte und Freunde hätten. Kaum waren sie einige Schritte auf dem Buschpfad vorwärts gegangen, so bemerkten sie etwa einen Steinwurf vor sich einen jungen Mann mit einer Keule in der einen Hand, mit der andern ihnen winkend: „Kommet, kommet, ich will euch den Weg zeigen!“ Sie wußten nicht, daß es ein Krankheitsmacher und ihr erbitterter Feind war. „Froh, einen Wegweiser gefunden zu haben,“ schreibt Turner, „eilten wir, geleitet von dem Manne, vorwärts und waren bald mitten in dem Dörflein Ratobus. Wir bemerkten hier sogleich etliche alte bekannte Gesichter, welche

über unsern Besuch erfreut schienen; andere aber waren finster und scheu. Wir setzten uns auf ein altes umgestürztes Kanoe und baten die Leute, sich um uns zu versammeln, damit wir eine Unterhaltung mit ihnen haben möchten. Etliche setzten sich, Andere standen, während noch Andere in einiger Entfernung gruppenweise zusammen sprachen und finster und verdächtig aussahen. Denen, die sich um uns geschaart hatten, gaben wir kleine Geschenke, bestehend in Scheeren, Fischhaken, Perlen 2c. und suchten ihnen von dem Heiland, der auch für sie sein Leben gelassen, vom Glauben an ihn und von der Hoffnung des ewigen Lebens im Himmel, etliche Worte ans Herz zu legen. Zuletzt machten wir den Vorschlag, ob wir nicht Alle zum Gebet uns vereinigen wollten. Etliche von ihnen knieten nieder; ich selbst, als ich auf den Knien lag, schloß die Augen und sprach ein Gebet. Aber zuvor schon hatte der junge Mann, der uns den Weg gewiesen, versucht, mir in den Rücken zu kommen, und nahm nun, die Keule in der einen und den Kawas (ein längliches scharfes Stück Basaltstein, das die Eingeborenen mit furchtbarer Präcision zu werfen verstehen) in der andern Hand, seine Stellung hinter mir ein. Ich hatte das nicht bemerkt, Bruder Nisbet aber nahm es wahr. Es fuhr ihm wie ein Pfeil durchs Herz, der Mann führe Böses im Schilde; und so suchte er in dessen Nähe zu kommen und faßte ihn fest ins Auge. Als ich nun niedergekniet war zu beten, warf der Bursche den Kawas auf den Boden und faßte die Keule mit beiden Händen. Nisbet nahm Alles wahr; statt deßhalb auch niederzuknien, blieb er stehen und heftete, ohne die mindeste Furcht zu zeigen, mit Muth und Gottvertrauen sein Auge fest auf das Auge des Bösewichts. Das rettete mich durch Gottes Gnade. Der Mann wagte den Schlag nicht zu führen. Ich selbst wußte von Allem nichts. Als ich vom Gebet aufstand, hörte ich eine rauhe trockige Stimme mir über die Schulter zurufen: 'Gieb mir eine Perlenkette für meine Mühe, daß ich dir den Weg gezeigt!' — 'Das ist eine unverschämte Art zu fordern,' sagte ich auf Englisch zu Br. Nisbet; um aber nichts weiter mit dem Manne zu schaffen zu haben, steckte ich meine Hand in die Tasche und gab ihm einige Perlen. Es wurde uns überhaupt etwas unheimlich unter den Leuten, und so wandten wir uns wieder heimwärts, nachdem wir sie noch freundlich aufgefordert hatten, uns zu besuchen, um noch mehr von Jesu und dem Weg zum Himmel zu hören. Als wir auf dem Rückweg das nächstliegende Dorf wieder

passirten, standen mehrere Leute am Weg, die offenbar bange um uns gewesen waren und deshalb mit besonderer Freude uns wieder begrüßten. Am Ende dieses Dorfes angekommen, — wer stand plötzlich vor uns zu unsrer Linken? Es war der Bursche wieder, der kurz vorher so trotzig die Perlen gefordert, und der nun eben im Begriff war, seinen Kawas nach meinem Kopf zu schleudern. In dem Augenblick stürzte eine alte Frau auf ihn los und faßte seinen aufgehobenen Arm. Liebe alte Mutter, Gott lohn' es dir! Ich hatte ihr eine Stunde vorher eine Scheere geschenkt. Der Bursche hatte die Keule in der andern Hand und suchte sich von der alten Frau loszuwinden; aber eine jüngere Frau eilte aus einer Hütte herbei und faßte seinen andern Arm. Es war Alles das Werk eines Augenblicks. Ich wollte stille stehen. Aber der befreundete Häuptling des Dorfes eilte herbei, stellte sich zwischen mich und den wüthenden Menschen und rief mir halblaut zu: 'Geh! Geh!' Es drängten sich dann etliche freundlich gesinnte Eingeborene um Nisbet und mich, und so eilten wir vorwärts. Unterwegs erzählte mir Br. Nisbet, was während meines Gebets in Ratobus vorgegangen war. Wir dankten Gott von ganzem Herzen für diese gnädige Bewahrung. Bald aber erfuhren wir, daß zwei Männer — es waren Zauberer und Krankheitsmacher — uns den Tod geschworen hätten, weil die neue Religion, die wir gebracht, einestheils die Krankheiten vermehre, und andernteils gleichwohl den Gewinn der Zauberer aus dem Krankheitsmachen vermindere."

Es war natürlich, daß in Folge dieser Erfahrung theils die Missionare selbst vorsichtiger wurden bei ihren Wanderungen in der Umgegend, theils daß die befreundeten Eingeborenen ihrerseits die Missionare noch dringender baten, sich nicht von ihrer Niederlassung zu entfernen. Als jedoch die erste Aufregung sich gelegt hatte, ließen sich die wackern Diener des Herrn nicht länger halten, um wenigstens auf dem reichbevölkerten Bergrücken auf der andern Seite der Bucht, wo die Leute immer sich freundlich gezeigt hatten, ihre Besuche zu erneuern. Eines Sonntag Nachmittags vertheilten sich die Missionare nach verschiedenen Richtungen, um die umliegenden Dörfer zu besuchen. Nisbet gieng mit dem Samoa-Druckergehülfsen Jakob nach den Dörfern auf dem Berg. Als er das erste derselben erreichte, fand er eine große Volksversammlung von zwei- bis dreihundert Leuten bei einander. Das war ihm doppelt willkommen, da er nun so viele Zu-

hörer beisammen hatte. Aber wie er in ihre Mitte trat, erhob sich eine Parthie von 50 bis 60 Männern und trat auf die Seite. Einer von ihnen aber stellte sich mit seiner Keule hinter Nisbet und war eben im Begriff, den verhängnißvollen Streich nach ihm zu führen; in diesem Augenblick aber wandte sich Nisbet, ohne die Gefahr zu ahnen, nach einer andern Seite, um einem ihm bekannten Häuptling, der am Boden saß, die Hand zum Gruß zu reichen. Das verblüffte den Mann mit der Keule. Er wandte sich, erblickte in der Nähe den Jakob, schlich sich ihm in den Rücken, schlug ihn auf den Kopf und lief davon. Mit ihm lief seine ganze Rotte davon, stand aber in einiger Entfernung stille, um zu sehen, ob die Andern Muth genug hätten, das Nordwerk zu vollenden. Nisbet sah sich um und nahm wahr, wie dem armen Jakob das Blut über das Gesicht strömte. Alles war nun in vollem Aufruhr. Etliche der Anwesenden schalteten die Burschen, die in der Ferne standen; Andere versicherten Br. Nisbet, daß sie keine Hand in der Sache hätten; noch Andere scharten sich um den blutenden Jakob. Auch die Weiber liefen herbei und stimmten das Klagegeheul an, weil sie Jakob tödtlich verwundet glaubten. Es wäre Wahnsinn gewesen, eine Minute länger zu verweilen. Da Jakob im Stande war, zu gehen, so eilten Beide, begleitet von einer Anzahl befreundeter Eingeborenen, den Berg herab und erreichten glücklich das Boot, das sie über die Bucht nach dem Missionshaus brachte. Jakob wurde bald vollständig geheilt.

Es war dieß eine schmerzliche Erfahrung, — um so schmerzlicher, als es nun sich herausstellte, daß die Missionare nicht einmal mehr auf dem nahen Berg sicher sein sollten, wo sie doch sonst in allen Dörfern so herzlich und wohlwollend aufgenommen worden waren. Man sagte es ihnen offen ins Gesicht, daß man sie umbringen werde, weil, seit sie da seien, der Husten und die Dysenterie kein Ende nehme und alle Krankheiten viel häufiger einen tödtlichen Ausgang hätten, als früher. Auch wüthete die Ruhr gerade damals (es war ums Neujahr 1843) mit doppelter Heftigkeit und raffte Viele hinweg. „Wir sandten,“ schreibt Turner, „selbst unsern Feinden Arznei, so oft wir konnten, und thaten Alles was in unserer Macht stand, um ihnen Liebe und Theilnahme zu beweisen; aber es war Alles umsonst.“ Bei einer Gelegenheit, wo ein befreundeter todtfranker Häuptling die Missionare rufen und um Medizin bitten ließ, erfuhren sie eine neue wunderbare Errettung von Mörders Hand.

Während Turner am Lager des Sterbenden kniete und ihm von Jesu sprach, hatte schon ein Eingeborener hinter ihm die Keule erhoben, um den Knecht Gottes niederzuschmettern. An der Bewegung des Schattens bemerkte Turner die Gefahr, und in Einem Augenblick war er auf den Füßen, um dem Streich auszuweichen. Der Mann war verbucht. Die Missionare aber eilten dankbar für diese neue Errettung nach Hause.

Um jene Zeit legte ein europäisches Schiff an der Insel an und verweilte mehrere Tage. Der Kapitän bot den Missionsfamilien freundlich an, sie mitzunehmen; „allein,“ schreibt Turner, „wir dachten nicht daran, die Insel zu verlassen. So lange noch irgend eine leise Spur von Hoffnung vorhanden war, daß unser Leben doch könnte erhalten und die Insel für den Herrn gewonnen werden, so lange waren wir entschlossen auszuharren.“

Die Zahl derer, die es mit den Missionaren hielten, schmolz immer mehr zusammen; nur wenige Dörflein auf einem hinter dem Missionshaus ansteigenden Hügel standen noch auf ihrer Seite. Um so größer war die Zahl der Feinde, die nach ihrem Blute lechzten. Eines Tages kam ein Bote von dem Berg jenseits der Meeresbucht ins Missionshaus, um anzufagen, daß die Eingeborenen am jenseitigen Strand mit einer großen Ladung Dams sich eingefunden hätten, um es den Missionaren zu verkaufen; um des fortdauernden Kriegs willen hätten sie es nicht gewagt, selbst herüberzukommen. Dabei drang der Bote so auffallend in Turner und Misbet, selbst in einem Boot nach dem jenseitigen Ufer hinüberzukommen, daß es diesen verdächtig vorkam; deshalb sandten sie, trotz der sonderbaren Einwendungen des Mannes, einen ihrer Samoa-Leute hinüber, schärften ihm aber ein, wohl auf seiner Hut zu sein. Als dieser nun an Ort und Stelle kam, bemerkte er gleich, daß etwas nicht richtig sei. Es war wenig Dams da, und die Leute sahen verdächtig aus. Eben wollte er ans Land treten, als eine Rotte mit Keulen bewaffneter Männer aus dem Gebüsch hervorbrach und auf ihn zustürmte. Er hatte eben noch Zeit, das Boot rasch ins tiefe Wasser hinauszurudern und so sich zu retten. Der Samoa-Mann bemerkte aber zu seinem schmerzlichen Erstaunen, daß ein bis dahin befreundeter Häuptling aus der Nachbarschaft sich an der Spitze dieser Verräther befand. Noch auffallender freilich war, daß derselbe Häuptling gleich darauf von der Ruhr befallen wurde und in vier Tagen eine Leiche war.

Dieser plötzliche und höchst merkwürdige Todesfall machte, statt die Feinde zu erschrecken, sie nur noch wüthender. „Sehet nur die Missionare an,“ sagten sie; „sie sind Alle wohl, und die Leute, die mit ihnen beten, sind Alle gesund; wir aber sterben schaarenweise!“ Die Gefahr näherte sich immer drohender dem Missionsgehöfte selbst. „Eines Nachts,“ schreibt Turner, „kamen vier unsrer Feinde und legten sich hart bei der Gartenthür auf die Lauer. Sie wußten, daß wir jeweilen, wenn die Hitze abgekühlt war, beim Mondschein noch einen Gang am Strande machten. Es schien den Bösewichtern zu gelingen. Sie hörten Tritte nahen. Die Gartenthür öffnete sich, und jemand, wie sie meinten, trat heraus. Rasch springen sie auf ihre Füße. Einer schleudert seinen Speer, ein zweiter wirft seinen Kawas, und dann horchen sie, ob sie jemand fallen oder schreien hören. Wie sie aber nichts vernahmen, meinten sie, es sei ein Geist gewesen, wandten sich und liefen erschrocken davon. Aber die Hand Gottes ergriff sie. Wenige Tage nachher starben alle Vier an der Ruhr.“

Als die Feinde sahen, daß alle ihre hinterlistigen Mordversuche scheiterten, wurde offener Krieg gegen die Missionare und ihren kleinen Anhang beschlossen. Es war an einem Freitag Morgen, daß eine ungewöhnliche Bewegung unter den Eingeborenen in der Nähe des Missionshauses wahrzunehmen war. An dem Zaun des Gehöftes sah man fremde scheue Gesichter vorüberziehen dem Hügel zu, der hinter der Wohnung lag. Alle waren extra bewaffnet. Die meisten aber hatten sich schon vor Tagesanbruch dahin begeben. Die feindliche Partei, die nun bis auf 2000 bewaffnete Männer angewachsen war, hatte auf diesen Tag eine Versammlung aussetzen lassen und dazu auch die bisherigen Freunde der Missionare eingeladen. Sie war entschlossen, entweder zusammen mit den letzteren das Missionshaus zu erstürmen und die Missionsfamilien zu erschlagen, oder wenn die Anhänger der Missionare sich nicht an sie anschließen würden, dieselben samt den weißen Fremdlingen zu verderben. Es war ein denkwürdiger Tag. „Unser Häuptling Weiameta,“ schreibt Turner, „eilte zu uns ins Haus, um uns zu sagen, daß unser Tod beschlossen sei, und bat uns zugleich, doch ja nicht das Haus zu verlassen. Eben jetzt berathe man sich über unser Loos auf dem benachbarten Hügel. Was sollten wir machen? Auf den Hügel gehen und es versuchen, die Feinde zu beschwichtigen, zu versöhnen? Das hieße, freiwillig unsern Tod suchen! Wir fühlten, daß wir nichts anders

thun konnten, als beten, und wir sollten bald inne werden, daß darin unser allermächtigster Schutz lag. Wir vertheilten uns in zwei Parthien. Unsere Samoa-Lehrer giengen in ihre Wohnung; Geschwister Nisbet, meine Frau und ich, wir blieben in unserm Hause, und da rangen wir im Gebet mit dem, in dessen Dienst wir standen, und der allen Missionaren zu unvergänglichem Trost gesagt hat: 'Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!' Während wir so auf den Knien lagen, kam eine unbeschreibliche Ruhe in unser Aller Gemüth; wir fühlten uns stark bei dem Gedanken, daß der Herr im Regiment sitze, und daß Er herrsche über alle seine Feinde. Wir waren ganz gewiß, daß Niemand die Hand gegen uns erheben könne und dürfe ohne Seine Zulassung. Auch konnten wir getrost zum Herrn sagen: 'Wenn dieser Tag nach Deiner unerforschlichen Weisheit unser letzter auf Erden sein sollte, so sind wir auch damit zufrieden; denn Dein Dienst ist jedes Opfer werth.'

„Während wir so in unsern Kammern beteten, bearbeiteten unsere Feinde draußen auf dem Hügel die gegen uns freundlich gestimmten Eingeborenen und drangen in sie, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu unsrer Ermordung zu machen. Nur Einer von unsern Leuten hatte den Muth, zu unsrer Vertheidigung sich zu erheben. Es war unser treuer alter Freund Kuanuan, ein Häuptling zweiten Ranges. 'Was haben euch die Missionare zu Leide gethan?' sagte er. 'Sie sind keine Krankheitsmacher. Sie sind wahre Knechte des wahren Gottes. Sie lieben uns Alle und sind hieher gekommen, um uns Gutes zu thun. Gebet euern Haß und eure gottlosen Anschläge auf. Geht hinab ins Missionshaus und laßt euch dort Arznei für eure Kranken geben. Ja, laßt uns Alle zusammenstehen und Jehova, den wahren Gott, anbeten und Ihm dienen; das wird uns Glück, Heil und Segen bringen.' So sprach der treue Kuanuan; aber die Feinde knirschten mit den Zähnen gegen ihn und drohten ihm Rache, daß er es wage, ihnen zu widersprechen. Nun wurde die entscheidende Frage an Weiaweia, den ersten Häuptling unsres Distrikts, gestellt, ob er sich mit den Feinden verbinden wolle oder nicht; er habe einfach Ja oder Nein zu sagen. Aller Augen wandten sich auf ihn. Man hoffte, er werde vor der versammelten aufgeregten Menge, namentlich vor den anwesenden gefürchteten Zauberern, sich beugen und nachgeben; aber auch er wagte es, sich auf unsere Seite zu stellen. Eine Zeitlang saß er stille da, mit gesenktem Haupt, — ein

Zeichen des Unwillens, — und dann sprach er kurz und sichtbar entrüstet: 'Wenn ihr es in euern Herzen beschlossen habt, die Missionare zu tödten, wohl an, so thut ihr es auf eure Gefahr. Ich will nichts damit zu schaffen haben.' Alles erhob sich in Wuth, und einer suchte den Andern mit Schreien zu überbieten. Mittlerweile hatte sich die Sonne verdunkelt, und mit unglaublicher Schnelligkeit zog einer jener tropischen Gewitterstürme herauf, gegen deren Gewalt Niemand im Freien sich zu halten vermag. Blitz und Donner folgte Schlag auf Schlag, Windstöße und Staubwirbel rasten heran, und bald entlud sich das Gewölk in strömendem Platzregen. Das war Gottes Hand. Mit diesem Gewittersturm vermochten unsre Feinde nicht zu streiten. Die Verhandlungen wurden plötzlich abgebrochen, und Alles stob auseinander. Wir waren mittlerweile noch zum Gebet vereinigt, ohne zu wissen, ob nicht jeden Augenblick die Mörderbanden erscheinen würden. Die einbrechende Dunkelheit mitten am Tage befremdete uns. Ich erhob mich, schaute hinaus nach der vor uns liegenden Meeresbucht und sah, daß ein Gewitter im raschen Anzug sei. Es war ein ergreifendes Abbild unsrer eigenen Lage. Alles kam so schnell, so plötzlich; und als der Donner dahinrollte, konnten wir darin nur die zürnende Stimme des Allerhöchsten erkennen, die sich hören ließ gegen diejenigen, die da rathschlagten wider das Leben seiner Knechte. Plötzlich hörten wir eilende Schritte und ein Rennen und Laufen der Eingeborenen den Hügel herunter und an unserm Haus vorüber. Was ist's? Kommen sie, uns zu tödten? Nein; sie laufen am Haus vorüber, — sie stürmen kopfüber durch den strömenden Regen ihren Hütten zu! Wir wagten uns nicht hinaus, um zu fragen, was es sei. Eine bewaffnete Gruppe, die etwas zur Linken von unserm Hause am Strand gesessen war, um das Ergebnis der Berathung abzuwarten, erhob sich gleichfalls und lief nach dem Busch, um Schutz zu suchen. Dieß Alles ließ uns schließen, daß für diesmal die Gefahr vorüber sei. Der Herr war sichtbar für uns ins Mittel getreten. Wir warteten bis vier Uhr Nachmittags; da trat unser alter wackerer Freund Kuanuan zu uns herein. Er war niedergeschlagen und traurig. Von ihm erfuhren wir Alles. Es war aber augenscheinlich, daß die Wuth der Feinde durch all' das nur noch mehr gesteigert war.

„Am Abend machte ich mit Bruder Nisbet mich ans Werk, unser großes Boot zurechtzumachen, um in der Stunde äußerster Ge-

fahr zur Flucht fertig zu sein. Wir packten die nöthigsten Sachen zusammen und zum ersten Mal dachten wir ernstlich daran, die Insel zu verlassen. Denn was war zu machen? Mehr als zweitausend Wilde hatten sich zu unsrem Verderben verbündet und unsern Tod beschlossen. Alles schien uns zu sagen: Geh! Aber wohin sollten wir gehen? Da standen wir abermals stille und wußten keinen Rath. Wir wurden es aufs Neue inne, daß der Herr unsre einige Hilfe sei; auf Ihn warfen wir uns in unsrer Noth mit unbedingtem Vertrauen."

4. Die wunderbare Rettung.

In der darauf folgenden Nacht kam wenig Schlaf in die Augen der geängsteten Missionare und ihrer Frauen; doch gieng dieselbe ruhig vorüber. Am Morgen (es war Sonnabend) sandten sie Geschenke an die befreundeten, aber zweifelhaft gewordenen Hauptleute der umliegenden Dörfer und ließen ihnen sagen, es sei das ein Zeichen der Dankbarkeit für die bisher den Missionaren erwiesene Güte, und zugleich bäten sie sie, ferner ihnen ihren Schutz widerfahren zu lassen. Die Geschenke waren willkommen, aber die Empfänger, während sie alles Mögliche versprachen, waren elende Heuchler. Der Tag blieb ruhig. Der Sonntag brach an. Sollten die Missionare es wagen, öffentlichen Gottesdienst zu halten? Konnten nicht die Feinde den Augenblick zu einem verrätherischen Schlag benützen? Allein man empfahl sich dem Schutz des Herrn, und die Missionsfamilien begaben sich wie sonst nach der kleinen Kapellenhütte, die etwa einen Flintenschuß vom Missionshaus entfernt war. Viele Eingeborene waren zum Gottesdienst herbeigekommen, wahrscheinlich in Folge der empfangenen Geschenke. Alles blieb ruhig. Turner zeugte mit freudigem Geiste von der Liebe Gottes in Christo. Am Nachmittag fand abermals eine Unterweisung statt. Sonst war diese nur von sehr Wenigen besucht; heute aber war es ein ungewöhnliches Kommen und Gehen der Leute. Auch schienen Alle doppelt und dreifach bewaffnet. Als der Gottesdienst vorüber war, bemerkt Turner beim Herausgehen aus der Kapelle eine Anzahl drohend aussehender Feinde, die sich draußen aufgestellt hatten. Es war offenbar, daß sie Böses im Schilde führten. Aber auch die Freunde der Missionare hatten sich bewaffnet eingefunden, und sammelten sich um die Missionsfamilien. „Was sollten wir machen?“ schreibt Turner. „Wir mußten auf dem Heim-

weg hart an den Keulen unsrer Feinde vorüber. Jedes Zeichen von Furcht hätte sie nur ermutigt. So gab ich meiner Frau den Arm, Dr. Nisbet that dasselbe mit seiner Gattin, und so schritten wir ruhig, wie sonst, an ihnen vorüber. Der Herr war unser Schutz. Kaum aber waren wir daheim, so hörten wir aus der Ferne das Mark und Bein durchdringende Geschrei: 'Krieg! Krieg! Krieg!' Etliche der befreundeten Häuptlinge folgten uns in unser Haus. Auch die Feinde kamen heran, lärmten und schrieten: sie wollten Arznei haben. Es war das nur der Vorwand. Trotz allen Abtrathens der Häuptlinge machte ich eine Anzahl Pulver zurecht, trat damit unter die Thüre und übergab sie den Leuten mit einigen freundlichen Worten. Aber nicht Medizin war es, was sie suchten, sondern sie lechzten nach Blut. Kaum waren sie weggegangen, so ergriffen sie einen armen schuldlosen Jungen, der unsrem Distrikt angehörte, und schlugen ihn todt. Damit erklärten sie unsern Leuten den Krieg; denn so pflegen sie's zu machen, wenn sie Andere zum blutigen Kampf herauszufordern entschlossen sind. Sie selbst hatten offen erklärt: da sie uns nicht beikommen könnten, so wollten sie mit denen es probiren, die uns beschützen, und sich durch sie hindurch bis zu uns schlagen; ja sie werden nicht ruhen, bis ihre Keulen auch uns träfen."

Schon am folgenden Morgen (Montag) war der ganze Distrikt, der um das Missionshaus lag, in Waffen, um den Tod des Knaben blutig an den Feinden zu rächen. An der Spitze des Kriegsvolks stand Giaro, der alte, wohl achtzigjährige, einäugige, und doch noch kräftig und aufrecht einherschreitende „Held von hundert Schlachten". Unmittelbar vor dem Missionsgehöfte hielt er Musterung über seine Leute. Er bat die beiden Missionare herauszukommen: er habe ihnen ein Wort zu sagen. „Wir sind gekommen," sprach dann Giaro zu ihnen, „den Feind aufzufuchen. Ihr aber seid an Allem Schuld. So wünschen wir nun, daß Ihr uns helfet. Sollen wir uns hinschlachten lassen, während es doch in eurer Macht steht, uns zu retten? Sollen unsre Feinde kommen und unsre Dörfer niederbrennen, während Ihr das verhindern könnet? Wir verlangen von euch, daß Ihr mit uns ziehet und uns mit eurer Flinte helfet. Denn es ist euer Krieg, und steht Ihr uns zur Seite, so siegen wir." Die Forderung war eben so klug, als sie gerecht schien; denn eine einzige Feuerwaffe war unter jenen Umständen so viel werth, als eine ganze Armee. Die Missionare aber besaßen nur eine einzige Vogelflinte.

Diese begehrten die Eingeborenen. Die Antwort war ebenso einfach als bestimmt. „Nimmermehr,“ erwiederten die Missionare; „wir können nichts mit diesem Krieg zu schaffen haben. Wir sind keine Kriegsleute, wie ihr sie auf den europäischen Kriegsschiffen zu sehen Gelegenheit habt. Lieber würden wir selber sterben, als die Mörder von Andern werden. Wir sind zu euch gekommen, um euch den wahren Gott zu verkündigen und den Weg zum Himmel zu lehren. Wir haben Niemand ein Leid gethan. Wir sind es, denen Unrecht geschehen ist, und eure Sache ist es, dafür zu sorgen, daß uns nicht ferner Unbill geschieht. Gedenket daran, daß ihr Alle, als wir zu euch kamen, uns versprochen habt, uns zu beschützen und niemals, wenn Krieg ausbräche, von uns zu verlangen, daß wir daran Theil nähmen.“ Das letztere schlug durch. Sie hängten die Köpfe und sagten: „Es ist ganz wahr: das haben wir gesagt. Wir versprachen es, niemals das von euch zu verlangen.“ Nach einer Weile aber fuhr Giaro fort: „Gut, wenn Ihr nicht mit uns gehen wollt, so laßt uns wenigstens die Flinte, und gebt uns einen eurer Samoa-Knechte mit (— sie sagten klüglich nicht: Samoa-Lehrer), daß er sie für uns brauche. Das genügt!“ — „Nein, nein,“ war die entschiedene Antwort, „das können wir nicht thun; es wäre das so viel, als wenn wir selber giengen.“ Die Missionare schlugen nun einen andern Weg vor. Sie gaben dem Häuptling Giaro ein Stück farbigem Zeug, eine Hacke, ein Messer, eine Scheere und etliche Perlen-schnüre als süßnendes Geschenk für den Vater des erschlagenen Knaben, und baten die Leute, nicht Blut mit Blut zu vergelten. Aber es half nichts. Am darauffolgenden Tag (Dienstag) erschienen die Feinde auf dem Hügel, und der Krieg begann. Das Scharmügel dauerte den ganzen Vormittag. Am Nachmittag zog der Feind sich zurück. Niemand von den befreundeten Eingeborenen war gefallen, mehrere aber hatten Wunden empfangen, unter ihnen der alte Held Giaro, der vom Wahlplatz weggetragen werden mußte. „Es gieng uns durchs Herz,“ schreibt Turner, „die Verwundeten vorbeitragen zu sehen und sie sagen zu hören, es sei unser Krieg.“ Schmerzlich war es auch, den wackern Kuanuan, den treuen Freund der Missionare, niedergeschlagen und traurig heimkehren zu sehen. Er hatte während des Kampfs in dem Augenblick, da die Feinde mit besonderer Wuth auf ihn, als den entschiedensten Freund der Weißen, heranstürmten, seine Keule hinter sich geworfen, was als die

größte Schmach und Niederlage gilt. Die Feinde aber schrieten triumphirend: „Heute haben wir die Keule der Missionare gewonnen, — morgen werden wir sie selber bekommen!“ Die Lage ward immer bedenklicher. Abermals dachten die Missionare daran, bei anbrechendem Abend die Insel auf dem Boot zu verlassen; aber die See gieng hoch und das Wetter war stürmisch. Es war unmöglich; sie legten sich aufs Neue in die Hände ihres allmächtigen Herrn.

Am Mittwoch mit Tagesanbruch erschienen die Feinde abermals in weit größerer Zahl. Das Fechten gieng draußen aufs Neue an. Die Missionare konnten vom Fenster aus mit dem Fernglas alle Bewegungen der Kämpfenden erkennen. Giaro, der tapfere Kriegermann, lag verwundet in seiner Hütte; der Häuptling Weiwewa war gleichfalls krank und konnte am Kampf nicht theilnehmen. Ein dritter Häuptling, Sai mit Namen, führte das befreundete Kriegsvolk; aber er erwies sich als ein Verräther. Mitten im Gefecht rief er den Feinden zu: „Haltet inne, ich bin für euch! Lasset uns gemeinschaftliche Sache machen, die Missionare erschlagen und damit dem Krieg ein Ende machen!“ Aber in diesem Augenblick schrieten zwei andere Kriegseute: „Nein, nein, wir haben versprochen, die Missionare zu schützen; laßt uns fechten!“ Ein furchtbarer Durcheinander entspann sich. Die Einen wollten dieß, die Andern das. Diese Verwirrung benutzend drang der Feind vorwärts, stürmte ein Dorf und zündete es an. Darüber ergrimmt sammelten sich die befreundeten Kämpfer aufs Neue und drängten den Feind zurück. Die einbrechende Nacht trennte die Streitenden, und beide Theile zogen sich zurück. Gottes Barmherzigkeit hatte über den Missionsfamilien gewacht.

Aber noch am gleichen Abend stürmten die befreundeten Häuptlinge, vor Wuth schäumend, ins Missionshaus und schrieten: „Wir müssen die Flinte haben! Heraus damit! Euch zu lieb fechten wir! Wir sind zurückgetrieben worden! Unfre Felber, unsre Hütten, unser Leben, — Alles ist verloren. Noch Ein Tag, und auch Ihr seid verloren! Gebt uns die Flinte.“ — Es war ein entscheidender, furchtbar ernster Augenblick. Sollten die Missionare auch ihre letzten Freunde durch wiederholte Weigerung am Ende sich zu Feinden machen? War es nicht Nothwehr, was sie zum Nachgeben geneigt machen mußte? blieb ihnen auch nur noch eine Spur von Hoffnung übrig, für den Fall, daß sie auch jetzt Nein sagten? Turner schreibt: „Wir waren ganz entschieden, was wir zu thun hatten, und erwiederten sofort:

'Nein, die Flinte werdet ihr nicht haben. Wir sind nicht hieher gekommen zu fechten. Wir werden und dürfen sie euch nicht geben. Redet nicht weiter davon.' — 'Dann werdet ihr Alle getödtet werden!' war die sofortige Antwort. — 'Laßt sie kommen,' sagten wir; 'sie mögen uns tödten! Lieber wollen wir sterben, als Andere tödten. Sterben wir, so gehen unsre Seelen in den Himmel und werden dort ewig selig sein; aber wie wird es denen ergehen, die uns tödten? Gott sieht es, — Er wird es heimsuchen!' — Auf dieß kühlte sich ihre Aufregung etwas ab. Einer sagte zum Andern: 'Ihre Herzen sind stark, sie fürchten sich nicht zu sterben. Tödtet man aber sie, so werden wir auch einer um den andern sterben müssen.' Nochmals baten sie um die Flinte; da sie uns aber fest fanden, giengen sie weg."

Die Nacht brach ein. Wer will die Lage der Missionsgeschwister in jenen Stunden der Angst beschreiben? Wieder und wieder warfen sie sich vor dem Thron der Gnade nieder und suchten Licht und Rath und Weisung. Sollten sie dennoch im äußersten Fall der Noth von der Feuerwaffe Gebrauch machen? War es recht, sich wehrlos von einem grausamen Feinde schlachten und — aufessen zu lassen? Oder sollten sie es im Vertrauen auf die allmächtige Gut ihres Gottes wagen, sich im zerbrechlichen Boot den Wellen des Meeres anzuvertrauen und zu sehen, ob sie eines der benachbarten Eilande erreichen könnten? Der ganze Tag aber war stürmisch gewesen, und die See gieng hoch. „Wir beteten aufs Neue,“ schreibt Turner. „Der Gedanke tauchte immer wieder auf, ob wir vielleicht um die Landspitze vor dem Hafen herum kommen, dann das Segel aufziehen und das 15 Stunden entfernte Aueiteum erreichen könnten? Wir beschloßen, in Gottes Namen um Mitternacht uns aufs Meer zu wagen; besser sei es ja, in die Hand Gottes, als in die Hände grausamer Kannibalen zu fallen. . . Es war acht Uhr Abends. Wir packten in größter Eile die allnöthigsten Sachen zusammen. Draußen war es noch immer stürmisch; jähe Windstöße mit Blitz und Donner und heftigen Regengüssen stellten sich wieder und wieder ein. Zuweilen zitterten wir bei dem Gedanken, uns bei solcher Witterung in einem kleinen unbedeckten Boot den Wogen des Meeres aussetzen zu sollen, ohne zudem recht zu wissen, wohin wir eigentlich gehen sollten. Aber unsre Lage war verzweifelt. Unser Entschluß war gefaßt. Wir mußten fort, und so oft ein hanger Gedanke sich erheben wollte, schien uns eine Stimme vom Himmel zuzurufen: 'Seid getrost und ganz unverzagt,

fürchtet euch nicht und laßt euch nicht grauen; denn der Herr, euer Gott, wird mit euch gehen, und wird euch nicht lassen, noch versäumen.'

„Bald waren wir mit Zurüstungen fertig und warteten nur noch auf das Aufgehen des Monds. Es war eine ernste feierliche Stunde. Lob und Ewigkeit standen vor unsern Augen. Vielleicht war es für einen oder den andern von uns, oder vielleicht für uns Alle, der letzte günstige Zeitpunkt zu ruhiger Besinnung. Wir dachten ernstlich ans Abschiednehmen von einander. Eine unsrer heldenmüthigen Frauen schlug zuerst diese Saite an. 'Mein Theurer,' sagte sie, 'wenn ich sterbe, und du solltest am Leben bleiben, so sage meiner geliebten Mutter, daß ich es keinen Augenblick bereut habe, in den Dienst Christi getreten zu sein.' Ja, dieser Gedanke lag zu oberst in unser Aller Herzen mitten unter den grausamsten Prüfungen. Die Sache unsres Heilandes, das fühlten wir, ist werth nicht blos Eines Lebens, sondern zehntausend Leben, wenn wir sie für Ihn zu opfern vermocht hätten. Doch diese feierlichen Abschiedsgedanken wurden bald unterbrochen durch die ernstesten Realitäten unsrer mitternächtigen Flucht. Gegen elf Uhr kamen unsre Samoa-Leute, uns zu sagen, daß der Augenblick günstig scheine. Der Mond war eben aufgegangen, der Wind war mäßig. Es regnete, aber das war für uns ein Vortheil, da wir, ohne von den Eingeborenen bemerkt zu werden, wegzukommen wünschten; denn sie gehen selten im Regen aus.

„Ehe wir ausbrachen, schlossen wir nochmals die Thüre, um uns der mächtigen Hut unsres Gottes zu empfehlen. Die köstlichen Verse von Newton paßten ganz besonders auf unsre Lage, und wir sangen:

Ob Trübsal uns kränkt, Und Kummer uns drückt,
Von Feinden bedrängt, Kein Freund uns erquickt,
Es bleibt uns doch Eines, (Daß Alles geschehn,
Wir achten des Keines): Der Herr wird's versehn.

Dem Rufe des Herrn, wie Abraham dort,
Gehorchen wir gern Im Glauben ans Wort.
Wohin Er uns führet, — den Weg, den wir gehn,
Weiß Er, der regieret: Der Herr wird's versehn!*)

Dann lasen wir den 46. Psalm, beugten unsre Kniee und flehten um die Leitung und Bewahrung unsres Gottes, sowie um eine rechte Be-

*) Aus dem Englischen von Missionar Friedr. Winkler. Die Uebersetzung ist trefflich gelungen; doch sind die obigen Verse im Original noch passender auf die Lage der Glücklinge.

reitschaft unsrer Seelen für Alles, was uns in dieser Nacht begegnen könnte. Wir erhoben uns von den Knien und giengen hinab an den Strand. Zuvor aber hängten wir noch einen Brief mittelst einer Schnur an einem der vorstehenden Dachsparren unsres Hauses auf, um dadurch jedem Schiffskapitän, der etwa hier vor Anker kommen und Nachfrage nach uns halten würde, anzuzeigen, daß wir nicht von den Eingeborenen umgebracht, sondern von der Insel geflohen seien, um wo möglich Aneiteum zu erreichen; zugleich hatten wir darin, daß jeder Kapitän, in dessen Hände das Schreiben fallen sollte, uns dort auffuchen und die nöthige Hülfe uns bringen möchte. Noch einmal warf ich einen letzten Blick im Zimmer umher, blies das Licht aus und eilte den Vorausgegangenen nach. Von der Gartenthüre wandte ich mich nochmals zurück, um zwei Wassermelonen mitzunehmen, die eben reif geworden waren. Ein paar Augenblicke darauf saßen wir Alle in den beiden Booten und stießen vom Lande.

„Wir waren mit unsern Samoa-Leuten im Ganzen neunzehn Personen, worunter vier Kinder. Wir vertheilten uns so, daß zehn in dem Missionsboot und neun in dem großen, nach Landesfittte gebauten Kanoe sich befanden, und kamen überein, uns wo möglich immer zusammenzuhalten. Unser Missionsboot war ein starkes, dreißig Fuß langes Wallfischboot. Eben als wir vom Land stießen, kam ein Windstoß mit heftigem Regenschauer; aber wir ruderten dennoch vorwärts, weil wir unbemerkt wegzukommen wünschten. Unsere lieben Frauen hüllten sich so gut es gieng in Decken ein; da aber Br. Nisbet und ich beim Rudern mit Hand anlegen mußten, — denn es galt unser Leben, — so hatten wir keine andere Wahl, als uns eben gründlich vom Regen durchnetzen zu lassen. Die Bucht von 'Port Resolution' hat die Gestalt eines Hufeisens. Als wir uns nun den beiden Landspitzen am Ende des Hafens näherten, fiengen unsre Schwierigkeiten erst an. Ein gewaltiger Wogenschwall kam uns entgegen, der Wind war uns stracks im Gesicht und steigerte sich zu einem neuen heftigen Stoß. Der Regen kam abermals in Strömen herab. Dennoch ruderten wir voran, und unser Boot lief über die hochgehenden Wogen, ohne viel Wasser zu schöpfen. Als der Regenschwall vorüber war und der Himmel sich aufheiterte, fanden wir, daß wir ein gut Stück zurückgeworfen waren. Der Wind wurde leichter, und wir griffen wieder zu den Rudern. Wir sahen die Kokosbäume am Land hinter uns ziehen und gewannen daraus neuen Muth, da wir sahen, daß es

vormwärts gieng trotz dem gegen uns rollenden Wogenschwall. Aber siehe, es wird wieder schwarz am Himmel, der Wind steigt, die Rollwogen wachsen und hernieder fährt ein neuer Regens Sturm. Wir kämpfen uns durch Wind und Regen und Wellen durch, und suchen wenigstens nicht rückwärts zu kommen. Es wird wieder hell: wir sehen das Land. 'Wo sind wir?' — Zurückgeworfen! Doch nicht so weit, als das erste Mal. 'Gut! Gut! Laßt uns frisch daran!' — Ich heftete mein Auge auf einen Kokosbaum an der Nordwestseite des Hafeneingangs; sind wir nur einmal dem gegenüber, dachte ich, dann können wir das Segel aufziehen und ausruhen.

„Wir schnitten eine der Wassermelonen an, fühlten uns erfrischt und ruderten weiter. Aber die See gieng hoch, und diese mächtigen Rollwogen, die uns stracks entgegen liefen, machten das Rudern zu einer furchtbaren Arbeit. Dennoch hofften wir, aus dem Hafen zu kommen, und hielten aus. Allein abermals erhob sich der Wind, und ein neuer Regens Sturm fuhr uns ins Gesicht. Ströme von Regen; geraume Zeit konnten wir gar nichts sehen. Als sich aufheiterte, vermißten wir das andere Boot. Wir dachten, es sei vorausgefahren, sei glücklich um die Landspitze herumgekommen und habe die offene See gewonnen. Dieß ließ uns noch bringender wünschen herauszukommen, und wir machten uns mit aller Kraft ans Rudern. Nun fanden wir aber, daß eine Meeresströmung uns näher an ein Korallenriff trieb, als uns lieb war; dennoch blieb uns die Hoffnung, dran vorbei zu kommen. Wir ruderten und ruderten, und glaubten, wir kämen wacker voran; plötzlich rief einer unsrer Leute, wir seien hart vor den Felsenriffen, und das Boot müsse zerschellen. Im Nu wandten wir das Boot und nahmen die Richtung quer über die Bucht. Jetzt hielten wir inne und beriethen uns, was zu machen sei. Unfre Samoa-Leute waren der Meinung, es sei unmöglich, aus dem Hafen zu kommen; uns kam es auch so vor. Wir sahen uns rings nach dem andern Boot um, konnten aber nichts wahrnehmen. In dem Glauben nun, es sei glücklich hinausgekommen, und weil wir unsrem Versprechen, zusammenzuhalten, nicht untreu werden wollten, sprachen wir einander Muth zu, noch einmal es zu wagen. So machten wir uns aufs Neue ans Werk; aber es war Alles umsonst — wir fanden uns abermals hart vor den Felsenriffen, an denen die Wogen sich furchtbar brachen; der Versuch war hoffnungslos. So entsetzlich und niederschlagend die Aussicht war, wieder ans Land zurückkehren zu

müssen, — wir hatten keine andere Wahl. Gottes Wille war uns nun unmissverständlich; hätte Er gewollt, daß wir die offene See erreichen, so hätte Er nicht solche unüberwindliche Schwierigkeiten uns in den Weg gestellt. Wir waren besorgt um das besfreundete Boot; aber wir konnten nichts weiter thun, wandten unser Schiffelein um und ruderten langsam wieder unsrer verlassenem Wohnung zu. Als wir dem Strande uns näherten, sahen wir etwas Schwarzes. 'Was ist das da vorne? Ist's das vermißte Boot? — Ja, wahrhaftig es ist!' Und gleich darauf waren wir wieder Alle bei einander. Es war ihnen gegangen, wie uns. Das war ein großer Trost, unsre Leute wieder gefunden zu haben, und wir schöpften daraus aufs Neue die Zuversicht, daß Gottes Hand über uns sei.

„Wir legten Boot und Kanoe sicher vor Anker, so daß beide in jedem Augenblick bereit wären, zündeten dann ein Licht an und besaßen uns wieder in den alten Räumen, ohne daß irgend ein Eingeborener von Allem, was vorgegangen war, etwas gemerkt hätte. Es war 3 Uhr Morgens. Wir fühlten uns Alle abgemattet, seefrank und wie Taumelnde, legten unsre durchnässten Kleider in eine Ecke zusammen und warfen uns auf unsre Lagerstätten, um durch etwas Ruhe uns auf den entseßlichen Tag zu stärken, der im Anbruch war.

„Nachdem wir kurze Zeit und unruhig geschlummert hatten, weckte uns mit der ersten Morgendämmerung der wirre Lärm der Eingeborenen, die aufs Neue zum Kampf sich rüsteten. Sofort füllte sich unser Gehörsfeld mit bewaffneten Kriegersleuten. Sie fiengen an ganz zuchtlos und unbändig zu werden. Bisher hatten sie unsere Einzäunung respektirt, nun aber hieß es, sie seien 'unsre Kriegersleute', und hielten jetzt Alles für erlaubt. Als ich aus dem Schlafzimmer ins große Zimmer trat, fand ich es voll von etwa zwanzig Hauptleuten des Distrikts. Ich fühlte mich so schwach und elend, daß ich kaum stehen und reden konnte; Br. Nisbet gieng es nicht besser, — aber es war Kriegsrath, und wir mußten sie anhören. Es war die alte Geschichte. 'Unser sind wenige,' hieß es, 'der Feind ist zahlreich. Wir können sie nicht aufhalten; mit der Flinte aber könnten wir sie in die Flucht jagen, und deshalb wünschen wir, daß ihr es mit uns haltet.' Wir hatten nur Eine Antwort. 'Wir sind nicht gekommen zu fechten; wir können nicht mit euch halten; wir können euch die Flinte nicht geben.' Doch baten wir sie, einen Augenblick zu warten, giengen in die Vorrathskammer, holten eine Anzahl Hacken

und gaben jedem der Hauptleute eine in die Hand. 'Nun,' sagten wir, 'unser Plan ist dieser: Gehet mit diesen Hacken auf den Kampfplatz, wo ihr mit dem Feind zusammenzutreffen gedenket, haltet dieselben in die Höhe, ruft den Feinden zu, das sei ein Geschenk, das wir ihnen senden, und bittet sie, dieselben als Zeichen unsrer Achtung anzunehmen und den Krieg aufzugeben.' — Darauf schmaakten Etliche mit den Lippen und ließen ihr gewohntes Klic! Klic! mit geschlossenem Munde ertönen, als Zeichen der Bewunderung der schönen neuen Hacken. Der Vorschlag schien ihnen zu gefallen; aber da erhob sich der alte einäugige Giaro, der Wortführer und Kriegsheld des Distrikts, der mittlerweile wieder hergestellt war, und haranguirte seine Leute einige Minuten lang. Der Sinn seiner Rede war: Sie sollen alle die Hacken wieder niederlegen und sie unter unsrer Hut zurücklassen; mittlerweile wollten sie ausziehen und fechten, und wenn sie Sieger wären, so sollten alle die schönen neuen Hacken ihnen gehören. Giaro riß Alles mit sich fort. Jeder legte seine Hacke nieder, und hinaus stürmte Alles hinter dem alten Reden her in den Krieg. Wir baten, flehten, — umsonst! Fort gieng's den Hügel hinauf.

„Unter unsäglichen Nöthen und unter stetem Wechsel von Furcht und Hoffnung vergieng der Tag. Im Lauf des Nachmittags sah man auf dem Hügel ein anderes nahegelegenes Dorf in Flammen aufgehen. Das war ein schlimmes Zeichen. Doch kam der Feind nicht herab. Der Herr war unser Schutz. Aber die fortgehende Aufregung und körperliche Erschöpfung fieng an, uns gegen die Gefahr stumpfer zu machen. Auch war das Wetter noch immer stürmisch, die See gieng hoch, und es war keine Rede, daß wir aufs Meer uns hätten wagen können. Eines aber war uns auch jetzt noch unwandelbar gewiß, daß unsres Gottes Hand mit uns sei.

„Als der neue Tag anbrach, gieng auch der alte wilde Kriegslärm wieder an. Es erschien Allen, wie ein Wunder, daß der Feind, ob schon er täglich neue Vortheile erfocht, sich noch nicht vom Hügel herabwagte, um uns, auf die doch Alles abgesehen war, ein Ende zu machen. Gottes Hand schien sie wie durch geheimnißvolle Bande zurückzuhalten. Da ertönte Nachmittags zwei Uhr ein verworrenes wildes Schreien in unsrer Nähe. Ich lief nach der Thüre und sah Schaaren von Eingeborenen dem Strand entlang laufen und nach dem Meere zeigen. Ich meinte, sie wollten uns damit sagen, so rasch als möglich ins Boot zu fliehen, weil der Verberber da sei. Als sie aber

näher kamen, glaubte ich zu vernehmen: 'Ein Kriegsschiff! Ein Kriegsschiff! Ein Kriegsschiff ist gekommen uns zu helfen!' Ich drehte mich um, und — wahrhaftig — da segelte eben ein Schiff um die Landspitze herum. Das war ein Auferstehen vom Tode. Ich nahm das Fernglas: es war eine Brigg, die eben an der Mündung des Hafens erschien. Da war kein Augenblick zu verlieren. Wir fürchteten, das Fahrzeug möchte nur an der Insel kreuzen und dann weiter segeln. Während Br. Nisbet das Boot zurecht machte, schrieb ich ein paar Zeilen an den Kapitän. In wenigen Minuten war das Boot auf der Fahrt; die Bogelflinte war auch mit, um durch Schießen die Aufmerksamkeit des Schiffes auf sich zu ziehen. Noch vor Sonnenuntergang lag die Brigg unsrer Wohnung gegenüber vor Anker, der Kapitän war am Ufer bei uns und bot mit größter Bereitwilligkeit jede Hülfe an, die ihm möglich sei.

„Der Kapitän kam von Hobart Town (Australien) und war auf Wallfischfang ausgefahren. Er wußte, daß wir vor nicht langer Zeit auf Tanna gelandet waren, und da er eben in der Nähe der Insel vorbeifuhr, war er neugierig zu erfahren, ob wir noch am Leben seien, und fuhr deshalb nach dem Hafen von Port Resolution. Als wir ihm von unserm Fluchtversuch erzählten, erklärte er, unser Boot wäre unfehlbar zu Grunde gegangen, da seit mehreren Tagen draußen die See ungewöhnlich hoch gehe und gefährlich sei. Unsere Herzen flossen über von Dankbarkeit, und wir mußten das wunderbare Walten unfres himmlischen Vaters, durch das wir aus den augenscheinlichsten Gefahren errettet wurden, mit Staunen anbeten.“

Es wurden nun in aller Stille die Vorbereitungen zur Abreise getroffen, während der grausame Krieg ununterbrochen fortbauerte. Bei Nacht hielten bewaffnete Matrosen Wacht beim Missionshaus. Zwei Tage lag die Brigg ruhig vor Anker, und die Eingeborenen hatten kaum eine Ahnung, daß die Missionsfamilien mit derselben die Insel verlassen würden. Am Sonntag wurde noch ganz wie gewöhnlich, freilich unter dem Schutz der Matrosen, Gottesdienst in der Kapelle gehalten. Um Mitternacht aber war Alles zum Ausbruch bereit. „Die nahe Kapelle,“ fährt Turner zu erzählen fort, „der Schuppen, unter welchem unser Boot zu liegen pflegte, und andere Nebengebäude waren gedrängt voll von Leuten aus den benachbarten Dörfern, denen der Feind Alles verbrannt hatte, und die bei uns Zuflucht suchten; aber sie lagen Alle in tiefem Schlaf. Zuerst setzten wir

unsre Frauen mit den Samoa-Weibern und Kindern ins große Boot und in das Kanoe, und sandten sie nach der Brigg. Dieß war das Signal für den Kapitän, mit drei seiner Boote und zwanzig Mann ans Ufer zu kommen. Sie waren alle bewaffnet, aber wir baten sie dringend, wo immer möglich nicht zu feuern und im Fall eines Angriffs von Seiten der Eingeborenen lieber alles Gepäck zurückzulassen und mit uns davon zu eilen. Vier oder fünf Matrosen hielten, das Gewehr geschultert, Wache am Haus, die Andern trugen die Sachen aus dem Haus in die Boote. Da erwachten die Eingeborenen in den Nebengebäuden; Boten flogen durch den Distrikt, und in dem Augenblick, wo das letzte Gepäckstück gesichert war und wir eben selbst samt den übrigen Samoa-Leuten einstiegen, rannten von allen Seiten die Insulaner herbei. Wir stießen vom Lande und ließen die Eingeborenen verblüfft und rathlos zurück. Nur Einen Mann, unsern alten Freund Kuanuan, konnte ich noch einen Augenblick sprechen. Er lehnte sich auf meine Schulter und weinte wie ein Kind. Ich bat ihn zum Abschied, sofort alle befreundeten Häuptlinge zu versammeln und sie in meinem Namen zu bitten, uns noch auf dem Schiff zu besuchen, ehe wir absegeln. Elf von ihnen kamen auch wirklich noch am Vormittag. Sie brachten uns ein Geschenk als Friedensopfer und sprachen unter Thränen ihr Leidwesen aus über das was vorgefallen sei. Wir erwiderten ihnen: 'Auch uns sei es schmerzlich leid; wir hätten gewünscht bei ihnen zu bleiben bis ins Alter, und sie und ihre Kinder zu Jesu und zum Himmel zu führen; aber nun treibe man uns hinweg.' Keiner sagte: 'Bleibet.' Sie sahen, es sei dieß nicht möglich. Doch versprachen wir, wo möglich auf dem Missionschiff wieder nach ihnen zu sehen; wir werden sie stets lieb behalten, für sie beten und Alles thun, um die Mission unter ihnen wieder anzufangen, wenn sie ihre Kriege aufgäben und den Weg der Seligkeit lernen wollten. Kuanuan versprach noch besonders, die Tage zu zählen und am Sonntag und Mittwoch, wie bisher, so gut als möglich die Gottesdienste fortzuführen. Mittlerweile wurden die Anker gelichtet, und mit Gefühlen, die man leichter ahnen als beschreiben kann, boten wir den Häuptlingen zum Abschied die Hand. Die Segel füllten sich, und mit schwerem Herzen, doch voll Dankes für alle erfahrene Wunderhülfe Gottes, sahen wir die liebe unvergeßliche Wohnung, die uns auf dieser barbarischen Küste beherbergt hatte, allmählig aus unsern Augen verschwinden. So en-

deten die sieben Monate unsres Missionslebens auf Tanna. Vier Wochen später landeten wir auf einer der Samoa-Inseln."

Wie nun? Wird jenes Erbarmen der Christen, das mit so vielen und großen Opfern diese mörderischen Inseln für den Herrn zu gewinnen bemüht war, sich in Haß verwandeln und Feuer vom Himmel herabrufen über die Frevler? Oder wird die Mission das demüthigende Bekenntniß ablegen, daß diese Satansburg für sie zu stark sei? Wird es im Lager der Streiter Christi gehen, wie dort unter den Gezelten Israels in der Wüste, da die Rundschafter aus Canaan wiederkehrten und sprachen: Wir vermögen das Land nicht einzunehmen, denn es frisset seine Einwohner? Das sei ferne! Wir sprechen mit Josua, dem Sohne Nun: „Und ob das Land bis an den Himmel vermauert wäre — wenn der Herr uns gnädig ist, so wird Er uns in dasselbige Land bringen und wird es uns geben.“ Denn alle Inseln sollen den Herrn loben.

Unsre weiteren Mittheilungen werden uns die Anfänge dieses Sieges zu melden haben.

Missions-Beitung.

Die Lage der Dinge in China.

Seit unsern letzten Mittheilungen über China ist Manches in diesem Reiche vorgegangen, was wir in übersichtlicher Weise hier nachzuholen versuchen.

Es ist bekannt, daß die Flaggen der Engländer und Franzosen am 26. März 1861 in der Hauptstadt Peking aufgehißt wurden. In Folge dieses Sieges wurde der 1860 geschlossene, von den Chinesischen Behörden aber trennlos gebrochene Vertrag von Tientsin in aller Form erneuert, ohne weitere Beisätze, als etwa die Stipulationen über Kriegsentschädigung und die ständige Zulassung aus-

wärtiger Gesandten in Peking. Durch den Vertrag von 1842 waren fünf Hafenstädte (Kanton, Fu-tschau, Amoy, Ningpo und Schanghai) den Ausländern, und somit auch der Mission geöffnet. Der amerik. Vertrag von 1858 hatte zwei neue Hafenstädte aufgeschlossen; der Friedensschluß von 1860 (respektive 1861) aber fügte sieben weitere hinzu, und zwar Städte sowohl an der Küste, als an dem Yang-tse-kiang, dieser großen Hauptader des Reichs. Das ganze reiche Thal des Yang-tse wurde dadurch dem Handel erschlossen. Bereits sind mehrere wichtige Städte, wie Tien-

tsin, Tschefu, Hankau, Swatau u. von Missionaren besetzt. Auch Peking selbst ist bis auf einen gewissen Grad dem Ausland eröffnet.

Die wohlbegründete Besorgniß, daß die treulose chineßische Regierung den Vertrag aufs Neue brechen werde, sobald die fremden Truppen das Land geräumt hätten, ist durch ein wichtiges politisches Ereigniß wesentlich vermindert, wo nicht beseitigt worden. Sobald nemlich die alliirten Truppen sich der kaiserlichen Hauptstadt näherten, entfloß der damalige Kaiser Hien-fung (Oct. 1860) nach der kleinen Stadt Tschehol in der Mongolei, jenseits der Berge. Dieser unglückliche Fürst war im Februar 1850 auf den Thron gekommen und hat, was die öffentlichen Angelegenheiten des Reichs betrifft, nur böse Tage gesehen. Unter seiner Regierung war es, daß die Taiping-Rebellion sich erhob, die so ungeheure Dimensionen annahm; daß die fremden Mächte zweimal mit Krieg das Reich überzogen, und daß endlich seine Hauptstadt den Ausländern in die Hände fiel. Aber Hien-fung war ein Wüßling ohne Gleichen, und verträumte das Elend seines Volkes in den Wollüsten des Harem. An Leib und Seele zerrüttet und bis zum Blödsinn heruntergekommen, starb er elendiglich im herrlichen Palast zu Tschehol am 22. Aug. 1861, erst dreißig Jahre alt. Es ist des Kaisers Sache, seinen Nachfolger ausdrücklich zu ernennen. Hien-fung, beeinflusst von den Werkzeugen seiner Lust, bestimmte hiezu nicht einen seiner beiden Brüder, von denen Prinz Kung, obwohl unter 30 Jahren, während der Abwesenheit des Kaisers alle Regierungsgeschäfte besorgt hatte, — auch nicht den Sohn der rechtmäßigen

Kaiserin, sondern den Sohn einer andern seiner Frauen, einen Knaben von neun Jahren. Zur Reichsverweserin wurde die Mutter des letzteren während seiner Minderjährigkeit bestellt, während acht andere hohe Personen ihr als Regentschaftsrath an die Seite gegeben wurden. Prinz Kung, der Freund der Engländer und der Kräftigste unter allen Prinzen von Geblüt, wurde auch da übergangen. So kam der junge Kaiser samt seiner Mutter, der Reichsverweserin, und dem Regentschaftsrath nach Peking zurück. Aber kaum angekommen, brach eine bedeutungsvolle und höchst folgenreiche Palast-Revolution aus. Die Reichsverweserin wurde gestürzt; von den Reichsräthen wurden drei hingerichtet, die übrigen fünf verbannt. Der Zusammenhang der Sache ist nicht ganz klar. Das Wichtigste aber ist die Ernennung des Prinzen Kung zum Reichsverweser. Dieser Mann hatte schon während des Kriegs mit den Allirten überall die weisesten und liberalsten Vorschläge gemacht, war aber von den heillosen Günstlingen seines kaiserlichen Bruders (Hien-fung) immer überstimmt worden. Nach der Flucht des letzteren war es wieder Prinz Kung, der mit Weisheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit die Unterhandlungen mit den Allirten führte und seitdem mit Treue über den Verträgen hielt. Seine Erhebung zum Reichsverweser ist also eine gewisse Bürgschaft für eine glückliche Entwicklung des ausländischen Verkehrs mit China.

Seitdem residirt ein brittischer und ein französischer Gesandte in Peking (auch andere Nationen nehmen dies Recht in Anspruch), und was den äußeren Verkehr des Auslands mit

den kaiserlichen Behörden betrifft, so ist kaum etwas zu wünschen übrig. Allein die Gründung einer evangelischen Mission in der Hauptstadt ist bis jetzt nicht gelungen. Die römisch-katholischen Missionare zwar haben unter franzöf. Schutz nicht bloß die alte zerfallene Kathedrale prächtig wiederhergestellt, sondern treiben auch mit aller Kraft und ohne Rückhalt ihre Mission in Mitten Peking's. Der brittische Generalbevollmächtigte aber, Sir R. Bruce (Bruder des neuen Generalgouverneurs Lord Elgin von Indien) verweigert den protest. Missionaren den Zutritt in die Hauptstadt. Der englische Baptisten-Missionar Kloefers kam am 9. Mai 1861 in Peking an. Als er in das brittische Gesandtschaftshotel trat, um die Ermächtigung zu einer Mission einzuholen, ward er sehr zornig empfangen. Er habe hier nichts zu schaffen, hieß es. Nach vier Tagen mußte er trotz allen Gegenvorstellungen die Stadt wieder verlassen. Der kühne Mann kam aber schon am 13. Juni wieder. Ein Mandarin erschien sofort in dem Haus, wo er abgestiegen war, und verlangte seinen Paß. Da er keinen hatte, so erschien alsbald ein Befehl des brittischen Gesandten, augenblicklich Peking zu verlassen. Kloefers wollte nicht nachgeben; da ihm aber der Hausbesitzer die Thüre wies, war keine andere Wahl, — er mußte gehen. Dieß Alles zu derselben Zeit, wo französische Priester und Jesuiten schaarenweise in Peking wohnen und öffentlich missioniren!

Inzwischen ist der Missionsarzt Dr. Lockhart unter einer etwas andern Form doch nach Peking gekommen (Sept. 1861), und es ist ihm

gelingen, mit Zustimmung der brittischen Gesandtschaft ein Haus zu miethen, eine Art Spital und Apotheke darin zu errichten und durch die Vermittlung leiblicher Hülfe den Einwohnern der Hauptstadt auch das Evangelium nahe zu bringen. Die Unternehmung hat sich bis jetzt sehr wohlthätig erwiesen, und es ist zu hoffen, daß nach und nach auch eigentlichen Missionaren dieser Mittelpunkt des Reichs eröffnet werde.

Und nun die Taiping-Rebellen! — Was ihre kriegerischen Bewegungen betrifft, so haben sie an einzelnen Punkten kleine Schlappen erlitten; namentlich gieng ihnen die Stadt Nganking am Yang-tse-kiang (nicht mit Nanking, ihrer Hauptstadt, zu verwechseln) an die Kaiserlichen verloren. Bei dieser Gelegenheit haben die letzteren nicht etwa an den Taipings (denn die waren glücklich entkommen), sondern an den unschuldigen Einwohnern der Stadt unerhörte Grausamkeiten begangen. Es wurde Alles schonungslos hingeschlachtet. Man hat immer über die Grausamkeiten der Taipings sich entrüstet und sie als die alleinigen Nordbrenner in China verdammt. Die Kaiserlichen aber machen es womöglich noch schlimmer; oder vielmehr man muß sagen: es ist dieß die alt-herkömmliche Art der Kriegsführung in ganz China. Der Chinese versteht unter Kriegsführung von Alters her nichts anders als das Hinschlachten einer möglichst großen Summe von Menschen, abgesehen davon, ob es Soldaten im Feld oder friedliche Bürger in Stadt und Land sind. Es zeigt sich dieß auch in den öffentlichen Schauspielen, von denen der Chinese ein leidenschaftlicher

Freund ist. Da ist keine dramatische Vorstellung beliebter, als wo es recht grausig zugeht, also daß Alles unter (scheinbaren) unsäglichen Martern hingeschlachtet wird. Und daran ergötzen sich Alte und Junge, Männer, Weiber und Kinder. Man muß dieß im Auge behalten, wenn man ein richtiges Urtheil über die Taipings abgeben will.

Jene unbedeutenden Schlappen kommen aber kaum in Betracht gegen die erstaunlichen Siege, welche die Taipings anderswo erfochten. Das wichtigste ist die Eroberung der Hafenstadt Ningpo, welche zu den vertragsmäßig dem Ausland eröffneten Häfen gehört. Es war in den ersten Tagen des Dezember (1861), daß ungeheure Massen der Taipings gegen die Stadt sich heranwählten. Ningpo war fest genug, um eine mehrmonatliche Belagerung auszuhalten. Allein beim ersten Anlauf der Rebellen floh Alles was Füße hatte, und am 9. Dez. drangen jene fast ohne Schwertstreich in die Stadt. „Da war kein Morden und Niedermetzeln der Einwohner,“ sagt die China Mail, „kein Anzünden der Häuser; die Rebellen benahmen sich mit einer Mäßigung, die man nicht an ihnen gewohnt ist. Uns (Engländern) gegenüber haben sie Wort gehalten und Leben und Eigenthum unsrer Landsleute [es befindet sich eine brittische Handelsniederlassung in Ningpo] vollkommen respektirt. Kurz, sie haben das ängstlichste Verlangen an den Tag gelegt, mit den Ausländern auf freundschaftlichem Fuße zu stehen.“ — Die Bedeutung dieser Eroberung der See- und Handelsstadt Ningpo für die Taipings ist unabsehbar. Denn damit haben sie das Meer erreicht, und eben damit

die Möglichkeit, sich ohne Schwierigkeit Proviant, Kriegsbedarf und alles was sonst nöthig ist, zu verschaffen. Ihre Sache ist um einen Riesenschritt vorwärts gegangen. Nun galt es nur noch die Gewinnung Schanghai's. Sie zogen massenhaft gegen diese wichtige Stadt heran. Aber ungeachtet die Taipings nun feierlich versprachen, die ausländischen Handelsniederlassungen [außerhalb der Chinesenstadt] ebenso gewissenhaft wie in Ningpo zu respektiren, so erklärten doch die Engländer und namentlich die Franzosen, daß sie entschlossen seien, nicht bloß die Handelsniederlassung, sondern auch die Chinesenstadt Schanghai selbst mit allen Mitteln zu vertheidigen. Deseß nöthigte die Rebellen zum Rückzug. Dazu kommt, daß gleich hernach ein kaiserliches Armeekorps unter der Anführung eines Amerikaners, Namens Ward, die Rebellen bei Wusung aufs Haupt schlug. Muß dieser Neutralitätsbruch die Taipings nicht aufs Aeußerste gegen die Ausländer erbittern?

Was nun die inneren religiös-sittlichen Zustände der Taipings betrifft, so scheinen sich dieselben allerdings von Monat zu Monat zu verschlimmern. Der Rebellen-Kaiser selbst scheint immer fester in seine groben Irrthümer sich zu verstricken, immer intoleranter gegen Andersdenkende zu werden und immer mehr seine Unfähigkeit zu einem soliden politischen und religiös-sittlichen Neubau seines Reiches an den Tag zu legen. Sein bester General, der „treue König“ Shi-ta-kai, hat sich, wie es scheint, von ihm und seiner Sache getrennt und wird wohl auf eigene Hand künftig agiren. Auch sonst sind Symptome inneren Zwi-

spalts da, die nur durch die stete Aufregung der Eroberungszüge niedergehalten werden. Kan-wang, der „Schildkönig“ (der frühere Hung-yin, einst von Miss. Hamburg getauft), ist seiner Würde (des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten) entsetzt, wahrscheinlich weil er den Hirngespinnsten seines kaiserlichen Vaters nicht überall unbedingten Glauben schenkte, und weil er die englischen Missionare begünstigte! Und nun ist die Reihe endlich auch an den Baptisten-Missionar Roberts gekommen, der einst (in Kanton) den jetzigen Kaiser getauft hatte, dann von diesem nach Nanking berufen wurde und seit 1860 in der Stadt wohnte. Noch unter dem 17. Aug. 1861 spricht er in einem Schreiben an die North China Mail die schönsten Hoffnungen aus in Betreff der Taipings. „Die Leute,“ schreibt er, „sind im Ganzen und Allgemeinen für das Evangelium empfänglich und scheinen danach zu verlangen; es bedarf nur eine Zeit der Erquickung vom Angesicht des Herrn, eine Belebung durch den heiligen Geist, so werden die Todtengebeine lebendig werden, und ich hoffe, Hunderte und Tausende zur Gemeinde Jesu zu sammeln.“ In demselben Schreiben hatte er die Stadt Nanking in Beziehung auf Sittlichkeit das „Wunder der Welt“ genannt. Wie ist es möglich, daß es in wenigen Monaten so ganz anders wurde? Es hat in der letzten Zeit ein Schreiben des Miss. Roberts vom 30. Jan. 1862 die Kunde in allen Zeitungen gemacht, — ein Schreiben, das wohl von vielen Seiten als entscheidende Autorität für die Hoffnungslosigkeit der Taiping-Sache wird geltend gemacht werden. Er sagt darin, daß

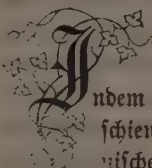
er nun nach 15monatlichem Aufenthalt in Nanking und nach genauer Beobachtung aller Zustände und Vorgänge daselbst „ebenso entschieden gegen die Taipings sei, als er zuvor für sie gewesen“. Der Kaiser der Rebellen sei ein „verrückter Mensch“, der weder zur Organisation eines neuen politischen Gemeinwesens, noch überhaupt zum Regieren fähig sei. Er sei „äußerst heftigen Temperaments“ und lasse seine eigenen Leute „für ein ungeschicktes Wort“ mit dem Tode büßen. Von Handel wolle er nichts wissen, und wer dennoch etwas der Art versuche, der habe es mit seinem Leben zu bezahlen. Seine religiöse Toleranz sei „eine Farce“, und sein ganzes Streben gehe dahin, seine eigenen verrückten Ideen auszubreiten. Auch Missionare, die nicht an seine Gleichheit mit dem himmlischen Vater und dem Sohn glauben, seien ihres Lebens nicht sicher. Ihm selbst (Roberts) sei es fast ans Leben gegangen. Und nun erzählt er wie Kan-wang (der oft erwähnte Schildkönig) zu ihm wüthend ins Haus gedrungen, einen seiner Dienstkneben vor seinen Augen mit dem Schwert getödtet, dann ihn selbst gräßlich mißhandelt und offenbar im Sinn gehabt habe, ihn selbst umzubringen. Das habe ihm (Roberts) die Augen geöffnet; er sei an der Taiping-Sache verzweifelt und habe Nanking einige Tage darauf verlassen. Den Grund dieser seltsamen Vorgänge giebt Roberts nicht an; er bemerkt nur, es sei Alles „ohne irgend einen gerechten Anlaß von seiner Seite“ geschehen. Wir enthalten uns eines Urtheils über die Sache, ob wir uns schon der Besorgniß nicht erwehren können, daß auch bei diesem eigenthümlichen,

etwas abenteuerlichen Missionar nicht Alles in Ordnung gewesen sein mag. Vielleicht aber liegt der Haupterklärungsgrund in der feindseligen Haltung, welche die auswärtigen Mächte (Frankreich und England) neuerdings, wie oben erwähnt, gegen die Taipings eingenommen haben. Die Taipings haben bisher mit der englischen Schonung und Ehrerbietung die Ausländer behandelt und auf jede Weise versucht, sie sich zu Freunden zu machen. Zum Dank dafür haben diese Ausländer ihnen immer nur Feindseligkeit bewiesen. Der anglikanische Bischof von Viktoria (Hongkong) schreibt unterm 14. Febr. 1862: „Die Taipings fiengen gut an, und Jedermann war berechtigt, die schönsten Hoffnungen an sie zu knüpfen in Betreff der einstigen Evangelisirung China's. Man kann die Frage aufwerfen, ob nicht ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der brittischen Beamten in China und die Eröffnung eines diplomatischen Verkehrs mit ihnen, wenn dieß vor etlichen Jahren geschehen wäre, den Erfolg gehabt hätte, diese Taiping-Bewegung in ein richtiges und gedeihliches Geleise zu leiten? Ich weiß es nicht. . . Jedenfalls sind sie (die Rebellen) jetzt so entartet und heruntergekommen, daß alle Hoffnung für sie zu Ende ist. Man muß sie sich selbst überlassen etc.“ — Das aber darf man sagen: wenn die ausländischen Mächte nicht mit ihrer Kriegsmacht die alte Mandschu-Dynastie stützten, so wären die Taipings schon längst Meister im Land, das Blutvergießen hätte ein Ende, die chinesischen Mandarinen und das Volk schloßen sich der neuen Regierung an, und mit solchen neuen

Kräften ließe sich ein geordnetes Regierungssystem zu Stande bringen. So aber, wie die Sachen stehen, wird der Jammer ins Endlose verlängert, der Rebellenkaiser wird aufs tiefste gegen die Ausländer erbittert, und seine bisherige Schonung gegen die Fremden verwandelt sich in blutige Rache. „Die Rebellen,“ heißt es in der Augsb. Allg. Zeitung v. 19. April, „haben sich von Schanghai zurückgezogen, als sie die energischen Anstalten sahen, welche die Engländer zur Vertheidigung dieser Stadt machten; zuvor aber richteten sie eine von ihren Führern unterzeichnete Depesche an die Konsuln. Darin erklärten sie, die Fremden hinfort mit äußerster Strenge zu behandeln. Der Drohung folgte die That auf dem Fuß. Nach wenigen Tagen haben sie hinter Wu-sung vier Fremde (zwei Portugiesen, einen Engländer und einen Amerikaner) ermordet. Die Rebellen fangen an, gegen die Ausländer einen ebenso grausamen Krieg zu führen, wie gegen die Chinesen.“ — Ist aus diesen Umständen nicht auch das Verfahren des Kaisers gegen Miss. Roberts zu erklären? Die China Mail (15. Febr. 1862) schreibt: „Es ist wahrscheinlich, daß die Führer der Taipings durch Hrn. Roberts die Engländer für ihre Sache zu gewinnen hofften. Da nun die neuesten Vorgänge bei Schanghai den Taipings zeigten, daß Roberts ihnen darin nichts nützt, so hielten sie sich auch nicht mehr verbunden, ihm Ehre zu beweisen; ja man ließ an ihm selbst den Bohn aus, der nun allen Fremden gilt.“

Wann wird dieser Jammer in dem unglücklichen Reiche ein Ende nehmen!

Die Polygamie und die Mission.

ndem die Mission mit ihrer Botschaft von der in Christo erschienenen heilsamen Gnade Gottes in die Mitte der heidnischen Völker tritt, hat sie es nicht blos mit dem falschen religiösen Glauben der Heiden zu thun, sondern zugleich mit einem tausendjährigen und festgeschlossenen System falscher socialer Verhältnisse. Denn die gesellschaftlichen Zustände der Menschen stehen ja im allerengsten organischen Zusammenhang mit ihrem Religions-system und sind nach allen ihren Formen immer und überall nur die naturwüchsige Frucht von diesem. Würde sich in der Mission nur um Bekämpfung und Ueberwindung eines falschen Götterglaubens handeln, so wäre ihre Aufgabe nicht eben schwer; denn nach allgemeiner Wahrnehmung sitzt der Glaube an die Götzen und die Ehrfurcht vor ihnen nicht sonderlich tief in den Herzen der Heidenvölker, und während der Heide ohne besondere Schwierigkeit die Thorheit seines Götterdienstes zugiebt, kommt der Verkündigung des wahren Gottes ein inneres Echo aus dem Herzen des Heiden beistimmend entgegen. Viel fester und zäher haftet das menschliche Gemüth an den Gewohnheiten des häuslichen und socialen Lebens; denn von ihnen ist das ganze persönliche und gesellige Dasein nach allen Seiten so sehr durchflochten und durchwirkt, daß mit ihrer Auflösung und Umgestaltung erst recht das ganze alte Volksleben abgethan und ein Neues geschaffen wird. Es geht dabei eine Art Tod mit einem Volke vor, woraus dann erst ein neues christliches Volk aufersteht. Unsere eigenen germanischen Völker, sowie die ganze altrömische Welt, sind durch dieses Sterben und Auferstehen hindurchgegangen. Auch den Heidenvölkern unsrer Tage ist dieser ernste und furchtbare Proceß

nicht zu ersparen, und die Mission ist es, die ihn vorzubereiten und durchzuführen hat.

Wie nun die Sünde alle Lebensformen der Menschheit verkehrt und zerrüttet hat, so insbesondere die socialen Beziehungen des Menschen zum Menschen. Und hier wiederum sind es drei Spitzen sündlicher Verkehrung, in deren Gestaltung der Teufel ein wahres Meisterstück geliefert hat, deren Art und Wesen aber den drei uralten Grundformen der Sünde — der Augenlust, der Fleischeslust und dem hoffärtigen Wesen — in denkwürdiger Weise entsprechen. Wir meinen die Sklaverei, in welcher die ungerechte gottwidrige Begier des Habens bis zum Besitzergreifen von Menschen durch Menschen sich steigert; sodann die Polygamie, wo die Fleischeslust mit Durchbrechung aller göttlichen Ordnung ihre höchsten Triumphe feiert; und endlich die Kaste, die den Hochmuth des einen Menschen gegen den andern in seiner unnatürlichsten Steigerung darstellt. Es sind diese die drei socialen Riesenbollwerke, welche der Mission in der Heidenwelt fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellen, — das eine mehr in diesem Volksgebiet, das andere mehr in jenem. Sie alle aber müssen überwunden werden, wenn das Christenthum auf Erden siegen soll; und wie sie da und dort, wo das Evangelium seine Alles überwindende Gotteskraft bewährt hat, bereits gewichen sind, so werden sie unzweifelhaft mit jedem Schritt, den der Triumphwagen der christlichen Wahrheit vorwärts thut, eins nach dem andern beseitigt und überwunden werden. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Mission mit dem Angriff auf diese socialen Uebel nicht zu beginnen hat, noch auch daran denkt, damit zu beginnen. Ueberall und immer wird sie zu allervörderst den Glauben an Christum zu pflanzen bemüht sein; und erst wenn eine Seele die aus solchem Glauben fließende neue Lebens- und Gotteskraft an sich erfahren hat, wird die Mission nach der Regel des göttlichen Wortes auch die häuslichen und socialen Verhältnisse der Bekehrten zu reinigen, zu läutern und christlich zu gestalten bemüht sein. Nichts aber ist hier wichtiger, als daß gleich von allem Anfang an mit durchgreifendem Ernste dem Bekehrten zum Bewußtsein gebracht werde, daß das Christenthum keinen Kompromiß duldet mit irgend einem Stück des Heidenthums; ja nichts ist wichtiger und folgenreicher, als daß der erste Grundstock der Gemeinde, die sich in Mitten eines Heidenvolkes bildet, möglichst rein, mit dem alten Heidenthum unvermischt und nach der Regel des

göttlichen Wortes eingerichtet sei. Es setzen sich ja ohnehin hernachmals, je mehr die Zahl der Gemeindeglieder wächst, sittliche Uebel und Krankheiten genug an, welche der fortgehenden Disciplin reichlich bedürfen; wollte man vollends von vorneherein entschieden heidnische Lebensformen in Mitten der Gemeinde nachsichtig dulden, in der trügerischen Hoffnung, der Geist des Christenthums werde nachmals schon von selbst jene heidnischen Reste austreiben und überwinden, so würde man sich bitterlich täuschen. Denn wer wüßte nicht, daß der Ernst der Heiligung und die erste Liebe in den Christengemeinden daheim und draußen mit der Zeit und mit dem Wachsthum der Mitgliederzahl nicht wächst, sondern abnimmt?

Man könnte uns entgegenhalten, daß ja auch die Apostel dergleichen sociale Uebel, wie Sklaverei und Polygamie, nicht ausdrücklich bekämpft haben, sondern vielmehr einfach stehen ließen, wie sie sie vorfanden, und daß dennoch der Geist des Herrn, der in der Gemeinde waltet, im Lauf der Zeit Schritt für Schritt dieselben überwunden und ausgeschieden habe. Warum sollte die moderne Mission anders verfahren wollen, als die Apostel verfahren? — Es dürfte nicht schwer sein, darauf zu antworten. Fürs Erste ist ja in unsern Tagen allgemein von Seiten aller gesunden nüchternen Christen zugestanden, daß Vielweiberei und Sklavenwesen sich mit dem Geist des wahren Christenthums nicht verträgt. Es ist dieß eine Einsicht und Ueberzeugung, welche, wie es scheint, den Aposteln noch nicht in der vollen Klarheit und Bestimmtheit gegeben war, wie sie der Geist des Herrn im Laufe der Zeit seiner Gemeinde geschenkt hat. Wäre es nun recht und sollte es zu verantworten sein, wenn die Mission unsrer Tage ein Licht, das der Herr jetzt seiner Kirche geschenkt hat, unter den Scheffel stellte? Nimmermehr. Wir würden uns an den Missionsgemeinden versündigen, wollten wir in diesen Stücken dulden, was die Apostel bei dem Maaß ihrer Erleuchtung dulden konnten. — Warum aber, sagt man vielleicht weiter, dem Geist Christi es nicht zutrauen, daß er in den heutigen Missionsgemeinden, wenn sie einmal zu Volkskirchen herangereift sind, so gut wie in den apostolischen, im Lauf der Zeiten von selbst ausscheiden werde, was nicht taugt? Darauf antworten wir für's Andere: Es ist nicht ein Spiel des Zufalls, sondern ein heiliger Plan Gottes, des Weltregenten, daß er zuerst die griechische und römische Nation, und darnach die germanische Völkerwelt mit der Hegemonie des Geistes unter allen übrigen Völkern der

Erde betraut hat. Er hat sie dazu zuerst geschöpplich ausgerüstet und befähigt, und dann sie faktisch zu ihrer Weltstellung berufen. Die übrigen Nationen der Erde sind dazu weder ausgestattet, noch berufen. Wenn der große brittische Geschichtschreiber Macaulay sagt, es könnte eine Zeit kommen, wo ein Neuseeländer auf einem der übergebliebenen Joche der Westminsterbrücke nachdenklich sitzen und beim Anblick der verschütteten Trümmer der Weltstadt London über die Vergänglichkeit menschlicher Größe und über die Wandlungen der Völkergeschichte philosophiren werde, so ist das ein geistreicher Fecterstreich wider die Eitelkeit des modernen Abendlands, aber nichts weiter. Denn die Hegemonie des Geistes wird allerdings, wenn die Zeiten der Weltvölker vorüber sind, an Israel, den Erstgeborenen unter den Völkern, übergehen oder vielmehr zurückkehren, aber sicherlich nicht auf dem Umweg über Afrika, Indien, China und Neuseeland. Diese Völker alle sind nach der Ordnung Gottes zu Trägern und Anführern christlicher Kultur weder ausgestattet, noch berufen, sondern sie spielen in der großen Tragödie der Menschheitsgeschichte mehr oder weniger die untergeordneten Rollen und werden sie immer spielen. Es mag mit der vielgerühmten Gleichheitstheorie der modernen Aufklärung im Widerspruch stehen oder nicht, — so viel ist gewiß, daß es unter den Völkern, ebenso wie unter den Individuen, Unterschiede der Begabung, und eben damit auch Unterschiede der Berufung und Weltstellung giebt, die keine philosophische Theorie zu verwischen vermögen wird. Daraus aber folgt, daß, während ein Theil der Völker — zunächst die germanischen — durch die Fülle des in ihnen wohnenden Geistes, insbesondere des ihnen eingepflanzten christlichen Geistes, fähig und berufen waren, den ganzen Reichthum der christlichen Wahrheit in Lehre und Leben selbstständig bei sich zur Entfaltung zu bringen, die übrigen Völker mehr der Unterweisung und Erziehung der ersteren anvertraut sind. Der Herr der Gemeinde konnte der griechischen, römischen und vor Allem der germanischen Welt einen reichen Schatz christlicher Lebensideen zur selbstständigen Entwicklung anvertrauen und überlassen; wollten wir dieß in gleicher Weise bei den Neger, Hindu's u. versuchen, so würden wir nicht nur unsre Aufgabe missverstehen, sondern auch eine Pflanzung schaffen, die von vorneherein den Keim des Verderbens in sich trüge. Nein, nein, es ist nicht Sache der modernen Mission, zu warten, ob der Geist des Christenthums auch in den Gemeinden Afrika's, Indiens und China's mit der Zeit die Poly-

gamie, die Kaste und die Sklaverei überwinde und ausstoße, sondern ihre Aufgabe ist es, eine treue Lehrerin und ernste Erzieherin jener Völker zu sein und jedem socialen und häuslichen Uebel, das wir in christlicher Erleuchtung als solches erkannt haben, von allem Anfang an zu widerstreben und Einhalt zu thun.*)

Neben der Sklaven- und Kastenfrage hat wohl kaum eine andere die Vertreter der Mission neuerdings so lebhaft bewegt, als die über die Polygamie. In ganz Afrika giebt es keine Station, die nicht reichlichen Anlaß gehabt hätte, hierüber eine Meinung sich zu bilden und eine bestimmte Praxis einzuführen. Daß die Vielweiberei ein furchtbares Uebel und ein fressender Krebschaden innerhalb eines Volkslebens sei, erkennt wohl Jedermann. Daß dieselbe, wenn sie innerhalb der Kirche geduldet würde, eine junge Christengemeinde in ihrem innersten Lebensnerv schwächen, ja zerstören müsse, ist Vielen klar. Allein ebenso fühlbar ist allen Missionaren, wie tief und gewaltsam die Aufhebung dieser Sitte in alle Lebensverhältnisse der aus dem Heidenthum bekehrten Individuen und Familien eingreife, was für ungeheure Schwierigkeiten damit verbunden seien, und wie sehr dadurch Hunderte von dem Eintritt in die Christengemeinde zurückgeschreckt werden müßten und wirklich wurden. Sollte einem Manne, der in allen übrigen Stücken als der Taufe würdig erscheint, nur darum das kostbare Gut der Taufe verweigert werden dürfen, weil er seine Frauen, die er liebte, nicht bis auf Eine wegschicken, sie nicht in Elend und Schande verstoßen, und die Verwandten derselben nicht aufs bitterste verletzen wollte? Wir haben früher (vergl. *WM.* 1858 S. 134 ff.) an dem Beispiel des Betschuanenhäuptlings Setschele den Kampf kennen gelernt, den eine solche Alternative herbeiführte. Ist's zu verwundern, wenn manche Missionare, und zwar fast auf allen Missionsgebieten, in der Noth und Sorge um eine solche Seele, namentlich wenn es um einflußreiche Personen sich handelt, lieber ein Auge zudrücken und am Ende auch einen Polygamisten taufen, ohne

*) Wir glauben kaum dem Mißverständniß vorbeugen zu müssen, als redeten wir der Uebertragung rein nationaler abendländischer Lebensformen oder festgeschlossener kirchlicher Verfassungstheorien auf orientalischen Boden das Wort. In dieser Beziehung wird jede neue Volkskirche selbstständig und nicht national sich ausbilden und gestalten müssen. Es handelt sich oben ausschließlich von sittlich-socialen Lebensfragen, die in aller Welt und zu allen Zeiten die gleiche ewige Geltung haben.

auf der Strenge ihrer Forderung zu bestehen? Es mag dieß eine Entschuldigung finden, wenn auch nimmermehr eine Rechtfertigung. Wer sollte nicht tiefes herzinniges Mitleid fühlen mit einem Hindu, der um seines christlichen Bekenntnisses willen von seiner ganzen Verwandtschaft und Freundschaft als ein Lebendigtochter, als eine Pest der Gesellschaft, ausgestoßen, seines väterlichen Erbtheils, seiner Gattin und Kinder beraubt und mit andern unsäglichen Trübsalen belastet wird? Wir bemitleiden ihn tief, — und doch fordern wir von ihm, daß er um Christi willen Alles für Schaden erachte, Alles sich gefallen lasse und auch um diesen schweren Preis die köstliche Perle erkaufe. Wir gehen um eine Reihe von Jahrhunderten zurück und betrachten das Loos der ersten Christen. Welche Martern, welche Leiden bis zum Tod haben sie um des Namens Jesu willen ertragen? Das Leben ist ein höherer Preis, als Hab und Gut, als Weib und Kind, — und doch haben sie willig diesen höchsten Preis bezahlt, um die ewige Krone zu gewinnen. Haben wir kein Mitleid mit ihnen? Und doch freuen wir uns mit ihnen und rühmen sie, daß sie solches Alles freudig ertrugen, und wir fügen jedesmal hinzu: Das war der ersten Christen Kraft und Ehre! Sie haben gethan, was das Wort Gottes und der Mund ihres verherrlichten Meisters von ihnen verlangt hat. Heute aber, — in der evangelischen Mission unsrer Tage, soll ein Christ nicht einmal so viel Glaubenskraft haben, um dem unnatürlichen gottwidrigen Uebel der Polygamie zu entsagen, bloß weil vielleicht zarte, und doch sittlich zerstörende Bande auf empfindliche Weise müssen zerrissen werden? Oder die heutige Mission soll ihren bekehrten Gemeinden aus weichlicher Schonung ein Kreuz nicht aufzuladen wagen, das gegen jene Kreuze, welche die rechten Männer des Glaubens zu allen Zeiten zu tragen willig waren, kaum in Rechnung kommt? Wir können der aus Gottes Wort und aus der Geschichte der Kirche Christi gewonnenen Ueberzeugung uns nicht entschlagen, daß die evangelische Mission keinen und keinerlei Kompromiß mit den drei größten Uebeln der Heidenwelt, — der Raste, der Sklaverei und der Polygamie — schließen darf. Lieber eine kleine, aber in Gott starke und von dem Sauerteig dieser Heidengräuel gereinigte Gemeinde, als eine große, aber durch jene Uebel schon in ihrem Ursprung zerrüttete Missionskirche! Nicht diese, sondern jene allein hat die Kraft, von sich aus (so klein sie in ihrem Anfang auch sein mag) den ganzen heidnischen Volkskörper, dem sie entnommen ist, für Christum zu gewinnen; sie

ist das Samenkorn, das in die Spalte des Granitblocks gefallen ist, und indem es in eigener Lebenskraft wächst, den mächtigen Felsblock endlich zersprengt.

In der protestantischen Mission unsrer Tage herrschen verschiedenartige Grundsätze, nach denen die Polygamie innerhalb der neugewonnenen Missionskirchen behandelt wird. Die äußerste Linke vertritt Dr. Colenso, der anglikanische Bischof von Natal (Südafrika) und Vertreter der puseyitischen Missionsinteressen in jenen Gegenden. Er stellt die Theorie auf, daß die Vielweiberei innerhalb der neugewonnenen Gemeinden zu dulden sei, und daß dieselbe kein Grund sein dürfe, einem Heiden, der an ihr festhält, die Taufe zu verweigern. Um die Tragweite dieses Grundsatzes zu ermessen, ist es nöthig, die Zustände des Volkes kennen zu lernen, um das es hier sich handelt. Der Missionsprengel des Bischofs von Natal umfaßt die kaffersche Nation der Zulu's. Hören wir, was ein Bericht vom Jahr 1859 über die Art und Weise sagt, wie die Ehen unter den heidnischen Zulu's geschlossen werden, und welche Folgen dieß für die Ehen selbst hat. „Es ist schon da und dort behauptet worden,“ heißt es darin,*) „daß unter den Zulu's der Natal-Kolonie die Sklaverei noch in ihrer abscheulichsten Gestalt existire und von der brittischen Regierung geduldet werde. Allein das Wort 'Sklaverei' drückt nicht ganz genau den wahren Sinn der Einrichtung aus, welche die Eingeborenen selbst durch die Worte 'Ukulobola' und 'Ukulobolisa' bezeichnen, — Ausdrücke, für welche wir kein entsprechendes (englisches) Wort besitzen. Diese beiden Ausdrücke, die aus Einer Wurzel herkommen, unterscheiden sich ihrer Bedeutung nach, wie unsre Worte: kaufen und verkaufen. Ursprünglich bedeutet 'Ukulobola' so viel als: ein Weib um Vieh einhandeln, d. h. für eine weibliche Person eine gewisse Anzahl Ochsen oder Kühe an den Vater bezahlen; während der Ausdruck 'Ukulobolisa' die kaufative Form ist und so viel bedeutet als: eine Tochter oder Schwester, überhaupt eine weibliche Person, um Vieh verkaufen, damit sie das Weib ihres Käufers werde. Was nun auch der ursprüngliche Sinn und Zweck dieser Sitte des Weiberkaufs gewesen sein mag, jedenfalls ist jetzt daraus ein bloßer Schacherhandel geworden, und gerade darin liegt eines der Haupt-

*) Vergl. Home and foreign Record of the Church of Scotland, 1859 pag. 259.

hindernisse, das dem Fortschritt des Evangeliums und der Civilisation unter den Zulu's im Wege steht.

„Dieser ganzen Praxis liegt die Annahme zu Grund, daß ein Mensch seine Mitmenschen als Eigenthum besitzen könne, gerade wie er einen Ochsen oder Pflug besitzt, und daß er folglich das Recht hat, sie zu behalten und für sich zu gebrauchen, oder sie loszuschlagen, ganz wie es ihm beliebt. In andern Ländern, wo die Sklaverei geduldet ist, bildet die Hautfarbe das Kennzeichen der Handelswaare; in Natal heißt 'ein weibliches Wesen sein', soviel als 'ein Sklave sein', den man kaufen und verkaufen und in allen Stücken als einen Eigenthumsartikel behandeln kann. In Amerika sind alle Kinder einer Sklavin ebenfalls Sklaven; hier in Natal sind nur die weiblichen Kinder Eigenthum des Vaters, gerade wie ihre Mutter es ist, während alle männlichen Kinder frei und die Erben ihres Vaters, und eben damit die Eigenthümer ihrer Schwestern sind. Alle weiblichen Kinder werden von ihrer Geburt an als sachliches Besitzthum angesehen, dessen Werth nach einer gewissen Zahl Ochsen oder Kühe berechnet wird. Doch werden sie vor ihrer Mannbarkeit nicht aus dem Hause gegeben, obgleich oft schon in ihrer frühesten Jugend Kontrakte ihrerthalben abgeschlossen werden und ein Theil des Kaufpreises für sie eingezahlt worden sein mag.

„Es ist das große Hauptanliegen der Väter und Brüder, diese armen Geschöpfe möglichst bald auf den Markt zu bringen und sie ihren Käufern in gutem Stande einzuhändigen. Auch die Mütter sind eifrig darauf bedacht, ihre Töchter möglichst frühe loszuschlagen, indem ihr Verkauf die Zahl ihrer Ochsen und Kühe vermehrt und somit das Erbgut der Söhne vergrößert.

„Die Mädchen selbst begehren so wenig eine Aenderung ihrer Lage und sind in Folge der vielhundertjährigen Herabwürdigung ihres Geschlechts selber so entartet, daß sie im Allgemeinen es für eine Schande ansehen würden, nicht verkauft zu werden. Auch schmeichelt es ihrer Eitelkeit, wenn ihre Schönheit oder stattliche kräftige Gestalt den Kaufpreis auf eine bedeutendere Zahl Kühe steigert. Ein Mädchen, das gesund und nicht besonders unartig und störrig ist, kommt auf zehn bis dreißig Kühe, und manche Töchter, die aristokratisches Blut in sich haben oder besonders schön und tauglich sind, werden auf ein- bis zweihundert Stück Vieh geschätzt. Dem Wortlaut nach werden sie als rechtmäßige Frauen an ihre Käufer verkauft; allein

wo die Polygamie so allgemein herrschend ist, da kann ja begreiflicher Weise eine wahre Ehe nicht bestehen, sondern die sogenannten Frauen sind eben nichts anders als Konkubinen und Sklavinnen. Es giebt auch in der Zulusprache kein Wort, das unfrem deutschen Wort 'Chefrau' entspräche. Der Ausdruck, welcher demselben am nächsten kommt, ist 'Umkate', was so viel bedeutet als: 'seine Sie, — seine Weibsperson'. Der Mann besitzt ein Eigenthumsrecht an seine Weiber gemäß dem Landesgesetz in ganz gleicher Weise, wie er es hat an seinen Speer oder an seine Ziegen, und er spricht von ihnen, als wie von seinem Pflug, seinen Ochsen, seinem Wagen. Die Frau kann kein Besitzthum haben, außer nach dem Willen und Belieben ihres Eigenthümers. Sie hat keine Rechte, die ihr Meister und Herr zu respektiren verpflichtet wäre. Sollte sie sich weigern, seinem Willen zu gehorchen, so kann er sie schlagen und foltern, und kann sie selbst tödten, ohne sein eigenes Leben zu gefährden. Er rechtfertigt sich damit, daß er ja seine Kühe und Ochsen für sie bezahlt habe. Erweist sie sich nicht als so gefügig und artig, wie man sie ihm angepriesen hat, ist sie ungeberdig und launisch oder faul oder unfruchtbar, so kann der Mann Schadenersatz von ihrem früheren Eigenthümer (dem Vater oder den Brüdern) verlangen. Er kann sie sogar an diesen zurückgeben, wenn er mit seinem Kauf nicht zufrieden ist, kann den in Vieh erlegten Kaufpreis zurückfordern und dafür eine Andere kaufen.

„Beim Verkauf ihrer Töchter ziehen die Eltern und Brüder je-
weilen die eigene Wahl und Neigung der Mädchen zu Rathe; allein in der Regel wird die Unglückliche gar nicht gefragt, bis das Geschäft abgemacht ist, und häufig erfährt sie erst wenige Tage vorher, ehe sie ihres Vaters Haus verläßt, wer ihr künftiger Meister sein soll. Wenn sie dann eine Neigung zu einem Andern hat oder um sonst eines Grundes willen Widerstand leistet, so greift man zur Folter, um sie gefügig zu machen. Man tunkt sie etwa ins Wasser, bis ihr fast das Leben ausgeht, oder man hungert sie gehörig aus, bis sie Ja sagt, oder man bindet ihr eine Schnur so fest um die Daumen, daß bald die Schmerzen unerträglich werden, oder man treibt sie durch abergläubische Schreckmittel dermaßen in Angst, daß sie gerne nachgiebt. Kurz das unglückliche Geschöpf wird nach Leib und Seele so bearbeitet und gequält, daß sie endlich, durch Angst und Schmerz fast wahnsinnig gemacht, erklärt, sie habe den Mann lieb, dem man sie verkauft hat.

Es ist allerdings wider ein ausdrückliches Rassengeſetz, ein Mädchen zu zwingen, gegen ihren Willen zu einem Manne zu gehen; allein das Geſetz nimmt keine Notiz von den Mitteln, durch die man ihre Zuſtimmung zu erhalten ſucht.

„Es kommt ſehr häufig vor, ja es iſt beinahe die Regel, daß gerade die jüngſten, geſundeſten und hübscheſten Mädchen an alte Männer verhandelt werden, die vielleicht bereits ein halbes Duſend Konkubinen haben. Dieſe alten Männer nemlich ſind in der Regel reich in Folge des Verkaufs ihrer eigenen Töchter und der Arbeit ihrer Weiber, und können ſomit ohne Schwierigkeit viel mehr Stücke Vieh als Kaufpreis für ein Mädchen bieten, als dieß den jungen Männern möglich iſt. Daher kommt es, daß viele junge Leute, die nicht über 20 oder 30 Jahre alt ſind, entweder gar keine Frau haben, oder eine viel ältere, als ſie ſelbſt ſind, während ein alter Mann von 50 oder 60 Jahren eine Reihe von jungen Mädchen ſich kauft.

„Vor einigen Jahren ſchloß ein ſechzigjähriger Zulu mit dem Vater eines fünfzehnjährigen Mädchens einen Handel ab um zwanzig Kühe. Das Mädchen ſträubte ſich von Anfang an, die Konkubine des alten Mannes zu werden, der bereits mehrere andere Weiber hatte. Aber man zwang ſie, die Hochzeitsceremonien durchzumachen, und trieb ſie mit ihrem Meiſter vom Vaterhaus weg. Sie weigerte ſich aber, mit ihm zuſammenzuleben, und lief davon. Man ſtieg ſie ein und brachte ſie zu dem Alten zurück; aber ohne ſich entmuthigen zu laſſen, floh ſie abermals, und zwar in den Kraal (Gehöfte) eines reichen Mannes, deſſen Sohn ſie liebte. Hier gewährte man ihr Schutz; allein der Eigenthümer des Gehöftes wurde vom Häuptling des Stammes mit einer Buße belegt, weil er die Flüchtige aufgenommen und ſich ihrer erbarmt hatte. Man nahm ſie weg und brachte ſie dem Alten wieder; allein ſie erklärte, man könne ſie tödten, aber mit dem Manne leben, dem man ſie verkauft habe, werde ſie nie. Die Sache wurde endlich dadurch beigelegt, daß der Vater des Mädchens an ihrer Statt eine jüngere und weniger entſchloſſene Schweſter dem alten Manne zuſandte. Dieß iſt nur Ein Fall von hunderten, die immer und immer wieder vorkommen. Nicht ſelten fliehen ſolche Mädchen nach einer Miſſionsſtation, um da Schutz gegen die Grausamkeit ihrer unnatürlichen Eltern und Verwandten zu ſuchen. Iſt es nun recht, wenn die Miſſionare ihnen Hülfe und Schutz verleihen? Ein großer Theil des Haders und Streits unter den Eingeborenen

von Natal hat seinen Ursprung in diesem Kaufen und Verkaufen der Mädchen. Wenn ein Käufer sich in irgend einer Hinsicht in der Person, die er eingekauft hat, getäuscht sieht, und alles Schelten und Beitschen will nichts fruchten, so beklagt er sich über sie bei dem, der den Kaufpreis für dieselbe empfangen hat, und verlangt Schadenersatz. Stirbt sie innerhalb zwei oder drei Jahren nach ihrem Ankauf, so kann man den Kaufpreis zurückfordern. Es ist dasselbe Gesetz, das auch beim Einkauf von Vieh gilt. Kauft Einer eine Kuh und sie stirbt nach etlichen Wochen oder Monaten, so hat der Verkäufer den Schaden zu tragen, und er muß den Kaufpreis dem Käufer zurückgeben. Manchmal geschieht es, daß ein Mann vor seinem Tode nicht den ganzen Preis für das Weib zahlt; dann sind die Kinder dieses Mannes haftbar für seine Schulden. Nun geht es oft so, daß man eine Schwester verkauft, um den Schuldenrest des Kaufpreises für die Mütter abzahlen zu können, — für die Mutter, die vielleicht vor 30 oder 40 Jahren gekauft wurde und vielleicht schon längst todt ist. Jeweilen bietet allerdings der Umstand, daß eine Person förmlich gekauft, und daß der Kaufpreis für sie bezahlt wurde, derselben einen gewissen Schutz. Wenn sie nemlich augenscheinlich und unschuldiger Weise von ihrem Eigenthümer mishandelt wird, so kann man ihm eine Buße auferlegen, oder sie kann zu ihrem Vater entfliehen, der in einem solchen Fall nicht gezwungen werden kann, das Vieh zurückzuerstatten, das ihm für sie als Kaufpreis gegeben worden war. Er kann sie sogar einem andern Mann aufs Neue verkaufen. Solche Fälle sind freilich selten, aber in früheren Zeiten waren sie nur allzuhäufig die Ursache für blutige Kriege zwischen verschiedenen Stämmen. Die öffentliche Meinung ist in der Regel auf Seiten des Unterdrückers, und daher muß meistens das arme Weib sich die Mishandlungen ihres Eigenthümers eben gefallen lassen, ohne daß sie eine Abhülfe zu finden weiß.

„Daß durch dieses ganze System das weibliche Geschlecht jämmerlich herabgewürdigt wird, ist nicht schwer zu verstehen. Gewohnt, sich mit dem Vieh auf gleiche Stufe gestellt zu sehen, nie von dem Manne als ebenbürtige Gehülfin oder als Seinesgleichen sich betrachtet zu wissen, kommen sie am Ende dahin, daß sie selbst sich als untergeordnete Wesen betrachten, für die es keine höhere Bestimmung, kein besseres Loos, keine hellere Aussicht gebe, als das Lastthier und der Sklave des stärkeren Geschlechts zu werden. Es ist ihnen verboten,

den Namen eines männlichen Verwandten auszusprechen oder in den gewöhnlichen Unterredungen ein Wort zu gebrauchen, das von der gleichen Wurzel [wie jener Name] hergeleitet ist. Daher kommt es, daß in jedem Kraal die Weiber wieder andere Ausdrücke brauchen, um die gewöhnlichsten Dinge zu bezeichnen. Da es ihnen obliegt, alle schwere Arbeit in Haus und Feld zu thun, neben dem, daß sie für die Kinder zu sorgen haben, so werden sie vorzeitig alt und sind in der Regel schmutzig, stupid und ekelhaft. Das traurigste von Allem, ein rechtes Meisterstück des Satans, ist das, daß diese armen Geschöpfe mit ihrem Loos ganz zufrieden sind. Können sie denn noch tiefer sinken? Es ist diese äußerste Herabwürdigung, ich möchte sagen, diese Entgeisterung des Weibes, was die Arbeit des Missionars so schwer, ja ohne die Dazwischenkunft einer allmächtigen Hülfe so hoffnungslos macht. Dazu kommt, daß dieser Bann, unter dem das Volk gefangen liegt, auch in den Christengemeinden sich fühlbar macht.

„Wenn ein bekehrter Eingeborener heirathet, so ist, wenn auch die betreffende Person nicht selbst, so doch in der Regel der Vater noch ein Heide, und dieser verlangt für sie etliche Stücke Vieh. Der junge Mann ist vielleicht um seines Uebertritts zum Christenthum willen enterbt worden, und die Kühe, die er für sein Weib zu zahlen hat, sind der Ertrag einer fünf- oder sechsjährigen mühevollen Knechtsarbeit. Nun ist schon die Thatsache, daß er sie um so theuern Preis erkaufte, eine große Versuchung für ihn, sie als sein Eigenthum anzusehen und ihr Lasten aufzulegen, die sich für eine christliche Ehefrau nicht ziemen. Zuweilen spricht er von ihr als von seinem 'Ochsen' oder von seinem 'Karren'. Wir erkennen es mit Dank gegen Gott an, daß nicht alle eingeborenen Christen ihre Weiber so betrachten. Manche scheinen zu vergessen, wie theuer sie ihre Frauen bezahlen mußten, und sind bestrebt, sie als ihre Gehülfsinnen im biblischen Sinne des Wortes zu behandeln.

„Den eingeborenen Christen in den Wesleyanischen Gemeinden war es bisher, wie ich glaube, gestattet, ihre Schwestern und Töchter ebenso wie es bei den Heiden der Fall ist, zu verkaufen, und ich weiß nicht, ob die Missionare der Kirche Englands [von der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Christenthums] es verbieten. Ein großer Theil der Eingeborenen, die durch die große amerikanische Missionsgesellschaft [zu Boston] zur Kirche Christi gesammelt wurden, hat die Sitte des Weiberkaufs als sündlich und heidnisch aufgegeben. Unter den ameri-

kanischen Missionaren ist übrigens eine Meinungsverschiedenheit emporkommen in Betreff der Haltung, die sie diesem Uebel gegenüber einnehmen sollen. Einige haben sich demselben von Anfang an entgegengestellt und es niemals auch nur für einen Tag unter denen geduldet, die zum Christenthum sich bekennen; andere aber haben wohl dagegen angekömpt, es aber nicht als einen Grund zur Nicht-Aufnahme in die Gemeinde gelten lassen. In einer ihrer Gemeinden hat kürzlich ein Christ seine Schwester verkauft, die in der Missionschule unterrichtet und gebildet worden war. Sie wurde von einem der eingeborenen Lehrer auf einer andern Station gekauft, damit sie sein Weib würde. Es freut mich beifügen zu können, daß die amerikanischen Missionare als Korporation letzten Februar (1859) den Beschluß gefaßt haben, den Weiberkauf als eine Sünde zu verdammen und ihn innerhalb der eingeborenen Gemeinden nicht zu dulden. 'Besser spät als niemals;' aber es wäre ein gut Theil von Noth erspart worden und die Gemeinde Christi vor Ansteckung bewahrt geblieben, hätten sie diesen Schritt schon vor Jahren gethan. Manche der eingeborenen Christen haben, getrieben von der Macht eines erleuchteten Gewissens und eines erneuerten Herzens, in der Sache edel gehandelt und sich von keinen Bedenken irre leiten lassen. Sie halten es für ein Unrecht, mit ihrem eigenen Fleisch und Blut Handel zu treiben, als wären ihre Schwestern und Töchter Schafe oder Hunde. Sie wollen lieber arm und verachtet sein in den Augen ihres Volkes, als der Sünde der Menschenverkäuferei sich schuldig machen."

So lautet der Bericht über die socialen Zustände der Zulu's. Man sieht daraus, nicht nur wie die Vielweiberei dort in voller Blüthe steht, sondern auch welche grauenhafte Früchte sie von Alters her getragen hat und heute noch trägt. Eben dieses Volk aber ist es, zu dessen Christianisirung der anglikanische Bischof von Natal, Dr. Colenso, nicht nur große und lobenswerthe Anstrengungen macht, sondern auch scharf ausgeprägte Missionsgrundsätze aufgestellt hat. Er sieht die Polygamie nicht als etwas an und für sich Verwerfliches an, da ja manche Männer Gottes im Alten Bunde mehrere Frauen gehabt, und da auch die Apostel im Neuen Testament wenigstens stillschweigend sie gestattet hätten. Er will erst im Großen eine kaiserliche Volkskirche gründen, unangesehen der unreinen Elemente, die da mit hineindrängen, und hofft, daß die Zeit schon das Uebel heilen werde. Habe man nur erst einmal eine bedeutendere und ins Gewicht fallende

Masse getaufter Christen beisammen, so sei es hintendrein ja die Sache der Lehrer und Prediger, diese Masse christlich zu bilden und zu erziehen. Das Gleiche sei bei den germanischen und andern Völkern der Gang der Dinge gewesen. — Auf den letzteren Punkt haben wir oben schon geantwortet. Was für Folgen aber diese Methode schon jetzt habe, zeigt uns ein Schreiben des norwegischen Missionars Schreuder (vom 23. Juli 1861), der im Gebiet der Natal-Kolonie arbeitet. Es heißt darin: „Bischof Colenso geht in seinen verderblichen Grundsätzen immer weiter. Er hat nun einen folgerichtigen Schritt vorwärts gethan in der Frage der Polygamie, indem er jetzt nicht mehr, wie früher, eine Mehrheit von Frauen an und für sich sündlich erachtet. Die schädliche Wirkung dieser Irrthümer, die er überdies angelegentlichst zu verbreiten und weithin bekannt zu machen sucht, ist bereits zu Tage getreten; denn schon sind nicht nur die bekehrten Eingeborenen, die mit seiner Mission in Verbindung stehen, sondern auch bekehrte Leute anderer benachbarter Missionen der Versuchung erlegen, die ihnen dadurch nahe gebracht wurde, und haben mehrere Weiber genommen. . . Ja, er hat Leute nach andern Stationen ausgesandt, welche seine Grundsätze mündlich und schriftlich verbreiten und zugleich den Eingeborenen sagen sollten, daß Bischof Colenso allein der 'große Lehrer' (umfundisi omkulu) sei, welcher das Wort Gottes richtig versteht und richtig auszulegen vermag, und daß folglich die Missionare anderer Gesellschaften nur eine Art von 'Schattenlehrern' seien. Auch hat er sich den päpstlichen Namen Usobantu d. h. 'Vater des Volks' gegeben und seine Missionsstation in der Nähe von Pietermaritzburg Ekufanjani, d. h. 'Heimath des Lichts' genannt. Dabei macht weder er, noch irgend einer seiner Untergebenen sich ein Gewissen daraus, andern Missionaren und Missionsstationen die Leute abzuspannen und sie an sich zu locken. . .“

Gegen dieses Verfahren des anglikanischen Bischofs von Natal hat nun allerdings einer seiner Amtsbrüder, der Bischof von Grahamstown (Südafrika), seine Stimme erhoben und namentlich gegen seine Theorie von der Vielweiberei energisch protestirt. Ihm sind auch alle redlichen Herzen in der südafrikanischen Mission zugefallen; allein Niemand kann sagen, welchen fast unwiederbringlichen und in die ferne Zukunft nachwirkenden Schaden jenes Verfahren Colenso's in der bortigen Mission anrichten wird.

Wir dürfen wohl getrost voraussetzen, daß kein besonnener, vom Geiste Gottes erleuchteter Christ mit der Lehre sich wird befreundeten können, daß unter irgend einem Volke, wenn es zum Christenthum sich wendet, die Polygamie zu dulden und als ein berechtigtes Institut in die Ordnungen der christlichen Gemeinde einzufügen sei. Es muß vielmehr bei dem bleiben, was die für die Basler Stationen in Ostindien und Afrika aufgestellte Gemeinde-Ordnung ausspricht: „Vielweiberei ist dem ausdrücklichen und klaren Gebot unsres Herrn und Heilandes zuwider, und kann deshalb in einer christlichen Gemeinde nicht geduldet, sondern muß vielmehr abgethan werden. . . .“ Auf der Westküste Indiens, wo die Basler Stationen liegen, ist die Polygamie, wenn auch nicht in ausgedehntem Maasse, so doch unter verschiedenen Formen einheimisch. Als legitim gelten diejenigen Ehen, welche entweder in frühester Jugend zwischen theilweise unmündigen Kindern durch die beiderseitigen Eltern geschlossen, oder durch eine öffentliche Hochzeit nach Erstattung der Morgengabe vollzogen werden. Neben dieser Form der Verehelichung kann der Mann vermöge einer stillen Hochzeit eine Ehe (für Lebenslang und neben seiner rechtmäßigen Frau) eingehen, oder endlich er nimmt nur für eine bestimmte Zeit eine Konkubine, die zwar als seine Frau gilt, aber nicht in seinem Hause lebt. Dieß Alles ist unter den Hindu's allgemeiner Brauch und es haftet kein Makel daran. Auch in Westafrika (Goldküste), wie in allen Ländern der Heidenwelt, ist die Polygamie einheimisch. Wer wohlhabend genug ist, um mehrere Frauen zu ernähren, der nimmt ihrer, so viel ihn gelüstet. Aber auch unter den ärmeren Klassen ist eine eigenthümliche Form der Vielweiberei allgemein bräuchlich. „Es ist gewöhnlich,“ heißt es in einem Missionsbericht, „daß ein junger Neger, wenn er zwanzig Jahre alt ist, durch seinen Vater oder andere ehrbare Leute ein Mädchen suchen läßt, das für ihn zur Frau erwählt und durch Geschenke als verlobt erklärt wird. Dieses Mädchen aber ist gewöhnlich erst sechs bis acht Jahre alt. Hat nun der junge Mann nicht bereits eine Konkubine, so sagt der Vater zu ihm: 'Deine Frau ist noch nicht herangewachsen, nimm dir ein Weib' (das heißt, suche dir eine Konkubine); 'denn bis deine rechtmäßige Frau alt genug (etwa 18—20 Jahre alt) ist, kannst du noch lange warten.' Das geschieht denn auch. Es giebt genug Mädchen, deren Familienhäupter in ein solches Konkubinats-Verhältnis willigen; denn die Kinder aus solchem Zusammenleben gehören der Mutter.

So leben diese Beiden nun zehn bis zwölf Jahre zusammen. Außerlich sieht man nichts anders als eine gewöhnliche Ehe; der Mann sagt: das ist mein Weib, — sie spricht von ihm als ihrem Mann, und sie sind es auch. Der Unterschied ist nur der, daß dieß eine Heirath ist von 'zwei Kleidern' [als Morgengabe], wogegen eine rechtmäßige Ehe eine 'Ehe von sechs Kleidern' genannt wird. Erstere besteht also darin, daß als Morgengabe nur ein kleines Geschenk im Werth von 7 bis 10 Dollars gegeben wird, und daß die Kinder der Familie der Mutter gehören, während bei der legitimen Heirath der Mann 25—32 Dollars zu zahlen, dann aber auch Anspruch an die Kinder hat."

Diesen Uebelständen gegenüber mußte die Basler Missionsgesellschaft, sobald sich zahlreichere Gemeinden dort gesammelt hatten, bestimmte Grundsätze aufstellen, durch welche das Verfahren in Betreff der Polygamie innerhalb der Christengemeinden geordnet wurde. Sie hat dieß in der Weise gethan, daß sie im Allgemeinen die Vielweiberei als ein Uebel erklärte, das „dem ausdrücklichen und klaren Gebot des Herrn zuwider ist, und darum abgethan werden muß.“ Sie glaubte aber „für die Zeit des Uebergangs, in welchem sich diese Gemeinden befinden,“ bei solchen Fällen, wo „die Auflösung eines polygamistischen Verhältnisses nur größere Uebel erzeugen und neue Sünden nach sich ziehen würde,“ zeitweise eine gewisse Nachsicht üben zu sollen. Diese Fälle sind in der „Gemeinde-Ordnung“ möglichst genau bestimmt. Die Erfahrung aber hat bereits gelehrt, daß die Zulassung solcher Ausnahmefälle, auch wenn sie noch so selten und für ein scharfblickendes Auge als „Ausnahmefälle“ noch so deutlich sind, dem ungeübten Sinn des Neubekehrten unverständlich und unbegreiflich ist. „Unsre Christen,“ heißt es in einem Bericht aus unsern Stationen, „können es nicht begreifen, warum im einen Fall Einer seine Frauen soll behalten dürfen, im andern sie entlassen muß.“ Es geht hier, wie mit der Kaste in Indien und dem Sklavenwesen in Afrika. Nachsicht im einen Fall, Strenge im andern, bleibt dem Auge des neubekehrten Heiden unverständlich; ja wir dürfen hinzufügen, solche zarte Unterscheidungen, wenn auch unter gewissen Umständen zulässig und rathsam, sind in den meisten Fällen nur geeignet, die Lage der Dinge zu verwirren. Die Erfahrung, ja die praktische lebensvolle Erfahrung ist eben auch in der Mission die rechte Lehrmeisterin, und sie wird in diesem Stück auch uns das Rechte lehren.

Wie für jede Missionsgesellschaft, die in den Heidenländern eine Christengemeinde zu sammeln bemüht ist, so mußte auch für die englisch-kirchliche MG. die Zeit kommen, wo sie sich in Betreff der Polygamie eine klare Ueberzeugung zu bilden und eine feste Ordnung in ihren Missionsgemeinden zu begründen hatte. Auch sie ist durch Schwankungen in dieser Beziehung hindurch gegangen, und erst im Jahr 1857, also nach mehr als 50jähriger praktischer Erfahrung auf dem Missionsgebiete, hat sie eine bestimmte feste Ordnung in dieser Sache aufgestellt. Die Denkschrift aber, welche diesen Gegenstand behandelt, und die aus der Feder des geistreichen Nestors der Mission, des Predigers Henry Venn, hervorgangen ist, behandelt die Frage in so lichtvoller und evangelischer Weise, daß es wohl der Mühe werth sein dürfte, sie hier auszugsweise wiederzugeben.*) Sie lautet folgender Maßen:

„Eine genaue Prüfung mehrerer Stellen der heiligen Schrift, die sich auf die Polygamie beziehen, wird zeigen, daß die göttliche Ordnung in der Ehe den Mann auf Ein Weib beschränkt, und daß im Alten wie im Neuen Bunde jede Verletzung dieser heiligen Gottesordnung mit dem Stempel des göttlichen Misfallens bezeichnet war.

„Die ursprüngliche Einsetzung der Ehe im Paradies, selbst wie sie in der ganz kurzen Erzählung Mose's dargestellt wird, ist entscheidend wider die Polygamie, und in diesem Sinn ist sie auch aufgefaßt worden von unsrem Herrn Jesu Christo selbst. — 'Da sprach der Mensch: Das ist doch Bein von meinen Beinen, und Fleisch von meinem Fleisch. Man wird sie Männin heißen, darum daß sie vom Manne genommen ist. Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und sie werden sein Ein Fleisch' (1 Mos. 2, 23. 24). Der erste Fall von Vielweiberei, der im A. T. erwähnt wird, findet sich vor der Sündflut in der Nachkommenschaft Rains (1 Mos. 16, 3), indem Lamech, der auch sonst als gewalthätiger, kein göttliches Gesetz achtender Charakter gezeichnet wird, zwei Weiber nimmt. Ein sehr bezeichnender Wink darüber, was der Wille Gottes sei, findet sich beim Eintreten der Sündflut selbst, wo nach der göttlichen Anweisung Noah mit seinen drei Söhnen in die Arche geht, ein Jeglicher mit Einem Weibe. Nach der Sündflut

*) Vergl. Church Miss. Intelligencer, Jahrg. 1857.

werden mehrere Fälle berichtet, wovon jedoch nur die folgenden besondere Beachtung zu fordern scheinen.

„Hagar, welche Abraham auf die Bitte Sara's nahm, ist nicht sowohl eine zweite Frau, als vielmehr eine Konkubine (Rebsweib), und sie ward schließlich auf göttlichen Befehl weggeschickt. — Jakob wurde durch den Betrug seines Schwähers zur Polygamie verleitet. Und hier ist es besonders beachtenswerth, daß eine Polygamie dieser Art — die Ehe mit zwei Schwestern, — welche in Folge eines so hohen Vorbilds gar zu leicht Nachahmung finden und einen bedenklichen Vorgang bilden konnte, ausdrücklich im levitischen Gesetz (3 Mose 18, 18) verdammt wird. — Mose gab ein für die Zukunft berechnetes Gebot, das den künftigen Königen Israels einschärfte: 'Er (der König) soll sich auch nicht viele Weiber nehmen' (5 Mos. 17, 17). — Davids Uebertretung dieses göttlichen Gesetzes hatte Blutschande, Brudermord und Aufruhr in seiner eigenen Familie zur entsetzlichen Folge, und fand dann in seinem Sohne Salomo die gesteigerte Nachahmung, daß er '700 Weiber und 300 Rebsweiber' nahm.

„Die Schriften Salomo's, sowohl das Buch der Sprüche, welches mutmaßlich vor seinem Fall, als der Prediger, welcher nach demselben geschrieben sein mag, bilden ein gewaltiges Gegenmittel (Korrektiv) gegen sein eigenes Exempel, insofern darin die Männer aufs dringendste gemahnt werden, fest und unwandelbar an der Reinheit der ursprünglichen Einsetzung zu halten, wo nur Eine Frau mit Einem Manne verbunden ward (Spr. 5, 15—18; Pred. 9, 9).

„Das Neue Testament ist klar und bestimmt in der Verdamnung jener Praxis. Es muß dabei im Auge behalten werden, daß keine Beweisgründe dafür vorgebracht werden können, daß die Polygamie von den Juden zu den Zeiten unsres Herrn anders, denn als eine Gesetzesübertretung betrachtet worden, oder daß sie allgemeine Praxis gewesen sei. Auch das römische Gesetz hat sie verboten. Dagegen pflegte die unter Juden und Römern damals allgemein herrschende Sitte häufiger Scheidungen und Wiederverehlichungen an die Stelle derjenigen Form von Polygamie zu treten, bei welcher man die erste Frau behielt, aber andere Frauen dazu nahm. Zwei von den Evangelisten nun berichten uns Gespräche unsres Herrn, worin er eben dadurch, daß er die eine Praxis (Scheidung und Wiederverehlichung) verdammt, gleicherweise die andere (die Polygamie) verbietet (Matth. 19, 3—8; Marc. 10, 2—9). Die Erzählung bei

Markus lautet folgender Maßen: 'Und die Pharifäer traten zu ihm und fragten ihn: ob ein Mann ſich ſcheiden möge von ſeinem Weibe? und verſuchten ihn damit. Er antwortete aber und ſprach zu ihnen: Was hat euch Moſes geboten? Sie ſprachen: Moſes hat zugelaffen, einen Scheidebrief zu ſchreiben, und ſich zu ſcheiden. Jeſus antwortete und ſprach zu ihnen: Um eures Herzens Härtingkeit willen hat er euch ſolches geſchrieben. Aber von Anfang der Kreatur hat ſie Gott geſchaffen Mann und Weib. Darum wird der Menſch ſeinen Vater und Mutter verlaſſen, und wird ſeinem Weibe anhangen, und werden ſie die Zwei Ein Fleiſch. So ſind ſie nun nicht Zwei, ſondern Ein Fleiſch. Was denn Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.'

„1. Unſer Herr weiſt hier zurück auf die erſte Einſetzung der Ehe im Paradies, als auf die göttliche Grundordnung, wornach alle Fragen, die Ehe betreffend, zu entſcheiden ſind. 'Von Anfang der Kreatur hat ſie Gott geſchaffen Mann und Weib . . . und werden die Zwei Ein Fleiſch ſein.' Dieſe Worte verdammen eben ſo direkt die Polygamie, als den beſondern Fall, den die Pharifäer vorbrachten. Die Polygamie ſteht in ebenſo direktem Widerſpruch mit der göttlichen Eheſtiftung, als die Scheidung und Wiederverehlichung.

„2. Die Polygamie iſt wider Gottes Gebot und Ordnung geweſen 'von Anfang der Kreatur', noch ehe die Menſchheit ſich in Stämme und Völker zertheilte. Deſhalb muß ſie wider Gottes Gebot und Ordnung ſein in allen Ländern und zu allen Zeiten. Selbſt die Vorſchrift, die ſich im levitiſchen Geſetz in Betreff der Scheidungen findet, hat das Entlaſſen einer Frau und die Wiederverehlichung mit einer andern nicht gerechtfertigt. Gerade dieſe Vorſchrift iſt ein Zeugniß für die Sündlichkeit der Sache und war ein nationaler Makel. 'Er ſprach zu ihnen: Moſes hat euch erlaubt zu ſcheiden von euren Weibern von eures Herzens Härtingkeit wegen; von Anfang aber iſts nicht alſo geweſen.' Matth. 19, 8. So groß war die Härtingkeit und Gottloſigkeit ihrer Herzen, daß Moſe bürgerliche Beſtimmungen in Betreff der Scheidungen aufſtellte, wornach kein Weib entlaſſen werden ſollte ohne eine beſtimmte geſetzmäßige Formalität. 5. Moſ. 24, 1—4. Aber ſelbſt ſo regulirte Scheidungen waren eine Verletzung der urſprünglichen Ordnung Gottes, und deſhalb bietet die Vorſchrift Moſe's der Polygamie keinerlei Stütze.

„Andere entſcheidende Stellen ſind Matth. 19, 9—12, und

Marc. 10, 10—12. 'Und daheim fragten ihn abermal seine Jünger um dasselbige. Und er sprach zu ihnen: Wer sich scheidet von seinem Weibe und freiet eine Andere, der bricht die Ehe an ihr. Und so sich ein Weib scheidet von ihrem Manne und freiet einen Andern, die bricht die Ehe.' Unser Herr hielt dieses Gespräch 'daheim', abgesehen von den Pharisäern und ohne Rücksicht auf ihre verfänglichen Fragen, und hatte nur seine Jünger um sich, die ihn fragten 'um dieselbige Sache'. Hier faßt der Herr die Scheidung von einem Weibe und das Freien einer Andern zusammen und erklärt, daß ein Mann, der so handle, das siebente Gebot übertrete und Ehebruch begehe gegen sein erstes Weib. Der Nachdruck des Verbots liegt auf der zweiten Ehe; denn die Scheidung von einem Weibe ohne das Freien einer Andern wäre kein Ehebruch. Es ist dieß also ein direktes Verbot einer zweiten Heirath während den Lebzeiten der ersten Frau. Wenn nun derjenige die Ehe bricht, der sich von seinem Weibe scheidet und heirathet eine Andere, sollte derjenige es weniger sein, der eine Andere heirathet, ohne sich von der ersten Frau zu scheiden? Der Ehebruch besteht nicht in der Scheidung vom ersten Weibe, — denn so ungerecht und grausam die letztere auch sein mag, es ist noch nicht Ehebruch; sondern in dem Eingehen einer zweiten Ehe, so lange die erste Frau noch lebt. — Matthäus fügt (19, 10) bei: 'Da sprachen seine Jünger zu ihm: Stehet die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also, so ist's nicht gut ehlich werden.' Wäre nun unter dem Verbot der Scheidung und Wiederverehlichung nicht auch zugleich das Verbot der Polygamie mit inbegriffen worden, so wäre ja kein Grund für diesen Schluß der Jünger vorhanden gewesen, sofern ihnen im Dazunehmen einer oder mehrerer andern Frauen, die sie mehr geliebt hätten, als die erste, ein Auskunftsmittel offen gestanden wäre.

„Bei einer andern Gelegenheit (Luc. 16, 18) annullirt der Herr abermals feierlich die von Mose gegebene Gestattung, indem er zeigt, daß diese kein Stück des ewigen Sittengesetzes Gottes sei, und daß die Scheidung von einem Weibe und das Freien einer Andern Ehebruch sei. 'Das Gesetz und die Propheten gehen bis auf Johannes und von da an wird das Evangelium vom Reiche Gottes gepredigt, und Jedermann übet Gewalt daran. Es ist aber leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß Ein Strichlein vom Gesetz falle. Wer sich scheidet von seinem Weibe und freiet eine Andere, der bricht die

Ehe; und wer eine Abgeschiedene von dem Manne freiet, der bricht auch die Ehe.' (v. 16—18.)

„Der Apostel Paulus aber verdammt den Stand der Vielweiberei mit folgenden nachdrucksvollen Worten: 'Aber um der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein eigenes Weib, und eine Jegliche habe ihren eigenen Mann. Der Mann leiste dem Weibe die schuldige Freundschaft, desgleichen auch das Weib dem Manne. Das Weib hat nicht Macht über ihren eigenen Leib, sondern der Mann. Desgleichen auch der Mann hat nicht Macht über seinen eigenen Leib, sondern das Weib' (1 Kor. 7, 2—4.) Im letzteren Verse liegt ein entscheidendes Argument gegen die Vielweiberei; denn wenn ein Mann nicht Macht hat über seinen eigenen Leib, so kann er diese Macht, die ja nicht mehr ihm gehört, auch nicht Jemand anders übergeben, und somit kann er nicht ein zweites Weib (zu Lebzeiten der ersten) heirathen. Alle Anweisungen überhaupt, die in jenem Kapitel enthalten sind, gehen von der Voraussetzung aus, daß nur ein einziges Weib in der Ehe statthast ist. Und diese Epistel war gerichtet an eine neugebildete Gemeinde, und zwar in einer Stadt, wo die loosersten Sitten herrschend waren, so daß die Umstände, in denen dort die Neubefehrten sich befanden, eine sehr große Aehnlichkeit haben mit denen, die man gegenwärtig in unsern Missionsgebieten vorfindet.

„Wenn nun so ausdrücklich die Polygamie in der Schrift verboten wird, und wenn der ganze Geist und Ton der göttlichen Offenbarung die Praxis derselben unter jeder Gestalt und Form verurtheilt, so kann und darf man aus den wenigen Stellen der h. Schrift, in welchen diese Praxis ohne irgend einen Wink der Misbilligung erwähnt wird, oder wo die Auslegung unsicher ist, nicht den Schluß ziehen, daß Gott dieselbe gutheiße. Wir wollen nur zwei derartige Stellen, auf die man schon öfters glaubte hinweisen zu müssen, hier näher ins Auge fassen.

„Man hat gesagt, daß die Stelle 2 Sam. 12, 8 der Polygamie das Wort rede. Dort spricht Nathan zu David: 'Der Herr hat dir deines Herrn [Sauls] Weiber in deinen Schooß gegeben.' Nun ist es allerdings wahr, daß der Nachfolger im Reich das Harem seines Vorgängers überkam, ja es war die Besitznahme desselben ein politischer Akt. Auch David konnte von diesem Recht Gebrauch machen, obgleich davon nichts erwähnt wird. Mit diesem göttlichen Ausspruch wird aber die Vielweiberei keineswegs gutgeheißen, sondern nur die

Sitte, wie sie unter Gottes Zulassung damals bestand, angeführt, um Davids Vergehen desto greller erscheinen zu lassen. — Man sagt ferner, Paulus habe in seinen Episteln an Timotheus (1 Tim. 3, 2) und Titus (1, 6), wo er von dem Bischof sagt, er solle 'Eines Weibes Mann' sein, offenbar eben damit einem Laien gestattet, zwei oder mehr Weiber zu haben. Nun ist es zuvörderst ungewiß, ob der Apostel hier auf die eigentliche Vielweiberei hindeutet, die einem Bischof unter keinen Umständen erlaubt sein soll, oder von jener andern Art Polygamie, wo sich Einer 'von seinem Weibe scheidet, um eine Andere zu freien'. Unzweifelhaft ist Beides nach dem Sinn des Apostels gemeint und als für einen Bischof völlig unstatthaft erklärt. Daraus aber läßt sich wahrlich nichts zu Gunsten der Laien-Polygamie beweisen. Denn wenn ein Hirte der Gemeinde 'ein Vorbild der Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geiste, im Glauben, in der Keuschheit' sein (1 Tim. 4, 12) und 'in allen Stücken sich selbst zum Vorbild guter Werke stellen' soll (Tit. 2, 7), so gilt von allen Gläubigen und Gliedern der Gemeinde, was vom Hirten und Seelsorger gilt. —

„Nachdem wir so die Schriftlehre von der Polygamie dargelegt haben, so sollte es den Missionaren nicht schwer sein, den Heiden und Muhamedanern zu bezeugen, daß die Vielweiberei gegen den Willen Gottes ist. Schon das natürliche Gewissen jedes Menschen muß, wenn auch noch schwach, diesem Zeugniß der Wahrheit zustimmen. Der Missionar mag bei der Besprechung dieser Frage mit den Eingeborenen sich berufen auf die uranfängliche Schöpfung Eines Mannes und Eines Weibes, sofern darin das wahre Wesen der Ehe dargestellt ist. Er mag zum unwiderlegbaren Zeugniß für das fort-dauernde In-Kraft-bleiben der uranfänglichen Eheordnung hinweisen auf die Thatfache, daß Noah und seine Söhne, jeder nur mit Einem Weibe, in die Arche gerettet und da lebendig erhalten wurden (was ja zugleich ein Vorbild des Eingangs in die rettende Heilsgemeinschaft der Kirche Christi ist), sowie auf die providentielle Gleichzahl der Geschlechter in jedem Land und zu allen Zeiten. Verschiedene andere sittliche Erwägungen mögen betont werden, um zu zeigen, daß auch nach den Grundsätzen der 'natürlichen Religion' die Vielweiberei unzulässig ist. Es läßt sich auf diese Weise vieles thun, um den Gemüthern der Eingeborenen, noch ehe sie sich um die christliche Taufe und Aufnahme in die Gemeinde melden, die richtigen Begriffe von

der Ehe beizubringen, sowie Allen, welche bereits Christen geworden sind, einen Abscheu gegen die Praxis der Vielweiberei einzulösen.

„Die obige Darlegung der schriftmäßigen Grundsätze von der Ehe ist auch ganz geeignet, die Frage über die Zulassung eines Polygamisten zur Taufe zu entscheiden. Die Sünde mag im Anfang in Unwissenheit gethan worden sein; aber diese beizubehalten, nachdem man christliche Unterweisung empfangen hat, müßte das Gewissen mit schwerer Schuld belasten. Die Vielweiberei, welche das Gesetz Gottes verbietet, besteht nicht blos im Nehmen, sondern auch im Haben und Behalten von mehr als Einem Weibe. Die Taufe, man mag im Uebrigen von ihr denken und lehren wie man will, schließt doch jedenfalls das öffentliche Bekenntniß in sich, daß man sich dem Gesetz Christi unterwerfe; und eben dieses Gesetz übertritt ja der Polygamist. Nach dem Taufformular der Kirche Englands, das bei Tausen von Erwachsenen vorgeschrieben ist, verspricht der Täufling, 'gehorsamlich Gottes Gebote zu halten und in denselben zu wandeln alle Tage seines Lebens.' Wie kann ein Polygamist in aufrichtigem Sinne dieß versprechen, wenn er sich vornimmt, mit zwei oder mehr Weibern zusammenzuleben? ... Zu Gunsten der Zulassung von Polygamisten in die christliche Kirche ist wohl auch schon gesagt worden, daß weder im N. Test. noch in irgend einer ausdrücklichen Bestimmung der ersten Kirche die Taufe derselben verboten sei. Allein die h. Schrift verbietet nicht die Taufe eines Uebertreters des göttlichen Gesetzes, sondern nur die Uebertretung selbst und die Sünde. Was aber die früheste Kirche betrifft, so heißt es im achtzigsten der orientalischen Canones, welche den Namen Basilius des Großen tragen (vom J. 340), folgender Maßen: 'Die Väter sagen nichts über die Polygamie, da sie etwas Thierisches und der menschlichen Natur durchaus Unangemessenes ist. Uns erscheint sie als eine größere Sünde, denn die Hurerei.'

„Man hat den Einwurf gemacht: wenn man auf diese Weise die Polygamisten absolut verurtheile, und wenn man denen, die mehr als Eine Frau haben, die Taufe verweigere, so nöthige man ja damit die Leute, sich von denen zu scheiden, welche bisher als ihre Frauen gegolten haben. — Nun, gerade das war ja eben die Wahl, die der Herr seinen Zuhörern in jenem Gespräch über die Ehescheidung vorlegte. Wenn ihr geschiedenes Weib noch am Leben war, und sie selber leben dennoch mit einer Andern, so erklärte er ihnen, daß sie

im Ehebruch leben. Alle die praktischen Schwierigkeiten, die bei diesem Fall im Wege liegen, finden sich auch im Wege des Polygamisten. Der Herr schneidet scharf durch.

„Man hat sogar behauptet, Christus selbst verbiete ja einem Manne, sich von seinem Weibe zu scheiden; aber man vergißt dabei, daß dieses Verbot nur von dem Einen rechtmäßigen Weibe gilt, mit dem ein Mann kraft des allgemein gültigen Gesetzes: 'Die Zwei werden Ein Fleisch sein,' verbunden ist. Die sogenannte 'zweite' (polygamistische) Ehe ist keine Ehe, weder nach den Grundsätzen der natürlichen, noch nach denen der geoffenbarten Religion, sondern eine unerlaubte gesetzwidrige Verbindung. Man vergleiche mit dem göttlichen Gesetz: 'Ein jeder Mann habe sein eigenes Weib, und jedes Weib habe ihren eigenen Mann,' die lieberliche Vorschrift des Koran: 'Nimm dir so viele andere Frauen zur Ehe, als dir beliebt, zwei oder drei oder vier, — aber nicht mehr!' Hier ist es klar, wie das Gesetz eines Menschen das Gesetz Gottes aufhebt; und gleichwie das Gesetz Gottes die jüdisch-pharisäische Sagung des 'Korban' (Marc. 7, 11) beseitigt und abgethan hat, so muß es auch hier geschehen. Oder man nehme ein Beispiel aus der neueren Missionsgeschichte: wenn ein Heide in seiner Unwissenheit ein Gelübde gethan hat, irgend einem Gözen ein Opfer zu bringen, so ist er von diesem Gelübde entbunden, sobald er das Gesetz Gottes kennen lernt.

„Im Buch Esra wird ein Fall berichtet, der großes Gewicht bei denen haben sollte, welche diese ganze Frage nach den empfindsamsten Rücksichten auf die Noth und Bedrängniß der armen Frauen und Kinder behandeln, auf die das Loos der Entlassung fällt. Während der babylonischen Gefangenschaft nemlich hatten israelitische Priester und Leviten heidnische Frauen geheirathet. Da hätte man Vieles zu Gunsten dieser Frauen und Kinder sagen können; aber auf die ernstesten Zurechtweisungen Esra's hin beschloß das Volk: 'So laffet uns nun einen Bund machen mit unsrem Gott, daß wir alle Weiber, und die von ihnen geboren sind, hinausthun nach dem Rath meines Herrn und derer, die die Gebote unsres Gottes fürchten, daß man thue nach dem Gesetz' (Esra 10, 3). Die letzteren Worte deuten darauf hin, daß man durch eine gebührende Achtung vor dem Worte Gottes eine Menge verwickelter Fragen zu lösen vermag, von denen ein ängstliches Gemüth sonst beunruhigt und verworren werden könnte.

„Freilich muß zu gleicher Zeit, soweit nemlich nach den Gesetzen

ober Sitten eines Landes die Ehe einen Civilkontrakt bilbet, den bekehrten Eingeborenen klar gemacht werden, daß sie verpflichtet sind, den daraus entspringenden Verbindlichkeiten dadurch nachzukommen, daß sie für das entlassene Weib und ihre Kinder sorgen und auf jede andere rechtmäßige Weise den Schaden gut machen, der für die Frau aus der Trennung erwächst, während sie jedes Zusammenleben mit ihr entschieden zurückweisen. Große und ernste Schwierigkeiten werden allerdings da und dort austauschen, wie dieß bei jedem Uebergang von einer verkehrten Handlungsweise zur richtigen und gottgefälligen der Fall ist. Diese Schwierigkeiten werden verschiedener Art sein, je nach den Ehe- und Scheidungsgesetzen der verschiedenen Länder; man muß deshalb jedesmal nach den Umständen handeln. Immerhin aber, was für Schmerzen und Nachtheile auch aus der Erfüllung einer religiösen Pflicht erwachsen mögen, — man muß sie eben tragen als die Frucht einer früheren Sünde, mag dieselbe auch in Unwissenheit begangen worden sein.

„Doch darf nicht verschwiegen werden, daß die praktischen Schwierigkeiten weit geringer sind, als man vermuthen möchte. Es sind immer nur etliche Wenige, und zwar aus den höheren und wohlhabenden Volksklassen, die eine größere Anzahl von Frauen zu halten vermögen. Die untern Klassen, die Armen, denen vornemlich das Evangelium gepredigt wird, nehmen selten zwei Frauen. In vielen Ländern, wo nach der gewöhnlichen Redeweise die Polygamie herrschend ist, wird nur Eine Person als die (rechtmäßige) Frau betrachtet, die übrigen gelten als Konkubinen. Das aber hat noch Niemand zu behaupten gewagt, daß ein Mann seine Konkubinen beibehalten solle, wenn er Christ wird.

„Man hat eingewendet, wenn man den Polygamisten die Taufe verwehre, so würden manche Befehte von der christlichen Kirche ferne gehalten und jedes weiteren Unterrichts in der Heilslehre beraubt werden; auch würden dadurch die Heiden noch mehr gegen die Wahrheit eingenommen. — Darauf könnten wir ganz allgemein erwiedern, daß noch viele andere Dinge in der christlichen Lehre Manchen als 'harte Worte' erscheinen mögen, und daß Viele deshalb hinter sich gehen werden. Aber es ist ja nicht nothwendig, einem Polygamisten christlichen Unterricht zu versagen. Die Taufe kann inzwischen verschoben werden, bis die wachsende Erleuchtung des Taufbewerbers oder ein providentielles Eingreifen Gottes die Hindernisse aus dem Weg

räumt. Es wird von vielen Missionaren bezeugt, daß verhältnißmäßig wenige Polygamisten um die Taufe nachsuchen; denn das natürliche Gewissen des Hetden schon fühlt die Schwierigkeit und schrickt vor dem Bekenntniß zum Christenthum zurück, so geneigt man auch sonst dazu wäre; ja es ist kaum möglich sich vorzustellen, daß Einer, der wahrhaft an Gott glaubt, willens sein sollte, in der Polygamie zu verharren, nachdem er die Wahrheit Gottes erkannt hat. Es ist deshalb wenig Gefahr da, daß aufrichtige Bekenner dadurch zurückgeschreckt werden sollten, während schon die Thatfache, daß jeder bekehrte Christ der Mann eines Weibes ist, und daß er dieß durch die Kraft Gottes in einem Lande der Sinnlichkeit zu sein vermag, ebenso sehr ein Zeichen seiner Aufrichtigkeit, als ein schlagender Beweis für die umwandelnde Kraft des Christenthums ist. Und dieß muß ja den denkenden Theil der Eingeborenen eines heidnischen Landes im Allgemeinen eher günstig für das Christenthum, als gegen dasselbe stimmen.

„Es war der Hauptzweck dieser Andeutungen, die Frage der Polygamie einfach auf dem Grunde der heiligen Schrift zu entscheiden. Aber es muß daran erinnert werden, daß in der Praxis selbst viele augenfällige Uebel aus der Zulassung von Polygamisten zur Taufe entspringen müssen. Es müßte sehr schwer sein, getaufte eingeborene Christen zu überzeugen, daß es in Wirklichkeit etwas Anderes sei, einen Polygamisten in die christliche Kirche zuzulassen, und wieder etwas Anderes, die Polygamie denen zu gestatten, die schon in der Kirche sind; oder daß es recht und billig sei, einen Polygamisten aus der Gemeinde auszuschließen, der nach seiner Taufe es geworden ist, während man kein Bedenken habe, einen andern Polygamisten, der es vor der Taufe war, in die Kirche aufzunehmen und ihn ein Glied der Gemeinde sein und bleiben zu lassen.

„Es muß auch noch hinzugefügt werden, daß eine viel größere Gefahr aus irgendwelcher Duldung der Polygamie erwächst, als manche Christen zu denken geneigt sind. Zweifel und Bedenken über die Gültigkeit des uranfänglichen Grundgesetzes über die Ehe, und Schlußfolgerungen von dem Exempel der Patriarchen auf die Erlaubtheit der Polygamie haben nur allzuleicht Eingang gefunden in den verderbten Herzen der Getauften. In einigen Perioden der Kirchengeschichte ist diese bittere Wurzel emporgewachsen und hat Viele zu Grunde gerichtet. Unsre eigene Zeit hat die abscheulichen Verirrungen der Mormonen zu Tage gefördert. Dieß genügt, um uns ernstlich

vor Allem zu warnen, was darauf ausgeht, das uranfängliche und universelle Ehegesetz zu erschüttern und umzustossen, — das Gesetz: 'Die Zwei werden Ein Fleisch sein.'"

So schreibt der ehrwürdige Sekretär der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft. Die Sache ist für alle Missionsgesellschaften, die unter den Heiden arbeiten, der ernstesten Erwägung werth. Möge der Herr Allen Licht, Muth und Entschlossenheit geben, auch mitten unter den größten Schwierigkeiten zur Wahrheit Gottes zu stehen.

Missions-Zeitung.

Englische Missionsgesellschaften.

1. Die Gesellschaft der „Anerknten freien Methodisten-Kirchen“ für innere und äußere Mission (United Methodist free churches' home and foreign Miss. Soc.) im Jahr 1861.

Derjenige Zweig der vielfach zerspaltenen Methodistenkirche Englands, welcher den obigen Namen trägt, hat fünf Missionsgebiete besetzt, wovon aber nur zwei, nemlich Westafrika und Ostafrika, unter den Begriff der Heidenmission fallen, während die drei andern (Westindien, Australien und Tasmanien oder Vandalien) fast ausschließlich mit Negerchristen es zu thun haben.

In Westindien (Jamaika) arbeiten vier Brüder, die ganz dem Predigtamt sich widmen, und siebenzehn „Volksprediger“ (Laien), welche mehr oder weniger häufig sich an der Arbeit betheiligen. Die Pfleglinge der Mission sind, wie überall bei den Methodisten, in Kreise (Circuits) eingetheilt. Von ihnen heißt es im Jahresbericht von 1861: „Die Ge-

meinden sind mit einer gnädigen Ausgießung des heiligen Geistes gesegnet worden, was im Jahr 1861 eine Zunahme von 98 vollberechtigten Mitgliedern und außerdem von 357 Mitgliedern auf Probe zur Folge hatte.“

In Australien scheint vor zwei Jahren der Friede durch irgendwelche Vorfälle gestört worden zu sein; indessen hatten im verflossenen Jahr die Gemeinden Friede und baueten sich. Doch hat die Zahl der Mitglieder etwas abgenommen.

Ueber die Missionen dieser Gesellschaft in Tasmanien wird im Bericht nichts gesagt.

In Westafrika hat die Gesellschaft zwei verheirathete Missionare in Sierra Leone, die sich jedoch, da sie erst frisch angekommen sind, vorerst noch zu akklimatisiren haben. Es ist aber beabsichtigt, einen dritten zu senden, welcher ein Institut zur Bildung von Schullehrern und Predigern gründen und leiten soll.

Die Gemeinde in Sierra Leone zählt 2187 Mitglieder.

Ueber Ostafrika heist es: „Viele Freunde und Mitglieder unsrer Kirche haben wiederholt den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß wir auch in solchen Ländern missioniren sollten, wo bis dahin das Heidenthum ungebrochen geherrscht hat.“ — Im Jahr 1860 wurde dann die Frage behandelt, welches der geeignete Ort hiefür wäre. Dr. Krapf's lehrreiches (ins Englische überseztes) Buch über seine Missionserfahrungen in Ostafrika lenkte die Aufmerksamkeit dieses Vereins nach jenen Ländern, und man beschloß, eine oder zwei Stationen dort zu errichten. Krapf selbst wurde eingeladen nach England zu kommen, und nach gründlichen Verhandlungen erbot er sich, der Gesellschaft zwei Jahre lang seine persönlichen Dienste zur Verfügung zu stellen, was mit Freuden angenommen ward. Man kam überein, unter seiner Leitung zwei englische Methodistenprediger und zwei Böglinge von der Christona (bei Basel) nach Ostafrika zu senden. Diese vier jungen Brüder wurden dann aufgefordert, bis zu ihrer Abreise „so viel ärztliche, wissenschaftliche und mechanische Kenntnisse sich zu erwerben, als die Umstände erlaubten.“ Zugleich hatte Krapf ihnen die Elemente der ostafrikanischen Sprachen beizubringen. Die ganze Reisegesellschaft ist am 19. Aug. 1861 in Kairo angekommen und beabsichtigte im November die Weiterreise anzutreten.

Die Gesellschaft hat für ihre innere und äußere Mission im letzten Rechnungsjahr 11,178 Pf. Sterling eingenommen, wovon 2399 Pf. ausschließlich für äußere (Heiden-) Mis-

sion. Von letzterer Summe sind bis zum Abschluß des Berichts 1146 Pf. auf die Ausstattung und Reise der fünf nach Ostafrika gegangenen Brüdern ausgegeben worden.

Da Dr. Krapf uns in einem ausführlichen Schreiben aus Kairo seine Erlebnisse mitgetheilt hat, so lassen wir hier Einiges daraus folgen. Er reiste am 3. August 1861, begleitet von den beiden englischen Brüdern Woolner und Wakefield, von seinem Wohnort Kornthal (Württemberg) ab und traf in Ulm mit den von Basel her kommenden Christona-Böglingen Elliker und Graf zusammen. Es gieng nun über München und Salzburg auf der Eisenbahn nach Wien. „Die hochanstrebenden Gebirgsklöcke Salzburgs erinnerten mich lebhaft an die noch höheren Berge in Tigre und andern Theilen Abyssiniens.“ Von Wien führte sie der Schienenweg über den Sömmerring nach Triest, das sie am 8. August in der Morgenfrühe erreichten. Dort mußten sie bis zum 12. auf die Abfahrt des Dampfers warten, der sie direkt nach Alexandrien bringen sollte. Diese Verzögerung „gab uns Gelegenheit, am Sonntag den 11. in der schönen deutschen Kirche eine deutsche, recht evangelische und lebendige Predigt zu hören; doch war dieselbe nicht frei von einem gewissen Dogmatismus, den wir Süddeutsche längst hinter uns haben. Die Aufstellung von sechs während des ganzen Gottesdienstes brennenden Lichtern und einem Kreuzifix auf dem Altar war besonders meinen englischen Begleitern zuwider. Auch beugte sich der Geistliche vor dem Kreuz, ehe er das Gebet sprach.“ Einer der Direktoren der Schiffsahrts-Kompagnie

des östreich. Lloyd, welchen Dr. Krapf um eine Ermäßigung des Fährgelds ersuchte, weil er gehört habe, „daß Missionare auf den Lloyd-Dampfschiffen nicht den vollen Betrag der II. Klasse zu bezahlen hätten,“ ließ den Reisenden 12 Pf. Sterling nach und ebenso alle Kosten des Gepäcks, welches 18 Centner wog.

Am 12. August endlich betraten sie das Schiff und erreichten nach einer glücklichen Fahrt am 17. den Hafen von Alexandrien. Zwei Christonabrüder, welche nach Abyssinien bestimmt sind, begrüßten sie dort, und der preussische Generalkonsul König „war so gütig, uns einen Kawas (arab. Amtsdienner) zu geben, und so durfte unser Gepäck ohne Visitation und Zoll ans Land gehen.“ .. „Wir erfuhren bald, daß die Geistlichen und Missionare vom Pascha die Erlaubniß erhalten haben, unentgeltlich auf der Eisenbahn nach Kairo zu gehen, wenn sie nur von einem Konsul einen Attest vorweisen können, daß sie Geistliche oder Missionare sind. Das war mir ganz neu, aber auch sehr dankenswerth. Der französische General-Konsul soll sich zuerst diese Erlaubniß vom Pascha für die katholischen Missionare ausgebeten haben, worauf der Pascha es andern Konfessionen nicht abschlagen konnte. Das Gepäck ist jedoch nicht frei. Auch scheint die Erlaubniß sich mehr auf solche Geistliche und Missionare zu beziehen, die in Egypten residiren; doch kann die Verwendung der Konsuln sie auch Andern auswirken, besonders wenn jene in großem Ansehen stehen.“

Dann schildert Krapf die Fortschritte der europäischen Civilisation in Alexandrien. „Aber auch für das

Evangelium ist durch neue Anstalten Vieles geschehen. Preußen hat in letzterer Beziehung Vieles beigetragen durch die Aufstellung eines Geistlichen für die Deutschen in Alexandrien und Kairo. Herr Pastor Sior, ein junger, acht evangelischer Prediger aus Berlin, hält in Alexandrien alle Sonntage, in Kairo alle Monate einmal Gottesdienst. Leider sind auch in Egypten die Deutschen sehr unkirchliche Leute. Von den 150 deutschen Protestanten, die unter des lieben Sior's Pflege hier stehen, fanden wir kaum 18 in der Kirche, unter ihnen den wackern preussischen Generalkonsul. Nachmittags in der Bibelstunde waren noch weniger Personen da. Nach derselben halten die englischen Presbyterianer ihren Gottesdienst. Sie predigen auch den englischen Matrosen im Hafen, auf einem Schiff, das ihnen der Pascha zur Verfügung gestellt hat, und das sie zu einer Kapelle eingerichtet haben. Dr. Woolner predigte an diesem Abend vor etwa 60 Matrosen und Kapitänen. Die brittischen Episkopalen haben eine eigene große und schöne Kirche mitten im Frankenquartier. Das Fliedner'sche Diakonissenhaus hatte ich leider nicht Zeit zu besuchen.“

Am 19. August fuhren sie unentgeltlich in 5 Stunden auf dem Schienenweg nach Kairo, wo sie abermals von zwei Christona-Brüdern in Empfang genommen und in das zuvor gemietete Quartier geführt wurden. Zuvor hatten sie in Alexandrien noch erfahren, daß das in England bestellte und für die eventuelle Missionstation bestimmte eiserne Haus in 22 Kisten glücklich daselbst angekommen sei. Krapf schildert nun die

Thätigkeit der Chriſthona-Leute. Bekanntlich hat Vater Spittler, der die Anſtalt auf der Chriſthona gegründet und bis dahin allein geleitet hat, den neuen Plan einer „Apoſtelſtraße“ entworfen und bereits auszuführen angefangen. Zu den Geheimniſſen, durch welche der ehrwürdige greiſe Vater ſeinen Unternehmungen einen ſo eigenthümlichen Reiz zu verleihen verſteht, gehört auch die bewunderungswürdige Kunſt, den einfachſten Dingen ſolche Namen zu geben, welche die Chriſtliche Phantaſie fesseln und einen geheimnißvollen Zauber auf die Gemüther ausüben. In ganz ungewöhnlichem Maße iſt ihm dieß bei der „Apoſtelſtraße“ gelungen, deren geheimnißvoller Name bereits die Runde durch faſt alle Chriſtlichen Blätter der Welt gemacht hat. Eine Kette von zwölf Stationen von Jeruſalem bis Gondar, der abeſſiniſchen Hauptſtadt, — jede den Namen eines Apoſtels tragend, — jede mit etlichen „Pilgern“ beſetzt, welche mit ihrer Hände Arbeit ſich ernähren, nach Gelegenheit in ihrer nächſten Umgebung dem Herrn Seelen gewinnen und zugleich die Verbindung mit den beiden nächſtliegenden Apoſtel-Stationen offen halten, — das Ganze ein geöffneter Miſſionſpilger- und Handelsweg zwiſchen Jeruſalem und Abeſſinien: das iſt die Idee der Apoſtelſtraße. Zwei Stationen ſind bereits beſetzt: Alexandrien und Kairo. „Die Brüder,“ ſchreibt Dr. Krapf von denjenigen in Kairo, „haben jeder ſeine beſondere Aufgabe. Zwei ſind Schulmeiſter, einer beſorgt die Küche und geht unter die Deutſchen zu miſſioniren; der vierte geht zu den Juden. Sie haben keinen Knecht, ſondern thun

Alles ſelbſt. Ich glaube, der Herr wird ihre anſpruchsloſe Thätigkeit noch reichlich ſegnen; ſie laſſen ihr Licht leuchten mitten in der dicken geiſtlichen Finſterniß. An Ackerbau, wie Herr Spittler will, iſt freilich in dieſem Lande nicht zu denken, wenn ſie das Evangelium treiben ſollen.“

Die Weiterreiſe nach Aden hoffte Krapf auf einem Dampſſchiff des Paſcha's von Egypten bald antreten zu können. Weil nemlich die egyp-tiſche Dampſſchiffahrt auf dem rothen Meer ſich nicht rentirt, ſo will der Paſcha ſeine dortigen Schiffe theils verkaufen, theils ums Kap der guten Hoffnung herum nach Alexandrien (ins Mittelmeer) kommen laſſen. Auf einem der letzteren hoffte Krapf mit ſeinen Begleitern um ein Drittel des gewöhnlichen Preiſes nach Aden zu gelangen. „Von allen Seiten erfahre ich,“ fährt Krapf fort, „daß der Sklavenhandel im rothen Meer, ſowie am weißen Fluß (Nil), im Wachen begriffen iſt, und zwar werde er vorzugsweiſe durch Europäer betrieben. Ein Irländer, der von Maſſaua (abeſſ. Küſtenort) kam, erzählte mir, daß der Chriſtenmord in Deſchidda nicht ſowohl in dem religiöſen Fanatiſmus der Mu-hamedaner, als vielmehr in dem Brodneid derſelben gegen die Europäer, welche Sklavenhandel treiben, ſeinen Grund gehabt habe. Ein Araber in Deſchidda habe mit einem Europäer daſelbſt in dieſem Handel konkurriert, ſei von dem letzteren überflügelt worden und habe deshalb einen Haß gegen die Chriſten gefaßt; ſeinen Einfluß und Reichthum habe er zur Vernichtung der Chriſten aufgegeben. Dem mag aber ſein, wie ihm will, — gewiß iſt, daß der Skla-

venhandel von den Europäern aufs Neue in Angriff genommen wird. Am weißen Fluß sollen die Sklavenjagden so allgemein geworden sein, daß die katholische Mission im Bantland dadurch ganz vernichtet wurde und die Missionare kaum mit dem Leben davon kamen. In Chartum konnte es der österreichische Konsul, der gegen die Sklaverei war, nicht mehr aushalten, weil die Sklavenhändler gegen ihn waren, gerade wie dieß in [dem portugiesischen] Mosambik der Fall war, wo die Sklavenhändler den edlen englischen Konsul MacLeod vernichten wollten. . . . Es ist wahrlich nöthig, daß die Christen ihre Stimme gegen dieses Teufelswesen erheben, zumal da man gegenwärtig wieder überall hört, daß die Neger 'wegen ihres Schädelbau's und ihrer niedern Gesittung ja offenbar zur Sklaverei geschaffen' seien. In Stuttgart sagte mir eine amerikanische Dame geradezu: Wer an die Bibel glaube, müsse auch die Sklaverei für rechtmäßig erkennen; denn in der Bibel sei sie gelehrt und befohlen. Auch der Geograph Dr. Andree, früher Konsul in Chili (jetziger Herausgeber des 'Globus' in Leipzig), schrieb mir: er halte die Abschaffung der Sklaverei für die größte Grausamkeit und Gottlosigkeit; er habe seine sklavenfreundlichen Ansichten im Winter 1861 vor 500 Zuhörern in Leipzig vertheidigt, und sie werden sich im Publikum Eingang verschaffen. Angesichts solcher Erscheinungen thut es Noth, öffentlich und feierlich dagegen zu protestiren. . . ."

„Meine beiden englischen Begleiter lassen sich recht lieblich an. Sie sind energisch und feuern auf das Ziel los, — nemlich bald eine Ge-

meinde zu sammeln. Hierin sind die deutschen Brüder zu passiv. Auch in Haushaltungsgeschäften gehen sie diesen mit gutem Beispiel voran. . . . Gedenke unsrer, daß wir Alle ein Licht und Salz werden für die Bantika und Galla, zu denen wir gesandt werden. . . . Geht es nicht im Bantika-Lande, so werden wir irgend eine Gegend an der Ostküste aufsuchen, wo wir wirken können, oder uns nach Abessinien oder der Insel Mauritius zurückziehen, wo Tausende von befreiten Ostafrikanern sich befinden. Unsere Komitee hat uns freie Hand gelassen. Auf meiner Rückkehr werde ich, so Gott will, die Reise über Barawa nach Kassa [im Innern Ostafrika's] versuchen, oder nach Massaua gehen, um über Schoa nach Gurague, Kambat ic. zu gelangen.“

So schreibt uns Miss. Dr. Krapf aus Kairo. Seitdem ist uns nichts über den Erfolg dieser Unternehmung zu Ohren gekommen. Nur so viel verlautet, daß Dr. Krapf den Plan, durch das Innere Afrika's zu reisen, aufgegeben habe.

2. Gesellschaft für Fortpflanzung des Evangeliums im Ausland, im Jahr 1862.

Am 30. April d. J. hielt diese Gesellschaft ihr 161. Jahresfest. (Sie ist im Jahr 1701 gegründet worden oder vielmehr als besonderer Zweig aus der 1698 gegründeten „Gesellschaft für Beförderung christlicher Erkenntniß“ hervorgegangen.) Auf der Rednerbühne befanden sich außer dem Präsidenten, Bischof von Biskfield, und einem andern englischen Bischof noch sechs Kolonialbischöfe (von Sierra Leone, Honolulu, Co-

Iombo, Neuschottland u.), sowie eine große Menge der ersten Notabilitäten des Landes, recht zum Zeichen, daß diese Gesellschaft die hohe englische Aristokratie in Staat und Kirche repräsentirt. Aus der Eröffnungsrede des Präsidenten geht hervor, daß, während es vor 25 Jahren nur zwei Kolonialbischöfe gab, jetzt deren 42 sind. Diese Vermehrung der Bisthümer in den Kolonien ist vorzüglich dem Einfluß der Fortpflanzungsgesellschaft zu verdanken. Sie geht nemlich von der Ueberzeugung aus, daß das bischöfliche Amt nicht nur die eigentliche Kraft der Kirche daheim, sondern auch die Quelle alles Segens in der Mission sei. Der Bischof bildet nach ihrer Ansicht nicht sowohl den Schlußstein in dem Neubau einer Missionsgemeinde, als vielmehr den Grundstein, der überall zuerst gelegt werden müsse. „Mit der Vermehrung der Bischöfe,“ sagte der Präsident, „kommt von selbst die Ausdehnung der Kirche; der Bischof ist der Kristallisationspunkt, an dem die Kirche wächst. Alle Erfahrung hat gezeigt (!), daß der Fortschritt der Kirche in gleichem Verhältniß steht mit der Ausdehnung des Episkopats!“ — Vor solchen Behauptungen hört der Verstand aller Andern auf. Die Gesellschaft legt es übrigens nicht blos auf Gründung möglichst vieler Bischofsitze in den Kolonien und Heidenländern an, sondern stellt auch neben diesen Kolonialbischöfen, welche einen festbestimmten Sprengel haben, eine Reihe sogenannter „Missionarbischöfe“ auf, deren Sprengel die Heidenwelt überhaupt ist. Dabei ist zu bemerken, daß diese Missionarbischöfe mitten in die Sprengel der Kolonialbischöfe hineingestellt

sein können, wie dieß z. B. in Südafrika schon geschehen und in Indien längst beabsichtigt ist. Wie sich die Herren diese Sache als möglich und ausführbar denken, ohne daß die Missions- und Kolonialbischöfe gegenseitig in Kollision kommen, ist nicht klar. Uebrigens hat die der „Evangelischen Partei“ angehörige Kirchliche MG. in England neuerdings mit großer Energie und ausgezeichnetem Geschick diese Ueberschätzung des bischöflichen Amtes auf Seiten der ultrakirchlichen Fortpflanzungsgesellschaft bekämpft.

Weiter hören wir aus der Eröffnungsrede, daß vor etwa 25 Jahren noch ein jährliches Geschenk des Parlaments im Betrag von 15,000 Pf. Sterl. (Fr. 375,000) an die Fortpflanzungsgesellschaft verabreicht worden war. Nach alljährlich wiederkehrender Opposition aber innerhalb des Parlaments habe das Geschenk endlich aufgehört. „Es war dieß ein schwerer Schlag für die Gesellschaft,“ sagte der Redner, „denn die Entziehung des Vertrauens des Parlaments ist peinlich; die Verbindung zwischen Staat und Kirche aber ist eine der edelsten und heiligsten, die überhaupt existiren können!“ (Lauter Beifall.) Der durch die Entziehung jener Gabe erlittene pekuniäre Ausfall in den Einnahmen sei jedoch durch die aus dem ganzen Land zusammenströmenden freiwilligen Gaben bald gedeckt worden.

Dann folgte der Jahresbericht. Daraus geht hervor, daß die Jahreseinnahme (1861) sich auf 83,885 Pf. Sterl. (Fr. 2,097,125) belief. In den fünf Bisthümern von Kanada (Montreal, Quebec, Toronto, Ontario und Huron) unterstützt die Gesellschaft

theilweise oder ganz 82 Geistliche, welche theils unter den Kolonisten, theils unter Indianern wirken. (Es ist hier zu bemerken, daß die von der Gesellschaft unterstützten Geistlichen nicht jedesmal eigentliche Missionare unter den Heiden sind; deshalb beziehen viele derselben nur einen Theil ihres Gehalts von der Gesellschaft, während das Uebrige von den Kolonisten, unter denen sie arbeiten, aufgebracht wird.) In den fünf übrigen Bisthümern von Britisch-Nordamerika (Neuschottland, Fredericton, Neufundland, Rupertstland und Britisch-Columbia) hat die Gesellschaft 120 Missionare. In Westindien und Britisch-Guiana unterstützt sie theilweise 24 Geistliche. Auf den Bahamas, dem ältesten Missionsgebiet der Gesellschaft, wurde kürzlich durch ihre Vermittlung das „Bisthum von Nassau“ errichtet. In Rio Pongas, der einzigen Missionsstation in Westafrika, starben letztes Jahr zwei der europäischen Missionare; die Mission wurde aber durch neue Ausfendungen verstärkt. In den drei südafrikanischen Bisthümern (Kapstadt, Grahamstown und Natal), zusammen mit dem Bisthum von St. Helena, unterstützt die Gesellschaft 63 Geistliche, von denen 18 unter den Kaffern und Zulus arbeiten. Demnächst sollen dort zwei neue Missionen — die eine im Gebiet jenseits des Drangeflusses, die andere in dem unabhängigen Kaffernland — errichtet werden, „eine von beiden wenigstens mit einem Bischof an der Spitze.“ Auf der Insel Mauritius unterhält die Gesellschaft zwei Geistliche und mehrere Schullehrer; auch auf Madagaskar soll demnächst eine

Mission eröffnet werden. In Ostindien stehen in den vier Bisthümern Kalkutta, Madras, Bombay und Colombo (Ceylon) 75 Missionare, sämtlich unter den Heiden wirkend, im Dienst der Gesellschaft, und diese haben zusammen 22,404 eingeborene Gemeindeglieder, sowie 7442 eingeborene Taufbewerber unter ihrer Pflege. Die weitere Zertheilung des ungeheuern Gebiets von Indien in kleinere Bischofskreise, sowie die Aufstellung wenigstens eines Missionsbischofs, ist im Plan, konnte aber bis jetzt noch nicht durchgeführt werden. Nach Borneo (in das Gebiet von Sarawak, Bisthum Sabuan) wurden im letzten Jahr 5 neue Missionare ausgesandt; „dies wird die Missionserfolge in Borneo wesentlich fördern.“ Bei der Prosperität, die gegenwärtig die Kolonien in Australien genießen, bedarf die dortige Mission wenig Unterstützung von der Gesellschaft. „Wir haben aber das Vergnügen anzuzeigen, daß demnächst ein neues Bisthum zu Goulburn (Australien) errichtet werden wird.“ Auch in Grafton (Neu-Südwaales) soll eines gegründet werden. Seit der Errichtung des Bisthums in Brisbane (ebendasselbst) im Jahr 1860 ist die Zahl der Geistlichen von drei auf vierzehn gestiegen. In der neu organisirten Provinz Queensland (Australien), wo 10,000 eingeborene Papuas wohnen sollen, sind die Vorbereitungen zur Errichtung einer Industrie- und Unterrichtsschule für die Ureinwohner getroffen. In Süd-Australien hat die Gesellschaft bereits ein solches Institut in Port Lincoln. — Endlich ist zu bemerken, „daß die Mission in Konstantinopel eine bedeutende Verstärkung er-

halten hat durch den Uebertritt des schon länger [durch die Amerikaner] bekehrten Muhamedaners Selim Effendi zur anglikanisch-bischöflichen Kirche. Derselbe hat letzten Februar [nachdem er bereits von den amerik. Presbyterianern zum Geistlichen geweiht worden] vom Bischof von Gibraltar die anglikanische Ordination zum Diakon erhalten, und arbeitet nun unter seinen Landsleuten in der türkischen Hauptstadt. Sein Sohn, der in England erzogen wurde, arbeitet neben dem Vater als Katechist. Ein anderer Türke, Mahmud Effendi, der zwei Jahre in Cambridge studirte, ist ebenfalls ordinirt worden und letzten März in die Mission in Konstantinopel eingetreten.“

Nach diesem Abriss des Jahresberichts traten eine Reihe von hochgestellten Rednern auf, deren Hauptthema die Verherrlichung des bischöflichen Amtes war. „Fortan,“ so rief einer derselben, „soll mit Hilfe dieser Gesellschaft überall, wo die englische Sprache gesprochen wird, auch die anglikanische Kirche sich finden mit ihrer apostolischen Ordination, ihrer schriftmäßigen Liturgie und ihrem großartigen kirchlichen Organismus.“ —

3. Das protestantische Kollegium in Malta.

Das elfte Jahresfest dieses Vereins wurde Dienstag den 29. April dieses Jahres gehalten unter dem Vorsitz seines Präsidenten, des Grafen von Shaftesbury. Das Kollegium auf Malta wurde im Jahr 1846 gegründet als protestantisches Nachbild des römischen Instituts zur Glaubensverbreitung. Es sollten darin junge Leute aus allen Ländern, die ums

Mittelmeer her liegen, christlich gebildet und erzogen werden. „Der Zweck dieser Anstalt,“ heißt es im ersten Jahresbericht (1847), „ist kein geringerer, als das reine Licht der geoffenbarten Heilswahrheit samt den Segnungen sittlicher und intellektueller Bildung unter jenen Nationen zu verbreiten, die auf die tiefste Stufe der Entartung herabgesunken sind. Es sollen aus ihrer (der Mittelmeerlande) eigenen Mitte Missionare herangebildet werden, welche durch die Predigt des lauteren Evangeliums die Angehörigen der gefallenen asiatischen Gemeinden zu ihrer ersten Liebe wieder erwecken und die umnachteten Söhne Afrika's anleiten, ihre Hände auszustrecken nach ihrem Gott. Ein zweiter ebenso wichtiger, obwohl untergeordneter Zweck der Anstalt besteht darin, das Licht der christlichen Literatur und Wissenschaft weit und breit in die umliegenden Länder leuchten zu lassen, indem junge Männer hier erzogen und unterrichtet werden sollen, die nachmals in den verschiedensten Berufsarten, sowie in den mancherlei Gebieten des Handels, die besten Interessen ihres Volkes fördern helfen.“ — Man sieht daraus, daß es bei dieser Bildungsanstalt nicht blos (nicht einmal vorzugsweise) auf Gewinnung von christlichen Missionaren und Lehrern, sondern hauptsächlich auf christlich gebildete Männer aller Stellungen im Orient überhaupt abgesehen ist. Deshalb steht der Eintritt in dieselbe nicht blos den Eingeborenen von Asien und Afrika frei, sondern auch den Söhnen englischer Eltern, die an den Küsten des Mittelmeers wohnhaft sind. „Unsre Zöglinge,“ heißt es in dem vorliegenden Jahresbericht,

„sind wahrscheinlich mit wenigen Ausnahmen dazu bestimmt, später in den Ländern um das Mittelmeer her zu leben und verschiedene Lebensstellungen einzunehmen. Eben damit werden sie auf ihre Umgebung einen gewissen Einfluß ausüben, sei's zum Guten oder zum Schlimmen. Bekanntlich aber werden die Bemühungen der Missionare in aller Welt vorzugsweise durch den schlechten Einfluß europäischer Mamenchristen verhindert und aufgehalten. Das beste Heilmittel gegen diesen Schaden ist der Versuch, solche englische Knaben und Jünglinge — diese künftigen Einsaßen der umliegenden Länder — in der Buht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen und dadurch das Aergerniß zu entfernen, das dem Fortschritt des Evangeliums im Weg steht. Dieses Heilmittel bietet das Kollegium in Malta dar...“

Noch ein dritter Zweck ist es, den man bei der Gründung dieser Anstalt im Auge hatte. Es ist ein — politischer. „Die Aufrechthaltung der Integrität der Türkei,“ heißt es im Bericht, „ist, wie alle brittischen Politiker und Christen zugeben, unerläßlich für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, wie für die Fortdauer jener Religionsfreiheit im türkischen Reich, ohne welche die Verbreitung der reinen evangelischen Wahrheit in den unabsehbaren Gebieten von Asien und Afrika unmöglich ist. Die Erreichung dieses Zieles aber hängt nächst Gott von dem überwiegenden Einfluß Englands in jenen Ländern ab, zumal seitdem es aller Welt klar geworden ist, daß die geheime Politik Frankreichs und Rußlands auf nichts anders ausgeht, als auf eine Zerstückelung und Thei-

lung des türkischen Reichs. Und sollten ihre Pläne gelingen, so hat's mit der Religionsfreiheit und mit der ungehinderten Verbreitung der Bibel in jenen Ländern ein Ende. Indem aber das protest. Kollegium auf Malta englische Bildung und englischen Geist zu verbreiten sucht, so knüpft es dadurch die Eingeborenen der Türkei naturgemäß an englische Interessen. England hat kürzlich der Türkei einen denkwürdigen Beweis seiner Bereitwilligkeit gegeben, ihre zeitliche Wohlfahrt durch ein Anlehen von Gold zu befördern; wir hoffen, England wird auch seine Unterstützung nicht versagen, wenn es gilt, dem türkischen Reich seine (die englische) Bildung, seine Sprache, seine Gelehrsamkeit und seine Civilisation zu bringen. In diesem Lichte betrachtet, ist das protest. Kollegium in Malta ein Unternehmen von ächt (englisch-) nationaler Bedeutung.“

Was den Unterrichtsplan betrifft, der in der Anstalt verfolgt werden sollte, so umfaßt er „Theologie und Moralphilosophie, griechische und lateinische Klassiker, englische, deutsche, französische und italienische Literatur, orientalische Sprachen und Literatur, Hebräisch, Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit und Staatswirthschaft, Naturphilosophie, Chemie, Botanik, Geologie und Mineralogie, Naturgeschichte, Zeichnen, Mechanik und Architectonik“. — Dieß Alles soll in einem fünfjährigen Kurs durchgemacht werden, und zwar mit jungen Leuten, denen meist die ordinärste Vorbildung fehlt, die aus Denken nicht gewöhnt sind, und die überdies theilweise erst die englische Sprache zu erlernen haben, in welcher aller Unterricht ertheilt wird! Es ist

begreiflich, daß dieser Plan nicht zur Verwirklichung kommen konnte. Das Erfreuliche ist aber, daß die Nothwendigkeit den wackern Vorsteher der Anstalt veranlaßte, die nicht-englischen Zöglinge (außer der Erlernung des Englischen) vorzugsweise in eine gründliche Vtbelkenntniß einzuführen. Das ist auch in dem vorliegenden Fall bei weitem besser, als all jener gelehrte Ballast, den der Plan aufzählt.

Seit der Eröffnung des Kollegiums (Febr. 1846) sind über 300 Zöglinge in dasselbe aufgenommen worden. Davon waren 123 nicht-englische Europäer, die aber im Orient leben, und 75 ächte Orientalen; der Rest bestand aus englischen Knaben, deren Eltern im Osten sich aufhalten. Gegenwärtig befinden sich darin 78 Zöglinge aus 14 verschiedenen Nationalitäten und mit elf besondern Muttersprachen (englisch, französisch, deutsch, italienisch, griechisch, arabisch, türkisch, persisch, bulgarisch etc.). Sie unterscheiden sich in freie (unentgeltlich aufgenommene) und zahlende Zöglinge. Der ersteren sind es nur neunzehn, weil die Mittel zu zahlreicheren Freistellen fehlen. Diese Neunzehn sind lauter Eingeborene der Mittelmeer-Länder, meist von Missionaren empfohlen und für die Mission bestimmt. Die übrigen (zahlenden) Zünglinge sind zum größten Theil englische, italienische und französische Söhne. Man hofft, daß der Ertrag des Kostgelds nach und nach die Anstalt auf eigene Füße stelle, so daß alle freiwilligen Donationen, die dem Verein zukommen, auf die Erziehung freier Zöglinge verwendet werden können.

Was nun aber die Disciplin

in der Anstalt betrifft, so haben bis in die neuere Zeit zwei Ursachen zusammengewirkt, daß in dieser Beziehung Vieles zu wünschen übrig blieb. Fürs Erste hatte die Anstalt innerhalb der sechzehn Jahre ihres Bestehens drei oder vier verschiedene Vorsteher, von denen Einer oder der Andere der Aufgabe nicht gewachsen zu sein schien. Seit noch nicht zwei Jahren erst ist ein Mann an ihre Spitze gestellt worden, — Prediger Miles —, der nicht nur mit seiner ganzen Seele in seinem Beruf lebt, sondern auch besondere Gaben für denselben zu besitzen scheint. Seitdem ist auch ein besserer Geist der Zucht und Ordnung in die Anstalt gekommen. Der zweite Uebelstand, der es bis jetzt nur schwer zu einem glücklichen Gedeihen kommen ließ, liegt in der eigenthümlichen Beschaffenheit der Zöglinge selbst. Bis her kamen Leute von 25 bis 30 Jahren in das Kollegium, die häufig an keine Zucht und Ordnung zu gewöhnen waren. Es waren theilweise ungezogene, aus Faulenzen gewöhnte Orientalen, mit denen nichts anzufangen war. Dazu kamen viele englische Knaben, deren nationales Princip „Independence“ heißt. Es entspannen sich innerhalb der Anstalt Intriguen, Komplotte, Aufwiegeleien. Von außen her stellten sich ebenfalls Einflüsse ein, die den Geist des Widerspruchs und Ungehorsams nährten und steigerten. Schlechte Subjekte, die entfernt werden mußten oder selbst davon liefen, machten der Anstalt einen bösen Namen, und die Zurückbleibenden standen in der Meinung: da die Anstalt „schlecht“ sei, so hätten sie ein Recht, gegen alle Disciplin zu rebelliren. So traf es

der jetzige Vorsteher Miles. Es war eine Riesenarbeit, diesen Uebeln mit Geduld und Entschlossenheit, mit Liebe und Ernst entgegen zu arbeiten. Nach allen Nachrichten scheint es wirklich jetzt wesentlich anders und besser zu stehen.

In Beziehung auf die Erfolge sagt der Bericht: „Eine ganze Reihe unsrer früheren Zöglinge nimmt jetzt wichtige Stellungen in der Mission und in andern Lebensgebieten ein. In Jerusalem, Bagdad, Gondar (Abessinien), Konstantinopel, Brusa, Smyrna u. stehen tüchtige Arbeiter, die bei uns gebildet wurden. Einer arbeitet in China. Von allen Seiten haben wir Zeugnisse erhalten, daß das protest. Kollegium in Malta ein großer Segen für den Orient ist.“

4. Gesellschaft zur Unterstützung der türkischen Missionen (Turkish Missions' aid Society).

Dieser Verein ist eines der schönsten Denkmale wahrhaft selbstloser christlicher Liebe. Die amerikanischen Missionen nemlich in den verschiedenen Provinzen der Türkei (unter Armeniern, Nestorianern und Muhamedanern) gehören zu den gesegnetsten der Neuzeit, und das Feld scheint dort reif zur Ernte, wie kaum irgendwo sonst. Da wäre es natürlich, wenn auch andere Missionsgesellschaften, namentlich englische, sich versucht fühlten, Arbeiter in diese Ernte zu senden und ebendamit den Amerikanern Konkurrenz zu machen. Die hochkirchliche „Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums im Ausland“ ist dieser Versuchung nicht widerstanden, und einige ihrer Kaplane und Missionare sind so weit

gegangen, den durch die amerikanischen Brüder bekehrten Armeniern, Nestorianern und Türken zu sagen: das presbyterianische Christenthum der Amerikaner sei eigentlich kein rechtes Christenthum, und die Kirche von Presbyterianern sei nichts, da ihr das bischöfliche Amt und deshalb die apostolische Weihe fehle. Einem solchen Verfahren gegenüber leuchtet das Benehmen der „Evangelischen Partei“ der Kirche Englands in um so hellerem Lichte. Sie hätte wohl auch gerne eine eigene Mission in jenem hoffnungsvollen, vielversprechenden türkischen Arbeitsfelde gehabt, und Viele riefen dazu, neben den Amerikanern eine solche zu beginnen. Aber nun traten die edelsten Christen Englands, an ihrer Spitze Graf Shaftesbury, auf und sagten: „Nein, — was die Amerikaner dort thun, das ist vom Herrn gesegnet und legitimirt. Was brauchen wir eine eigene Mission neben der ihrigen zu beginnen! Lasset uns die Amerikaner mit Geld unterstützen, so ist es so gut oder besser, als wenn wir selber Leute dahin schicken!“ Wer die Engländer, oder vielmehr das menschliche Herz überhaupt, kennt, der versteht, was für eine Selbstverläugnung und selbstlose Liebe in diesem Entschlusse lag. Ist doch auch in unsern deutschen Landen nachgerade so, daß jeder kleine Landesmissionsverein gerne eine eigene Mission haben möchte.

Bei dem diesjährigen Jahresfeste, das am 30. April statt fand, sprach einer der Redner: „Es ist ein erhebender Gedanke, daß wir heute nicht für die Sache englischer Missionen, sondern für eine amerikanische Mission unsre Theilnahme

durch die That bezeugen. Die Amerikaner sind unsre Brüder nach Abstammung und Glauben, und es ist uns Bedürfnis, ihnen unsre Liebe kund zu thun.“ — Ein Anderer sagte: „Diese Gesellschaft ist um dreier Gründe willen gegründet worden: erstlich, weil wir wünschen, das Missionswerk in der Türkei zu befördern; zweitens, weil wir glauben, daß die Arbeit der amerik. Missionare so gut, wo nicht besser ist, als wir irgend von eigenen (englischen) Missionaren hoffen könnten; drittens, weil wir den Wunsch hatten, das Band brüderlicher Liebe, das uns an die protestant. Missionen Amerika's knüpft, eng und immer enger zu knüpfen. . . . Ja ich darf getrost unsre amerik. Brüder jenseits des Oceans versichern, daß die Gefühle der Freundschaft, der brüderlichen Liebe und Theilnahme, welche diese Gesellschaft vor einer Reihe von Jahren ins Leben riefen, heute eben so stark und fest sind, als sie jemals waren, so sehr auch die politischen Ereignisse dieses Band zu zerreißen drohten. Es ist der größte Triumph des Christenthums, daß es alle wahren Christen eng und fest verbindet, trotz aller politischen und kirchlichen Differenzen.“

Die Gesellschaft besteht seit etwa zehn Jahren und hat durch bedeutende Geldbeiträge jederzeit die amerik. Missionen in der Türkei kräftig unterstützt. Der diesjährige Jahresbericht erinnert zuerst an den Tod des Sultans Abdul Medschid, der das Werkzeug in der Hand Gottes gewesen, die Religionsfreiheit im türkischen Reiche zu begründen. Bei der Thronbesteigung seines Bruders,

des jetzigen Sultans Abdul Assiz, habe man befürchtet, er werde eine entgegengesetzte Politik einschlagen; aber er habe zu Aller Erstaunen mit entschlossenem Muth die Bahn des Fortschritts betreten und damit das Vertrauen Aller gewonnen. England habe dieses Vertrauen durch die großartige Thatfache bewiesen, daß es, als der Sultan ein Anlehen von 6 Mill. Pf. Sterl. beehrte, ihm 40 Mill. gegeben habe. — Dann wird von den syrischen Missethaten geredet, mit denen das Jahr 1861 begonnen habe. „Feuer, Schwert und Hungersnoth legten in Syrien die Missionsstationen und Gemeinden hinweg, und erfüllten aller Christen Herz mit Entsetzen. Dann folgte der amerikanische Bürgerkrieg, und den Missionaren in der Türkei kam gerade zu einer Zeit, wo sie der Geldhülfe am bedürftigsten waren, die Aufforderung (von Amerika her) zu, sich so viel als möglich einzuschränken, da die Noth des Kriegs auch in der Missionskasse sich fühlbar machen werde. So standen die Dinge. Aber während die Liebessteuern zur Rettung der schwergeprüften Christen in Syrien massenhaft aus allen Theilen Europa's zusammenströmten, floß den amerikanischen Missionaren von England her eine reichere Hülfe zu, als jemals zuvor.“ — Die Einnahmen der Gesellschaft im verflossenen Jahr beliefen sich auf 5,105 Pst. Sterling (Fr. 127,625), und davon wurden den amerik. Missionen in der Türkei zugesandt Fr. 123,200. Dadurch sind 56 eingeborene Prediger, sowie 52 Zöglinge in den Predigerseminaren unterhalten worden.*)

*) Auch das Missionshaus in Basel hat einige armenische Zöglinge des Predigerseminars in Bebek (Konstantinopel) aufgenommen, um die Amerikaner zu erleichtern.

Darauf wird im Jahresbericht noch eine Uebersicht der amerikanischen Missionen in der Türkei gegeben. „Es bestehen dort fünf große (amerik.) Missionsgebiete. Darauf arbeiten im Ganzen 142 Amerikaner, 266 eingeborene Pastoren und Gehülfen, unter 47 organisirten Gemeinden; die letzteren zählen 2051 Kommunikanten oder vollberechtigte Gemeindeglieder, und im Ganzen 8877 Seelen, die sich zur protestantischen Kirche halten. Schulen sind es 169, Schüler aller Art 4853. Dr. Hamlin (in Konstantinopel) schreibt: 'Unter den nicht-protestantischen Armeniern hat die Hinneigung zur Wahrheit große Fortschritte gemacht, und schließlich ist eine große Bewegung der ganzen armenischen Kirche zu erwarten. Ebenso ist mit allen andern Nationalitäten in diesem Reiche.' . . Die muhamedanischen Stämme der Kurden bitten dringend um christliche Lehrer. . . In Marsovan (Stadt in der asiatischen Türkei) halten 80 Frauen, darunter zehn Muhamedanerinnen, wöchentlich eine Gebetsversammlung. In Marasch hat der eingeborene Pastor eine Gemeinde von 700 Seelen. In Kiffab haben die Leute eine steinerne Kirche aus eigenen Mitteln erbaut. Diese Gemeinde zählt 330 Seelen. Im syrischen Missionsgebiet befinden sich 1300 protest. Eingeborene unter der Pflege der Missionare. Unter den Nestorianern zählt die Mission 400 Kommunikanten mit 48 Schulen und 1045 Schülern. In Egypten hat kürzlich der amerik. Missionar Lansing eine Reise

den Nil hinauf gemacht, dabei 800 arabische Neue Testamente vertheilt und in den koptischen Kirchen ungehindert gepredigt. Acht koptische Priester scheinen ganz evangelisch gesinnt, und in dem Hause eines dieser Priester versammelten sich 15 Tage lang täglich ganze Schaaren von Leuten, um ihn aus seinem neu gekauften Neuen Testament vorlesen zu hören. Der Pascha von Egypten hat von freien Stücken einige werthvolle Gebäulichkeiten in Kairo den Amerikanern angewiesen; damit sie eine Schule darin errichten.“

Nach dem Jahresbericht folgten dann verschiedene Redner, unter ihnen zwei amerik. Missionare aus der Türkei, die durch Erzählung einzelner Thatfachen das Bild der dortigen Mission vervollständigten. Wichtig ist, aus ihrem Munde zu hören, daß die blutigen Unruhen in Syrien der Sache des Evangeliums nur zur Förderung dienten. Ganz Syrien stehe, wie noch nie, dem Evangelium offen. Der Vorsitzende aber, Graf Shaftesbury, schloß mit den Worten: „Ich glaube, daß der Plan dieser Gesellschaft, — nemlich die amerikanischen Missionare in der Türkei mit Liebesgaben zu unterstützen, tausendmal besser und gesegneter ist, als wenn wir selbst eine eigene Mission in jenen Ländern hätten beginnen wollen. Der Herr aber wecke unter uns noch mehr selbstverlängende Liebe, um unsern amerikanischen Brüdern noch kräftiger als bisher Hülfe in ihrem Werke bringen zu können.“



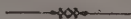
Missionsliteratur.

- 1. Missionsgeschichten für Kinder.** Zwölf Erzählungen aus der Heidenwelt von J. D. Prochnow, früher Missionar auf dem Himalaya, jetzt Prediger am Elisabeth-Krankenbause in Berlin und Sekretär des Evangelischen (Göfner'schen) Missionsvereins. — Erstes Bändchen, zweite Auflage. Mit 12 Abbildungen. Zweites Bändchen, ebenfalls mit zwölf Erzählungen und ebenso vielen Abbildungen. Berlin, bei Künigel und Beck. (Ladenpreis jedes 16 Sgr.)

Prochnow hat nicht nur aus eigener Erfahrung eine reiche Kenntniß der Mission und des Missionslebens, sondern auch die rechte kindliche Einfalt und Frische, um mit Kindern anziehend und belehrend zu reden. Die beiden Büchlein (in klein Quart) enthalten eine Fülle lehrreichen und für die Jugend verarbeiteten Stoffes aus der Missionswelt; sie schildern Scenen und Zustände aus den verschiedensten heidnischen Nationen und sind ganz geeignet, das jugendliche Gemüth zu fesseln und zu belehren. Die Abbildungen sind passende, zum Theil wohlgelungene Holzschnitte. Es giebt auch eine kolorirte Ausgabe, die 4 Sgr. (das Bändchen) mehr kostet. Wir empfehlen diese beiden Schriften allen Kinderfreunden mit wahren Vergnügen.

- 2. Sieben Briefe über englisches Revival [Erweckungen] und deutsche Erweckung von B. A. H. [Huber].** Frankf. a. M. 1862.

Was den Inhalt dieser kleinen Broschüre betrifft, so haben wir sie mit Interesse und Freude gelesen. Es wird darin das Wesen der in England und vielen englischen Missionsgebieten eingetretenen Erweckungen mit nüchternem und gesundem Urtheil besprochen, und dann nachgewiesen, daß auch für die deutsch-lutherische Kirche (und wohl für alle andern Kirchen mit) eine ähnliche Bewegung der Geister nicht nur möglich und zulässig, sondern auch nothwendig sei wobei ja die bedenklichen Uebelstände, die da und dort bei den englischen Revivals (obwohl lange nicht in dem Umfang, als man oft glaubt) mit untergelaufen seien, durch Gottes Gnade vermieden werden könnten. Besonders wird mit großem Ernst die Frage aufgeworfen, ob die Art von Bildung, welche die nachwachsende Geistlichkeit in den Schulen, Universitäten und auf anderem Wege erhalte, auf die Länge auch nur den mäßigsten Anforderungen zu genügen im Stande sei, die aus unsern geistlichen Nothständen sich in steigendem Maße aufdrängen. Es bedürfe offenbar anderer Mittel und kräftigerer Einwirkungen, wenn der sittlichen und religiösen Verwahrlosung unsrer Zeit ein Damm soll entgegengesetzt werden. Darin aber können uns die englischen Revivals eine große Lehre geben. — Was nun aber die Form der Darstellung in diesen „Briefen“ betrifft, so bedauern wir aufrichtig den oft entsetzlich unklaren Styl, die mit Fremdwörtern und lateinischen Brocken überfüllte Sprache und den Mangel an Durchsichtigkeit der Gedanken.





Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2.

Inhalt. Die drei Soldaten im Spital.
Bibelzeitung: Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft. Die Bibel in Algerien. Die evangelischen Gemeinden in Ober-Oesterreich.

1862.

Die drei Soldaten im Spital.

Das Jahr 1857 wird in der Geschichte Englands und Ostindiens für alle Zeiten unvergesslich bleiben. Es war damals gerade hundert Jahre, daß eine kleine Schaar brittischer Abenteurer eine Schlacht in Bengalen gewonnen hatte, in deren Folge die schönsten Provinzen Indiens ihnen in die Hände fielen. Von da an dehnte sich die Herrschaft der Engländer in diesem fernen herrlichen Lande fast mit jedem Jahr weiter aus, bis fast ganz Indien mit seinen 150 Millionen heidnischen und muhamedanischen Einwohnern überwunden ihnen zu Füßen lag. Das Merkwürdigste dabei aber war das, daß die Engländer diese ungeheuern Eroberungen nicht sowohl mit europäischen Truppen, als vielmehr mit eingeborenen Soldaten, den sogenannten Sipoy, zu Stande brachten. In Bengalen und den übrigen Provinzen des nördlichen Indiens standen allein über hunderttausend solcher Sipoy in brittischem Sold; nur die Offiziersstellen hatten die Engländer sich vorbehalten. Diese gewaltige Sipoy-Armee war vortrefflich ausgerüstet und eingeübt; mit ihr wurden hundert Schlachten gewonnen, und die brittischen Offiziere setzten so großes Vertrauen in sie, daß Niemand auch nur von ferne daran dachte, es könnte diesen eingeborenen tapfern Soldaten einmal einfallen, ihre Waffen gegen ihre englischen Herren zu kehren. Noch im Anfang

des Jahres 1857 lag ganz Indien in tiefster Ruhe und Sorglosigkeit da, und in Niemandes Herz kam auch nur die leiseste Ahnung von einer drohenden Gefahr.

Da kam der erste Mai. An jenem Tage war es, wie wenn in einem Hause eine zahlreiche Familie beisammenwohnte, sorglos, fröhlich und in heiterer Ruhe: — plötzlich krachen die Grundpfeiler, die Balken weichen, die Wände stürzen ein, und die ganze Einwohnerschaft des Hauses ist in der äußersten Gefahr, sofort unter Schutt und Trümmern begraben zu werden. So war es an jenem Tage in Indien. Ein Regiment der Sipoy's empörte sich gegen die Engländer, ein zweites und drittes folgte, und bald war die ganze Armee von hunderttausend eingeborenen Soldaten in eine Rotte von Tigern und Hyänen verwandelt, die nach dem Blute der Europäer lechzten. Jeder von uns erinnert sich noch der unfäglichen Gräuel und Grausamkeiten, die damals verübt wurden. Es war ein Jahr namenlosen Schreckens für die tausende von Europäern, die in Indien lebten. Nur wenig fehlte, so wäre das ganze indobritische Reich unter Blut und unendlichem Jammer zusammengestürzt und zu Grunde gegangen. Es war nichts als die Wunderhilfe Gottes, durch welche es gerettet ward.

Als nun in den Sommermonaten jenes Jahres die erste Schreckenskunde von dieser Sipoy-Neuterei nach England kam und ein Nothschrei um den andern von Indien herübertönte, da galt es, schleunige Hülfe zu senden. Es bedurfte vor Allem europäischer Soldaten, um die Rebellion zu ersticken und die tausende von schwer bedrängten Britten in Indien zu retten. Da wirbelte die Trommel des Werbers durch alle Städte und Dörfer von England, Schottland und Irland*) und rief die jungen Leute auf, sich ohne Verzug in die Regimenter einreihen zu lassen, welche übers Meer eilen und ihren bedrängten Landsleuten zu Hülfe eilen sollten. Die Eisenbahnen brachten täglich aus allen Gegenden des Landes ganze Schaaren junger kräftiger Männer nach den Sammelplätzen; die militärischen Magazine und Werkstätten waren Tag und Nacht in Thätigkeit zur Ausrüstung der Mannschaft, und fast keine Woche verging, wo nicht ein Schiff mit wohlausgerüsteten Truppen nach Indien abgieng.

Unter den jungen Leuten nun, die sich damals anwerben ließen, befanden sich auch drei Freunde, — ihre Vornamen waren Mathias,

*) Dort weiß man nemlich nichts von Konfektion, und alle Soldaten, die in dem brittischen Heer stehen, sind freiwillige und geworbene Leute.

Edmund und Jakob, — die bis dahin in einem Städtchen Irlands fröhlich ihre Jugend verlebt hatten. Alle drei hatten eine einfache, aber gute Erziehung genossen, und wenn sie in der Heimath geblieben wären, so hätten sie ohne Zweifel, so sehr sie nach Herz und Charakter von einander verschieden waren, eine anständige Stellung unter ihren Mitbürgern sich zu erwerben vermocht. Allein einestheils die Noth des Augenblicks, anderntheils aber auch die Lust am Abenteuerlichen und die Hoffnung auf militärische Auszeichnung trieb sie unter die Fahnen. Der Tag zur Abfahrt nach Indien kam schnell, und als sie nach glücklicher Seereise Kalkutta erreichten, wurden sie mit ihrem Regiment unverzüglich nach dem Norden Indiens hinausbeordert. Denn dort handelte sich um die schnelle Rettung der Städte Rhanpur und Lucknow, wo etliche hundert brave Engländer mit unerhörtem Muth gegen viele Tausende wüthender Sipoy's noch immer sich hielten.

Der Marsch durch die Ebenen Indiens unter der heißen glühenden Sonne war unbeschreiblich mühselig. Als das Regiment durch die Stadt Benares zog, mußte Mathias und Jakob krank im Spital zurückbleiben. Diese große reichbevölkerte Stadt liegt am Ganges; außerhalb derselben aber befindet sich das schöne, weit ausgebreitete Soldatenquartier mit den Kasernen, den Wohnungen der Offiziere und Beamten, dem großen, trefflich eingerichteten Militärspital, den Magazinen und den Exercierplätzen. Auch dort war die Meuterei ausgebrochen, aber die Sipoy's waren schnell überwältigt und die Station gerettet worden. Jetzt war hier Alles ruhig, weshalb alle kranken und verwundeten Soldaten hieher gebracht werden konnten, während weiter oben im Lande der Krieg unausgesetzt wüthete. Aber die Militärstation von Benares beherbergte in sich ein seltenes Kleinod. Es war dieß die fromme Tochter des ersten englischen Civilbeamten, des Herrn Tucker. Sie hat an hundertten von kranken und sterbenden Soldaten wahre Engelsdienste gethan. Täglich gieng sie mit ihrer Bibel in der Hand und mit einer himmlischen Liebe im Herzen in den Spital, wanderte von Bett zu Bett, labte die an Leib und Seele kranken Leute mit göttlichem Trost, las ihnen passende Stellen aus dem Worte Gottes vor und betete in kindlicher Einfalt mit ihnen. Sie war der Friedensengel im Spital von Benares.*)

*) Im Jahr 1859 haben wir in den Bibelblättern (Nr. 4) schon einmal von der Liebesarbeit dieser edlen Tochter Einiges erzählt.

Raum waren die beiden jungen Irländer, Mathias und Jakob, in einem der Krankensäle untergebracht, so hatte Miß Luder mit ihrem hellen Auge sie ausgespäht. „Jakob erzählte mir gleich seine und seines Freundes frühere Lebensgeschichte,“ — so schreibt sie selbst, „und fragte mich dann, wie es mit den schwerbedrängten Garnisonen von Rhanpur und Lachnau stehe. Nachdem ich ihm darüber einige Auskunft gegeben, fragte ich ihn, ob ich ihm nicht einige Verse aus meiner Bibel vorlesen dürfe. Er erwiederte gleichgültig: ich könne machen, was ich wolle, — es sei ihm Alles Eins; er für seine Person halte von dergleichen Dingen nicht viel, und was ich ihm vorhin von seiner 'Seele' und vom 'Sterben' geredet hätte, das sei ihm ganz gleichgültig, er denke an solche Sachen gar nicht; er sei nun Soldat, und da heiße es: ein freies Leben führen wir. — Darauf hielt ich ihm einige passende Bibelsprüche entgegen und erinnerte ihn daran, daß unser Leben sehr kurz und unsicher, die Ewigkeit aber sehr ernst sei. Wir seien ja eigentlich zu nichts anderem in der Welt, als daß wir dem Ebenbilde Jesu ähnlich werden, gleich ihm an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen wachsen und Ihn durch unser ganzes Leben verherrlichen. Dabei hielt ich ihm die unaussprechliche Liebe des Heilands vor Augen, mit der Er uns aus Sünde und Tod erlöst hat, und die uns bewegen soll, Ihn wieder zu lieben. Aber es war Alles umsonst, es prallte an ihm wie an einer ehernen Mauer ab. Zuletzt sprach ich mit ihm von Tod und Ewigkeit und bemühte mich, ihm die entsetzlichen Folgen vor Augen zu stellen, wenn er Den verachten würde, der jetzt ihm als Heiland sich anbiete, künftig aber sein Richter sein werde. Er wollte nichts mehr hören und winkte mir mit der Hand, mich zu entfernen. Mit betrübtem Herzen verließ ich sein Lager und wandte mich zu seinem Landsmann Mathias, der in der Nähe lag. Dieser ließ vernünftig mit sich reden, gab die Nothwendigkeit der Befehlung zu und erlaubte mir bereitwillig, ihm etwas aus dem Worte Gottes vorzulesen.

„Mehrere Tage nach einander fuhr ich fort, diese jungen Soldaten zu besuchen. Jakob's Herz war verhärtet und völlig taub für den Ruf der Gnade, und zwar um so mehr, da er bald wieder sich besser fühlte und auf sein konnte. Wenn ich in den Saal trat, so gieng er in der Regel sogleich hinaus, um nicht von den Dingen hören zu müssen, die ihm zuwider waren. Auch Mathias verhielt sich im Grunde theilnahmslos. Er sah, daß es mir wohl that, wenn ich ihm

vorlesen und mit ihm reden durfte, deshalb that er mir den Gefallen zuzuhören; aber von einer Herzenstheilnahme an dem, was er hörte, war keine Rede.

„Jakob war bald völlig hergestellt, und nach wenigen Tagen verließ er den Spital. Ich begegnete ihm noch auf der Veranda oder Vorhalle, in dem Augenblick, da er weggien. 'Hab' ich nicht recht gehabt?' rief er mir noch selbstzufrieden zu. 'Ich hab' Ihnen gesagt, ich sei jung und kräftig, und wolle noch nichts mit Tod und Ewigkeit zu schaffen haben. Dazu ist noch Zeit genug! Jetzt gehts das Land hinaus, und hei, wie will ich den schwarzen Bestien von Sipoys zu Leibe fahren!' Es gieng mir das durchs Herz und ich darf vor Gott bezeugen, daß ich mit heiligem Ernst und eindringender Liebe auch jetzt noch versuchte, ihn für Jesum zu gewinnen. 'Jakob,' sagte ich, 'Ihr kennet das ernste Lied:*)

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?
 Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.
 Ach wie geschwinde, wie behende
 Kann kommen meine Todesnoth!

Es kann vor Nacht leicht anders werden,
 Als es am frühen Morgen war:
 Denn weil ich leb' auf dieser Erden,
 Leb' ich in steter Todesgefahr.

Er wandte sich unwillig weg und gieng davon. Wenige Stunden hernach war Jakob — eine Leiche. Er war auf den Bazär gegangen, wo die Kaufläden und Branntweinschenken sind, und hatte sich mit einigen Kameraden mit Trinken und Spielen lustig gemacht. Als er am Abend in die Kaserne heimkehren wollte, ward er plötzlich von der Hand des Todes ergriffen. Er fiel besinnungslos zu Boden und wurde in dasselbe Bett zurückgetragen, das er am Morgen gesund verlassen hatte. Noch einmal öffnete er die Augen, sah wild und starr nach dem Bette seines Freundes Mathias hinüber und stammelte: 'Sie hat doch recht! — Zu spät! — Ich bin verloren!' Wenige Augenblicke hernach war er todt. Mein Gott, was für ein schauerliches Ende eines unbußfertigen Sünders!

„Es war entsetzlich, vor dieser Leiche zu stehen, aus der soeben ein unsterblicher Geist — unbereitet und mitten in seinen Sünden

*) Der Inhalt der englischen Verse, welche Miß Tucker hier vorsagte, ist dem deutschen Liede, das wir an deren Stelle setzen, ganz und gar ähnlich.

entflohen war, um nun vor seinem Gott und Richter zu erscheinen. Viele, die damals im Spital sich befanden, zitterten an jenem Tage; denn der Tod war Allen in furchtbarer Gestalt nahe getreten.

„Zu spät! O wenn ein Sünder, der bis jetzt das Herz gegen seinen Gott verhärtet hat, dieß lesen sollte, so möchte ich ihn aufs flehentlichste bitten, das Wort der Warnung nicht unbeachtet an sich vorbeigehen zu lassen. Mein Freund, für dich ist es Gottlob noch nicht zu spät. Noch kannst du zu Jesus deinem Heiland fliehen; noch ist für dich die Gnadenstunde da. Aber denke daran, in der nächsten Stunde kann es zu spät sein. Der Geist Gottes begleite diese Worte mit Seiner heiligen Kraft, daß sie jedem Leser durchs Herz bringen und ihn bewegen möge, heute — heute zum Herrn sich zu wenden. Heute ist der Tag des Heils; heute, so ihr Seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!“

Unsre Geschichte ist noch nicht zu Ende. Hören wir die edle junge Brittin weiter erzählen.

„Mathias,“ schreibt sie, „hatte Alles mit angesehen, was vorgegangen war; er hatte die furchtbaren Worte gehört: 'Zu spät!' Er zitterte und bat mich, an Edmund zu schreiben, der weiter oben im Lande vor Khanpur im Felde lag, und ihm die Nachricht von dem schrecklichen Ende ihres gemeinsamen Freundes mitzutheilen. Ja, er diktierte mir selbst ein paar Worte, worin er Edmund bat, er möchte doch an den Heiland gedenken. Während ich schrieb, rief ich inbrünstig und aus der Tiefe meines Herzens den Herrn an, Er möge meine Worte segnen und sie zu Nägeln und Spießen machen, die dem jungen im Feld stehenden Soldaten ins Herz bringen. Mathias flachte noch etwa drei Wochen unter großen Leiden dahin, ohne daß er viel zu denken oder zu reden im Stande war, und dann starb er. Ich konnte über seinen Herzensstand nie ganz ruhig sein; der große Tag der Offenbarung wird klar machen, wie es mit ihm stand.

„Nicht lange nach Mathias' Tode kam eines Abends ein Soldat zu mir ins Haus und meldete mir, ein junger Kamerad, Edmund mit Namen, sei eben ins Hospital gebracht worden und habe den Wunsch ausgesprochen, ich möchte ihn sobald als möglich besuchen. 'Er ist bei Khanpur,' sagte er, 'mehrmals verwundet worden und ist sehr schwach. Sein Fieber ist heftig. Der Doktor meinte, er könne wieder aufkommen; aber ich habe nicht viel Hoffnung. Der Bursche hat so

etwas Himmlisches an sich, daß mir vorkommt, er passe nicht mehr unter Leute, wie wir sind. Er redet so herrliche schöne Sachen und liegt so glücklich da mitten unter allen seinen Schmerzen.'

„Als ich am folgenden Morgen in den Krankensaal trat, erhob sich Edmund auf seinem Bett, und während über sein bleiches Angesicht eine leichte Röthe flog und die Thränen ihm über die Wangen strömten, rief er: 'Mein Gebet ist erhört! Wie habe ich mich gesehnt, Sie kennen zu lernen, theures Fräulein. Ich war so verhärtet, wie nur irgend ein Sünder es sein kann, bis Ihr Brief kam. Er hat mich weinen machen wie ein Kind, — ich schäme mich nicht, Ihnen das zu bekennen. Wie ich noch daheim war, hat man mich wohl auch in der Religion unterwiesen; aber daß der Heiland mein Freund sein will und mich lieb hat, und daß Er mich gar bittet, Ihn wieder zu lieben; daß Er mir hienieden Friede und Freude, und droben den Himmel und die ewige Seligkeit zu schenken verheißt, — das schien mir viel zu groß und zu herrlich, als daß ich es hätte für möglich halten können. Einer meiner Kameraden, der eine Bibel hatte, lieh sie mir, und dann, wie Sie mir geschrieben haben, forschte ich darin, um zu sehen, ob Ihr Brief wahr sei. Ich las alle die Verse, die Sie mir bezeichnet haben; ach, und es war Alles vollkommen wahr, — jedes Wort, das Sie mir geschrieben haben. Dann aber kam mir der Gedanke, ich hätte ja so lange in Sünden und Gottlosigkeit dahingelebt, da könne der Herr mich nicht lieb haben. Aber die Bibel sagte mir dagegen: Jesus sei ja eben für Sünder gestorben; und da ich nun ein herzliches Verlangen in mir fühlte, Ihn wahrhaft zu lieben, so konnte ich auch glauben, daß mir Alles vergeben sei, — und seitdem bin ich so glücklich, so überglücklich gewesen. Nun hatte ich keinen andern Wunsch mehr, als Sie zu sehen und Ihnen zu sagen, daß ich den Heiland lieb habe, und daß ich Ihren Brief zu Herzen genommen. Und nun, liebes Fräulein, wollen Sie mich jeden Tag besuchen und mir von Seiner Liebe vorlesen? Denn ich fange an zu schwach zu werden, als daß ich das Buch lange zu halten vermöchte, — und Sie wissen, ich muß Ihn noch besser kennen lernen, bevor ich Ihn schauen darf. Ich habe mir hundertmal Mühe gegeben, mir Ihn recht deutlich vor die Augen zu stellen, aber ich bin so oft in den vordersten Linien vor dem Feinde gestanden, unter stetem Kugelregen, daß ich mich nicht immer so recht sammeln konnte. Jetzt, denke ich, hat mir der Herr noch diese stille Ruhezeit geschenkt, eben

damit ich nichts anderes thue, als daß ich unaufhörlich mich bemühe, Ihn anzuschauen und Ihn ganz in mein Herz zu fassen. Wollen Sie mir dazu behülflich sein?’

„Das waren glückliche Stunden, die ich an Edmunds Lager brachte. Er wurde täglich schwächer, aber auch täglich verklärter. Als der Tag seines Todes näher rückte, brannte seine Seele von Lieben und Loben. ‘Erinnern Sie sich noch,’ sagte er eines Morgens, ‘wie Sie etlichen Bergschotten das Wort zur Losung gaben: Die Liebe Christi bringet uns also? Diese Kameraden theilten mirs auch mit, und seitdem hab’ ich immer daran mich gehalten. Ich kann noch nicht recht sagen, was diese Liebe ist; ich kann sie nicht so recht in meinem Herzen festhalten, sie scheint zu groß für mich; aber ich bin ja eben im Begriff zu Jesu zu gehen und Ihn zu schauen. Da werd’ ich mehr davon lernen; und doch — auslernen werde ich sie nie!’

„Am Sonntag Vormittag trat ich wieder an sein Bette. ‘Ich komme dem Hafen der ewigen Ruhe immer näher,’ lächelte er; ‘lesen Sie mir doch etwas von der seligen Heimfahrt.’ Ich schlug den 107. Psalm auf und las Vers 23 bis 31: Die mit Schiffen aufs Meer fuhren und trieben ihren Handel in großen Wassern; sie, die des Herrn Werke sahen, und seine Wunder in der Tiefe; wenn Er sprach und einen Sturmwind erregte, der seine Wellen erhob, und sie gen Himmel emporfuhren und in Abgründe hinab, daß ihre Seele vor Weh verzagte; daß sie taumelten und wankten wie ein Trunkener, und alle ihre Weisheit dahin war; und sie zum Herrn schrieten in ihrer Noth, und Er sie aus ihren Aengsten führte, und stillte den Sturm zum sanften Wehen, daß die Wellen sich legten, und sie froh wurden, daß es stille geworden war, und Er sie zum ersehnten Hafen brachte; die sollen dem Herrn danken um Seine Güte und um Seine Wunder, die Er an den Menschenkindern thut. — Es war dieß eine Stelle, über die wir schon öfters geredet hatten. ‘Ja,’ sagte Edmund, langsam mit sich selbst redend, ‘so bringt Er — ja so durch Sünde, Versuchung, Angst und Gefahr — so hat Er mich hindurch gebracht, — Er, mein einziger Freund, — ja nach dem ersehnten Hafen. Ich habe mich lange darnach gesehnt; ich habe mein Auge darauf geheftet; nun bin ich fast dort, bin schon in ruhigem Fahrwasser. Es wird mir gut gehen, wenn ich durch die Wogen des Jordans wandle, denn Jesus hält mich. Ich bin Sein, und Er wird mit mir sein und den Sturm zum sanften Wehen stillen.’

„Am Abend gieng ich, ihn zum letzten Mal zu sehen. Wie immer, begrüßte er mich mit einem milden Lächeln. 'Sie sind eben im Begriff,' sagte er, 'sich mit dem Volke Gottes auf Erden [beim Abendgottesdienst] zu vereinigen und in seinem Hause sein Lob zu singen. Ich meinestheils schicke mich an, seinen Lobpreis bald mit denen zu singen, die im Himmel sind. Dieser mein Sabbath hat auf Erden begonnen, ich werde ihn droben schließen. Wenn Ihre Fahrt durchs Leben, mein liebes Fräulein, eine lange und stürmische sein sollte, so möge ein Rückblick auf die Vergangenheit Sie oft erquickten, wenn Sie sich erinnern, daß Sie mich zu meiner zuvor verachteten Bibel, zu meinem lange verschmähten Heiland zurückgeführt haben.' Dann sagte er folgendes Lied her, das ich ihm einst in jenem Brief zugeschickt hatte, und das ihm besonders lieb war.

Mein Heiland, deine süße Lieb' alleine
 Kann unser Menschenherz vollkommen füllen,
 Sie kann in Segen wandeln jedes Uebel
 Und Frieden geben.

So gieb dich selbst mir, Herr, weil ich hienieden
 Ein armer Pilger durch die Erde wandre,
 Gieb dich mir ganz in Himmelskraft und Leben,
 Du meine Ruhe.

Sei meines Glaubens inn'rem Auge näher,
 Als Erdendinge meinem Leibesauge,
 Du unerschöpfter Quell der selgen Freude,
 Der nie versieget.

Und wenn mir auch das liebste Gut entschwindet,
 Ein Gut, zu hoch geschätzt, schwer zu vermissen,
 So laß mich fühlen, daß genug mir bleibe,
 Wenn ich dich habe.

In Kummer sei mir deine Liebe Balsam,
 Ein Balsam, mächtig jeden Schmerz zu heilen;
 Sie heilige und weiche meine Freuden, —
 Laß mich sie fühlen.

Ach, sei mir Du, mein Heiland, fühlbar näher,
 Als selbst der liebste Freund auf dieser Erde;
 Denn auch der Tod kann diese Liebeskette
 Niemals zerreißen.

Laß Alles, was das Auge rings erblicket
 Ein Spiegelbild mir sein vor deiner Liebe:
 Ja laß mich selbst von deiner Wunderliebe
 Ein Denkmal werden.

„Darauf las ich dem Sterbenden die ersten Verse von 1. Joh. 3: 'Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir sollen Gottes Kinder heißen. . . Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir Ihm ähnlich sein werden; denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist!' — Seine Augen fiengen an starr zu werden; sein klares Bewußtsein schien ihm zu vergehen. Noch einmal drückte ich seine kalte Hand und sagte: 'Edmund, fühlt Ihr euch glücklich?' Ein freudiges Lächeln und ein Strahl hellen Bewußtseins leuchtete über das Angesicht des Sterbenden. 'O so glücklich!' liselte er; 'so hat mich Jesus endlich heimgebracht zu meinem ersehnten —.' Er konnte den Satz nicht vollenden; nach einer Stunde aber war verwirklicht, was seine sterbenden Lippen nicht mehr zu sagen vermochten. Der selige Geist war glücklich in dem ersehnten Hafen ewiger Herrlichkeit angekommen.“

Das war das Ende dreier Jünglinge, die neben einander in der brittischen Heimath und in der gleichen Stadt aufgewachsen, mit einander in die Welt hinausgezogen und rasch nach einander am gleichen Ort ins Grab gesunken sind. „Die letzten Tage dieser drei jungen Männer,“ fügt Miß Lucret hinzu, „stehen noch so lebendig vor meiner Seele, und der gewaltige Ernst dieses dreifachen Sterbens tritt immer wieder so überwältigend vor mein Gemüth, daß ich nicht auszusprechen vermag, was mein Herz bewegt, wenn ich die Leute um mich her so gleichgültig, so sorglos, so sinnbethört in ihren Sünden dahinleben sehe. Ach, ich traue es meinem himmlischen Meister zu, daß Er durch diese kurze Erzählung manches kalte Herz rühren, manchen sorglosen Träumer zur Besinnung bringen werde. Willst du, mein Freund, der du dieses liest, nicht zu deinem Heiland kommen, so lange Er noch dein Heiland ist, auf daß du nicht vor Ihm, als deinem Richter, erscheinen müßest. Siehe die drei Freunde noch einmal an. Alle drei wurden nach einander in kurzer Zeit in die unsichtbare Welt entrückt. Vor ihrem Tode, und vielleicht oft während ihres Lebens, wurden sie gewarnt und zu ihrem Heiland Jesus Christus eingeladen. Seine freie allgenugsame Gnade, die in seinem Blut uns erworben ist und angeboten wird, ist klar und eindringlich ihnen vorgehalten worden. Sie Alle wurden gebeten, dringend gebeten, diese Gnade zu ergreifen und anzunehmen. Und doch — nur Einer von

ihnen hat sie wirklich angenommen, nur von Einem unter ihnen kann mit Zuversicht gesagt werden, daß er das Heil ergriffen und das ewige Leben gewonnen habe. Ach, ist's nicht auch unter uns gerade so? Die gleichen Gnadenmittel werden Allen angeboten, aber Hunderte und Tausende gehen in ihrer Gleichgültigkeit, in ihrer Sünde daran vorüber, und nur Wenige sind es, die sich bekehren und das ewige Leben gewinnen. O mein Freund, bist Du unter diesen Wenigen? Wo nicht, so säume keinen Augenblick. Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war. Die Gefahr ist dringend. Der Tod naht, die Ewigkeit ist vor der Thür. Eile, und errette deine Seele."

Bibel - Zeitung.

Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft.

Am 7. Mai dieses Jahres hielt diese Gesellschaft ihr 58. Jahresfest. Aus dem Bericht geht hervor, daß die Einnahmen im verfloßenen Jahr auf die unglaubliche Summe von 168,444 Pf. St. oder Fr. 4,211,100 sich beliefen, während die Ausgaben 144,751 Pf. Sterl. betrugen. Dadurch ist die Gesellschaft im Stande gewesen, nicht weniger als 1,595,248 Exemplare der heil. Schrift in Einem Jahr zu verbreiten. Seit dem Anfang ihres Bestehens aber (seit 1804) hat sie im Ganzen nahezu an 41 Millionen Bibeln und Testamente verbreitet, und zwar in etwa 200 Sprachen der Welt.

Aus dem Bericht heben wir nur noch hervor, daß der Premierminister Lord Palmerston eine Gabe von 50 Pf. Sterl. beigesteuert hat; daß der König und der Kronprinz von Schweden in eigener Person dem Jahresfest der schwedischen Bibelge-

sellschaft beigewohnt haben; daß die Regierung von Oestreich es der brittischen Bibelgesellschaft immer noch nicht gestattet, ihre Bibeln in den östreich. Landen zu verbreiten. In Rußland sind bis jetzt nur die vier Evangelien in der Volkssprache erschienen; aber diese sind bereits in 200,000 Exemplaren unter das Volk verbreitet. In Indien wurden etwa 100,000 heil. Schriften, in China etwa 40,000 in Umlauf gesetzt. Nach Madagaskar wurden, sobald diese merkwürdige Insel dem Evangelium wieder eröffnet war, sogleich 3000 madagassische Bibeln und 800 Neue Test. gesandt; eine viel größere Auflage wird eben jetzt vorbereitet. Der amerikanische Bibelges., welche durch den Bürgerkrieg in große Bedrängniß kam, wurden 2000 Pf. Sterling (Fr. 50,000) als Liebesgabe zugesandt.

Gott fördere ferner das Werk dieser reichsegneten Gesellschaft zum Heil vieler Millionen Seelen!

Die Bibel in Algerien.

Ein Freund schreibt uns aus der französischen Kolonie Algerien, daß in den drei Departements Algier, Oran und Constantine die bürgerliche Bevölkerung im Jahr 1861 sich auf 112,000 Franzosen, 80,000 Spanier, Italiener und andre Europäer, 28,000 Juden und 358,000 Araber belaufe. Im Innern des Landes (außerhalb der Kolonie, aber unter französischer Militärherrschaft) wohnen noch etwa 1,500,000 Araber und Kabylen, in deren Mitte ebenfalls noch gegen 6000 Franzosen, etwa 3000 andere Europäer und fast 2000 Juden zerstreut wohnen. „In Tunis“, heißt es in dem Schreiben weiter, „arbeitet der englische Judenmissionar Jenner, der deutsche Missionar Hendler, der aus Rom gebürtige Professor Gioja und der spanische Bibelträger Montenegro. Der französische Bibelträger Muraire durchwanderte die Provinz Constantine, theilte bei 400 Neuen Testamenten an die nach Cochinchina abgehenden Truppen aus und verkaufte mehrere hundert heilige Schriften an Araber, Juden, Franzosen etc. Die Sicherheit der Straßen ist wohl größer, als in irgend einem Lande Südeuropas. Nicht ungern sieht der Araber den europäischen Kaufmann, der ihm für seine Frucht und seine Herden dreimal mehr Geld anbietet als früher. In manchem Dorfe ist kaum ein Kolonist, der nicht arabisches Pächter oder Diensthofen hätte. Durch Offiziere, Beamten, Aerzte und Kaufleute kommen oft die heiligen Schriften in die Hände der Eingeborenen, die sonst kein anderes gedrucktes Buch in ihrer Sprache besitzen. Das arabische N. Testament,

580 Seiten stark, wird zu Fr. 1. 50 (42 Kr.) verkauft und von Häuptlingen, Lehrern, Richtern und selbst von ärmeren Arabern mit Ehrerbietung gelesen.

„Ueberhaupt ist nicht die Religion der Europäer, sondern vielmehr ihr Mangel an Religion, ihre Gottlosigkeit, dem Araber ein Aergerniß. Es ist bekannt, daß auch die Muhamedaner ihren Fastenmonat (den sogenannten Ramadan) haben. Im vergangenen März fiel der Anfang dieses Ramadan in die gleiche Woche mit dem Beginn der Fastenzeit der französischen Katholiken. Dieß wurde nun den muhamedanischen Eingeborenen durch Kanonenschüsse, den katholischen Franzosen aber durch Maskeraden und dergleichen angezeigt. Während alle Muhamedaner, einige Richter ausgenommen, sich von Tagesanbruch an bis zur Nacht strenge von Speise, Trank und Rauchen enthalten, sieht man bei den Franzosen nichts als Maskenprocessionen, Straßentänze und Brantwein trinken, wozu in der Passionswoche das Klappern der Chorknaben, die Judenprügeleien und das Begrüßen der Glocken durch Flintenschüsse kommen. Daher das arabische Sprichwort: 'Das französische Fasten besteht aus lauter Narrentheidingen.' Dagegen wird der 'Sohn des Buchs', d. h. der Protestant, mit Ernst und Höflichkeit angehört, wenn er ein religiöses Gespräch beginnt, und so oft er das Wort Sidi-Missa (Herr Jesus) ausspricht, murmelt jeder Zuhörer: 'Gefegnet sei Er!' Besonders unter den freien Gebirgstämmen der Kabylen würde ein Missionar gastfreundlich aufgenommen werden, namentlich wenn er zugleich ärztliche Hülfe leisten könnte. Der Arzt ist

in Afrika ein 'Mann Gottes', von dem man erwartet, daß er von religiösen Dingen rede. Auch die Juden, die durch die französische Herrschaft vom türkischen Joch befreit worden sind, sprechen überall laut ihren Dank gegen die Protestanten dafür aus, daß sie ihnen die Bücher Mose so wohlfeil (für Fr. 1) zukommen lassen, während man früher dem Abschreiber für seine zweimonatliche Arbeit Fr. 200 geben mußte. Leider ist aber das Bibelstudium der Juden eher ein pharisaisches Wortklauben zu nennen, indem sie z. B. eifrig darüber grübeln, warum die Bibel (im Hebräischen) mit dem Buchstaben **B** anfangt u. Von Jesu Thaten und Wundern sagen sie, dieselben seien wirklich geschehen; allein er habe ein Zauberbuch besessen, durch dessen Lesen man in den Himmel fahren könne, aber auch in Gefahr stehe, plötzlich todt niederzufallen! Uebrigens wird allgemein die Sittenreinheit und das schöne Familienleben der algerischen Juden gerühmt. —

So schreibt uns ein Freund aus Algerien. Ein anderer Freund in der Stadt Bona theilt uns eine merkwürdige Sage mit, über eine Bibel, welche noch heute in der dortigen Synagoge sich befindet. Es heißt in diesem Schreiben:

„Die Synagoge zu Bona ist uns in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Sie war das erste Gotteshaus, in welchem unsre kleine evangelische Gemeinde ihre Gottesdienste feierte; seit 1853 ist sie jedoch dem israelitischen Kultus zurückgegeben. Sie enthält aber auch eine handschriftliche Bibel, die nicht bloß von den algerischen Juden, sondern auch von den muhamedanischen Arabern abgöttisch

verehrt wird. Die seltsame Sage nun, welche sich an diese Bibel knüpft, und die ich aus dem Munde des Vorstehers der Synagoge gehört habe, ist folgende:

„Vor langen Jahren kam ein hiesiger Jude zu Schiff von Jerusalem zurück. Er führte drei Bibelhandschriften bei sich, welche ihm der Ober-Rabbiner in Jerusalem anvertraut hatte, um sie nach Bona, der Vaterstadt dieses Juden, zu befördern. Auf demselben Schiffe aber befand sich ein reicher Muhamedaner, gleichfalls aus Bona gebürtig, der auf der Rückreise von einer Wallfahrt von Mekka begriffen war. Schon war das Schiff in die Nähe von Alexandrien (in Egypten) gekommen, als ein fürchterlicher Sturm losbrach, dem das Fahrzeug nicht zu widerstehen vermochte; es gieng unter mit Mann und Maus. Nur der Muhamedaner konnte sich retten. Er hatte sich an die große Kiste festgeklammert, worin der Jude seine Bibeln, und zwar jede besonders in einem kupfernen Gefäß, aufbewahrt hatte. So trieb der schiffbrüchige Muhamedaner auf den empörten Meereswogen umher und rief in der Todesangst: 'Gott sei mir gnädig! Wenn du mich rettest, so will ich dir ein Haus bauen, der Turä (d. h. der Bibel) zu Ehren.' Kaum war das Gelübde gethan, so bewegte sich die Kiste dem Ufer zu. Der Muhamedaner — Bel Menadi war sein Name — war gerettet. Die Kiste aber zerschellte an den Felsen des Ufers und die drei kupfernen Gefäße schwammen nach verschiedenen Richtungen auf dem Meere hinweg.

„In seiner Vaterstadt Bona angekommen, erzählte der Muhameda-

ner seine wunderbare Rettung; aber die Geschichte gerieth bald in Vergeffenheit. Da saß eines Tages der Hafenwächter, ein Türke, am Ufer und rauchte behaglich seine Pfeife. Wie er nun seine Blicke über die tiefblauen Wasser des Meerbusens schweifen läßt, bemerkt er in der Ferne einen Gegenstand von unbestimmter Form dem Lande zuschwimmen. Das Ding kommt näher, und der Türke erkennt ein kupfernes Gefäß, das wie von unsichtbaren Händen gelenkt dem Ufer zusteuert. Sodgleich berichtet er die Sache dem Richter, und dieser schickt einige Bootsknechte aus, das Gefäß aufzufischen. Aber umsonst: so oft sich die Ruderer nähern, weicht das Gefäß aus und schwimmt wieder dem offenen Meere zu. Dieser seltsame Umstand kommt auch dem Bel Menadi zu Ohren, und er erinnert sich jetzt des verunglückten Juden und seiner Bibel, sowie seines eigenen Gelübdes. Auf seinen Rath werden nun einige Juden ausgesandt, um das widerspenstige Gefäß aufzufischen, — und siehe, es gelingt ihnen. Man öffnet es, und wirklich, da war die unversehrte Bibelhandschrift von Jerusalem. Sie wird im Triumph in die Stadt getragen, und der Muhamedaner Menadi ließ alsobald aus eigenen Mitteln eine Synagoge erbauen, worin die Wunderbibel aufbewahrt wurde.

„Dies ist, wie die Sage erzählt, die Entstehung der Synagoge zu Dona mit ihrer merkwürdigen alten Bibelhandschrift; die Familie des Bel Menadi aber hat sich bis auf den heutigen Tag in der Stadt fortgepflanzt. Die abgöttische Verehrung nun, welche die hiesigen Juden, wie

die Araber, dieser Bibel erweisen, und das Zutrauen, das sie in dieselbe setzen, ist unbegrenzt. Sie ist unter dem Namen El Ghriba, d. h. 'die Fremde', weit und breit bekannt. Araber und Juden kommen und thun Gelübde bei dieser Bibel, um von Krankheiten zu genesen, in Geschäften glücklich zu sein, Kindersegen zu erlangen ic. Ein Schwur 'bei dem Haupte der Ghriba' ist ihnen über Alles heilig, dem Araber selbst fürchtbarer, als ein Schwur beim Koran (dem muhamedanischen Religionsbuch). Aber das fällt Keinem ein, aus diesem heiligen Buch den Willen Gottes zu erkennen und den Weg des Heils zu finden. Ach, des Menschen Thorheit verwandelt selbst das Wort des lebendigen Gottes in einen todten Götzen! O wann wird der Tag erscheinen, wo dieses verschlossene Buch den armen unwissenden Juden und Arabern dieses Landes wird eröffnet sein zum ewigen Leben!“

Die evangelischen Gemeinden in Ober- österreich.

Da wo die Donau die bayerische Gränze verläßt und bei der Stadt Passau das österreichische Gebiet betritt, da beginnt das sogenannte Oberösterreich mit seinen großartigen Gebirgen, seinen fruchtbaren Thälern und herrlichen Seen. Hier war es, wo zur Zeit der Reformation die lautere Predigt des Evangeliums freien und reichen Eingang fand, und es schien damals, als wenn der größere Theil Oesterreichs dem hellen Lichte der evangelischen Wahrheit zu fallen werde. Allein zu allen Zeiten sind „die Hohenpriester, Pharisäer

und Schriftgelehrten“ die erbittertesten Feinde des Evangeliums gewesen. So war es auch in jenen Landen. Die Erzbischöfe, Bischöfe und Priester der römischen Kirche erhoben sich mit unerhörter Wuth gegen die armen Protestanten und griffen zu Feuer und Schwert, um den Samen des Evangeliums zu ersticken. Tausende wurden unter unsäglichen Drangsalen von Haus und Hof gejagt, weil sie nach dem Worte Jesu und der Apostel ihr Leben einzurichten bemüht waren; viele wurden gemartert und getödtet, die Kinder wurden den Eltern entrissen und mit Gewalt katholisch gemacht, die Kirchen niedergerissen und verwüstet, die evangelischen Pfarrer und Schullehrer zersprengt und verfolgt, und bald lag über jenen unglücklichen Landen wieder tiefe Grabesruhe. Nur in den einsamen Gebirgen hatten noch kleine zersprengte Schaaren sich gerettet und ihren Glauben bewahrt.

Erst im Jahr 1781 kam eine bessere Zeit. Der edle wohlmeinende Kaiser Joseph II. erließ das sogenannte Toleranz-Edikt, wornach den Protestanten wieder Duldung und freie Religionsübung zugesichert wurde. Die katholischen Pfarrer selbst mußten trotz allen Sträubens jenes kaiserliche Edikt von den Kanzeln verlesen, und wer nun seinen evangelischen Glauben wieder bekennen wollte, der sollte dem Pfarrer seinen Namen angeben. Da kamen freilich wunderliche Dinge zum Vorschein. Es war im Anfang des genannten Jahres 1781, daß auch in dem wilden Gebirgsthale von Gosau das Gerücht unter den Leuten sich verbreitete, der Kaiser habe den Protestanten freie Religionsübung zugesagt. Am nächsten Sonntag,

hieß es, solle das Glaubenspatent von der Kanzel verlesen werden. Der Sonntag kam, und die Kirche ward voll, wie kaum seit einem Jahrhundert. Aber siehe, der Gottesdienst war vorüber, und das Patent wurde nicht verlesen. Der Priester bemerkte bloß zum Schluß: es sei noch eine kaiserliche Verfügung in Betreff der Ketzer zu veröffentlichen; aber das werde nicht in der Kirche, sondern im Schulhaus geschehen. Die ganze versammelte Menge brach auf und gieng hinter dem Pfarrer drein ins Schulgebäude. Das Toleranz-Edikt wird verlesen, und mancher Greis bricht in Freudenthränen aus, daß der Herr ihn diesen glücklichen Tag noch habe erleben lassen. Zum Schluß trat der Gerichtsbeamte auf und sprach: „Sollten auch unter euch — was ich aber nicht glauben kann und nicht hoffen will — etliche solche lutherische Ketzer sein, die sollen mir ins Amt haus folgen zum Einzeichnen.“ Er geht voran und — die ganze Gemeinde hinter ihm her! Nur der Priester, der Küster und etliche Wirthe bleiben zurück. Als es aber auf dem Rathhaus ans Unterscheiden gehen sollte, da wollte keiner der Erste sein; denn es gieng plötzlich ein unheimliches Gemurmel durch die versammelte Menge, daß es bei dieser Sache auf nichts anders abgesehen sei, als die heimlichen Protestanten ausfindig zu machen, um sie hernach nur um so sicherer zu verderben. Da befand sich aber unter den ängstlich schweigenden Leuten ein altes Mütterchen, das früher vielmal im Winter, wenn alle Gebirgspässe verschneit waren, mit Hülfe von Knechten ganze Ballen evangelischer Bücher über das Gebirg ins Land

herein geschafft hatte. Sie trat vor und sagte: „Ich habe schon viel für Gottes Wort gelitten; ich will's auch diesmal wagen. Unterschreibet mich!“ Das schlug durch. Hinter der lieben Alten drein folgten Alle, und seitdem ist bis auf den heutigen Tag die ganze Gemeinde Gosau evangelisch, mit Ausnahme eines einzigen Hauses.

Die lieben Glaubensbrüder in Oberösterreich wissen aber das Wort Gottes und die Predigt des Evangeliums besser zu schätzen, als es leider bei uns der Fall ist. Die Leute halten etwas auf den Sonntag und fangen denselben schon am Samstag Abend um 4 Uhr an. Da versammelt der Hausvater die Seinigen um sich; es wird ein Lied gesungen, gebetet und eine Predigt vorgelesen. Das ist der Vorfabbath nach alter schöner Sitte, die sich in den evangelischen Gemeinden Oberösterreichs bis heute erhalten hat. Sonntags aber strömt Alles in die Kirche. An vielen Orten jedoch sind die Leute so weit von dem Gotteshause entfernt, daß sie sich schon am frühen Morgen um zwei Uhr auf den Weg machen müssen, um zur rechten Zeit in der Kirche zu sein; und da macht Sommer und Winter, Sturm und Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein keinen Unterschied. Auch sonst findet sich unter diesen unsern Glaubensbrüdern manche denkwürdige Sitte. An jedem Festtag sagt die ganze Gemeinde das apostolische Glaubensbekenntniß in der Kirche laut her.

An jedem ersten Advent, wenn das neue Kirchenjahr beginnt, werden Nachmittags vom Pfarrer alle Predigtthemathe, über welche im Laufe des verflossenen Kirchenjahrs gepredigt wurde, noch einmal vorgelesen, damit sich die Gemeinde an das erinnern, was sie gehört hat. An jedem Bußtag wird Kanzel und Altar mit schwarzem Flor bedeckt und es erkönt den ganzen Tag keine Glocke, denn es ist ein Tag des Leids und der Trauer über die Sünde. Ebenso am Charfreitag. Jeden Abend wird zweimal mit den Glocken geläutet, das erste Mal als Zeichen zum Gebet, das zweite Mal, daß man der Kranken gedenken soll. Jeden Donnerstag wird die sogenannte Angstglocke geläutet zur Erinnerung an das Leiden Christi in Gethsemane.

Und diese lieben Leute, die meist in bitterer Armuth leben, haben neben den schweren fast unerschwinglichen Steuern, die sie an den Staat zu zahlen haben, auch noch die Kosten für den Unterhalt des Geistlichen und Schullehrers, für Bau und Reparatur von Kirche und Schule u. zu tragen, und dazu kommen unzählige Kollekten für die Unterstützung anderer ärmerer Glaubensgenossen ihres Vaterlandes.

Es ist gut, daß wir immer wieder an solche Dinge erinnert werden, uns zur tiefen Beschämung. Wie sollen wir bestehen, die wir Gottes Wort in Fülle haben, wenn der Herr mit uns einmal Rechnung hält?

Redactor: Dr. A. Dferrtag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis der Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 fr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Der Eromanga-Jüngling Mana predigt auf dem Missionschiff.

(Vergl. S. 304.)

Die Neuhebriden.

Dritte Abtheilung: Gromanga.



1. Vorbemerkungen.

Wir haben in den früheren Artikeln es unternommen, die ersten Versuche zur Evangelisirung der Neuhebriden zu schildern. Nachdem Williams, dieser bedeutendste Bahnbrecher der Südsee-Mission, das kühne Wagniß, mitten unter den Kannibalen von Gromanga das Kreuz aufzupflanzen, mit seinem Leben gebüßt hatte (Nov. 1839), gelang es den Londoner Missionaren in den folgenden Jahren, eine Reihe christlicher Samra-Lehrer auf mehreren Inseln dieser Gruppe als Pioniere anzusiedeln, um durch sie den Weg für europäische Missionare zu bahnen.*) Im Juli 1842 endlich wagten es die englischen Missionare Turner und Misbet, mit ihren Familien sich auf der Insel Tanna niederzulassen, weil hier die Gefahr am geringsten und der Boden am meisten zubereitet schien. Was aber diese wackern Diener des Herrn im Lauf von sieben Monaten in Folge des ausgebrochenen Kriegs, sowie durch die wüthenden Drohungen und Mordversuche der Zauberer und Krankheitsmacher zu erdulden hatten, und wie sie endlich (Febr. 1843) nur durch ein wunderbares Dazwischentreten der rettenden Hand Gottes die Insel unbeschädigt zu verlassen vermochten, das haben unsere letzten Mittheilungen geschildert. Die Frage mußte sich erheben, ob nicht diese grausamen Eilande wenigstens für jetzt dem Evangelium unzugänglich und deshalb sich selbst zu überlassen seien. Allein in dem Wörterbuch der Mission steht das Wörtlein Rückwärts nicht.

*) Wir erinnern daran, daß mit Anfang des Jahres 1843 auf der Insel Aneiteum zwei, auf Niua zwei, auf Fatuna zwei solcher eingeborenen Lehrer sich befanden.

Es gibt in ihr nur Eine Lösung, und die heißt: Vorwärts! Die stand auch auf der Fahne der Südsee-Missionare, und deshalb konnte davon keine Rede sein, die Neuhebriden hoffnungslos aufzugeben.

Indem wir nun uns anschicken, die Geschichte dieser denkwürdigen Mission weiter zu verfolgen, verlassen wir die bisherige und für die Erzählung der Anfänge nothwendige Weise, wornach wir die gleichzeitigen Vorgänge auf den verschiedenen Inseln dieser Gruppe neben einander geschildert haben, und wählen dagegen die zur Orientirung nunmehr geeignetere Form, die Missionsgeschichte eines jeden dieser Eilande für sich im Zusammenhang zu erzählen. Dabei aber ist es nöthig, einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken.

In unsern bisherigen Schilderungen von den Missionsversuchen auf den Neuhebriden haben wir wiederholt von den christlichen Samoa-Lehrern geredet, welche als erste Bahnbrecher da und dort auf eine Insel verbracht und mit der Aufgabe betraut wurden, die Herzen der Eingeborenen vorbereitend mit dem Evangelium bekannt zu machen. Die Verwendung eingeborener Kräfte in der Mission ist in allen Missionsgebieten der Erde nicht nur als Bedürfnis gefühlt, sondern auch von Anfang an überall thatsächlich versucht worden. Nirgends aber ist dieß in so ausgedehnter und fruchtbringender Weise geschehen, als in den Südsee-Missionen, und hier ist es uns von nicht geringem Werth, aus der Feder eines der dortigen Missionare selbst ein trefflich gezeichnetes Bild von der ganzen Art und Weise zu erhalten, wie diese eingeborenen Lehrer vorbereitet und in ihr Werk eingeführt werden, sowie was für Frucht ihre Arbeit getragen hat. „Die Missionen in der Südsee,“ heißt es in diesem Bericht,*) „haben Erfolge errungen, denen nichts in der neueren Zeit gleichkommt, und die nur von den Triumphen des apostolischen Zeitalters übertroffen werden. Nun ist es aber Thatsache, daß diese Erfolge hauptsächlich durch die Verwendung eingeborener Kräfte erzielt wurden. Wir wollen versuchen, ein deutliches Bild von der Natur und Wirksamkeit dieser Verwendung von Eingeborenen in der Mission mit etlichen Zügen zu entwerfen.

„Wenn eine Gemeinde sich gebildet hat, so stellt sich alsbald das Bedürfnis und die Nothwendigkeit heraus, aus den Mitgliedern

*) Vergl. *Missionary Magazine and Chronicle of the Lond. Miss. Society*, 1856 S. 226 ff.

derselben sich Gehülfsen zu suchen für die verschiedenen Zweige christlicher Thätigkeit. Im Allgemeinen nun ist die Thatsache, daß Einer ein lebendiges Glied der Gemeinde ist, genügend, um ihn wenigstens in religiöser Beziehung für befähigt zu erachten, an der Pflege und Fortbildung der Gemeinde selbstthätig mitzuwirken. Ist diese Hauptfrage befriedigend erledigt, so fragt sich weiter, ob er auch das nöthige Maaß von Einsicht, Erkenntniß und Lehrthätigkeit besitze. Redefertigkeit ist fast allen Südsee-Inulanern von Natur eigen, und ein guter Theil von ihnen weiß diese Gabe mit Gewandtheit und Kraft unter den eigenen Volksgenossen zu gebrauchen. Ihr Gedächtniß ist gut, sei es von Natur oder durch Übung; denn das Fehlen der Schreibekunst und anderer künstlicher Hülfsmittel hat sie in diesem Stück genöthigt, sich auf ihr Gedächtniß zu verlassen. Die biblischen Geschichten und Thatsachen behalten sie leicht und geben sie treu wieder. Viele von ihnen machen sich die leitenden Gedanken einer gehörten Predigt so sehr zu eigen, daß sie sie ihren weniger begabten Landsleuten mit einer Angemessenheit der Sprache und einer Kraft der Anwendung wieder vorzutragen verstehen, die dem europäischen Missionar unmöglich ist. Gute Schullehrer jedoch findet man schwerer, als taugliche Prediger. Die Gabe, mit der Jugend weislich umzugehen, sie zu leiten, zu fesseln und weiter zu bringen, ist unter ihnen weit seltener, als die Gabe, die Aufmerksamkeit der Erwachsenen zu gewinnen und ihnen sich nützlich zu machen. Wenn wir aber nicht irren, so ist dieß nicht blos bei den Südsee-Inulanern der Fall, sondern bei allen aus dem Heidenthum erst austauchenden Nationen. Gleichwohl gibt es manche unter diesen Inulanern, deren Name schon die Herzen der Kinder mit Lust erfüllt, — ja manche, die mit besonderem Geschick Schulen zu sammeln, Ordnung darin zu erhalten und ihren Schülern die Elemente des Wissens beizubringen verstehen.

„Alle Missionen in der Südsee haben sich in umfassender Weise solcher eingeborenen Gehülfsen bedient. . . Auch die Missionare der Londoner MG. haben allein auf den Samoa- (oder Schiffer-) Inseln nahezu 200 Eingeborne, sogenannte Lehrer, von denen jeder die Aufsicht über ein Dorf hat, Gebetsversammlungen leitet, Schule hält für Erwachsene und Kinder und zwei- bis dreimal in der Woche predigt. Die Verwendung von Eingeborenen zu solchen Aufgaben war nicht das Ergebniß eines vorgefaßten Planes. Die Hülfe wurde angeboten. Ohne daß die Leute in dem Verfahren der ersten Chri-

sten in der Apostelzeit, welche umhergiengen und das Wort ausbreiteten, ein Vorbild zu ihrer eigenen Nachahmung sahen, traten sie doch in ihre Fußtapfen, getrieben von demselben Geiste der Liebe, wie jene. Sie machten sich aus eigenem Antrieb ans Werk, ihren unwissenden unnachteten Freunden und Nachbarn das Wort zu verkündigen, in welchem sie selbst Heil und Frieden gefunden. Das Verdienst der Missionare dabei ist kein anderes, als daß sie, statt den Leuten zu wehren, diese ihre freiwillig angebotenen Dienstleistungen gerne annahmen, ermunterten, leiteten und förderten.

„Die Art der Verwendung dieser 'Lehrer' ist verschieden, je nach den Ansichten der Missionare, den Bedürfnissen der Missionsgebiete und der Tüchtigkeit der Leute. Etliche beginnen ihre Arbeit als Klassenlehrer von Erwachsenen und Kindern, Andere damit, daß sie in den Versammlungen beten. Dann schreiten sie fort zu gelegentlichen Ansprachen bei solchen Zusammenkünften. Nach einiger Zeit, wenn ihre Gaben deutlicher sich herausstellen, stellt man sie als 'Prediger' in einem Dorfe an. Die gediegeneren und tüchtigeren unter diesen Predigern werden dann weiter, wie sich die Gelegenheit darbietet, dazu bestimmt, die Gemeinde ihres Ortes zu überwachen, die Taufbewerber zu unterrichten, den Abtrünnigen nachzugehen und die noch heidnisch Gesinnten zur Heerde Christi herbeizuführen. Ueber all dieses haben sie den Missionaren regelmäßig und eingehend zu berichten. Es kann aber der Fall sein, daß noch einzelne heidnische Stämme in verschiedenen Gegenden der Insel oder der Inselgruppe sich befinden, und nun werden die besten und tüchtigsten dieser eingeborenen Gehülfen als 'Missionare' dahin abgeordnet, um je nach Umständen entweder unter solchen heidnischen Stämmen umherzureisen, oder sich ganz bei ihnen niederzulassen. Während so der Einfluß der Mission sich ausdehnt, so geschieht es wohl auch, daß in entfernteren und schwer zugänglichen Gegenden einzelne Personen sich bekehren und der christlichen Gemeinde sich anschließen. Nun ist es aber schwer und nicht rathsam, daß solche neugewonnene Christen ihre Familien, unter denen vielleicht ganz junge Kinder sind, auch nur zeitweise verlassen, um auf der entfernt liegenden, von europäischen Missionaren besetzten Hauptstation die Taufe und das Abendmahl zu empfangen. Ebenso schwierig und unrathsam wäre es für sie, ihre Familien mitzubringen, weil die Wege oft gar zu ungangbar sind, und weil es so schwer ist, auf einer solchen Wanderung Kinder ordentlich zu pflügen und in

Ordnung zu halten. Dem Missionar aber gestatten seine zahlreichen Geschäfte es nicht, häufiger solche Orte zu besuchen. In einzelnen Fällen dieser Art nun wird der dort stationirte eingeborene Lehrer bevollmächtigt, die Taufe und das Abendmahl den neugewonnenen Gliedern seiner Gemeinde zu erteilen. Natürlich ist es dabei nothwendig, die betreffenden Lehrer genau zu unterweisen daß sie jedesmal den Herzensstand der Täuflinge und Abendmahlsgenossen mit Ernst untersuchen, zweifelhafte Fälle verschieben, Unwürdige ausschließen. Der Missionar ist es, der dabei das letzte Wort behält, ob Zweifelhafte später zugelassen, Unwürdige ganz abgeschnitten werden sollen. Manche Missionare haben jedoch ihren Lehrern die Vollmacht zu taufen und das Abendmahl auszutheilen nicht gegeben, weil sie es nicht für nothwendig halten.

„In einigen älteren Missionen der Südsee, wie z. B. auf Tahiti und den Sandwich-Inseln, sind einzelne besonders bewährte Eingeborene neuerdings ordiniert worden. Das Recht, ihre eigenen Angelegenheiten selbstständig zu ordnen, ist diesen Predigern sowohl als ihren Gemeinden anheimgegeben worden.*) Dieser Schritt zum vollen geistlichen Ausbau der jungen Gemeinden ist ohne Zweifel mit gutem Bedacht gethan worden. Einzelne Eingeborene mögen einer so großen Aufgabe gewachsen sein; aber bis jetzt sind es noch sehr wenige. Diejenigen selbst, denen sie anvertraut wird, fühlen ihre Unzulänglichkeit gegenüber den ihnen entgegenstehenden Schwierigkeiten und den Verantwortlichkeiten ihrer Stellung sehr tief, und deshalb benützen sie und ihre Gemeinden gerne den Rath eines Missionars, der ihnen nahe genug wohnt, und horchen begierig auf seine Unterweisungen, die er ihnen in Sachen des Reiches Gottes erteilt.

„Noch haben wir ein sehr ausgedehntes und wichtiges Gebiet zu erwähnen, auf welchem eingeborene Hülfe mit augenscheinlichem Gewinn verwendet wird. Ganze Schaaren von bekehrten Inselanern nemlich sind eigentliche Heidenmissionare geworden auf heidnischen Inseln und Inselgruppen, welche viele hunderte von Stunden von ihrer Heimath entfernt liegen, und unter Volksstämmen, welche durchaus fremdartige, von ihrer eigenen Muttersprache verschiedene Dialekte reden. Ja, diese eingeborenen Lehrer sind es, die dem Worte

*) Man erinnere sich, daß die meisten Missionen der Südsee nach der Verfassung der Presbyterianer oder Congregationalisten geordnet sind.

Gottes fast unter allen den Nationen und Stämmen Bahn brachen, welche seit dem Beginn der Südsee=Mission von der Finsterniß zum Licht sich befehrt haben. Und bei der Ausrichtung dieses Dienstes am Wort haben sie Mangel und Elend, Krankheit und selbst grausamen Tod willig ertragen. In einigen Fällen geschah es, daß in Folge ihrer Erkrankung, ihrer erlittenen Mißhandlungen, ihrer völligen Entmuthigung oder ihres Todes Stationen wieder verlassen wurden. Anderswo haben sie Jahrelang unter unsäglicher Noth gearbeitet und dennoch nur wenig Frucht gesehen. Aber gleichwohl hat es unter den eingeborenen Gemeinden nie an Leuten gefehlt, welche bereit waren, die verlassenen Posten wieder einzunehmen oder die Hände derer zu stärken, die den Muth verloren hatten.

„Was den Unterhalt dieser eingeborenen Lehrer betrifft, so wird es in verschiedenen Missionen verschieden gehalten. Diejenigen, die in ihrer eigenen Heimath arbeiten, bedürfen nur wenig Unterstützung von Seiten der Missionsgesellschaften. Die Eingeborenen selbst, unter denen sie wirken, unterstützen sie freigebig, indem sie ihnen Wohnungen erbauen und Geschenke an Nahrungsmitteln darreichen, so daß sie dadurch und aus dem Ertrag ihrer eigenen Feldarbeit ein genügendes Auskommen haben. Durch Verkauf selbstgezogeten Geflügels und durch andere Mittel verschaffen sie sich die nöthigste Kleidung. In der ersten Zeit der Samoa=Mission wurde jedem Lehrer jährlich ein Geschenk von Kleiderzeug, im Werth von etwa 12—14 Franken, gemacht, damit er anständig vor den Leuten erscheinen möge. In neuerer Zeit aber geschieht dieß nicht mehr; dagegen werden die Einwohner jedes Dorfs aufgefordert, ihren Lehrern jedes Jahr ein freiwilliges Geschenk von solchen Dingen darzureichen, die ihnen selbst zur Verfügung stehen. Dieß scheint uns billiger, als eine Unterstützung aus der Missionskasse, und es ist zugleich für die Gemeinden selbst wohlthätiger, indem sie dadurch an die schriftmäßige Weise, ihre Lehrer selbst zu unterhalten, gewöhnt werden. Auch hat es sich herausgestellt, daß die Lehrer selbst bei dieser Einrichtung besser daran sind, als bei dem alten Plan. Wo freilich diese Lehrer auf weit entfernten Inseln und mitten unter Heiden wohnen, da werden sie vermittelst des Missionschiffs, das bei solchen Inseln alljährlich die Runde macht, mit dem Nöthigen versorgt.

„In Beziehung auf die Erziehung und Vorbereitung eingeborener Lehrer für ihre Aufgabe wird es verschieden gehalten. Das

aber hat sich bald herausgestellt, daß es völlig ungenügend ist, wenn einzelne Missionare auf eigene Hand ihre Leute zubereiten. Dazu fehlt ihnen neben ihrer übrigen Arbeit die Kraft und die Zeit. Auch ist es bei der stets wachsenden Einsicht der christlichen Gemeinden absolut nothwendig, den Lehrern, wenn sie Achtung und Eingang bei den Leuten genießen sollen, eine höhere Bildung möglich zu machen. Unterrichtsanstalten müssen eingerichtet und eigene Vorsteher und Lehrer für sie bestellt werden. Es ist wahr, die Schwierigkeiten dabei sind groß und manigfaltig; aber solche Katechisten- und Predigerseminare sind für das Gedeihen einer Mission unumgänglich nothwendig, und mit ihnen hängt das innerste Leben des Werkes in der Südsee unzertrennlich zusammen.

„Wenn eine solche Unterrichtsanstalt (wenigstens auf diesen Inseln) gedeihen soll, so muß den Zöglingen nicht nur Unterricht ertheilt, sondern auch für Wohnung, Kost und Kleidung derselben gesorgt werden. Es ist aber nicht recht, die Freigebigkeit der Missionsfreunde daheim für Dinge in Anspruch zu nehmen, die von den Eingeborenen selbst geleistet und dargereicht werden können; es ist nicht blos billig, sondern wohlthätig, die Leute und besonders die Lehrer daran zu gewöhnen, sich selber zu helfen. Einem Eingeborenen Anweisung zu selbsteigener Herrichtung und anständiger Einrichtung seiner Wohnung zu geben, ist schließlich für ihn viel vortheilhafter, als ihm ein wohlausgerüstetes Haus zu schenken. Für unsre Seminaristen ist es gesund und zuträglich, daß sie einen Theil ihrer Zeit zur Handarbeit verwenden; ja es ist ihnen sehr heilsam, sich an eine zweckmäßige Vereinigung von Studium und körperlicher Arbeit zu gewöhnen. Ein Lehrer, der bei der Uebernahme einer Station nicht ebenso gut mit den Händen arbeiten als die Leute unterweisen kann oder will, wird mehr als einmal in die Lage kommen, daß es ihm an der Nothdurft oder an den Annehmlichkeiten des Lebens fehlt; auch wird es ihm nie gelingen, in der Achtung seiner Landsleute irgend eine höhere Stellung einzunehmen. Wir haben gefunden, daß unsre Zöglinge im Stande und gerne bereit sind, sich ihre eigenen Hütten zu bauen und ihre Nahrung sich zu erarbeiten;*) und mit

*) Das Seminar auf Samoa besteht aus der Wohnung des europäischen Lehrers, im Hintergrund des Gehöftes, sowie aus den damit verbundenen Räumen für den Unterricht; in Front dieses Hauptgebäudes ziehen sich rechts und links die niedlichen sauberen Hütten der Zöglinge hin, die sie sich selbst erbaut

Hülfe ihrer Freunde und mit ein wenig eigener Anstrengung vermögen sie sich fast Alles zu verschaffen, was sie und ihre Familien bedürfen. Außerdem wird die Anstalt nur wenig Hülfe aus der Missionskasse bedürfen. Die [europäischen] Anstaltslehrer und Vorsteher müssen natürlich von der Heimath aus unterhalten werden."

So lautet der Bericht über die Erziehung und Verwendung der eingeborenen Lehrer in der Südsee-Mission. Daß ihre Leistungen sehr verschieden sind, versteht sich von selbst. Einige von denen, die auf noch heidnischen Inseln stationirt werden, sind kaum etwas Anders als christliche Kolonisten, die mehr oder weniger durch ihren Wandel und durch ein gelegentliches Wort auf die Heiden zu wirken versuchen. Andere verlieren den Muth unter den zahllosen Schwierigkeiten, denen sie begegnen. Die meisten aber stehen als bewundernswürdige Denkmale der in ihnen wirkenden Macht göttlicher Liebe da und haben durch ihren Glaubensmuth, durch ihre Ausdauer unter namenlosen Trübsalen, durch ihre Willigkeit für Christum zu leiden und zu sterben, und durch die Kraft ihres Zeugnißes von der selbst-erfahrenen Herrlichkeit des Evangeliums manchen europäischen Missionar beschämt. Auch das muß noch gesagt werden, daß manche Eingeborene, nachdem das Evangelium kaum erst ihre eigene Insel berührt und ihr eigenes Herz umgewandelt hatte, sofort aus freien Stücken und ohne auf fremden Auftrag zu warten, nach einem andern noch heidnischen Eiland ihrer Gruppe sich aufmachten, um da das Licht leuchten zu lassen, das sie selbst erst vor Kurzem zu erleuchten angefangen hatte. Es ist dieß namentlich auf den Neuhebriden geschehen. —

Eine zweite allgemeine Bemerkung, die wir unsrer Geschichtserzählung vorausschicken müssen, betrifft die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche der Verbreitung des Evangeliums auf den Neuhebriden entgegenstehen. Wir rechnen dazu keineswegs den wilden, grausamen und kannibalischen Charakter dieser Insulaner, so sehr er uns mit Abscheu und Entsetzen erfüllen muß; vielmehr glauben wir sagen zu müssen, daß dieser entsetzlich versunkene Zustand der dortigen Eingeborenen dem Evangelium unendlich geringere Schwierigkeiten

haben und mit ihren Familien bewohnen; vor jeder derselben ist ein kleiner Garten, von dem sie ihren Lebensunterhalt ziehen. Mitten durch geht der breite Weg zum Hauptgebäude. Eine Glocke giebt das Zeichen zu jeder Art der Arbeit und zu den täglichen Andachten.

Ann. der Red.

entgegenstellt, als der Rassenstolz und das scharf ausgeprägte Religions-system der Hindu's, oder der Materialismus und die verkehrte Civilisation der Chinesen. Allerdings bildet die unbändige Kriegswuth, die den Einwohnern der Neuhebriden in allen Fasern steckt, die Eifersucht der Zauberer und Krankheitsmacher, die Zerbröckelung aller socialen Verhältnisse und die unendliche Mannigfaltigkeit der Sprachen und Dialekte (oft auf einer und derselben kleinen Insel) — das Alles bildet ein mächtiges Bollwerk gegen die rasche und glückliche Ausbreitung des Evangeliums. Allein andererseits hat das süße friebbringende Wort von Christo gerade für den in steter Furcht und unendlichem Jammer lebenden Bewohner der Neuhebriden etwas so mächtig Anziehendes, — und überdies bietet ihm das Christenthum auch in äußerer leiblicher Beziehung so unermesslich große Vortheile, daß er überall, sobald er nur einiger Maaßen diesen Gewinn zu ahnen anfängt, viel rascher, freudiger und entschiedener nach dem angebotenen Guf greifen wird, als dieß bei andern gebildeteren Heiden-völkern der Fall ist. Darin liegt wohl die Lösung des Räthfels, warum die Südsee-Mission so viel größere Erfolge errungen hat, als alle andern Missionen der Neuzeit.

Dennoch liegt dort ein Stein im Wege, der den Zugang zu den Neuhebriden unendlich erschwert und der Mission große und blutige Opfer gekostet hat. Wir meinen den Verkehr der Sandelholz-händler mit diesen Inseln. „Das auf den Neuhebriden gesundene Sandelholz,“ schreibt Miss. Gill, „ist von lichtgelber Farbe und von überaus köstlichem Duft. Es ist ein kleiner Baum, mit zahlreichen unregelmäßigen Zweigen, die gleich dem Stamm von einer dicken rothbraunen Rinde umhüllt sind. Die Blätter sind tief dunkelgrün, paarweise geordnet und etwas einwärts gebogen. Die Blüthen sprossen in kleinen Büscheln hervor und sind weiß, dabei nicht selten mit einer röthlichen Einfassung. Alte ausgewachsene Bäume liefern das duftende Holz nicht mehr. Auf den Neuhebriden finden sie sich in großer Menge. Die Chinesen vornemlich sind es, bei denen das Sandelholz von Alters her bekannt und hochgeschätzt ist; sie schnitzen es in mannigfaltigen und schönen Formen mit großer Kunst, sei es zu Tischchen, Kaffeetren, Fächern oder andern Gegenständen; ebenso verbrennen sie es den Göttern in ihren Häusern und Tempeln als eine Art Weihrauchopfer, oder sie gebrauchen es als köstlich duftende Kerzen, indem sie das Holz in dünne zarte Stäbchen schneiden. . . Es ist schmerzlich

zu beklagen, daß dieser Handelsartikel, der auf den Neuhebriden so reichlich vorhanden ist, und der, wenn der Tauschhandel mit den Eingeborenen nach den Grundsätzen des Rechts und der Ehrlichkeit betrieben würde, jenen barbarischen Stämmen so viel Gutes bringen müßte, statt dessen unsägliches Elend über diese Inseln hereingeführt hat. So groß ist die Habgier und Gewinnsucht des weißen Mannes, daß die Art und Weise, wie er zu dem vielgesuchten Handelsartikel kommt, kaum etwas anderes ist, als ein förmlicher Raubzug, der auf beiden Seiten mit dem äußersten Mißtrauen und nicht ohne bedeutende Verluste an Menschenleben ausgeführt wird. Die natürliche Folge ist, daß die aufopferungsvollen Versuche, den heidnischen Stämmen dieser Eilande das Evangelium und alle seine Segnungen zu bringen, entweder ganz verhindert, oder wenigstens aufs äußerste erschwert werden. Die Eier aber, mit der das Sandelholz gesucht wird, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß eine volle Schiffsladung nach Abzug aller Unkosten einer achtmonatlichen Fahrt einen Reingewinn von mehr als 1000 Pf. Sterl. oder Fr. 25,000 auf dem chinesischen Markt einbringt. Es sind deshalb immer zehn bis fünfzehn Schiffe dieser Art in den Gewässern der Neuhebriden zu finden.

„Es sind nun [nämlich 1835] etwa 25 Jahre, daß die Sandelholzhändler anfiengen, Gromanga zu besuchen. Während dieser ganzen Zeit, bis herab in die letzten zwei oder drei Jahre, kamen die empörendsten Grausamkeiten mit entsetzlicher Häufigkeit vor, wobei die weißen Fremdlinge und die Insulaner sich gegenseitig mordeten, so daß das Holz, das von diesen Inseln auf den Markt gebracht ward, buchstäblich mit Menschenblut besetzt ist, als dem barbarischen Preis, um den es gewonnen ward. Wir könnten schreckliche Dinge erzählen, welche die kannibalischen Insulaner an Ausländern verübt haben; aber wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß nicht der zehnte Theil dieser Grausamkeiten von ihnen verübt worden wäre, wenn nicht die viel größeren Schandthaten des weißen Mannes sie zur Rache und Wiedervergeltung gereizt hätten. Ja man muß sich wundern, daß überhaupt nur ein einziger Ausländer, wenn er einmal in ihrer Gewalt war, mit dem Leben davon kam.

„Wir haben von Sandelholzhändlern gehört, die zu allervorderst einen Häuptling an Bord zu bekommen suchen und dann ihn, den völlig Unschuldigen, als Gefangenen festhalten, bis die Eingeborenen ganze Bootsladungen Holz herbeigebracht haben als Lösegeld für seine

Freilassung. Was aber den Eingeborenen als Preis für das herbeigeschaffte Holz gereicht wird, ist kaum der Rede werth; und doch ist auch diese kleine Belohnung in unzähligen Fällen verweigert worden. So oft unser Missionschiff nach den Neuhebriden kam, hörten wir von neuen Freveln des Betrugs und der Grausamkeit, die die Eingeborenen von Weißen erfahren hatten. Gottlob, es gibt unter diesen Sandelholzhändlern auch erfreuliche Ausnahmen, — Kapitäne, die ehrlich und redlich mit den Insulanern verfahren; aber es sind Ausnahmen, und die große Mehrzahl scheut sich nicht, den schnöden Gewinn auf Kosten ihres Gewissens und selbst um den Preis von hingerordneten Menschenleben zu erringen. Folgendes Beispiel mag dies zeigen: — Ein Kapitän, der mit Sandelholz handelte, kam zu einem der Neuhebriden-Inseln nicht ferne von Gromanga, fand aber, daß die Eingeborenen im Krieg mit einem benachbarten Stamme lagen. Dieselben erklärten auch, sie könnten kein Sandelholz liefern, so lange der Krieg währe. Darauf erbot sich der Kapitän, ihnen gegen ihre Feinde zu helfen, wenn sie ihm dafür eine hinreichende Menge von Holz zu liefern versprächen. Der Vorschlag ward mit Freuden eingegangen, und sofort segelte der Kapitän nach derjenigen Stelle der Insel, wo der Feind sich befand. Hier knüpfte er mit grausamer Verstellung freundschaftliche Beziehungen an und lud die Leute zu sich aufs Schiff. Ganze Schaaren stellten sich arglos ein. Jetzt wird das Zeichen gegeben, und wer von den entsetzten Eingeborenen nicht ins Meer sprang und durch Schwimmen sich rettete, ward — erschlagen! Ein Einziger ward verschont und als Gefangener zurückbehalten. Mit dieser Beute segelt der Kapitän zurück zu dem Stamm, mit welchem die Verabredung getroffen worden war; und — entsetzlich zu sagen — er überliefert den Gefangenen in die Hände seiner Feinde, die denselben mit Jubelgeheul in Empfang nahmen, ihn schlachteten und — verzehrten. Dann wurde in aller Ruhe das Schiff mit Sandelholz beladen.“

So schreibt Missionar Gill. Eine Reihe von ähnlichen Scheußlichkeiten erzählt auch Turner in seinem lehrreichen Buche. Wir wollen aber die Nerven unsrer Leser damit verschonen. Nur Eines sei hier noch erwähnt. Als Turner im J. 1848 auf dem Missionschiff wieder die Neuhebriden besuchte, schreibt er in seinem Tagebuch (20. Juli): „Wir liegen vor Gromanga. . . Man sagt uns, daß ein Sandelholzboot durch einen Sturm in die Dillonsbay getrieben ward,

und daß die ganze Mannschaft, mit Ausnahme von zwei Personen, ertrank. Die Weiden erreichten das Ufer und wurden sofort erschlagen. Die Eingeborenen von Tromanga liegen in ewigem Kampf mit den Sandelholzhändlern. Sie haben neuerdings ein festes Mittel erfunden, um ihre Rache an ihnen zu fühlen. Wenn nemlich ein Boot sich nähert, um Holz einzunehmen, so schwimmen sie ihm entgegen, mit dem einen Arm sich fortrudernd, unter dem andern eine Keule verbergend, während sie ein Sandelholzstück als Lockspeise vor sich her treiben. Während nun der Block in das Boot hinaufgehoben wird, tauchen sie unter den Kiel desselben, stürzen es um, und dann gehts über die Unglücklichen her mit den Keulen. Dann werden auf dem Schiff, das mittlerweile draußen auf der Rhebe gelegen, die Kanonen geladen, ein Duzend Eingeborene wird zusammengeschossen, und so geht der Krieg ewig fort. Was kann man da thun, um diesem Jammer ein Ende zu machen? Das Uebel nimmt jedes Jahr zu, und unsre Missionsarbeit wird über alle Beschreibung erschwert und verhindert." So schreibt Turner in seinem Tagebuch vom Jahr 1848. Eine Anmerkung aber, die erst im J. 1861 geschrieben ward, fügt hinzu: „Wir [Missionare] haben Jahre lang das Treiben dieser Sandelholz Händler vor der Welt an den Pranger gestellt. Bischof Selwyn von Neuzeeland hat dasselbe gethan. Kapitän Erskine und andere Offiziere der königlichen Marine nahmen endlich die Sache mit großem Ernst in die Hand, und in Folge davon wurde allen Kapitänen in den Kolonien [Australien], welche mit jenen Inseln Handel treiben, offiziell zu verstehen gegeben, daß man sie für jedes Verbrechen, dessen sie bei ihrem Verkehr mit den Südsee-Inseln beschuldigt werden würden, gerichtlich belangen werde. Dann folgte ein Kriminalproceß gegen Kapitän Lewis zu Sydney, weil er drei Eingeborene auf der Insel Mare [Loyalty-Gruppe] niedergeschossen hatte; gleich nachher ward ein gleicher Proceß gegen Kapitän Ross eingeleitet, der einen Mann auf Lisu getödtet hatte. Das hat gewirkt. Die Folge ist, daß nun seit mehreren Jahren seltener mehr von solchen Grausamkeiten gehört wird.“

Daß die Missionare für diesen ihren Muth, womit sie die Sache der Menschlichkeit vertreten haben, von den theilhaftigen Parthieen mit Roth und Urath übergossen werden, ist ganz in der Ordnung. Es ist ihnen nicht besser gegangen, als denen in Westindien, welche die Sache der Sklaven gegen die Sklavenhalter vertraten, oder

denen in Indien, welche die armen Bauern gegen die Indigopflanzer in Schutz nahmen. Darauf muß der Christ und der Missionar sich gefaßt halten. Aber das ist zu verwundern, daß nüchterne und in andern Sachen sehr verständige Leute solche Verläumdungen gegen die Mission als gute Münze aufnehmen und die Anklagen aus solchem Munde zur Grundlage für ihre Misachtung der Mission zu machen im Stande sind!

Wir haben aber noch eine dritte Vorbemerkung vorausschicken, um die nachfolgenden Erzählungen verständlich zu machen. Es ist schon mehrfach erwähnt worden, daß die große Londoner MG., die vorzüglich aus Independenten, Kongregationalisten und Presbyterianern besteht, es sei, welche seit 1795 die Missionen in der Südsee zu einer ihrer bedeutendsten Aufgaben gemacht hat. John Williams, der Apostel der Südsee und Märtyrer von Gromanga, war ihr Missionar; so war es auch Turner und Nisbet, die wir früher auf Tanna haben wirken sehen. Und bis auf den heutigen Tag ist es die Londoner MG., die mit aller Hingebung die Inselgruppe der Neuhebriden zu evangelisiren bemüht ist. Die Theilnahme, die sie unter allen Klassen der brittischen Bevölkerung genießt, ist ungewöhnlich groß. Es hat sich dieß besonders gezeigt, als im Jahr 1843 die Nothwendigkeit sich herausstellte, das bisherige, fast unbrauchbar gewordene Missionschiff *Camden* mit einem neuen tauglicheren und größeren zu vertauschen. Die Kosten dafür waren auf 4000 Pf. Sterling (Fr. 100,000) veranschlagt. Im Dec. 1843 erließ das Direktorium der Londoner MG. einen Aufruf an die Jugend von England, diese Summe aufzubringen. Die Bedeutung eines Missionschiffs für die Südsee wird in diesem Aufruf in anschaulicher Weise dargelegt. „Der Grund,“ heißt es unter Anderem, „warum wir ein größeres Schiff bedürfen, ist hauptsächlich der, daß der '*Camden*' zu klein ist, um alle Waaren und Güter, die wir den Missionaren in der Südsee alljährlich zu senden haben, ihnen von England und Australien aus zuzuführen. Die Zahl der Missionsglieder in der Südsee ist jetzt doppelt so groß, als zu der Zeit, wo der '*Camden*' zum ersten Mal nach der Südsee gieng. Die Missionare aber können nicht durchkommen, wenn ihnen nicht regelmäßig Waarenvorräthe zugesandt werden. Es giebt keine Märkte, keine Kaufläden auf jenen Inseln, wo sie Kleider, Mehl, Arznei, Bücher und andere Dinge kaufen könnten. Wenn aber zufällig fremde Schiffe dort anlegen, so sind

die Preise, welche die Missionsfamilien an die Kapitäne für ihre Bedürfnisse zu zahlen haben, übermäßig groß; überdies sind solche Besuche fremder Schiffe so ungewiß und unregelmäßig, daß die Missionare darauf sich nicht verlassen können. Ferner wissen die Insulaner in jenen Meeren mit Geld nichts anzufangen und verstehen sich nur auf Tauschhandel. Wenn deshalb ein Missionar eine Hütte bauen, oder ein Boot mietzen, oder etwas Lebensmittel kaufen will, so muß er die Leute dafür mit Kleiderzeug, mit Eisenwaaren, Fischhaken oder dergleichen bezahlen. Und das Alles haben wir den Missionsfamilien von England aus zuzusenden. Sodann, wenn die Missionare das Evangelium nach andern Inseln zu bringen wünschen, wo die Leute noch nichts von Jesu gehört haben, so ist dieß nur möglich mittelst eines Missionschiffs. Es würde ungeheure Summen kosten, wenn sie zu diesem Zweck ein Handelsschiff mietzen wollten; und selbst wenn sie diese Kosten nicht scheuen wollten, so könnte aus der Verwendung eines Handelsschiffs zu Missionszwecken nur Schaden erwachsen, weil viele Kapitäne und Matrosen die Ausbreitung des Evangeliums eher zu hindern als zu fördern pflegen, und weil die Eingeborenen der Südsee schon allzu viele grausame Mishandlungen von solchen Schiffen erlitten haben. . ." Dann folgt die beredte Aufforderung an die brittische Jugend, die erforderliche Summe von 100,000 Franken durch eifrige Sammlungen aufzubringen. Schon nach drei Monaten (April 1844) konnten die Direktoren der M.G. ankündigen, daß über 150,000 Franken beisammen seien. Am 5. Juli aber sammelte sich auf dem neu gekauften, trefflich ausgestatteten Missionschiff, das zu Ehren des Märtyrers von Gromanga den Namen John Williams erhielt, eine große Menge von Freunden, um unter Ansprachen und Gebet demselben Lebewohl zu sagen. Schon im Januar 1845 kam es bei den Samoa-Inseln an. Der „John Williams“ hat seitdem alljährlich seine gesegneten Fahrten zwischen England (oder Australien) und der Südsee gemacht. Wir werden ihm oft begegnen.

Aber neben der Londoner M.G. und in herzlicher Uebereinstimmung mit ihr, haben sich seit einer Reihe von Jahren zwei andere Vereine für die Neuhebriden interessirt und sind mit Eifer und Selbstverläugnung auf dieses gefährvolle Arbeitsfeld getreten. Der eine ist der presbyterianische Missionsverein von Neuschottland (brittisch Nordamerika), dessen Sitz in Halifax, der Hauptstadt jener Kolonie,

sich befindet. Er hat auf eigene Kosten mehrere ausgezeichnete Missionare nach den Neuhebriden gesandt und denselben überdies ein kleines Missionschiff — den John Knox — zur Verfügung gestellt, um den Verkehr zwischen den verschiedenen Eilanden der Gruppe unter sich zu vermitteln. Die eigentliche officiële Leitung der Missionare von Neuschottland scheint in den Händen der Londoner-Kommittee zu liegen. Wir werden mehrfach Gelegenheit haben, auf diese wackern Männer von Neuschottland zurückzukommen. — Der zweite Missionsverein, der Hand in Hand mit der Londoner MG. auf jenen Eilanden arbeitet, aber durchaus unabhängig von ihr ist, hat seinen Sitz in Auckland (Neuseeland) und gehört der anglikanisch-bischöflichen Kirche an. Seitdem nemlich Neuseeland zum größten Theil christianisirt, zu einer brittischen Kolonie erhoben und zum Sitz zweier Bisthümer („von Neuseeland“ und „von Newcastle“) gemacht worden ist, mußte sich die Aufmerksamkeit der dortigen Christen auf die zahlreichen benachbarten Eilande (das sogenannte Melanesien) richten. Die südlichste Insel der Neuhebriden (Aneiteum) liegt nur 400 Stunden nördlich von Auckland; warum sollte es nicht möglich, warum nicht heilige Pflicht sein, diesen umnachteten barbarischen Inseln von Auckland aus mit dem Licht des Evangeliums zu Hülfe zu kommen? Im Jahr 1850 war es, daß die „australasische Missionsgesellschaft“ (Australasian Board of Missions) sich konstituirte und Auckland zu ihrem Sitz erhielt. Die Aufgabe, die sie sich stellte, war eine eigenthümliche. Die beiden Bischöfe (der „von Neuseeland“ und der „von Newcastle“) sollten abwechselnd alljährlich im Frühjahr die nördlichgelegenen Inseln (Neuhebriden, Loyalty-Gruppe, Banks'-Inseln, Solomon-Inseln etc.) besuchen und durch Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen den Versuch machen, ob sie einzelne eingeborene Jünglinge und Männer bewegen könnten, auf dem Missionschiff mit nach Neuseeland zu gehen. Dort angekommen, sollten diese jungen Leute durch liebevolle Behandlung und durch mancherlei Unterweisung, namentlich durch Religionsunterricht, mit dem Christenthum und der christlichen Bildung bekannt gemacht werden. So oft aber der Winter sich naht, sollten sie wieder nach ihrer Heimath zurückkehren, um nun selbst ihren Landsleuten wiederum Wegweiser zum Leben zu werden. Es ist dieß derselbe Plan, den einst der selige Samuel Marsden in Paramatta (bei Sydney in Neu-Südwaless) entworfen hatte, indem er junge Neuseeländer bei sich aufnahm, um durch sie die Befehrung ihrer Insel

vorzubereiten (vergl. MM. 1860 S. 493 ff.)*) Der neueste Bericht dieser australasischen MG. sagt unter Anderem:**)

„Der Bischof 'von Newcastle' hat seit der Gründung der Gesellschaft nur Einmal die Reise zu machen vermocht; dagegen hat der Bischof 'von Neu-Seeland' seit 1850 regelmäßig die nördlichen Inseln besucht***). . . Nach einer mäßigen Schätzung liegen zwischen Neu-Seeland und Neu-Guinea wenigstens 150 bis 200 Eilande, und zwar in einem Zustand völligen Heidenthums. Viele von ihnen haben noch nie einen weißen Mann gesehen; die Sprachen der allermeisten sind noch vollkommen unbekannt. Von 29 Inseln, die wir genauer kennen lernten, hat jede ihren besonderen Dialekt, während in vielen Fällen zwei, drei und vier verschiedene Mundarten auf einer und derselben Insel gesprochen werden. Der einzige praktische Weg, sie mit dem Evangelium bekannt zu machen, ist der, daß man eingeborene Lehrer in Verbindung setzt mit europäischen Missionaren. Die Hoffnung, auf jenen Inseln das Christenthum dauernd zu pflanzen, beruht allein auf der Heranbildung junger Männer von jeder dieser Inseln, damit sie dereinst Lehrer ihrer Landsleute werden. Es mag viele Jahre anstehen, bis dieses Ziel erreicht wird; aber es ist unumgänglich nothwendig, gleich von Anfang an darauf loszusteuern. . . Das ist es auch, was wir von allem Anfang an im Auge hatten, indem wir hoffnungsvolle junge Leute von jenen Inseln mit nach Auckland nahmen, damit sie hier die warmen Monate des Jahres zubringen, in der Hoffnung, dieselben durch wiederholten Aufenthalt bei uns nach und nach zu nützlichen Arbeitern unter ihrem eigenen Volke zu erziehen. Es sind bis jetzt nicht weniger als 80 Eilande besucht worden, und von mehreren derselben haben wir Eingeborene mitgebracht und in Neu-Seeland erzogen. . . Die nöthigen Gebäulichkeiten zur Aufnahme und Erziehung derselben wurden kürzlich auf Kōhi-marama errichtet, —

*) Ganz das Gleiche thun übrigens häufig auch die Londoner Missionare in der Südsee, indem sie nicht nur Samoa-Lehrer nach den Neubebriden senden, sondern auch Eingeborene von dort mit nach Samoa nehmen und sie dort zu Christen und Lehrern erziehen für ihr eigenes Vaterland.

**) Vergl. Mission Field (Organ der hoch-kirchlichen Propagation Society), Febr. 1862, S. 32 ff.

***) Vor zwei Jahren ist der eifrige Patteson zum „Missionärbischof von Neu-Seeland“ für Melanesien konsecrirt worden, und er ist es, der jetzt hauptsächlich die Missionsfahrten nach den nördlichen Inseln auszuführen pflegt.

einem Gut von 157 Morgen Landes, am Südufer des Auckland-Hafens gelegen und etwa eine Stunde von der Stadt entfernt*). Die Lage dieses Platzes ist zu einer Erziehungsanstalt für Eingeborene tropischer Inseln trefflich geeignet, indem er durch leichte Hügel vor kalten Winden geschützt ist. Ueberdies bietet die Stelle zum Baden, Rudern und Fischen ausgezeichnete Gelegenheit, was ja die natürlichen Beschäftigungen der Südsee-Inulaner sind. Drei europäische Lehrer arbeiten an der Anstalt . . . und überdies wirken zwei Eingeborene von den Loyalty-Inseln als Gehülfen mit. Letzten Winter [wo die Anstalt geschlossen ist] brachten sie auf den Banks'-Inseln mit uns zu und erwiesen sich als tüchtige Lehrer und eifrige arbeitsame Männer. Sie sind die ersten von einer großen Zahl bei uns erzogener Inulaner, die zum Gehülfenamt am Worte tüchtig erfunden wurden. . . . Die Erfolge unsrer Arbeit können nur langsam und allmählig sein. Eine große Veränderung muß mit einem Milanefier vorgehen, — diesem nackten Barbaren, der mit Pfeil und Bogen, mit Speer und Keule, mit rothbemaltem Gesicht und einem Gürtel von Menschenzähnen dasteht und argwöhnisch das Missionsboot seinem Gestade nahen sieht, oder mit wilden seltsamen Geberden uns herbeiwinkt, oder in die Brandung sich stürzt, um uns entgegenzuschwimmen, — wahrlich eine große Veränderung muß da vorgehen, ehe ein solcher Mensch vernünftig zu den Füßen Jesu zu sitzen versteht. Wir müssen uns nicht verwundern, wenn etliche dieser jungen Leute, auch wenn sie zwei oder drei Sommer bei uns verweilt, lesen und schreiben gelernt und bis auf einen gewissen Grad das Christenthum mit Verstand erfaßt haben, dennoch wieder von dem Waldstrom des Heidenthums mit fortgerissen werden, sobald sie wieder daheim sind; sie sind zu schwach, als daß sie den Einflüssen zu widerstehen vermöchten, die von allen

*) Es dürfte manchem unsrer Leser interessant sein zu erfahren, mit welchem Geld die Anstalt gegründet wurde. Vielen unter uns sind wohl die zwei englischen Schriften: *The Heir of Redclyffe* und *Daisy-chain* (französisch: *L'héritier de Redclyffe* und *La chaîne de marguérites*) bekannt. Sie haben eine Miß Yonge zur Verfasserin und sind überall mit ungeheurem Beifall aufgenommen worden. Miß Yonge ist aber nicht bloß eine treffliche Schriftstellerin, sondern auch eine wahre Christin und warme Missionsfreundin. Von dem Ertrag jener Schriften hat sie einen großen Theil (Fr. 50,000) zur Errichtung der Anstalt bei Auckland, und ebenso eine große Summe zum Ankauf eines eigenen Missionsschiffs an den Bischof von Neu-Seeland gegeben. Das ist der Nachahmung werth.

Seiten auf sie einstürmen. Es bedarf einer ungewöhnlichen Kraft von Oben, wenn ein so junger Christ unter solchen Versuchen festbleiben soll, und wir dürfen uns nicht allzusehr entmuthigen lassen, wenn manche unsrer schönsten Hoffnungen zu Wasser werden, und wenn wir immer aufs Neue ausgehen müssen, diejenigen als Verlorene zu suchen, die wir bereits als Gerettete ansehen zu dürfen glaubten."

So wird also von drei Seiten her, von England, von Amerika und von Neuzeeland, ein Kreuzzug gegen die Gruppe der Neuhebriden unternommen, und obschon die Angreifenden nach ihrer kirchlichen Richtung in drei verschiedene Lager getheilt sind (Independenten, Presbyterianer und Episcopale), so ist doch jede Eifersucht, jeder unbrüderliche Haß bis dahin durchaus ferne geblieben; vielmehr finden wir in allen Berichten dieser verschiedenen Gesellschaften nur gegenseitige Anerkennung und herzliches Zusammenwirken. Die Missionare wissen ja, daß die kirchlichen Formen, die sie von einander trennen, völlig unwesentlich sind gegenüber der grausigen Macht des Heidenthums, die sie mit Gott zu überwinden sich verbunden haben, — und wir müssen hinzufügen, gegenüber den Uebergriffen der römisch-katholischen Priester, die da, wo die evangelische Mission mit unsäglichem Opfern ein gesegnetes Werk begonnen hat, sofort ihre Rükfukseier in das bereitete Nest zu legen bemüht sind.

2. Der Glöckner von Karotonga.

Indem wir nun die Missionsgeschichte jeder einzelnen Insel der Neuhebriden-Gruppe im Zusammenhang zu erzählen uns anschicken, ist es nicht mehr als billig, daß wir mit demjenigen Eiland beginnen, das durch das Blut mehr als Eines Märtyrers bezeichnet ist. Auf Tromanga (an dem sandigen Ufer der Dillon's-Bay) ward im Nov. 1839 Williams und Harris erschlagen. Das Jahr darauf wurden auf einer andern Seite der Insel zwei Samoa-Lehrer, Kasalo und Nanari, glücklich gelandet (vergl. Matheft S. 195 ff). Was sie dort im Lauf eines Jahres erduldet hatten, wie sie nur wie durch lauter Wunder am Leben erhalten und endlich im J. 1841 bei der Wiederkehr des Missionschiffs aus den Händen der Kannibalen glücklich errettet wurden, ist dort ebenfalls erzählt worden.

Im Jahr 1842 erschien das Missionschiff, damals noch der

Camden, aufs Neue vor dieser unwirthlichen Insel. „Sie steigt kühn und gebirgig aus dem Meer empor,“ schreibt Miss. Slatyer, der damals die Reise mitmachte. „Die Berge sind kahl und öde, — ein rechtes Abbild seiner wilden entmenschten Bewohner. Die Dillon's-Bay mit ihrem weißen sandigen Strand breitet sich in der Form eines Hufeisens vor uns aus; auf beiden Seiten der Bucht steigen nackte Felsen und Hügel fest empor, während im Hintergrund hohe Berge sich erheben. Die Bay setzt sich landeinwärts in einer üppig grünen Schlucht fort, die durch ihre reiche Vegetation eine auffallende Annäherung von der übrigen Kahlheit der Insel zu machen scheint. Die Linie des sandigen Strandes ist in zwei Theile getheilt durch einen breiten Bach, der aus dem Innern kommt und in die Bucht sich ergießt. Hier war es, wo Williams und Harris fielen. . . Wir sahen aus der Ferne eine Schaar von Eingeborenen, etwa fünfzig an der Zahl, beisammen stehen; als wir uns aber näherten, zerstreuten sie sich. Etliche zogen sich in den Busch zurück, Andere liefen den Strand entlang, noch Andere sammelten Steine, offenbar um auf einen Angriff gefaßt zu sein. Allein Niemand von uns konnte es für rathsam halten, einen Versuch zum Landen zu machen.“ — So fuhr der Camden weiter. Dieses wackere Fahrzeug, das erste, das ausschließlich den Zwecken der Mission gedient hat, sollte nicht wieder in diesen Gewässern erscheinen. Es gieng nach England, um dort mit dem stattlichen „John Williams“ vertauscht zu werden. In der Zwischenzeit erschien zum ersten Mal der Bischof von Neuzeeland auf seiner kleinen Missionsbarke im Hafen von Tromanga. Er hatte einen der Samoa-Lehrer, die auf dem benachbarten Tanna stationirt waren, als Dolmetscher mit sich genommen. Es gelang dem glaubensmuthigen Bischof, ohne Gefahr auf dem einst mit Blut besleckten Strande der Dillon's-Bay zu landen. Hier kniete er mit dem Samoa-Lehrer auf dem Sand nieder und weinte; dann flehte er laut und inbrünstig zu Gott, daß Er dem Evangelium bald eine offene Thür bereiten möge zu diesem umnachteten Volke. Und der Gott, der Gebete erhört, lenkte zweien eingeborenen Jünglingen das Herz, daß sie willig waren, mit dem Bischof nach Neuzeeland zu fahren. Dort brachten sie den Sommer zu, erfuhren viele und überfließende Liebe, wurden mit dem Worte Gottes, so gut es gieng, bekannt gemacht und dann mit dem Anbruch der kälteren Jahreszeit nach ihrer Heimath zurückgebracht. Damit war der erste glückliche Anknüpfungspunkt wieder gewonnen.

Am 29. April 1845 erschien der „John Williams“ zum ersten Mal in der Dillon's-Bay. Die Missionare Murray und Turner, der Letztere uns von Tanna her bekannt, befanden sich auf demselben mit einer Anzahl Samoa-Lehrern, welche auf diesen Inseln angesiedelt werden sollten. „Wir ankerten,“ schreibt Turner, „nahe bei der Stelle, wo Williams gefallen war. Kein Haus, keine Plantage, kein Rande war zu sehen. Nach und nach erschienen etliche Eingeborene am Strand, und vier von ihnen schwammen zu uns heran. Wir warfen ihnen ein Seil zu, und bald waren sie bei uns auf dem Verdeck. Sie zitterten vom Kopf bis zu den Füßen und sahen jämmerlich erschrocken aus; als wir ihnen aber etwas Nams und einige Bananen zu essen gaben, setzten sie sich auf den Boden, wurden fröhlich und schienen sagen zu wollen: nun sei Alles gut. Wir betrachteten mit unbeschreiblichen Empfindungen diese armen Geschöpfe, die ohne Zweifel mit dabei waren, vielleicht mit Hand anlegten, als Williams und Harris erschlagen wurden. Ich versuchte mit ihnen im Tanna-Dialekt zu reden, aber wir konnten uns gegenseitig nicht verstehen. Wir gaben jedem etliche Perlenchnüre, einige Fischehaken, Scheeren, Nägel, und dergleichen; dabei suchte ich ihnen verständlich zu machen, daß wir gerne etliche Häuptlinge bei uns sehen möchten. Dann führten wir sie im Boot an's Ufer zurück. Als wir uns dem Strand näherten, lief eine Schaar von Eingeborenen heran. Sie waren unbewaffnet, aber wir konnten keine Weiber oder Kinder unter ihnen wahrnehmen. Das Gebüsch hinter ihnen war sehr dicht, und man konnte nicht sehen, was darin vorgieng. Es war möglich, daß dort, wie im J. 1839, Massen von Bewaffneten versteckt lagen. Die vier Männer, die wir an's Land brachten, liefen sofort in den Busch. Wir wunderten uns, was da werden sollte. Vielleicht, dachten wir, suchen sie den Häuptling, um ihn zu uns zu bringen. Aber ehe wir's uns versahen, kamen sie wieder, jeder mit einer Last auf der Schulter, und Einer einen Holzblock hinter sich herziehend. Es war ein Geschenk von Sandelholz zum Dank für die ihnen erwiesene Freundlichkeit. Das war herrlich. Auch auf dem grausamen Gromanga finden wir doch noch den Menschen, das menschliche Herz, die zarten Gefühle der Dankbarkeit! Wir lächelten den guten Leuten freundlich zu und winkten ihnen mit der Hand, sie möchten das Holz behalten, es sei uns nicht um Sandelholz zu thun. Sie schienen erstaunt; aber das war eben die schönste Gelegenheit, ihnen zu zeigen, daß wir ganz

andere Leute seien, als die Sandelholzhändler, und nicht um des Gewinns willen zu ihnen kämen. Br. Murray und ich standen im Vordertheil des Boats, reichten den Leuten einige Geschenke und kehrten dann, froh darüber, ihnen Liebe und Freundschaft haben erweisen zu können, zum Schiff zurück.

„Nach dem Mittagessen kamen die vier Freunde schon wieder herangeschwommen und brachten noch fünf Andere mit sich. Keiner von ihnen schien ein Häuptling zu sein, und Lahi [ein christlicher Eingeborener von Samoa] meinte, die Häuptlinge könnten nicht kommen, weil Krieg im Lande sei. Wir nahmen die Männer hinab in die Kajüten und zeigten ihnen Alles. Als wir vor das Bild des seligen Williams kamen, suchte ihnen Lahi durch Geberden verständlich zu machen, was mit ihm (Williams) geschehen sei. Sie blieben aber ganz gleichgültig. Dann sandten wir sie ans Ufer zurück. Gegen Abend nahmen wir durchs Fernglas einen alten, ehrwürdig aussehenden Mann wahr, der am Strand auf einem Steinhaufen saß. 'Das ist ein Häuptling,' sagte Lahi. Sofort traten wir wieder ins Boot und nahmen Lahi mit uns. Lahi's Frau, die auch im Missionsschiff mitgekommen war, weinte laut und wollte ihren Mann fast nicht fortlassen, bis er versprach, nicht ans Land zu treten. Als wir dem Strand uns näherten, schwammen mehrere Eingeborene uns entgegen. Durch sie sandten wir dem alten Mann ein Geschenk; er aber wandte uns den Rücken und wollte sich nicht umsehen. Wir riefen und winkten ihm zu kommen, er aber machte mit der Hand eine abwehrende Geberde, wir sollen uns fortmachen. Nun suchten wir etliche von denen, die im Wasser um uns her sich tummelten, in unser Boot herein zu kriegen. Sie aber ließen den Alten am Ufer fragen, ob er es gestatte; dieser verbot es und befahl, daß Alle das Wasser verlassen. In einem Nu waren Alle weg. Es war mittlerweile Nacht geworden, und so ruderten wir zurück zum Schiff. Armes Volk! Noch scheint die Thüre fest verschlossen. Doch werden sie das Schiff nicht ver-
gessen, das ihnen Liebe erwies und kein Sandelholz annehmen wollte. Schon dafür sind wir dankbar.“

In den folgenden Jahren machte der „John Williams“ wiederholte Besuche an den Ufern von Tromanga; aber es war unmöglich, auch nur Samoa-Lehrer daselbst zu landen. Die Gräuelp, welche die Sandelholzhändler dort verübten, schienen jeden Versuch, das Evangelium dahin zu bringen, unmöglich zu machen. Erst im Sept. 1849

ward ein wesentlicher Schritt vorwärts gethan. Als das Missions-schiff in die Dillon's-Bay einlief, kamen Schaaren von Eingeborenen schwimmend oder in Rän-^{den} herbei und traten ohne Furcht auf das ihnen wohlbekannte Fahrzeug, „das nicht mit Sandelholz handelte.“ — „Wir waren erstaunt,“ heißt es in dem Reisebericht, „die Eingeborenen so bereitwillig und vertrauensvoll auf das Schiff kommen zu sehen. Sie wissen offenbar das Missions-schiff von andern Schiffen wohl zu unterscheiden und haben Vertrauen zu uns gefaßt. . . . Sie legten großes Verlangen an den Tag, Samoa-Lehrer bei sich zu haben; da wir aber nicht genug Leute bei uns hatten, und da es überdies trotz aller unsrer Bemühungen uns nicht gelang, mit einem Häuptling in Verkehr zu kommen, so trösteten wir sie auf unsern nächsten Besuch. . . . Um so erfreulicher aber war es, daß vier eingeborene Jünglinge sich entschlossen, mit uns nach Samoa zu gehen. Wenn der Herr das Leben dieser jungen Leute erhält und ihnen das Herz öffnet, so daß sie als Christen wieder in ihre Heimath zurückkehren, so dürfen wir Gutes für Tromanga hoffen.“ Diese vier Jünglinge wurden in der Erziehungsanstalt von Samoa untergebracht, wo sie fast drei Jahre verweilten und, wie Miss. Gill sagt, „das Wort Gottes mit Freuden und zu ihrer Seele Heil ausnahmen.“

Mittlerweile aber erzog sich der Herr durch seinen heiligen Geist zwei junge Eingeborene der Südsee für den Dienst auf Tromanga, von denen der eine von der Insel Mitutaki, der andere von Karotonga gebürtig war. Die Geschichte des einen dieser Beiden ist zu schön, als daß wir sie nicht dem Missionar Gill nach erzählen sollten.

„Es war im Jahr 1840,“ schreibt er, „daß ich eines Abends in meinem Studierzimmer [auf Karotonga, Hervey-Gruppe] saß; da kommt ein kleiner Junge und klopft leise an der Thüre an. Als er eintrat, fragte ich nach seinem Begehr. Darauf erwiderte er, er habe schon lange darüber nachgedacht, wie er wohl auch etwas 'für das Haus Gottes' thun könnte. Etwas verwundert über diese Aeußerung fragte ich ihn, was er denn etwa meine thun zu können. 'Ich könnte ja die Glocke läuten,' erwiderte er schüchtern. Zu jener Zeit nun hatten wir auf unsern Inseln keine metallenen Glocken, sondern eine Art Holztrommel, die demselben Zweck entsprach; es war ein Stück hartes Holz, etwa drei Fuß lang und acht Zoll im Durchmesser, in der Mitte ausgehöhlt und an einem Gerüste aufgehängt. Wenn man dasselbe mit einem kleinen Stab von Eisenholz anschlug,

so gab es einen so scharfen durchdringenden Ton, daß man es über eine halbe Stunde weit hören konnte. Mit dieser Holztrommel wurde das Zeichen zum Gottesdienst in der Kapelle, sowie zum Beginn der Schule gegeben. Darauf bezog sich der Wunsch des kleinen Jungen, wenn er sagte: er möchte gern etwas 'für das Haus Gottes' thun.

„Einige Tage darauf ward Akatangi, — das war der Name des Jungen, — förmlich in das Amt des Glöckners eingeführt; und so oft ich zum Halten des Gottesdienstes aufbrach, wurde ich jedesmal mit wahrer Herzensfreude erfüllt, wenn ich den lieben Jungen auf seinem Posten fand und mit aller Macht die Holztrommel schlagen sah; dabei leuchteten seine rabenschwarzen Augen von unbeschreiblicher Wonne, daß er etwas 'für das Haus Gottes' thun durfte.

„Zwei Jahre nach jenem ersten Zusammentreffen mit Akatangi errichtete ich im Missionsgehöfte eine höhere Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt, um etlichen begabteren jungen Leuten eine bessere Bildung zu verschaffen, als die gewöhnliche Dorfschule zu bieten vermochte. Am Abend, nachdem ich die hiezu tauglichen Knaben ausgewählt hatte, kam Akatangi in meine Wohnung und sah sehr betrübt aus. Auf meine Frage nach der Ursache sagte er: 'Ach, mein Herz hat den ganzen Tag geweint.' — 'Und warum denn?' fragte ich. — 'Du warst,' erwiderte er, 'diesen Morgen in der Dorfschule und hast da den Tefao und den Mutu und noch Andere ausgewählt, daß sie in die neue Anstalt eintreten sollen. Die ganze Zeit über, da du dort warst, hab' ich dich angesehen und bei mir gedacht, ich möchte gar zu gerne auch unter der Zahl sein; aber du sagtest endlich, jetzt sei die Zahl voll, und als ich das hörte, fieng mein Herz an zu weinen und hat seitdem den ganzen Tag geweint.' — 'So hast du also den Wunsch,' sagte ich, 'auch in die Anstalt aufgenommen zu werden?' — 'Ach,' rief er, 'mein Wunsch ist sehr groß.' Da ich nun seine Familie kannte, so fuhr ich fort: 'Aber man kann dich ja daheim nicht entbehren; deine Mutter ist todt, du bist der älteste unter deinen Geschwistern, und dein Vater braucht dich auf der Plantage. Wie könnte er dich entbehren und dir gestatten, in der Anstalt zu wohnen?' Darauf entgegnete er rasch: 'O ich glaube, mein Vater wird schon seine Zustimmung geben, wenn du mich nur aufnimmst.'

„Nachdem ich noch dieß und jenes mit ihm gesprochen, gab ich ihm zu verstehen, daß ich mit seinen Lehrern in der Dorfschule reden und mich über sein Betragen und seine Leistungen erkundigen werde;

wenn der Bericht befriedigend ausfalle, so wolle ich gerne seinen Wunsch gewähren. Atangi's Gesicht heiterte sich auf und er gieng mit viel leichterem Herzen heim, als er gekommen war. Die Erkundigungen, die ich bei den Lehrern über ihn einzog, lauteten gut; sein Vater gab ihn bereitwillig her, und ehe der Monat zu Ende gieng, war Atangi als Zögling in die Anstalt eingetreten. Hier gab er sich große Mühe, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte und andern Fächern vorwärts zu kommen. Zwei oder drei Stunden des Tags wurden auf die Erlernung des Zimmermannshandwerks verwendet, — eine Übung, die in den Anstalten dieser Inseln allgemein herrschend ist, um die jungen Leute an Fleiß und nützliche Arbeit zu gewöhnen. Unter allen diesen Aufgaben stellte Atangi sein Glöckneramt nicht ein. Jeden Morgen sah man ihn die Holztrommel schlagen, um die Schulkinder zur Dorfschule und dann die Anstaltsknaben zu den Lektionen zu rufen. So vergiengen zwei oder drei Jahre, und der junge Glöckner war allen seinen Lehrern bekannt als Einer, der das Wort Gottes liebte, fleißig es las und im Verborgenen viel betete.

„Eines Abends, als er etwa vierzehn Jahre alt war, — und er kam immer bei Nacht, wenn er etwas auf dem Herzen hatte, — besuchte er mich wieder und sagte, er hätte 'einen kleinen Gedanken', über den er gerne mit mir spräche. Auf meine Frage, was denn der kleine Gedanke sei, erwiderte er: 'Ich möchte gern ein Mann Gottes werden.' Ich versicherte ihn, das sei kein kleiner Gedanke; es sei vielmehr ein recht großer und guter Wunsch, und Gott habe eigentlich nichts anders mit uns im Sinn, als einen Jeden zu einem 'Mann Gottes' zu machen. Nach einigen andern Bemerkungen äußerte er: 'Es ist mir schon längst im Sinn gelegen, ich möchte gerne bald ein Glied der Gemeinde werden.'*) Darauf bemerkte ich, auch das mache einen Menschen noch nicht zu einem Mann Gottes. 'Nein, nein,' rief er, 'das weiß ich wohl; ich habe mich selbst schon längst dem Herrn übergeben; nun wünschte ich, mich auch Seinem Volke anzuschließen.'

*) In den englischen Gemeinden, namentlich bei den Dissenters, ist es nicht wie bei uns Sache der bürgerlichen Ordnung, daß jeder getaufte Christ zu einer bestimmten Zeit seines Alters konfirmirt werde und das Abendmahl empfangen, und dadurch selbstständiges Glied der Kirche werde; sondern dieß ist dem freien inneren Antrieb anheimgegeben und somit ein Akt der freien Entscheidung für den Herrn.

„Einige Zeit vergieng nach dieser Unterredung, und Atatangi fuhr fort, durch sein untadeliges, immer sich gleich bleibendes gottesfürchtiges Leben den Beweis zu liefern, daß er ein Kind Gottes sei, und so wurde er zum Abendmahl mit den Gliedern der Gemeinde zugelassen.

„Monate giengen dahin, und der Anstaltskurs war nahezu abgelaufen, als er eines Abends wieder kam, um mit mir allein zu reden. 'Ich bin nun lange unterrichtet worden,' sagte er, 'und die großen Vortheile, die ich genießen durfte, sind nicht ganz nutzlos an mir gewesen; für Alles, was mir zu Theil ward, bin ich Gott von Herzen dankbar. Aber nun habe ich wieder einen Wunsch. Ich möchte mich gern dem Werke Gottes unter den Heiden weihen. Wenn du mich für tauglich hältst, so möchte ich gern in das Katechisten- und Lehrer-Seminar aufgenommen werden.' Das war mir nicht ganz unerwartet; doch war's das erste Mal, daß er davon sprach. Nach wenigen Wochen trat er in das Seminar über. Nachdem er die Probezeit von sechs Monaten dort zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten bestanden, ward er förmlich in die Zahl der Zöglinge aufgenommen und verfolgte nun seine Studien mit Eifer und glücklichem Erfolg.

„Im Frühjahr 1852 wurde das Missionschiff (der John Williams) auf seiner Rückkehr von England bei uns in Marotonga erwartet, und es wurde unter uns beschloffen, neben andern 'Lehrern' auch unsern Atatangi als eingeborenen Missionar auf dem John Williams nach den heidnischen Inseln im Westen zu senden. Ich erinnere mich noch wohl der Unterredung, die ich mit ihm hatte, als ich ihm diesen Beschluß ankündigte. Er weinte vor Freuden und sagte: es sei schon längst sein heißester Wunsch gewesen, als der erste christliche Lehrer zu irgend einem kannibalischen Volke gesandt zu werden, das noch nicht von dem Evangelio Jesu gehört habe. — Etwa eine Woche vergieng, und der junge künftige Missionar saß schon wieder neben mir. Ein paar Augenblicke blieb er stille, als wenn er über irgend eine wichtige Sache nachdächte. Und es war in der That eine wichtige Sache, die ihm auf dem Herzen lag; und da sich darin der Charakter der Eingeborenen auf eine ebenso rührende als lehrreiche Weise kundgiebt, so muß ich es erzählen. Nach seinem nachdenklichen Schweigen stieg er an: da seine Station theilweise schon bestimmt sei und das Missionschiff demnächst erwartet werde, so habe er darüber nachgedacht, ob etwa große Schwierigkeiten im Wege lägen,

wenn er — sich verheirathen würde. Nun, an das hatte ich allerdings nicht gedacht; es war mir aber ganz klar, daß dieß für seinen ganzen künftigen Gang eine ernste und folgereiche Frage war. Da wir jedoch glaubten, seine Station werde irgendwo in der Nähe von Aneiteum (Neuhebriden) zu liegen kommen, wo damals bereits europäische Missionare sich befanden, so konnte ich getrost meine Zustimmung zu der Sache geben, und fragte nur, ob er schon an eine passende Person gedacht habe. 'Ja,' sagte er schüchtern, 'ich habe an Maria gedacht.' Diese junge Person war die Tochter eines der ersten und tüchtigsten eingeborenen Samoa-Lehrer, und war in der Missionschule erzogen und gebildet worden. Da es mir nun vorkam, sie würde allerdings eine ganz passende Gehülfin für Akatangi abgeben, so fragte ich ihn, ob er ihr seine Wünsche schon kund gethan habe. Mit einem eigenthümlich verschämten Gesicht erwiderte er: 'Nein, ich habe noch nicht mit ihr über die Sache gesprochen, sondern habe nur schon lange sie angesehen.' Ich entgegnete: um die Sache zu einer Entscheidung zu bringen, sei noch etwas weiteres nöthig, als sie nur anzusehen. Das komme ihm auch so vor, sagte er; und indem er seine Hand in die Tasche steckte, zog er einen Brief hervor, den er mir übergab. Er enthielt die wichtige Anfrage an Maria um ihr Jawort. Ich konnte den Brief nur mit innigster Rührung lesen, und da er gewiß auch meine Leser interessieren wird, so soll er hier eine Stelle finden.

'An Maria, Tochter des * * *.

'Ich, Akatangi, bin dazu bestimmt worden, als Missionar zu den Heiden zu gehen, nach den finstern Landen im Westen. Ich habe dich lange schon angesehen, und nun wünsche ich, daß du mit mir gehst. Wenn du Jesum liebst, wenn du die Heiden liebst, und wenn du mich liebst, so laß uns mit einander gehen. Denke darüber nach, und laß mich dann deinen Sinn wissen. Segen über dich von Jesus. Amen. Na Akatangi.'

„Ein würdiger Gemeindeglied überbrachte den Brief an Maria, und als er ihr sagte, von wem derselbe komme, verrieth der Ausdruck ihres Gesichts, daß das Sehen Akatangi's nach ihr keinen ungünstigen Eindruck auf sie gemacht hatte. Nachdem sie ihn gelesen, erklärte sie, sie werde mit ihren Eltern über die Sache reden, und wenn diese ihre Zustimmung dazu gäben, so sei sie nicht abgeneigt, Ja zu sagen. Der Erfolg war, daß Maria und Akatangi getraut wurden. Im

März 1852 kam das Missionschiff, und das junge Paar schiffte sich mit andern eingeborenen Lehrern unter den Gebeten und Segenswünschen der Gemeinde ein, um nach den Neuhebriden zu segeln."

3. Der Tagesanbruch auf Gromanga.

Eine hellere Zeit war für Gromanga im Anbruch. Das Missionschiff verließ die Samoa=Inseln am 29. April, um direkt nach den Neuhebriden zu segeln. Es waren außer den beiden englischen Missionaren Murray und Sunderland fünf verheirathete Lehrer von der Hervey-Gruppe an Bord, unter ihnen Atatangi mit seiner Maria; ferner zwei Lehrer von Samoa, unverheirathet. An sie schlossen sich vier Eingeborene von Savage=Island (Wilben=Insel), vier von Fata (Neuhebriden) und jene vier Gromanganer an, welche drei Jahre lang auf Samoa unterrichtet worden waren. „Sie können alle leicht und fließend im Neuen Testament lesen,“ heißt es im Bericht von den Letzteren, „sie haben eine nicht geringe Kenntniß der evangelischen Heilswahrheit, und einige von ihnen geben entschiedene Hoffnung, daß ein neues Leben aus Gott in ihnen begonnen hat.“ Diese vier jungen Gromanga=Jünglinge brannten nun vor Verlangen, ihren Landsleuten wieder zu sagen, was sie unter den Christen gesehen und gelernt hatten. Einer derselben aber sollte in eine andere Heimath, als die irdische, eingehen. Er war mit leidender Gesundheit aufs Schiff gegangen und starb unterwegs, ehe Gromanga erreicht ward. „Er hatte fleißig sein Neues Testament (in der Samoa=Sprache) gelesen,“ schreibt Miss. Gill, „hatte dankbar und aufmerksam die Mittel der Gnade benützt, wandelte als ein Christ und starb nach dem Urtheil der Brüder mit einer frohen Hoffnung des ewigen Lebens. Er ist die Erstlingsfrucht seines entarteten Volkes und nun auf ewig in die himmlische Heimath gerettet. Als einen Geretteten werden ihn die vollendeten Geister der auf Gromanga erschlagenen Märtyrer mit Dank und Jubel droben empfangen und ihn dem Lamm, das geschlachtet ist, dargelegt haben als ein Denkmal Seiner triumphirenden Liebe. Ist aber der Anbruch heilig, so ist der ganze Tag heilig. Die Erstlingsähre kündigt eine ganze Ernte an.“

Unter den drei überlebenden Gromanga=Jünglingen war Mana der hoffnungsvollste. Es war unverkennbar, daß die christliche Heils=

wahrheit feste Wurzeln in seinem Herzen geschlagen hatte. Er sollte auch der Erste sein, der seinen Landsleuten den Heilsrath Gottes in Christo in ihrer eigenen Sprache verkündigen durfte. Hören wir, was der Reisebericht sagt. „Samstags den 22. Mai (1852) ankerten wir in der Dillon's Bay. Schaaren von Eingeborenen standen auf den umliegenden Höhen, riefen uns zu und winkten uns, zu ihnen zu kommen. Etliche warfen sich ins Meer, schwammen zu uns heran und kamen ohne die geringste Furcht aufs Verdeck. Wir hörten zu unfrem Leidwesen, daß in der Nachbarschaft der Krieg herrsche; gleichwohl wagten wir uns ans Ufer. Wir landeten nahe bei der Stelle, wo Williams fiel. Dann giengen wir an dem etwa 18 bis 20 Fuß breiten und von Bergen eingeschlossenen Bach hinauf, bei welchem Harris erschlagen worden war. Es ist eine wunderschöne Landschaft... Als wir zum Schiff zurückkehrten, durften wir Zeugen einer überaus rührenden Scene sein. Mana, einer der heimkehrenden Gromanga-Jünglinge, stand mit seinem Samoa-Testament in der Hand auf dem Verdeck in Mitten einer Gruppe seiner Landsleute, die mit Bewunderung und Staunen dem zuhörten, was er ihnen von Jesus erzählte. (Siehe das Titelbild.) Er las ihnen von seinem Kommen ins Fleisch und von seinem Leiden uns zu Gute, wobei er' auf seine Hände und Füße zeigte, um die Kreuzigung anzudeuten, und dann nach dem Himmel wies als dem Ort, wo er nun sei. Ach, das war eine ergreifende Scene!“

Am Montag gelang es den Missionaren, zwei Häuptlinge, unter ihnen Kauiaui, den ersten Mann jenes Distrikts, samt einem Gefolge von mehr als hundert Personen an Bord des Missionschiffs zu bewillkommen. Durch die drei Gromanga-Jünglinge als Dollmetscher war es möglich, diesen Leuten den Zweck der Mission deutlich zu machen, und nachdem sie Alles begriffen zu haben schienen, fragte man sie, ob sie Lehrer zu haben wünschen und denselben Schutz, Nahrung, Wohnung u. zu bieten bereit seien. Einer der Häuptlinge übergab als Antwort auf diese Fragen seinen eigenen Sohn den Missionaren und sagte: sie sollen den Knaben als Bürgen und Geisfel mit nach Samoa nehmen. Das war trostreich und hoffnungsvoll. Am Abend wurde Akatangi und der Lehrer Vaa von Marotanga samt den drei Gromanga-Jünglingen auf der Insel gelandet. Die Frauen blieben vorerst noch auf dem Schiffe zurück. „Es war eine tief ergreifende Scene, zu sehen, mit welcher augenscheinlichen Freude die

beiden Samoa-Lehrer von den Eingeborenen begrüßt und im Triumph nach der für sie bestimmten Wohnung geführt wurden.“ Am folgenden Morgen fand man die beiden Lehrer vollkommen zufrieden mit der Behandlung, die sie von den Eingeborenen erfahren hatten. Sofort wurde Maria und die Frau des andern Lehrers ans Land gebracht. Der Häuptling Raiuau war überglücklich. Doch schien ihm etwas noch zu fehlen. Er bat um einen europäischen Missionar. „Das ist der Ruf von Gromanga,“ sagt der Bericht, — „ein Ruf von der Dillon's Bay, von derselben Stelle, wo Williams vor elf Jahren gefallen ist! Ja vielleicht von demselben Manne, der seine Keule über Vater Williams geschwungen hat!“*)

Sechs neue Gromanga-Jünglinge wurden nach Samoa mitgenommen, um sie dort zu unterrichten. Ehe aber das Missionschiff absegelte, kam Atatangi noch einmal an Bord, um Abschied zu nehmen. Ein Eingeborener, der gerade auf dem Schiff sich befand, redete ihn an und sprach ihm Muth zu; denn es sei nichts Leichtes, auf dieser Insel sein Leben davonzubringen. Atatangi erwiderte: es werde mit Gottes Hülfe Alles gut gehen. „Wenn Gott haben will, daß wir leiden und sterben, so geschieht es in Seinem Dienst, — und das ist ein seliges Ding.“ — Man empfahl die lieben Zurückbleibenden dem Herrn, reichte ihnen noch einmal die Hand zum Abschied, und am Nachmittag segelte das Missionschiff weiter.

Ehe dasselbe wiederkehrte, kam ein Schreiben von den dortigen Lehrern nach der nicht fernen Insel Aneiteum, wo damals bereits europäische Missionare wohnten. In demselben gaben sie die erfreulichsten Berichte von dem Fortgang des Werkes auf der Insel. Zugleich übersandten sie den Missionaren in Aneiteum einige in die Sprache von Gromanga übersetzte Bibelabschnitte und ein Elementarbüchlein, das sie nach dem Muster der Samoa-Schulbücher ausgearbeitet hatten, mit der dringenden Bitte, diese Manuscripte so rasch als möglich zu drucken und mit erster Gelegenheit ihnen zuzusenden; denn die Eingeborenen seien voll Begierde, lesen zu lernen! Am 27. Okt. 1853 erschien der „John Williams“ abermals in der Dillon's Bay. An Bord desselben befanden sich mehrere Samoa-Lehrer und zugleich fünf von den jungen Gromanganern, welche letztes Jahr nach Samoa

*) Wir werden bald von Raiuau, der wirklich Williams' Mörder war, noch mehr hören.

mitgenommen worden waren. Man fand Alles im erfreulichsten Gang. Zwei Sandelholzhändler, die mit ihren Schiffen im Hafen vor Anker lagen, konnten nicht genug rühmen, wie Alles hier anders geworden sei; jetzt könne jeder weiße Mann ohne die geringste Gefahr ans Land gehen. Noch fröhlicher lauteten die Berichte aus dem Munde der beiden Lehrer Akatangi und Baa. Der eine der beiden Häuptlinge, welche das Jahr zuvor um Lehrer gebeten hatten, Naiwan, lebte auf der Westseite der Bay, auf dem ansteigenden Hügel. Er hatte die beiden Lehrer eingeladen, bei ihm zu wohnen, und gab ihnen ein Haus. Sofort begannen sie dort eine Schule, und als die gedruckten Büchlein von Aneiteum kamen, wollte Alles lesen lernen. Dann hielten die Eingeborenen Rath über den Bau einer Kapelle. Dieselbe war bald aufgeführt, und der regelmäßige Gottesdienst begann. Es erschienen meistens etwa dreißig Leute am Sonntag. Der Häuptling Naiwan selbst schien von dem Einfluß des Evangeliums nicht unberührt. Er und seine Leute fiengen an, den Sonntag heilig zu halten und von aller gewöhnlichen Arbeit abzustehen. Selbst das Essen wurde schon Samstags Abends zubereitet. Vor einiger Zeit war Naiwan von einem benachbarten Häuptling veranlaßt worden, mit ihm in den Krieg zu ziehen gegen einen nahegelegenen Stamm. Zwei Feinde wurden erschlagen; aber Naiwan weigerte sich, an der kannibalischen Mahlzeit theilzunehmen. Das war ein mächtiger Schritt vorwärts. — Auch auf der Ostseite der Bay, in Pankar, dem Dorfe des andern befreundeten Häuptlings Kauiaui, hart am Strande; wo Williams gefallen war, hatten die Lehrer sich zwei Hütten erbaut, wo sie abwechselnd wohnten und Gottesdienst oder Schule hielten. Dort wohnte auch der Gromanga-Jüngling Mana, der (wie früher berichtet) drei Jahre in Samoa gewesen, und den wir beim vorjährigen Besuch des Missionschiffs seinen Landsleuten predigend fanden. Er hatte bisher den beiden Lehrern treulich beige= standen. Waren sie abwesend oder krank, so hielt er den Gottesdienst und die Schule, und war in jedem Stück ein treuer Gehülfe am Werke der Mission.

So fanden es die Missionare Murray und Sunderland, die mit dem John Williams gekommen waren. „Wir giengen mit Akatangi und Baa ans Ufer,“ heißt es in ihrem Bericht, „und bestiegen zuerst den Hügel, wo Naiwan's Dorf und die Kapelle liegt. Der alte Häuptling trat aus seiner Hütte, uns zu grüßen. Er war sehr

freundlich. Die Kapelle ist ein kleines Gebäude, 20 Fuß lang und 16 breit. Etliche Männer, Weiber und Kinder hatten sich versammelt, als erwarteten sie einen Gottesdienst. Es freute uns zu sehen, daß die meisten anständig gekleidet waren. Wir sangen ein Lied, sprachen dann den Leuten durch die Lehrer unsre Freude und Dankbarkeit aus für das, was wir wahrgenommen hätten, und ermunterten sie herzlich, den Worten der Lehrer treulich nachzukommen. Alle gaben uns die Hand und schienen über unsern Besuch erfreut." — Von dem Hügel eilten die Missionare, begleitet von den Lehrern, über die Bay hinüber zu Kauiaui, dem Häuptling auf der Ostseite. „Hier ist die Stelle, wo Williams fiel," schreiben die Brüder, „und Kauiaui selbst ist der Mann, der — ihn erschlagen hat. Als wir mit ihm über die Sache sprachen, zeigte sich, daß kurz vor der entsetzlichen That ihm sein eigener Sohn durch weiße Fremdlinge getödtet worden war, und erbittert darüber lauerte er auf die erste Gelegenheit, wo er an einem Weißen Blut mit Blut vergelten könnte. Er war der erste, der mit der Keule nach Williams schlug, da dieser noch ferne vom Strand war. Der Schlag aber machte ihn nur taumeln, und er konnte noch nach dem Ufer laufen. Kauiaui war ihm auf den Fersen und erreichte ihn am abschüssigen Gestade, und hier folgte der zweite verhängnißvolle Schlag. Er sagte zu uns: er habe, nicht gewußt, daß es ein Missionar, 'ein Mann des Wortes', gewesen. Die That sei in den Tagen seiner Unwissenheit geschehen. Nun aber hat er dringend um (europäische) Missionare und begehrte, daß sie bei ihm wohnen möchten! Es ist kein Zweifel, daß es ihm ein wahrhaftiger Ernst ist. Die Dillon's Bay ist für das Evangelium weit offen. . . Die Lehrer brachten uns auch ein Sacktuch, das ihnen Kauiaui's Frau eingehändigt hatte, und das die Namenszeichen des zugleich mit Williams erschlagenen Harris trägt. Ebenso erhielten wir die Keule, mit welcher, wie Kauiaui sagte, Williams erschlagen ward."

Nach dem Bericht der beiden Lehrer war im Lauf des Jahres der Häuptling von Bankil (etwa 5 Stunden von der Dillon's Bay entfernt) mehr als einmal gekommen und hatte um Lehrer gebeten; ja er band es ihnen auf die Seele, seiner nicht zu vergessen, wenn das Missionschiff wiederkäme. Das war fröhliche Kunde. Die Bitte wurde mit Freuden gewährt, und nachdem die Anordnung getroffen war, daß Akatangi bei Kauiaui auf der Ostseite, Waa auf dem Hügel bei Raiwan hinfert wohnen sollten, wurde außer zweien der

mitgebrachten Gromanga-Jünglinge ein weiterer Samoa-Lehrer mit seiner Frau gelandet, der für den Häuptling von Bantil bestimmt war. Es wurden zugleich die nöthigen Vorräthe für diese Lehrer, sowie eine Anzahl passender Geschenke für die Häuptlinge, ans Land geschafft. Tags darauf fuhr das Schiff weiter, — doch nicht um schon diese denkwürdige Insel zu verlassen. Es sollte noch eine dritte Station auf Gromanga gegründet werden. Denn es war nicht bloßes Gerücht, daß in der sogenannten Elisabeth-Bay, etwa drei Stunden von der Dillon's Bay entfernt, die Leute nach einem christlichen Lehrer verlangen, sondern die Missionare selbst hatten vor einem Jahre von dort zwei Jünglinge mitbekommen, die nun, nachdem sie auf Samoa unterrichtet worden waren, auf dem Missionschiff wieder in ihre Heimath zurückkehren sollten. Nach kurzer Fahrt wurde die genannte Bucht erreicht (28. Okt. 1853). Die beiden jungen Eingeborenen gingen ans Land, und nach kurzer Zeit kehrten sie mit dem Häuptling des Platzes und seinem Sohne wieder. „Wir legten ihnen,“ heißt es im Bericht, „den Zweck unsres Kommens vor. Sogleich sprachen sie in rührender Weise ihr Verlangen nach Lehrern aus und versprachen, ihnen ein Haus zu geben, sie freundlich zu behandeln und ihren Unterweisungen zu folgen. Wir wählten für ihn den Marotonga-Lehrer Meariki mit seinem Weibe, gaben dem Häuptling ein Geschenk und schickten uns allesamt an, ans Land zu gehen. Des Häuptlings Haus liegt auf einer Anhöhe und ist von der Bucht aus leicht und deutlich erkennbar. Das Hinaufsteigen war überaus beschwerlich. Wir mußten mit Händen und Füßen hinaufklettern, und ein einziger Fehltritt hätte gefährlich werden können. Die Eingeborenen aber stiegen ohne die geringste Schwierigkeit mit den Risten des Lehrers auf ihren Schultern die steile Anhöhe hinauf. Der Häuptling trat sofort sein eigenes recht anständiges Haus dem Lehrer ab und will sich ein neues bauen. Wir waren innig erfreut und dankbar für diesen Empfang, und nachdem Alles in Ordnung gebracht war, nahmen wir gegen Abend Abschied. ... So haben wir denn drei Stationen auf Gromanga (Dillon's-Bay, Bantil und Elisabeth-Bay). Die Thür ist offen, und wir bitten dringend, daß bald ein europäischer Missionar auf diese Insel zu wohnen komme. Je näher wir mit den Gromanganern bekannt werden, desto gewisser wird es uns, daß sie ein gutmüthiges [?], gelehriges Geschlecht sind. Zu den Thaten der Grausamkeit, die sie verübt haben, sind sie durch die

schändlichen Ungerechtigkeiten der Sandelholzhändler aufgereizt worden. Wen wir bis jetzt unter ihnen näher kennen gelernt haben, — namentlich die eingeborenen Jünglinge, die wir mehrere Jahre hindurch bei uns in Samoa hatten, das waren lauter gutmüthige, für Liebe empfängliche Leute.“

Als das Missionschiff im J. 1854 (Okt.) abermals vor Gromanga erschien, dießmal unter der Leitung des Miss. Hardie, war ein wunderbarer Fortschritt zum Bessern gar nicht zu verkennen. „Wir waren hocherfreut,“ schreibt Hardie, „über die Lage der Dinge, wie wir sie in der Dillon's Bay trafen. Die Eingeborenen, die uns entgegen eilten, waren meist anständig gekleidet. Die Lehrer sehen kräftig, gesund und vergnügt aus; nur ihre Frauen waren öfters krank gewesen. Die kleine Kapelle, die früher errichtet wurde, war zu klein geworden, um alle Zuhörer zu fassen, und so haben sie nun eine andere aus Bambus erbaut, 40 Fuß lang und 20 breit, die recht stattlich aussieht. Auch für die Lehrer werden gerade jetzt zwei nette bessere Wohnungen hergerichtet. Nicht weniger als 67 Personen, wovon zwei Drittel Männer sind, haben dem Heidenthum entsagt, lernen fleißig in der Schule und besuchen regelmäßig den Gottesdienst. Die eingeborenen Jünglinge, die früher in Samoa gewesen und dort geschult worden sind, halten sich treulich zu den Lehrern, und namentlich hilft ihnen der liebe Mana mit großem Eifer in der Schule und in der Kapelle. Er war ganz überkommen vor Freude, als das Missionschiff ankam. — Auch auf der Station Bankil wird der Lehrer freundlich behandelt, und seine Unterweisungen werden gerne angenommen. Eine kleine Kapelle ist dort errichtet worden, und etwa dreißig Personen haben dem Heidenthum entsagt. — Auf der dritten Station, Elisabeth-Bay, geht es nur erst langsam; doch scheint auch dort das Evangelium Boden zu gewinnen... Wir ließen vier neue Samoa-Lehrer auf der Insel zurück und wiesen sie an, zunächst bei denen in der Dillon's Bay zu bleiben, bis sie die Sprache erlernt und sich mit den Sitten des Volks hinreichend bekannt gemacht hätten; dann sollen sie je zwei und zwei auf neue Stationen versetzt werden.“

So schreibt Missionar Hardie. Um dieselbe Zeit aber erhielt Missionar Gill (auf Karotonga) von seinem früheren Schüler, dem lieben Glockenläuter Atatangi, ein Schreiben aus Gromanga, das folgender Maßen lautet:

„An Herrn Gill, meinen Lehrer, der mich im Worte Gottes unterwiesen hat.

„Segen über dich! Der Brief, den du mir schriebst, ist mir gekommen. Ich und mein Weib Maria lasen ihn mit großer Begehrde, und wir wünschten sehr, dein Angesicht sehen zu können. Wir sind noch immer hier und treiben das Werk Jesu unsres Meisters, und Er segnet und fördert unsrer Hände Werk. Der Häuptling des Stammes, bei dem ich wohne, ist der Mann, der Williams erschlagen hat. Er wußte nicht, daß es ein Missionar war. Er ist jetzt voll Kummer und Betrübniß, wenn er an das denkt, was er gethan hat. Aber nun lehre ich ihn das Wort Gottes lesen, und er wächst an Erkenntniß. Meine Freude ist groß in Gott, der mir bis dahin in diesem Werk beigestanden ist, und der die Leute herbeizieht, daß sie sich gerne unterrichten lassen. Das Werk ist noch groß. Sendet uns Missionare, daß sie es ausrichten. Das ist meine Bitte an dich. Segen über dich! Amen.“

Noch eines wichtigen Umstands, der in diese Zeit fällt, müssen wir erwähnen. Früher wagten es die Sandelholzhändler nicht, ohne die geladene Flinte in der Hand dem verhängnißvollen Ufer von Gromanga zu nahen. Was für Grausamkeiten dabei vorfielen, ist früher erwähnt worden. Jetzt, nachdem die Mission den Weg gebahnt, siedelten sich mehrere Sandelholzhändler bleibend und unbelästigt auf dem Boden Gromanga's an. Es war aber ein Glück und eine gnädige Führung Gottes, daß der erste, der dies wagte (und zwar in der Dillon's-Bay selbst), ein wackerer, wohlgesinnter und gewissenhafter Christ war. Wir werden ihm wieder begegnen. Seinem Beispiel folgten mehrere Andere auf verschiedenen Punkten der Insel.

4. Missionar Gordon.

„Sendet uns Missionare, daß sie es ausrichten!“ Das war der herzergreifende Ruf, der zum ersten Mal von der blutbesleckten Insel Gromanga in die Mitte der Christenheit hineintönte. Der Ruf ward nicht überhört. Der Herr, der auch die Kannibalen auf Gromanga bis in den Tod geliebt, hatte bereits in einem stillen Winkel der Erde den Mann erzogen, den Er zu diesem Werke berufen wollte. Auf der Prinz-Eduard-Insel, die zu brittisch Nordamerika gehört, lebt Vater Gordon, ein schlichter Farmer (oder Landmann), der mitten

im Urwald sich ein Stück Land gelichtet, dasselbe urbar gemacht und zu seinem und seiner Familie Unterhalt bis dahin bebaut hat. Sein Sohn Georg hatte ihn in allen harten und mühseligen Arbeiten, die mit dem Leben eines Farmers verbunden sind, zu unterstützen, sobald er die Jahre der Kindheit hinter sich hatte. Der Vater war ein frommer Mann, der das Wort Gottes reichlich in seinem Hause wohnen ließ und auch seinen Sohn in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzog. Der Geist Gottes arbeitete an dieser jungen Seele mächtig. Es kamen Stunden, wo Georg von Herzensgrund ein Kind Gottes zu sein begehrte; aber er fand, daß der Friede nicht in sein Herz kam, bis er sich entschloß, ganz und ungetheilt ein Nachfolger Jesu zu werden. Diesen entscheidenden Schritt that er in den reiferen Jahren seines Jünglingsalters. Er gehörte von nun an ganz dem Herrn an, und wie er selbst nun in Ihm und Seinem Wort ein ewiges und unvergleichliches Gut gefunden, so begehrte er auch hinfort Andern diesen köstlichen Schatz anzupreisen. Er fieng an, unter den zahlreichen Katholiken, die auf der Insel wohnen, Bibeln und christliche Traktate zu vertheilen und mit Bitten und Mahnen die irrenden Seelen, die ihm begegneten, zu Christo dem großen Hirten der Schafe zu führen. Mehr als Einer von denen, die mit ihm zusammentrafen, nennt ihn heute noch den „Retter seiner Seele“. Etwa ums Jahr 1849 begab er sich auf einem Küstenschiff nach Halifax, der Hauptstadt von Neu-Schottland (Nova Scotia), um in dem College der freien presbyterianischen Kirche eine gründlichere Bildung sich zu erwerben. Freilich, seine Vorkenntnisse waren sehr, sehr gering; er besaß kaum die Elementarbildung, wie sie ein gewöhnlicher Landmann oder Handwerker zu besitzen pflegt. Aber so brennend war sein Eifer und die Energie seines Willens, daß er im Lauf von fünf Jahren außer der Grammatik und Literatur seiner eigenen (englischen) Muttersprache noch Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und die übrigen Zweige einer höheren Bildung in dem Maße bemeisterte, daß er mit den ausgezeichnetsten Schülern des College auf Einer Linie stand.

Doch dieß war nur Eine Seite seines Studienlebens in Halifax. Vom Tage seiner Ankunft an und mitten unter den unausgesehten Anstrengungen geistiger Arbeit widmete er einen nicht unbedeutenden Theil seiner Zeit dem Besuch der Armen und Kranken in der Stadt. Kein Tag verging, wo er nicht wenigstens drei Stunden diesen Werken der Liebe widmete, wobei er denen, die ihm ein williges Ohr

liehen, die Bibel vorlas oder Traktate vertheilte oder mit ihnen betete, oder aber denen, die in leiblicher Noth waren, mit helfender Liebe beispwang. Und das Alles geschah durchaus freiwillig, ohne von irgend Jemand eine Unterstützung zu erhalten; ja es war ihm dieß bei der äußersten Beschränkung seiner Mittel nur dadurch möglich, daß er sich selbst die strengste Regel der Sparsamkeit auferlegte. Er lebte über die Maßen gering, machte nie Schulden und hatte immer noch ein Weniges übrig, um denen zu helfen, die noch dürftiger waren als er selbst. Am Ende des ersten Jahrs seiner Studienzeit aber hatten diese fast übermenschlichen Anstrengungen dermaßen seine Gesundheit beeinträchtigt, daß er zwei Monate lang alle geistige Arbeit bei Seite zu legen genöthigt war. Das lehrte ihn etwas mehr Klugheit in der häushälterischen Verwendung seiner Kraft. Er kehrte nach jener schmerzlichen Zeit des Stillstands mit mehr Besonnenheit zur Arbeit zurück, ohne jedoch aufzuhören, mit exemplarischer Treue alles das zu thun, was der Glaube und die Liebe von ihm forderte.

Bei seinen Arbeiten der Liebe unter den Armen, namentlich unter den verkommenen Irländern, die in einigen Quartieren der Stadt zusammengebrängt waren, lernte der junge Student ihr geistliches Elend und ihre großen Bedürfnisse gründlich kennen, und je tiefere Blicke er in den Umfang dieses Jammers that, desto mehr sah er ein, daß sein vereinzeltcs Wirken nur wie ein Tropfen ins Meer sei. Dieß veranlaßte ihn, einen Verein für innere Mission in Halifax zu gründen, dessen thätigstes Mitglied er selbst während der beiden letzten Jahre seines Studiums war. Während dieser Zeit erwarb er sich die Achtung aller, auch der höchstgestellten Protestanten der Stadt, und zwar unter allen kirchlichen Bekenntnissen, und Tausende von Armen hingen ihm mit der dankbarsten Liebe an. Es war dieß aber auch die rechte Lehrzeit für den künftigen Missionar; denn er sollte hier zugleich die Prüfungen kennen lernen, die künftig seiner warteten. Durch seine evangelischen Arbeiten, namentlich unter den Irländern, zog er sich den Haß der katholischen Priester und ihrer Kreaturen in dem Maße zu, daß er mehr als einmal nicht bloß gröblich beschimpft, sondern auch mit Steinwürfen und Prügeln mißhandelt ward. Was aber Gordon während seiner Studienjahre in Halifax begonnen und begründet hatte, das sollte mit seinem Abgang von dort nicht aufhören. Der Missionsverein für Halifax besteht heute noch und unterhält gegenwärtig drei Arbeiter.

Um jene Zeit (es war etwa ums Jahr 1854) kamen die erfreulichen Nachrichten von dem Werke Gottes auf Gromanga auch nach Halifax, und Gordon war einer von denen, die mit dem lebhaftesten Interesse Alles verschlangen, was von dort her verlautete. Seine Seele lebte zwar ganz in dem Werk der innern Mission, aber schon lange fühlte er einen noch mächtigeren Zug zu dem Werk unter den Heiden. Er hatte wohl das Gefühl, daß in der christlichen Heimath viel, sehr viel zu thun sei für die Ehre des Namens Jesu und für die Rettung irrender Seelen; aber das Elend der Heidenwelt erschien ihm größer und ihr Bedürfniß nach Arbeitern dringender. Ein geheimnißvoller Zug, den er selbst nicht zu erklären wußte, knüpfte seine Liebe vor Allem an die Insel Gromanga. Er bot nach vollendeten Studien seine Dienste dem presbyterianischen Missionsverein in Halifax an und wurde mit Freuden angenommen. Von diesem Augenblick an warf er sich mit der ganzen Energie seines Wesens auf die Vorbereitung für diese neue Laufbahn. Schon in seiner Heimath, da er noch seinem Vater in der Landwirthschaft half, hatte er sich mit den Kunstgriffen des Zimmermannshandwerks vertraut gemacht, in dem Maasse, daß er ein einfaches Haus zu bauen und mit dem nöthigen Hausgeräthe zu versehen verstand. Jetzt schickte er sich an, gleicherweise den Hammer des Schmieds, die Ahle des Schusters, die Nadel des Schneiders handhaben zu lernen. Er studirte die Elemente der Medizin, lernte in einer der städtischen Druckereien die Kunst des Setzers und Buchdruckers und versäumte mit Einem Worte nichts, was ihm bei seinem künftigen Missionsleben nützlich werden konnte, zumal auf einer abgelegenen Insel der Südsee, wo er von allen Hülfsmitteln der Civilisation abgeschnitten sein würde. Im Nov. 1856 verließ er Halifax und begab sich nach England, um von dort, vereinigt mit den Missionaren der Londoner MG., nach der Südsee abzugehen. In London lernte er eine Christin kennen, die bereit war, mit ihm alle Mühen und Gefahren des Missionslebens im Namen des Herrn zu theilen. Sie war eine jener edlen Engländerinnen, die ihre Liebe, ihre Kraft und Zeit den Armeneschulen, den Besuchen der Verlassenen und Kranken und der Verbreitung des Wortes Gottes zu weihen pflegen. Keine konnte des Mannes, der zum Auszug nach der Südsee sich anschickte, würdiger und ebenbürtiger sein, als sie. Der Prediger in Halifax, dessen Mittheilungen wir diese Züge entnommen haben, schließt mit den Worten: „Gordon kam am 17. Juni 1858

nach einer langen und mühseligen Seereise in Tromanga an, und damit begann für ihn jenes Leben voll unausgesetzter Mühe und Arbeit, jene Reihe von Entbehrungen und Gefahren aller Art, die das Missionsleben auf einer so barbarischen Insel mit sich bringen mußte. Er und seine würdige Gehülfin hatten Schritt für Schritt und im Angesicht unerhörter Schwierigkeiten die Streite des Herrn auszusechten; aber in keinem ihrer Briefe findet sich auch nur ein leiser Laut der Klage. So stark war Gordons Glaube, so glühend seine Liebe zu den Seelen, so freudig seine Selbstverläugnung, daß ich sagen kann, es war etwas Erhabenes, etwas unbeschreiblich Herrliches in dem Ton seiner Briefe. Ich habe in meinem Leben nie einen Menschen kennen gelernt, dessen Frömmigkeit ächter, dessen Liebe brennender, dessen Herz einfältiger auf das Eine Nothwendige gerichtet war."

Das ist der Mann, der das Werk auf Tromanga nun in die Hand nahm. Leider fehlen uns seine eigenen Briefe und Berichte, die er nach Halifax zu senden pflegte; wir können nur aus den gedruckten Missionschriften der Londoner MG. schöpfen. Sie sind aber reich und inhaltsschwer. Es war am 15. Okt. 1859, daß das Missionschiff John Williams aufs Neue in der Dillon's-Bay Anker warf. Missionar Turner, dessen Erlebnisse auf der Insel Tanna wir früher kennen lernten, besand sich mit andern Missionsgeschwistern und einer großen Anzahl eingeborener Samoa-Lehrer an Bord. Die äußere Erscheinung der Dinge auf Tromanga bot ein ganz neues Bild dar. Hart am Ufer auf der linken Seite des Baches, der in die Bay sich ergießt, standen drei Häuser und Magazine von Sandelholzhändlern. Am gegenüberliegenden Ufer des Bachs, gerade auf der Stelle, wo Harris einst unter den Keulen der Kannibalen gefallen war, stand die Wohnung eines Samoa-Lehrers und die kleine Druckerei, von welcher das Wort des Lebens in der Tromanga-Sprache künftig ausgehen sollte. Hinter dem Gebüsch lagen die Hütten der Eingeborenen, die den Strand bewohnen. Gordon aber hatte sich auf einem der hochanstrebenden Hügel im Hintergrund, tausend Fuß über dem Meer, seine stattliche Wohnung hergerichtet. Hundert Schritte davon stand die kleine Kapelle, deren hellklingende Glocke an den Hügeln umher das Echo weckte und die Eingeborenen zum Gottesdienst einzuladen pflegte. War es klug, daß Gordon seine Wohnung so weit weg von dem Dorfe der befreundeten Eingeborenen errichtete? Er fürchtete nichts; wohl aber war es ihm darum zu thun, aus der heißen,

ungefunden und fieberreichen Niederung hinweg zu kommen und seine und seiner Gattin Gesundheit auf den frischen lustigen Höhen für das Werk Gottes zu erhalten und zu stärken. „Bruder Gordon,“ schreibt Turner, „kam sogleich an Bord des Missionschiffs, und von ihm begleitet giengen Etliche von uns ans Land und stiegen den Hügel hinauf zu seiner Wohnung. Er und seine Frau sind ganz wohl. Es ist ein kleines Zion da oben. Jeder Blick in die Umgebung bringt uns ein Stück der tragischen Scenen von 1839 in Erinnerung. Am Fuß des Hügels, auf dem die Kapelle steht, fließt der Bach vorüber, an welchem Harris fiel, und nicht ferne davon ist der sandige Strand, über welchen hinab der theure Williams ins Meer lief. Am Abhang des Hügels, gerade unter Gordons Studirzimmer, liegt die Stelle, wo der Ofen stand, in welchem Williams' Leib zur Kannibalenmahlzeit zubereitet ward. An einem andern Punkte sieht man den Platz, wo Harris' Leib verzehrt wurde. Landeinwärts erhebt sich ein Hain von Kokospalmen, unter deren einer Williams' Schädel begraben liegt. Bei dem Kriegszustand, der gegenwärtig auf der Insel herrscht, ist es schwer, genau den Baum ausfindig zu machen, der diese Ueberreste beschattet.*) Aber laßt die Gebeine des Märtyrers ruhen! Der Tag wird kommen, wo die Palmen, unter denen er der Auferstehung entgegen harrt, ein fröhliches Triumphlied säuseln Dem, der auch Gromanga mit Blut erkaufte hat!“

Die Missionare hatten die Freude, einen Sonntag auf der Insel zuzubringen und mit etwa 150 Eingeborenen in der kleinen Kapelle den Namen des Herrn zu preisen. „Es gieng uns,“ sagt Turner, „durch Mark und Bein, als wir unsre süßesten englischen Lieder, übersetzt in die Gromanga-Sprache, in unsern allbekannten Melodien von den Leuten singen hörten. Macfarlane und ich hielten durch Br. Gordon Ansprachen an sie. Sie waren sichtbar bewegt, als ich von früheren Zeiten redete, wie wir damals uns Mühe gaben, mit ihnen in Verkehr zu treten, und wie uns nur Mißtrauen und Argwohn entgegen

*) Es ist früher gesagt worden (S. 187), daß die Gebeine des sel. Williams von den Eingeborenen herausgegeben und durch Kapitän Croker auf der „Favourite“ nach Samoa gebracht worden seien. Es war dieß ein Irthum; denn was dafür angesehen wurde, waren nicht Williams' Gebeine. Die Eingeborenen meinten, Kapitän Croker wüßte überhaupt Menschenknochen zu kaufen, und sie trugen deshalb herbei, was sie von dergleichen menschlichen Ueberresten in den nahen Begräbnißhöhlen fanden.

kam. Ich nannte die Namen jener Sieben, welche im J. 1845 zu uns herangeschwommen kamen, und denen wir allerlei Freundlichkeiten erwiesen. Die Bewegung, die bei der Nennung dieser Namen unter ihnen entstand, zeigte, daß Einer von ihnen anwesend war. Er kam nach dem Gottesdienst und gab uns die Hand, sagte auch, daß zwei oder drei Andere von den Sieben noch am Leben seien; unser damaliger Besuch sei ihnen sehr aufgefallen, und sie hätten unser Schiff wohl ins Auge gefaßt als ein solches, das den Eingeborenen Güte beweise und kein Sandelholz begehre."

Für Missionar Gordon war der Besuch des Missionschiffs und der Missionsbrüder wahrhaft providentiell. Denn gerade in jener Zeit hatte sich unter den Eingeborenen eine misstrauische Stimmung verbreitet. Das Gerücht gieng nemlich, daß auf der nicht weit entfernten Insel Aneiteum alle diejenigen Eingeborenen dahinstürben, welche die neue Religion angenommen hätten. In Folge davon verboten die Gromanga-Häuptlinge ihren Untergebenen den Besuch des Gottesdienstes, so daß die Kapelle kurz vor der Ankunft des Missionschiffs fast vollständig verlassen stand; nur vier oder fünf wagten noch zu kommen. Daß nun an jenem Sonntag, wo Macfarlane und Turner die Insel besuchten, wieder gegen 150 Eingeborene zum Gottesdienst sich einfanden, war ein gutes Zeichen, und wirklich stellte sich nachher heraus, daß das Mißtrauen allmählich wieder verschwand. Ein eigenthümliches Beeguen hatte Turner mit dem Mörder des seligen Williams. „Am Samstag sah ich den Häuptling Kaniui, der unsern Williams erschlagen hat," schreibt er, „und gab ihm die Hand. Auch Oviello, einen seiner Leute, sah ich, den Mörder von Harris. Beide schämten sich nun und suchten sich scheu zu verbergen, so oft das Missionschiff erscheint. Keiner von ihnen kam am Sonntag in die Kapelle. Wahrscheinlich sind sie von irgend einer Furcht vor drohender Rache geplagt, deren sie sich nicht erwehren können. Doch hoffe ich, Kaniui hat jetzt volles Vertrauen in unsre Absichten. Am Montag giengen beide, er und Oviello, mit uns am Strand umher und zeigten uns die verschiedenen tragischen Stellen. . . Ich pflanzte eine Dattelpalme an die Stelle, wo der erste Schlag fiel. Als an jenem denkwürdigen Tage (20. Nov. 1839) der 'Camben' in der Dillon's-Bay erschien, meinten die Gromangauer, es sei dasselbe Sandelholzschiß, dessen Mannschaft kurz vorher etliche Eingeborene erschlagen und mehrere Damsplantagen geplündert hatte. In dieser

Ueberzeugung wurden sie noch mehr befestigt, als unser Landungsboot nach derselben Stelle fuhr, wo die grausame That geschehen war. An jenem Morgen hatten sie gerade an jenem Plage große Massen Dams und Laro aufgehäuft zu einem Nationalfest; den Gedanken aber konnten sie nicht ertragen, nochmals von den Weißen sich bestehlen zu lassen, und beschloßen, entweder die Landung ihnen zu verwehren, oder wenn sie doch ans Land kämen und am Bach hinaufzielen, wo der Dams sich befand, sie zu erschlagen. Sie schickten Weiber und Kinder aus dem Weg, versteckten sich im Busch — und das Schreckliche geschah. Der Häuptling Kauriui leitete den Angriff. Was aber den Mördern hernach durchs Herz gieng und sie mit Mitleid erfüllte, war, wie Kauriui sagt, 'der Mann im Boot, der dastand und die Hände rang, und laut weinte.' Das war ohne Zweifel der gute Kapitän Morgan. . . Kauriui ist noch immer ein Heide. Ouallo ist nach Gordons Meinung ein hoffnungsreicherer Charakter und scheint tief bekümmert zu sein, daß er 'einen Mann Gottes' erschlagen half."

So standen die Dinge im Okt. 1858, als das Missionschiff Gromanga besuchte. Gordon mit seiner edlen Gattin arbeiteten einsam und mit unverbroffenem Eifer mitten unter einem unschlachtigen Geschlecht, dessen Hände überall mit Blut besleckt waren; aber er durfte leise Hoffnungsschimmer sehen, die einen nicht fernen Tagesanbruch verkündigten.

5. Neues Anheil.

Das Vertrauen, welches Gordon nach und nach in die Eingeborenen setzen zu dürfen glaubte, ermutigte ihn bald nach dem Besuch des Missionschiffs zu einer Rundreise auf der Insel. „Ich habe kürzlich," schreibt er im Dec. 1858, „die ganze Ostseite Gromanga's besucht, welche dicht bevölkert ist, — die ganze Insel mag etwa 5000 Einwohner zählen, — und ich fand überall die Eingeborenen sehr zugänglich. Ich fürchte mich nicht, unter diese desperaten Kannibalen mich zu wagen; denn ich verstehe nun ihre Sprache und kann ihnen ohne Hemmung das besänftigende und alle Leidenschaften mildernde Evangelium von der Gnade Gottes in Christo verkündigen. Ohne eine genauere Kenntniß ihrer Sprache wäre es nicht rathsam, sich unter sie zu wagen, wegen ihrer entsetzlichen Gier nach Menschenfleisch. Mehrere Leute sind erst kürzlich erschlagen und aufgezehrt

worden, und selbst Leichen wurden ausgegraben, um sich an ihrem Fleisch zu sättigen. An einem der Plätze, die wir besuchten, waren selbst die Leute von der Dillon's Bay, die mich begleiteten, so entsetzt und so sehr von der Angst geplagt, sie möchten auch getödtet und gefressen werden, daß ich mein Boot nicht ans Land zu bringen wagte, sondern vom Schiff aus den versammelten Massen predigte, wie es mein himmlischer Meister einst auf dem See Genesareth zu thun pflegte."

So suchte Gordon unter unsäglichem Gefahren und mit unermüdblicher Liebe die versunkenen Kannibalen von Gromanga zum Reiche des Friedens und der Liebe einzuladen. Man konnte nicht überrascht sein, als um die Mitte des Jahres 1861 folgender Bericht nach England kam: „Missionar Gordon ist einer großen Gefahr durch Gottes Gnade entgangen. Eine sehr heftige Maseru-Epidemie nemlich hat furchtbare Verwüstungen auf der Insel angerichtet; nun wurden die Weißen beschuldigt, sie seien an dieser Seuche und an dem furchtbaren Sterben schuld, und so ward unter ihnen der Plan verabredet, sie insgesammt zu ermorden. Ganz in der Nähe des Missionshauses wurde zu dem Ende von der heidnischen Partei eine Rathsversammlung gehalten, um über die Art und Weise zu entscheiden, wie der Mordanschlag ausgeführt werden sollte. Aber da trat der Herr selbst ins Mittel. Ein heftiger Zank entspann sich unter den Leuten selbst, und unter den wüthendsten Drohungen gegen einander giengen sie von dannen. Die wenigen Christen, die sich auf der Insel befinden, sind der Wuth der Feinde nur dadurch entgangen, daß sie sich ins Missionshaus flüchteten. Die Missionsgeschwister aber, die mitten unter diesem grausamen Geschlecht dem Herrn dienen, empfehlen sich den Gebeten der Christen in Europa."

Aber ehe dieses Schreiben in der Heimath ankam, war schon das Schreckliche geschehen. Herr Edwards, ein gottesfürchtiger Sandelholzhändler, der in der Dillon's-Bay sich niedergelassen und mit einer Anzahl auswärtiger Leute bis dahin sein Geschäft betrieben hatte, schreibt an einen Prediger in Sydney (Australien) Folgendes:

„Gromanga, 7. Juni 1861.

„Ich schicke mich mit tiefem Schmerz an, Ihnen die Trauerkunde von der Ermordung unsres innig verehrten Missionars Gordon und seiner Gattin mitzutheilen. Es war am 20. Mai Nachmittags, daß ich eben ein Billet an diesen theuern Freund schrieb, als ich plötzlich

durch einen athemlos daherlaufenden Eingeborenen (David Uti), welchem andere Missionsknaben auf dem Fuße folgten, aufgeschreckt ward. Sie kamen über den Bach herüber und schrielen laut, die Bankil-Eingeborenen [Bankil liegt etwa 4—5 Stunden entfernt] hätten 'Missi' erschlagen. Sofort bewaffnete ich mich und die wenigen fremden Eingeborenen, die in meinen Diensten stehen, und eilte dem mir bezeichneten Plage zu, um die Mörder womöglich zu ergreifen, — aber ohne Erfolg. Ich fand die Leichen von Herrn und Frau Gordon schrecklich verstümmelt am Boden liegen, und erkannte auf den ersten Blick, daß hier chirurgische Hülfe völlig nutzlos sei; denn nach der Beschaffenheit der Wunden zu schließen, muß der Tod augenblicklich erfolgt sein. Dann eilte ich nach dem Missionshaus, verschloß es und stellte eine Wache von zehn wohlbewaffneten Leuten davor zum Schutz des Missionseigenthums. Nun gieng ich, einen passenden Ort zur Beerdigung zu suchen. Das Grab, das wir gruben, liegt auf der rechten Seite des Baches, überschattet von Kokospalmen und Bananen, nahe an der Stelle, wo Williams fiel. Am darauffolgenden Morgen machte ich zwei Särge, in welche wir die theuern Leichen niederlegten, und um zwei Uhr trugen wir sie zum Grab. Hier leitete ein Eingeborener, Namens Mana,*) der eine Zeitlang im Samoa-Institut gewesen und als Lehrer unter Herrn Gordon gearbeitet hatte, die Begräbnißfeierlichkeit. Ein Lied ward gesungen; dann hielt Mana eine Ansprache, die, nach der Wirkung auf die Anwesenden zu schließen, einen mächtigen Eindruck gemacht hat. Nachdem wir dann noch gebetet, wurden die Leichen der Erde übergeben. Höchst ergreifend war es für mich, die tiefe Bewegung eines Eingeborenen [des Häuptlings Kauiaui] wahrzunehmen, der neben mir stand, und der ganz von Schmerz übernommen schien; und doch war es eben dieser Mann, der im J. 1839 einen andern theuern Knecht Gottes, den Missionar Williams, erschlagen hat. Das Schluchzen und Wehklagen aller Anwesenden war ganz herzerreißend.

„Folgendes ist der Hergang der Sache, wie ich ihn aus dem Munde der Eingeborenen erfuhr, und auf dessen richtige Darstellung Sie vollkommen sich verlassen dürfen.

„Gegen Mittag am 20. Mai sprach eine Parthie von neun

*) Derselbe, der auf unfrem Titelbild erscheint, und dessen mehrfach erwähnt worden ist.

Bankil-Gingeborenen, geführt von dem Häuptling Lowa, beim Missionshaus vor und fragte nach Herrn Gordon. Man sagte ihnen, er arbeite etwas weiter unten am Hügel an einem Hause, das er sich zu einem Winterquartier erbauen wollte. Sie giengen nach dem bezeichneten Platz; aber als sie einen kleinen Buschwald nahe bei der Baustelle passirten, versteckten sich acht von ihnen darin, während der neunte, Naru-bu-lit mit Namen, weiter hinabgieng, um Herrn Gordon in die Falle zu locken, die ihm im Busch gelegt worden war. Unglücklicherweise hatte Gordon alle seine Knaben gerade weggeschickt, um Gras einzusammeln, womit das Dach des neuen Hauses gedeckt werden sollte, und war also allein. Naru-bu-lit trat zu ihm und forderte etwas Zeug für sich und seine Begleiter, die, wie er sagte, im Missionshaus auf ihn warten. Gordon nahm ein kleines Brettchen vom Boden und schrieb darauf mit Kohle: 'Gieb einem Jeden dieser Männer ein Stückchen Baumwollenzug.' Das reichte er dem Menschen mit dem Bemerkten: er solle es Frau Gordon bringen, die werde ihm geben, was er wünsche. Allein das war nicht nach des Mannes Wunsch. Er sagte deshalb zu dem Missionar: der Häuptling Lowa wünsche ganz besonders ihn zu sehen und etwas Arznei für einen Kranken zu holen; deshalb möge er lieber selbst ins Missionshaus kommen. Gordon deutete auf eine Schüssel, in welcher sich etwas Speise befand, die ihm seine Frau gesandt hatte, und sagte: 'Ich habe noch nicht einmal zu Mittag gegessen. Doch das macht nichts; ich kann es ebenso gut daheim thun.' Damit nahm er die Schüssel vom Boden, knüpfte ein Tuch darum, um sie besser tragen zu können, und gieng hinter dem Manne drein den Hügel hinauf. In dem Augenblick aber, als beide an dem Hinterhalt im Busch vorübergiengen, wandte sich Naru-bu-lit und ließ sein Beil (Tomahawk) tief in Gordons Rückgrat fahren. Er fiel mit einem lauten Schrei zu Boden. Ein zweiter Schlag in die rechte Seite des Halses trennte das theure Haupt fast vom Rumpfe. Nun brachen die Andern aus dem Versteck hervor und hieben ihr armes Opfer in Stücke. Während dieser Jammerscene lief einer der Mörder, Namens Uben, nach dem Missionshaus. Frau Gordon, erschreckt durch das zu ihr heraufstönende teuflische Geheul und Gelächter der Wilden, war aus dem Hause getreten und sah, bei einem Nebengebäude stehend, hinaus nach dem Busch. 'Was soll all der Lärm?' fragte sie den herankommenden Uben. Er lachte und sagte: 'Es ist nichts; die

Knaben machen sich nur lustig.' — 'Wo sind die Knaben?' sagte sie, und wandte sich um. In diesem Augenblick traf sie der Tomahawk des Mannes unterhalb des Schulterblatts; und wie sie fast lautlos auf einen Haufen Gras niedersank, hieb er ihr den Kopf ab und verstümmelte sie auf die gräßlichste Weise. Das ist das Ende dieser beiden edlen und treuen Zeugen des Evangeliums auf Gromanga. Es ist nun vier Jahre, daß sie hier ankamen (Juni 1857), und während dieser Zeit haben sie unter diesen wilden und unschlachtigen Gromanganern gearbeitet, scheinbar ohne viel Frucht zu sehen. Entbehrungen der peinlichsten Art haben sie freudig und ohne Klage ertragen; die vielen Anschläge aber wider ihr Leben machten ihren Aufenthalt hier zu einer fortlaufenden Kette von Angst und Schrecken.

„Die Ursache dieses traurigen Mordes ist nach Allem was ich höre (und meine eigene Erfahrung läßt mich das vollkommen glauben) folgende: — Vor mehreren Monaten brachen die Masern in Neu-Kaledonien aus und wütheten fürchterlich auf jener Insel. Von da verbreitete sich die Seuche durch verschiedene Handelsschiffe nach den umliegenden Inseln, und endlich auch nach Gromanga; und furchtbar waren die Verheerungen, die sie anrichtete. Tausende und Tausende starben auf den Inseln daran. Etliche Plätze wurden fast ganz entvölkert. Sonderbar aber ist es, daß nie zuvor eine ähnliche Seuche auf diesen Eilanden sich gezeigt hatte, weshalb die Eingeborenen sofort sie dem Verkehr mit den Weißen zuschrieben und die Krankheit geradezu 'des weißen Mannes Fluch' nannten. Die Folge dieser Ansicht war, daß unter den Insulanern überall ein tiefer bitterer Haß gegen die Fremden sich bildete. . . Auf Gromanga, wo die Seuche besonders heftig austrat, zeigte sich auch die heftigste Erbitterung gegen die weißen Fremdlinge, und ungeachtet Herr Gordon täglich von früh bis in die Nacht unter den Leuten war, ihnen Arznei reichte und Alles that, um ihr Elend zu mildern, wurde doch er gerade der Gegenstand des tödtlichsten Hasses. Naiwan, ein Häuptling, der selbst von der Krankheit ergriffen ward und schon dem Tode nahe war,*) sandte nach Gordon und bat ihn um Arznei. Das geschah auch aufs bereitwilligste. Aber am folgenden Morgen starb Naiwan, und nun sagte sein Stamm, der Missionar habe ihn vergiftet, und sofort ward beschlossen, alle Weißen auf der Insel umzubringen. Der

*) Wir haben diesen Naitwan öfters als Freund der Mission kennen gelernt.

Mordplan war so fein angelegt, daß, wenn er uns nicht zehn Minuten vor der Ausführung durch einen Eingeborenen entdeckt worden wäre, wir Alle unfehlbar hätten des Todes sein müssen. Natürlich, als die Rotte kam, um ihr Mordwerk auszuführen, fanden sie uns gerüstet, und mit Zähneknirschen giengen sie davon.

„Es kam noch ein anderer Umstand dazu, um ihren Haß gegen Gordon noch mehr zu steigern. Ich will dieß aus seinem eigenen Tagebuch deutlich machen. Er schreibt einmal in Beziehung auf die herrschende Seuche: 'Es ist mir merkwürdig, daß dem Auftreten dieser Seuche fast eine allgemeine Opposition gegen das Evangelium und viel Mord und abergläubisches Wesen vorangieng. Es war mir ganz gewiß, daß Gott die Leute mit Gerichten heimsuchen werde, und warnte sie deshalb auch wenige Tage, ehe die Seuche ausbrach, aufs allerernstlichste. Die Häuptlinge, welche immer behaupten, daß mit dem Aufgeben ihrer Götzen auch ihre Macht und Herrschaft ein Ende haben würde, können jetzt nicht mehr läugnen, daß das der Finger Gottes ist. . . Ich warnte sie und bat inständig, dem zukünftigen Zorn zu entinnen; aber sie nahmen's nicht zu Herzen.' — Eben dieser Umstand nun, daß die Seuche unmittelbar auf jene treuen Warnungen des Missionars und mit solcher Heftigkeit austrat, weckte in den Eingeborenen die Ueberzeugung, daß er es sei, der seinen Gott gebeten habe, diese Plage über sie kommen zu lassen. Noch vor zwei Monaten schrieb Gordon in sein Tagebuch: 'Es war nahe daran, daß ich am vorletzten Sonntag in Bantil erschlagen worden wäre, als ich eben zum Weggehen mich anschickte. Verschiedene Umstände retteten mich, — vielleicht namentlich der Platzregen, der in Strömen herabgoß. Es ist fast unmöglich, daß ein Missionar größeren Gefahren ausgesetzt sei, als ich es bin unter diesem Volke. Denn ihr Glaube an Zauberei ist unbegränzt, und mich scheinen sie als ihren Verderber anzusehen.' — Noch vierzehn Tage vor seinem Tode predigte er in Bantil und strafte seine Zuhörer scharf über ihren Aberglauben und ihre Gottlosigkeit. Das verletzten den Stamm, und sie beschloßen seinen Untergang.

„Mitten unter all dem Schmerz aber, den diese Trauerkunde allen Freunden der Mission bereiten wird, ist es köstlich zu wissen, daß Gordon und seine edle Gattin unter ihren täglichen Nöthten und Mithen ihr Vertrauen fest auf den Fels der Ewigkeit gründeten und jederzeit unter Seinen Willen sich zu beugen bereit waren. Die

Letzten Worte in Gordon's Tagebuch lauten: 'Dank sei Gott für das Maas von Glauben, das Er uns in diesen schweren und gefährlichen Zeiten gegeben hat. Ja, lobe den Herrn, meine Seele, der dein Leben vom Verderben erlöst und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.' — Nun, die beiden theuern Freunde sind jetzt gekrönt mit der Ehrenkrone der Märtyrer!

„Gestern hatten wir zu unserer großen Freude den Besuch des Bischofs Pateson von Neuzeeland. Alle Missionsknaben Gordon's weinten laut, als sie ihn sahen und dabei aufs Neue an ihren schweren Verlust erinnert wurden. Wir fuhren über die Bay nach dem Grabe, das die Knaben mittlerweile mit einem Gehäge umgeben haben. Hier las der Bischof mit viel Bewegung die herrliche Begräbnissliturgie der Kirche Englands über dem Grab. Es waren ergreifende Augenblicke. . .“

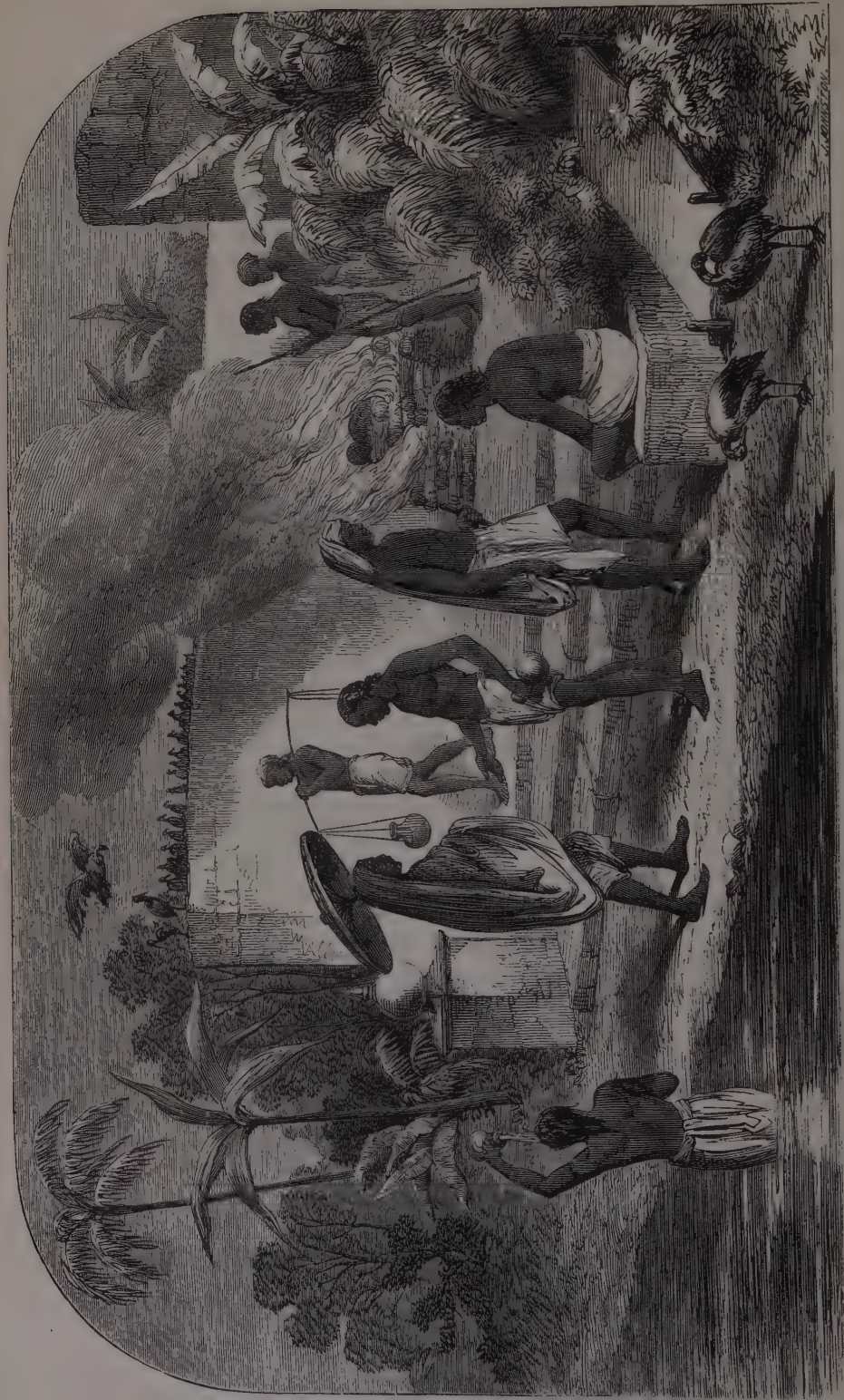
Wenige Monate, nachdem der wackere Edwards diesen Brief geschrieben, erschien (Okt. 1861) das Missionschiff „John Williams“ vor Eromanga. „Wir fanden,“ heißt es in dem Bericht, „das Missionswerk völlig stille gestellt. Die Samoa-Lehrer und die wenigen Eingeborenen, die dem Christenthum freundlich zugethan sind, wurden nach Aneiteum übergesiedelt. Doch ist die Lage der Dinge auf Eromanga viel ermutigender, als wir dachten. Mehrere Eingeborene kamen an Bord, unter ihnen der Häuptling Kaniatui, Williams' Mörder. Sie waren Alle besonders freundlich gegen uns, und mehrere, die der Mission Gordon's näher gestanden waren, schienen ganz von Schmerz überwältigt. Sie Alle versicherten uns, in einem Jahr werde die gegenwärtige Aufregung vorüber sein, und dann werde nichts im Wege stehen, daß nicht ein anderer Missionar auf der Insel sich niederlasse.“ — „Wir fanden die Sachen auf Eromanga,“ schreibt ein Anderer von den Reisenden, „weit besser, als wir erwarteten. Viele Eingeborene sind dem Christenthum zugethan und betrauern tief den Verlust ihres geliebten Lehrers und seiner hochverehrten Gattin. Wir hoffen, das Werk in nicht ferner Zeit wieder aufzunehmen.“

Wird hiemit die Missionsgeschichte Eromanga's zu Ende sein? Der wackere Macfarlane, der auf der nahen Insel Lifu (Koyaltygruppe) unter den Wilden arbeitet, ruft nach Europa herüber: „Ach,

daß das Licht des herrlichen Evangeliums, des Evangeliums des Friedens und der Liebe, bald über dem finstern, finstern Gromanga aufgehe! Vier sind als Zeugen der Wahrheit auf diesem Eiland gefallen, und noch ist wenig oder keine Frucht zu sehen. Es ist eines von Satans Hauptbollwerken, und er wird es nicht räumen ohne einen verzweifelden Kampf. Sollen wir die Belagerung aufgeben? Da sei Gott vor, und sollt es auch vierzig Leben kosten, um das Banner des Kreuzes auf Gromanga aufzupflanzen. Was ist das Alles im Vergleich mit dem Segen, der nachfolgen wird, wenn einst diese Inseln dem Herrn zufallen? Vierhundert Menschenleben werden für nichts geachtet, wenn es gilt, eine Stadt zu erobern; hier aber ist eine Insel unter der schlimmsten Tyrannei des schlimmsten von allen Tyrannen; wohin das Auge sieht, — nichts als Finsterniß, Aberglauben und Blutvergießen. Uns aber, die wir sie zu erobern uns anschicken, geht als Felbherr voran der König aller Könige. Um den Erfolg braucht uns nicht bange zu sein; etliche Leben mögen verloren sein, oder vielmehr, etliche Märtyrerkronen mögen gewonnen werden, — am Ende aber muß Gromanga dem Herrn Jesus als Beute zufallen. Wer will in die Lücken der Beiden eintreten, die gefallen sind? Ach daß eine Stimme ausginge aus dem Grabe unsrer erschlagenen Geschwister und die christliche Welt aus ihrem Schlummer, aus ihrer Weltseligkeit aufweckte! Möge diese Trauerkunde die Gemeinden der Heimath wie ein Wetterleuchten durchziehen, daß das Volk Gottes zu Einer mächtigen Liebesflamme entbrenne gegen diese armen umnachteten Heiden. Auf, zum Gnadensthron, ihr Alle, die ihr Jesum lieb habt, und lasset uns, dem Erzvater Jakob gleich, mit dem Herrn ringen und Ihn nicht lassen, bis daß Er Gromanga gesegnet hat!"

Es bleibt uns nun noch übrig, den Gang der Mission auf den übrigen Inseln der Neuhebriden näher zu schildern. Damit aber unsre Leser nicht ermüdet werden, verschieben wir dieß auf eine spätere Zeit.





Eine Todtenverbrennung in Bengalen.

Alphonse François Lacroix.

Erste Abtheilung.



1. Die Berufung in die Mission.

Lebensbeschreibungen haben für strebsame suchende Gemüther immer einen großen Reiz. Sie können aber nur dann von höherem Werth sein, wenn das richtig gezeichnete Einzelbild einer bedeutenderen Persönlichkeit neue Lichter wirft entweder auf das geheimnißvolle Gebiet des inneren Seelenlebens, oder auf den eigenthümlichen Charakter einer Zeit, eines Volkes, einer besondern Berufsthätigkeit, und wenn dadurch der Gesichtskreis des Lesers erweitert, das Herz erwärmt und der Wille gekräftigt wird. Im Gebiet der Missionsbiographien aber ist uns selten ein Buch begegnet, das diesen Anforderungen in so reichem Maaße entspricht, wie dasjenige, aus dem wir die folgenden Mittheilungen entnehmen*); und selten ist uns im Leben ein Mann in persönlicher Begegnung so theuer geworden und hat uns so viel ungetrübte Liebe und Achtung abgenöthigt, als Alphonse François Lacroix. Er ist vielen Tausenden in der Schweiz, seinem schönen Vaterlande, während seines Besuchs in den Jahren 1842 und 43 zum Segen geworden, und wer ihn nur einmal gesehen und gehört hat, wird ihn nimmer vergessen.

Am südlichen Abhang des Chafferal, eines der schönsten Berge der Jurakette, dessen Höhen mit prächtigen Waldungen von Lärchen und Eichen, Birken und Fichten geschmückt sind, liegt das Dörflein

*) Brief Memorials of the Rev. Alphonse François Lacroix, Missionary of the London Miss. Society in Calcutta. By his Son-in-law, Joseph Mullens, D. D., Miss. of the same Society. With brief memorials of Mrs. Mullens, by her sister. Lond. 1862.

Ligniere, bereits auf dem Boden des Kantons Neuenburg. Die wellenförmige Ebene, die sich vom Fuß des Berges bis zum Ufer des Bieler Sees hinzieht, ist im Sommer mit wallenden Getreidefeldern und üppigen Nebengeländen bedeckt, oder es erquickten saftige blumenreiche Matten das Auge. Von den Vorhügeln des Chafferal aber überschaut man am südlichen Horizont die ganze Kette der schneegekrönten Alpen, vom Montblanc an bis zu den Bernerkolossen und bis hinüber zu den scharfgezeichneten Spitzen des Pilatus am Luzerner See. Unmittelbar vor uns breitet der Bieler See, mit der reizenden Petersinsel in seinem Schoos, seine glänzenden Wasser aus; jenseits desselben ruhen Stadt, Hügel und See von Murten wie in weichem grünem Bette. Zur Rechten aber (nach Südwesten) erhebt sich der stattliche Chaumont mit seinen dichten Wäldungen und seinem reichen Nebengürtel. An seinem Fuß spiegeln sich die weiß schimmernden Wohnungen der Stadt Neuchâtel im Silberspiegel des langgestreckten gleichnamigen Sees. Hier im Dörflein Ligniere wurde Lacroir am 10. Mai 1799 geboren. Sein Vater starb bald nachher. Onkel Chânel in Cormondreche, hart bei der Stadt Neuchâtel, ein trefflicher Mann nach Gesinnung und Einsicht, zugleich Vorsteher einer blühenden Knabenanstalt, nahm den frühe verwaisten Neffen in seine Familie auf und erzog ihn mit all der Liebe und Weisheit, die ihm eigen war. Hier lernte Lacroir nicht nur die Elemente alles Wissens, dazu die Anfänge der alten klassischen Sprachen und etwas von Deutsch und Italienisch, sondern vor Allem die Furcht Gottes, die Liebe zur heiligen Schrift und die selige Gewöhnung aus Gebet. Er ist dem theuern Oheim Chânel bis ans Ende seines Lebens zu unvergänglichem Danke verbunden geblieben. Ein einjähriger Aufenthalt in Zürich brachte ihm zwar den Gewinn einer gründlicheren Bekanntschaft mit der deutschen Sprache, zugleich aber auch eine Einbuße am inneren Menschen. Es war gut, daß er bald genug (in seinem zwölften Jahre) wieder unter das Dach seines Oheims zurückkehrte. Denn es waren die Jahre, wo sein Charakter sich bildete. Vor Allem suchte die strogende Jugendkraft sich zu entladen. Er besaß eine ungewöhnliche Energie des Willens, eine unermüdlche Lebendigkeit des Schaffens und Bewegens, einen unerschöpflichen Fonds von Körperkraft und Lebensmuth, und seine hochgewachsene, breitschultrige, festgeschlossene und wohlorganisirte Gestalt schien unendlicher Arbeit fähig und allen Strapazen gewachsen. Das Alles mußte zur Lebensäußerung kom-

men. Ausgedehnte Wanderungen durch Wald und Feld, Gebirg und Thal, so oft die freien Stunden und Tage es gestatteten, feste Spiele mit seinen Jugendgenossen, halsbrecherische Verwegenheiten aller Art kennzeichnen jene Zeit seiner Jugend. An Gefahren konnte es nicht fehlen. Einmal brach er den Arm; aber nicht sowohl die Schmerzen, die es zur Folge hatte, als vielmehr die Schranken, die dadurch der Entfaltung seiner Kraft auferlegt wurden, waren ihm fast unerträglich. Ein ander Mal war er nahe am Ertrinken. Er verlor schon das Bewußtsein im Wasser, und in diesem Augenblick standen ihm, wie er oft hernach erzählte, alle einzelnen Umstände seines vergangenen Lebens wie in Einem Centralblick aufs deutlichste vor Augen; unter den süßesten Gefühlen entschwand ihm der letzte Strahl des Bewußtseins, aber eine unmennbare Empfindung des Leidens stellte sich ein, als nach seiner Rettung das Bewußtsein wiederkehrte. Bei diesem Gefühl strogender Lebenskraft und dem Erwachen des festesten Muthes ist es nicht unerwartet, in dem heranwachsenden Jüngling eine unüberwindliche Vorliebe für den Beruf eines Soldaten zu finden. Die großen Heldengeschichten der schweizerischen Vorzeit erfüllten seine Seele mit Begeisterung; das Schlachtfeld Karls des Kühnen von Burgund lag ja stets vor seinen Augen, und tausendmal hat er gewünscht, mit unter den Helden von Granson gefochten zu haben. Unmittelbarer aber traten ihm die Größen des Kriegslebens in den Tagen seiner eigenen Jugend vor die Augen. Napoleon und seine Generale schlugen ja damals eine siegreiche Schlacht nach der andern. Einer dieser französischen Feldherrn, Berthier, war Fürst seines Heimatkantons Neuenburg; die Schweiz überhaupt fühlte die mächtigsten Sympathien für den gewaltigen Imperator Frankreichs. „Ach,“ konnte Lacroix noch in seinen späten Jahren ausrufen, wenn er in Indien seinen Kindern von den großen Ereignissen jener Zeit erzählte, „ach, das waren Männer!“ Was Wunder, daß er eines Tags trotz allen Bitten und Warnungen seines frommen Oheims als fünfzehnjähriger Junge (1814) den Bündel schnürte und nach Bern aufbrach, um sich dort auf dem französischen Werbebureau in die „große Armee“ einreihen zu lassen. Auf dem Weg sagte er noch seiner Mutter in Ligniere Lebewohl. Die Liebe zu ihr und ihre dringenden Abmahnungen griffen ihm tief in die Seele; aber mit Thränen im Auge nahm er Abschied, — der Zug nach dem Feld blutiger Ehre war noch mächtiger, als die Liebe zur Mutter. Schon war er auf der

alten hölzernen Brücke, die über die Aare hinauf nach der prächtigen Terrasse und dem ehrwürdigen Münster der Stadt Bern führt. Da war's als legte sich eine centnerschwere Hand auf seine Schulter und eine Stimme dränge ihm ins Herz: „Was machst du hier? Kehre um!“ Er stand stille, — zitterte, — und eilte mit unaufhaltsamen Schritten zu seinem Oheim in Cormondreche zurück. „Ach, lieber Onkel,“ rief er beim Eintreten, „du hast für mich gebetet, ich weiß es; du hast mich zurückgebetet, — da bin ich wieder!“ Damit warf er sich in seine Arme, und die Lust am Kriegsleben hatte für immer ein Ende. Doch nein, dem König aller Könige gefiel es, ihn zu einem andern heiligen Krieg zu berufen, wo es nicht galt, Menschenleben zu verderben, sondern zu retten.

Jene Erfahrung auf der Aarebrücke bei Bern hatte in dem jungen Gemüth einen mächtigen und bleibenden Eindruck gemacht. Der Same des göttlichen Lebens lag längst in seiner Seele; es bedurfte nur der Befruchtung und Belebung durch den Geist des Herrn. Der Umgang mit seinem frommen und erfahrenen Oheim diente als Mittel dazu. Aber noch andere Umstände wirkten mit. Um jene Zeit nämlich kamen die Schriften Jung-Stillings in Lacroir's Hände. Sie machten großen Eindruck auf ihn. Keine derselben aber wirkte tiefer und nachhaltiger auf sein Gemüth und auf seine ganze nachmalige Anschauungsweise, als die „Senen aus dem Geisterreich“. Er nahm die geistvollen Lichtblitze, welche Stilling auf das geheimnißvolle Gebiet der jenseitigen Welt in jenem Buche fallen läßt, als ernste und unläugbare Realitäten hin, und indem er dadurch einerseits zum persönlichen Suchen und Ergreifen des Heils in Christo mächtig angetrieben ward, bildete sich in ihm zugleich von da an jener lebensvolle Verkehr mit den Dingen der unsichtbaren Welt, vermöge dessen ihm Alles in der Sichtbarkeit nicht nur als ein Spiegel der überirdischen Dinge, sondern als ein realer Gruß, ja als ein reales Hereinwirken seliger und unseliger Kräfte und Geister in das Diesseits erschien. Es ist dieß eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete menschlichen Seelenlebens. Lacroir war von Natur überaus nüchtern; nichts weniger als poetisch oder phantasiereich, seiner ganzen Organisation nach mehr auf die praktischen Realitäten des diesseitigen Lebens, als auf die halbdunkeln Mysterien des Jenseits angelegt; und doch hatten gerade die letzteren für ihn bis an sein Ende einen unwiderstehlichen Reiz, und es gehörte zu seinem allereigensten Leben, sich

und die ganze diesseitige Welt in einem steten, lebendigen und wirk-samen Zusammenhang mit der Welt der Geister zu denken. Bei dem Allem war Lacroix ferne davon, diesen Anschauungen einen unge-bührliehen Einfluß auf sein Denken und Leben zu gestatten, und er hat jederzeit auch hierin das nüchternste Maas gehalten. Ein Kor-rektiv gegen jede Ueberschreitung dieses Maases mochte, abgesehen von der gesunden Zucht, in welcher sein eigenes inneres Leben stand, für ihn insbesondere in dem späteren langen und bis an sein Ende fortgehenden innigen Verkehr mit Engländern liegen, — diesen Repräsentanten des nüchternen praktischen Verstandes.

Bis dahin hatte Lacroix im Hause seines Oheims theils selber sich fortgebildet, theils diesem im Unterricht seiner Zöglinge geholfen. Im Jahr 1816 trat eine Wendung in seinem Leben ein, die nach dem Willen Gottes für seine ganze Zukunft entscheidend wurde. Sein Oheim verschaffte ihm eine Hauslehrerstelle in Amsterdam. Ohne Zweifel sollte er hier nach dem Wunsche des Oheims die praktische Schule durchlaufen, in der er zum Gehülfen und einstigen Nachfolger desselben in der Knabenanstalt zu Cormondreche gebildet würde. Gott hatte Anderes, Größeres im Sinn. Die Drangsale der napoleonischen Kriege hatten ihr Ende erreicht. Die Nationen lebten wieder auf und erkannten in der schweren Zucht der letzten Jahrzehnte den Ernst des heiligen Gottes, in der Errettung aus des Tyrannen Hand die That göttlichen Erbarmens, in dem Fall des mächtigen Zwingherrn die Hand eines lebendig gegenwärtigen Herrn im Himmel. Ein neuer Frühlingshauch religiösen Lebens wehte durch die Völker. Man fühlte, daß man Gott Dank schulde und diesen Dank durch Thaten der Liebe zu beweisen habe. Der Blick richtete sich zuerst nach Außen, nach dem Jammer der Heidenwelt, um an ihr ein Werk der Liebe zu thun. Man schien zu fühlen, daß, indem man die zum Tode Erstarrten ins Leben zurückzurufen sich bemühe, das Leben in die eigenen Glieder zurückkehren müsse. In England hatte die Londoner MG. schon vor zwei Jahrzehnten (im J. 1795) das Rettungswerk in der Südsee, in Südafrika u. begonnen. Ein Holländer (Dr. Van der Kemp) war einer ihrer gesegnetsten Arbeiter in Südafrika gewor-den. Eben jetzt (ums Jahr 1816) kam die entzückende Kunde, daß Tahiti nach langer Trübsalsnacht zum Herrn sich gewendet habe. In Basel war eben (im gleichen Jahr) die neue Missionsgesellschaft gegründet, die Missionschule eröffnet worden. In Holland (Rotter-

dam) bestand schon seit 1797 eine Niederländische Missionsgesellschaft; aber die Noth der französischen Gewaltherrschaft und der Verlust der ostindischen Kolonien durch die Engländer hatte jeden Versuch zu einer Missionsunternehmung unmöglich gemacht. Jetzt war Holland frei, der Krieg zu Ende, die ganze herrliche Kette von Kolonien ihm zurückgegeben. Jetzt war die Zeit zum Handeln gekommen. Und was lag den dortigen Freunden des Reiches Gottes näher, als eine Mission auf den volkreichen herrlichen Inseln des indischen Archipels, die durch den Kongreß von Wien an Holland restituirt worden waren? Schon etliche Jahre zuvor war der holländische Missionar Ram, im Dienste der Londoner MG., nach Amboina gegangen; jetzt beschloß man, fünf weitere Sendboten auf eigene Kosten nach Java und den Gewürzinseln zu schicken.

Es war im Jahr 1818, daß der junge Lacroix in Amsterdam einer der monatlichen Missionsstunden beiwohnte, die auch in Holland damals überall eingerichtet und von viel Segen begleitet waren. Der Vortrag handelte von dem kläglichen Zustand der Heidenwelt und von dem eben erst errungenen herrlichen Sieg der Mission auf Tahiti. Ernste Fragen tauchten in des jungen Mannes Seele auf. „Das Werk,“ sprach er zu sich selbst, „ist so groß, der Männer, die in die Arbeit ausziehen, sind so wenige; warum sollte ich nicht dem Herrn dazu mich anbieten?“ Die Sache war ihm ein lauterer und heiliger Ernst. Nach seiner nüchternen Weise aber beschloß er, sechs Monate lang still die Frage im Herzen und vor Gott zu bewegen, damit dieser bedeutungsvolle Schritt nicht aus augenblicklichen Gefühlserregungen, oder gar aus unlautern Triebfebern hervorgehe. Am Schluß dieses Zeitraums, nachdem der Trieb sich immer tiefer befestigt und völlig abgeklärt hatte, legte er die Sache seinem Oheim und väterlichen Freund Chanel in der Schweiz vor. Dem war freilich dieser Wunsch seines geliebten Neffen ein Strich durch manche schöne Rechnung; aber er war edel genug, die eigenen Gedanken und Pläne den höheren Absichten Gottes bereitwillig unterzuordnen. Er gab dem jungen Lacroix seinen Segen zu dem Schritt, den er zu thun im Begriff sei. Jetzt war dieser seiner Sache vor Gott gewiß, bot seine Dienste der Niederländischen MG. in Rotterdam an, ward gerne angenommen und trat am 3. Apr. 1819 in die kleine Missionschule zu Berkel ein.

Das war freilich eine höchst primitive Missionsanstalt. Berkel

ist ein kleines Dorf, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Rotterdam in einer sumpfigen Niederung gelegen, die etwa zehn Fuß tiefer liegt als das Meer. Gutes Trinkwasser findet sich dort nicht; Fieber aller Art sind regelmäßige Gäste, und Stechfliegen halten dort in den Sommermonaten Legionenweise ihren Tanz. Das Haus, das die Zöglinge bewohnten, war höchst ungenügend und viel zu klein, um zehn oder zwölf junge Leute ordentlich zu beherbergen. Sie hatten Ein gemeinschaftliches Schlafzimmer und Eine gemeinsame kleine Studirstube. Stille Kämmerlein zum Gebet oder zur einsamen Sammlung gab es nicht. Für den Unterricht fand sich nur ein einziger Lehrer, Domine Kam, der Pfarrer des Dorfes, der natürlich neben seinen Amtsgeschäften wenig Zeit fand, den jungen Leuten sich zu widmen. Die Lehrfächer sollten Latein, Theologie, biblische und allgemeine Geschichte und Geographie sein. Aber die Zöglinge waren mehr auf eigenen Fleiß angewiesen. Da es nun an jeder festen Unterrichts- und Studienordnung fehlte, so folgte jeder seinen eigenen Gedanken bei der Einrichtung seiner Arbeit. Nur in Einem Stück ward immer wieder gemeinschaftliche Sache gemacht: in dem Tabatskollegium, wo die Brüder zusammen-saßen, um durch den Qualm der Pfeifen die Plage der Moskito's zu verschrecken. Unter den Zöglingen aber befand sich ein junger Mann, zu dem sich Lacroix mit ganzer Seele hingezogen fühlte. Es war sein Landsmann Kindlinger, der in der Missionschule zu Basel unter Blumhardt gebildet und von dort an die Niederländische MG. überlassen worden war. Wie beneidete Lacroix diesen lieben Bruder, der in Basel so gründlichen und geordneten Unterricht empfangen hatte! Doch nicht neiden, sondern treulich benützen wollte er ihn. Lacroix füllte seine meiste Zeit damit aus, daß er die Hefte seines Freundes Kindlinger, die derselbe in der Basler Missionschule zusammengeschrieben, mit unermüdlichem Fleiß abschrieb und dadurch den Mangel ersetzte, der ihm in Vertel so fühlbar war. Daneben übte er sich praktisch im Lehramt, indem er die Dorfkinder zu regelmäßigen Bibelstunden um sich sammelte, — eine Arbeit, von der er noch in späten Jahren mit großer Freude sprach. Im Mai 1820 aber ward seine kräftige Natur, die an die köstliche Luft seines schweizerischen Vaterlandes und an die reinen frischen Quellen der Berge gewöhnt war, von dem Sumpffieber der holländischen Niederung vergestalt ergriffen, daß er Monate lang zu keiner Arbeit fähig war. Seine kräftige Konstitution überwand es endlich; es diente aber sein

Aufenthalt in Holland nach Gottes Fügung dazu, seine Natur für die dumpfen und fieberreichen Ebenen von Bengalen vorzubereiten.

Wohin Lacroix gesendet werden sollte, war noch nicht bestimmt. Er selbst dachte an die Inseln des ostindischen Archipels, oder noch eher an eine der holländischen Kolonteen auf der Westküste Afrika's. Der Herr aber wollte es anders haben. In jenen Tagen kam Dr. Vos, praktischer Arzt der holländischen Regierung in Tschinsurah (Bengalen) und warmer lebendiger Christ, auf Urlaub nach Holland. Er hörte mit unbefchreiblicher Freude von dem Plane der Niederländischen MG., Sendboten des Evangeliums nach den Heidenländern zu schicken. Sofort erinnerte er an die vier holländischen Handelsniederlassungen auf dem Kontinent von Ostindien, und bat vornemlich um Missionare für Tschinsurah, wo er selbst eine Reihe von Jahren gelebt hatte. Die Kommittee gieng gerne darauf ein und ermächtigte ihn, in Borkel selbst die passenden Leute auszusuchen. Des Doktors helles Auge erkannte sofort die Vorzüge der beiden Jünglinge Lacroix und Kindlinger. Diese waren gleichfalls willig, dem Ruf zu folgen. Am 7. Aug. 1820 wurden sie vor einer königlichen Kommission im Haag examinirt und wenige Tage darauf nach dem Ritus der holländisch-reformirten Kirche ordinirt. Es war für Lacroix keine Zeit mehr, das theure liebe Vaterland zu besuchen. Schon am 2. Sept. landeten sie in London, und kurze Zeit darauf schifften sie sich, begleitet von Dr. Vos, auf dem „Fürst Blücher“ in Portsmouth nach dem fernen Indien ein. Fünf Monate später (13. Februar 1821) erreichten sie Madras. Hier ward Kindlinger von den holländischen Missionsfreunden für Palikat und Sadras zurückbehalten.*) Lacroix ließ sich nicht zum Bleiben bewegen. Am 21. März traf er in Tschinsurah ein.

2. Die ersten Jahre in Indien.

Die kleine Stadt Tschinsurah, die den Holländern gehörte, lag etwa 10 Stunden oberhalb Kalkutta auf dem westlichen Ufer des

*) Er starb schon im Jahr 1829. Schon in Borkel hatte er seine Gesundheit dadurch untergraben, daß er, um sich abzu härten, unnatürliche Strapazen und Entbehrungen sich auferlegte. Mancher junge Missionar hat solche Unbesonnenheiten mit einem frühen Tode bezahlt. Kindlinger war ein ausgezeichnete Mann nach Gaben und Charakter, und die Mission verlor an ihm eine ungewöhnlich reich begabte Kraft.

Sugly. Sie ist eine von den fünf Handelsfaktoreien, die im Anfang der europäischen Niederlassungen in Bengalen (unter der Herrschaft der Moguln) durch verschiedene Nationen gegründet wurden. Im ganzen vorigen Jahrhundert hatten die Holländer einen überaus einträglichen Handel von hier aus geführt. Opium war der Hauptartikel, und ums Jahr 1780 war dieser Handel so blühend, daß jährlich etwa 800 Opiumkisten mit einem Reingewinn von einer Million Franken versandt wurden. Daß dabei unglaublicher Unterschleif von den Beamten getrieben ward, ist um so weniger zu verwundern, als die letzteren schlecht besoldet und auf Selbsthülfe angewiesen waren. Damals war die europäische Bevölkerung der Stadt nicht unbedeutend. Es befanden sich dort gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 64 „Kaufleute“ und „Schreiber“ (Commis), 7 Aerzte, 2 Geistliche, 10 Artilleristen, 48 Soldaten und 69 Matrosen und Seesoldaten. An der Spitze stand ein Gouverneur mit einem Rath von sieben angesehenern Kaufleuten. Die bürgerliche Ordnung ward von einem Bürgermeister (Maire) gehandhabt, der große Vollmachten besaß. Die Macht der Holländer dehnte sich jedoch nur über ein Terrain aus, das etwa eine halbe Stunde ins Gevierte betrug. Darin lag die Stadt Tschinsurah mit ihren zahlreichen Gärten. Das holländische Quartier lag vornemlich am Fluß; die Straßen und Bazars der Eingeborenen befanden sich mehr landeinwärts, westlich von der Stadt. Palmen, Kokosnußbäume und Tamarinden beschatteten die Straßen, die Gärten und Gehöfte, und in der Regenzeit bot das üppige Grün der tropischen Vegetation überall einen erfrischenden Anblick dar. Freilich hatten die Kriege der napoleonischen Zeit, die bis nach Indien hinüber sich ausdehnten, Vieles geändert. Im J. 1795 schon nahmen die Engländer nach kurzem Kampf Tschinsurah in Besitz, und es blieb in ihren Händen bis zum J. 1815. In Folge davon erlahmte der Handel; die holländische Garnison löste sich auf, die europäische Bevölkerung nahm bedeutend ab. Als Lacroix im J. 1821 eintraf, befanden sich etwa hundert holländische Häuser in der Stadt, — kleine, enge, unbehagliche Wohnungen aus der alten Zeit, meist einstöckig und die Hauptgemache auf gleicher Linie mit dem Boden, deshalb wahre Pflanzstätten des Fiebers. Nur ein oder zwei Häuser von höheren Beamten waren zweistöckig und gesunder. In der Mitte der Stadt befand sich das Fort, dessen hohe Mauern und gewaltige Thore jetzt in Trümmern lagen. Südlich davon stand die Wohnung des

Gouverneurs, stattlich, lang gedehnt und geräumig, von prächtigen Gärten umgeben und mit einer herrlichen Allee von schattigen Bäumen, die zum Palast führte. Am Südbende der Stadt, hart am Fluß, stand die alte Kirche, von der einst zuerst der Glockenthurm und erst 25 Jahre später die eigentliche Kirche gebaut ward. Nicht ferne davon liegt der Kirchhof mit seinen vielen Gräbern und seinen imposanten Denkmälern. Das Stadtviertel der Eingeborenen war nicht groß und enthielt nur drei oder vier Bazärs und Straßen, die aber von einer geschäftigen, durch den Verkehr mit den Europäern wohlhabenden Menge wimmelten. Von einer Hinneigung der heidnischen Bevölkerung zum Evangelium, so lange es ihnen auch gepredigt worden war, fand sich keine Spur. Freilich, was konnte man anders erwarten, wenn die europäischen Christen selbst sich nichts um Religion bekümmerten. Viel heimliche und offenbare Sittenlosigkeit gieng im Schwang; mehrere der ersten Beamten waren erklärte Spötter und Feinde des Evangeliums. Wer noch zur Kirche gieng, that es der Konvenienz wegen. Es war aber ein eigenthümlicher Anblick, einen bequemen stattlichen Holländer in weißer Jacke und Mantin=Beinkleidern zur Kirche schreiten sehen, hinter ihm ein schwarzer Diener mit mächtigem Wachstuchschirm, dessen Schatten mehr diesem als jenem zu Gute kam. Der Knecht blieb mit andern seines Gleichen außen im Schatten der Tamarinden, bis der Gottesdienst vorüber war. Dann standen die Ladies und Gentlemen noch ein wenig plaudernd zusammen und kehrten schließlich unter derselben Eskorte nach Hause. Doch gab es auch da etliche brennende und leuchtende Lichter mitten in der allgemeinen Finsterniß. Unter ihnen war eine der würdigsten Familien in Tschinsurah die des trefflichen Dr. Vos, in welcher Lacroix die herzlichste Aufnahme fand, und durch die er dann auch bei andern christlichen Freunden der Stadt eingeführt wurde.

Der neue Ankömmling machte mit seiner stattlichen, schlanken, gewinnenden Gestalt nicht geringe Sensation innerhalb des kleinen Kreises der europäischen Familien. Die französische Feinheit und Höflichkeit der Manieren, seine ungewöhnliche Lebendigkeit, sein fester und anmuthiger Gang bildete einen eigenthümlichen Kontrast gegen die breite behagliche Art des Holländers; sein herzliches, ungezwungenes, munteres Wesen aber und sein ganzes liebenswürdiges, lebensfrisches Auftreten gewann ihm schnell Aller Herzen. Er wurde der Liebling der Stadt, und der wackere Gouverneur Overbeck selbst bot ihm in

seinem eigenen Palast freundliche Herberge an. Von höchstem Werth aber war für ihn die Anwesenheit dreier Londoner Missionare, an die er sich sofort mit ganzer Liebe angeschlossen. Mit ihrer Hülfe und Anleitung warf er sich sofort in die Erstlingsaufgabe eines jungen Missionars: Erlernung der Landessprache und Studium der Sitten, der Religion und des Charakters der Eingeborenen. Er sollte bald genug die Gräuel des indischen Heidenthums aus eigener Anschauung kennen lernen. Wenige Monate nach seiner Ankunft (Okt. 1821) begleitete er seinen Freund, Miss. Townley (sprich Taunleh), auf einer Missionswanderung über den Hugly. Sie fanden eine Masse von Eingeborenen am jenseitigen Ufer versammelt, um eine Satti oder Wittwenverbrennung zu vollziehen. Das Holz zum Scheiterhaufen lag da; die Trommeln standen bereit; die Brahmanenpriester, welche fungiren sollten, die Söhne der Familie, die Leiche des Gatten, die Wittve, — Alles war da. Townley suchte ruhig, aber mit großem Ernst die Wittve und ihre Söhne von dem grausigen Vorhaben abzubringen; aber sie wollten nicht hören, und die Vorbereitungen wurden getroffen. Nochmals sprach der Missionar zu den Umstehenden und betete dann laut mitten unter der versammelten Menge, daß Gott sich des armen bethörten Volkes erbarmen und dem Lande gnädig sein möge, das durch solche Grausamkeiten geschändet wird. Es war Alles umsonst. Die Vorbereitungen waren beendet; der Scheiterhaufen ward aus langen Holzstücken errichtet und die Leiche darauf gelegt, während die Wittve sich neben dieselbe legte. Bambus wurden über beide befestigt. Dann sprach der Brahmane die heiligen Bedastellen vor, der älteste Sohn trat mit einer Fackel herzu und zündete den Holzstoß an, während zu gleicher Zeit, um das Jammergeschrei der in Feuer und Rauch gehüllten Wittve zu übertönen, die Trommeln wirbelten und die umstehenden Volksmassen in wildes Jubelgeheul ausbrachen. Diese schauerliche Scene, das Bild des indischen Heidenthums, hat Lacroix sein Lebenlang nie vergessen. Er hatte damit den ersten tieferen Einblick in den Jammer Indiens erhalten.*) Bald hernach erlebte er etwas Aehnliches. Er stand am Ufer des Hugly und bemerkte einen Mann, der augenscheinlich am Ertrinken war.

*) Seit 1829 sind diese Satti's im englischen Territorium streng verboten; sie kommen aber alljährlich noch insgeheim vor. Unser Titelbild stellt eine Scene dieser Art dar.

Ein Boot mit etlichen Hindu's fuhr hart an dem Unglücklichen vorüber. Lacroix schrie ihnen zu, den Mann zu retten. Sie aber lachten und fuhren gleichgültig vorüber; denn sie wußten ja nicht, welcher Rasse der Ertrinkende angehörte. Sollten sie sich durch dessen Verührung verunreinigen? Der Mann verschwand und war verloren. Lacroix sah, mit was für einem Geschlecht, mit was für einem System unmenschlicher Grausamkeit er es zu thun haben sollte.

Das erste Jahr seines indischen Lebens war vorzugsweise dem Studium der Sprache gewidmet, deren er sich, wie wenige Missionare, bis zu einem außerordentlichen Grade bemeisterte. Da saß er dann in dem kühlen traulichen Gemach, das ihm der wackere Gouverneur eingeräumt hatte, mit dem Ausblick auf einen Garten voll küßlich duftender Rosen, und vertiefte sich in die Geheimnisse des Bengäli. Nur seine Vorliebe für die Thierwelt, die er mit immer wachsamem Auge in ihren Instinkten und Bewegungen zu beobachten pflegte, konnte ihn von den Büchern für Augenblicke abziehen. Oft erzählte er nachmals, wie er eines Tags in seinem Zimmer saß und plötzlich in seinem Studium durch ein ängstliches Schreien eines Sperlings unterbrochen ward. Er sah hinaus in den Garten und nahm bald den ängstlich umherflatternden Vogel wahr. Das arme Thierchen bewegte sich beständig über eine bestimmte Stelle vorwärts und rückwärts und stieß dabei die jämmerlichsten Töne der Angst aus. Lacroix wandte seine Augen nach dem Boden und sah eine Schlange nahe am Haus in einer Rinne liegen, leicht ihren Kopf hin und herbewegend und dabei den armen Sperling scharf mit den blitzenden Augen fixirend. Der Vogel war augenscheinlich von dem Auge der Schlange wie von einem Zauber gebannt und unfähig, sich von diesem Banne zu lösen; und während er angstvoll hin und her flatterte, zog es ihn näher und näher dem Rachen seines furchtbaren Feindes entgegen. Ehe aber der entscheidende Augenblick des Verderbens kam, war Lacroix im Garten, brach den Zauber und jagte das arme Thierchen davon. Eine andere seltsame Geschichte fiel damals auf dem nahen Landsitz des Gouverneurs der benachbarten französischen Niederlassung Tschändernagor vor und gewährte unserm Freunde, diesem Beobachter der Thierinstinkte, großes Vergnügen. Es befand sich dort ein kleiner überaus zahmer Elephant, der Liebling Aller. Er durfte im ganzen Hause (ebener Erde) umherwandern und war gewohnt, nach dem Essen in den Speisesaal zu kommen und von den Gästen

seine Steuer an Leckerbissen einzutreiben. Eines Tags, als eben eine große Gesellschaft beim Dessert saß, macht der Elephant seine Runde am Tisch, streckt seinen Rüssel zwischen die Gäste und bittet um die gewohnte Gabe von Früchten und Süßigkeiten. Einer der Herren aber will nichts geben, und da das Thier nicht von der Stelle geht, nimmt er im Aerger die Gabel und versetzt dem unabtreiblichen Bettler einen empfindlichen Stich in den Rüssel. Etwas verblüfft geht das Thier weiter und vollendet ruhig seine Runde am Tisch, dann geht es hinaus in den Garten, bricht einen Baumzweig ab, der von Schaaren großer schwarzer Ameisen wimmelte, kehrt in den Saal zurück und schüttelt den Zweig über des Gentleman's Haupt. In einem Moment war er mit jenen Ameisen bedeckt, deren Biß überaus schmerzlich ist. Sie füllten sein Haar, krochen ihm den Nacken hinab und die Ärmel hinauf. Er schüttelte sich, bürstete, stampfte, fluchte, — umsonst; unter unendlichem Gelächter der Mitgäste mußte er eilends entfliehen und konnte nur durch ein Bad der furchtbaren Plage los werden. Später hat Lacroix eine Fülle lehrreicher Thiergeschichten selber erlebt und gerne wieder erzählt.

Eine von den Aufgaben, welche der junge Missionar jetzt schon zu übernehmen im Stande war, betraf die Beaufsichtigung einiger Missionschulen. Daß der Jugendunterricht einer der mächtigsten Hebel ist, um den herrschenden Aberglauben eines Volkes zu überwinden und dem Evangelium den Weg zu bereiten, bedarf nicht erst des Beweises. Indien hat zwar seit alten Zeiten seine Schulen, nicht blos für die gebildeten Klassen — die Brahmanen, sondern auch für das Volk; aber in welchem Zustand dieselben sind, ist schwer zu beschreiben. Treten wir in eine der gewöhnlichen Volksschulen von Bengalen. Das Schulhaus ist in der Regel eine ganz ordinäre Bambushütte mit Wänden von geflochtenen Grasmatten und einem dünnen Dach von Palmblättern. Der Boden ist Lehm, mit Kuhmist bestrichen, und in der Regenzeit meistens ein kleiner Sumpf. Manchmal jedoch wird die Schule in der schmutzigen Vorhalle eines Tempels oder Amthauscs, mitten unter dem Staub, Unrath und Spinnweben von Jahrzehnten gehalten. Soll die Schule anständig sich präsentieren, so muß der Boden mit Matten belegt sein, welche ausgerollt und weggenommen werden, wenn die Unterrichtsstunden zu Ende sind; aber sie sind alle zerfetzt und ihre ausgezackten Ränder lassen reichlich die Grassafern und Schnüre hervorstehen, aus denen sie bereitet

sind. Auf diesen Mattensetzen sitzen die Schüler mit gekreuzten Beinen; sie sind nicht in Reihen geordnet, sondern bunt durch einander. Ehe die Schule beginnt, geht jedesmal ein Ringen und Zanken unter den Jungen an, um einen Platz auf den Matten, statt auf dem bloßen Lehmbooden, zu gewinnen. Sie sind allzumal schlecht gekleidet, haben nur wenig Fäden an, und auch diese sind in der Regel sehr schmierig. Die Gegenstände, die in der Schule am ehesten in die Augen fallen, sind lange Streifen von Palmblättern, wovon jeder Knabe ein Bündel mitbringt, und diese liegen überall zwischen den Jungen umher. Diese Palmblätter sind über und über mit seltsamen Figuren bedeckt, welche Bengali-Buchstaben vorstellen sollen; die Jungen aber sind mit ihren tintigen Fingern, ihren langen Schilffedern und irdenen Tintengefäßen mächtig drauf aus, die Zahl der wunderlichen Hieroglyphen auf den Palmblättern zu vermehren, und was der Finger schreibt, das schreit die kräftige Stimme nach. Andere lesen aus Handschriften, und da sie selbst sich hören wollen und gehört sein möchten, so suchen sie natürlich die schreibenden Anfänger zu übertönen. Wieder Andere sagen das Einmaleins mit wahrer Stentorstimme her und tragen nicht wenig zur Mannigfaltigkeit des Lärms bei, so daß man ohne Nachfrage von Weitem schon die Schule ausfindig machen kann. Der Schulmeister, der selbst kaum lesen, schreiben und etwas rechnen kann, wandelt unter den jungen Gelehrten umher, den Bambusstock in der Hand und die fatale Waffe fleißig benützend. Dort in der Ecke steht ein Junge, mager und dünn, mit einem Backstein auf dem Kopf, — er ist in der Strafe. Da steht ein Anderer auf Einem Bein, hier ein dritter gebückt und mit einem Backstein auf dem Rücken, und wehe jenem, wenn er das andere Bein braucht, wehe diesem, wenn er den Stein vom Rücken fallen läßt. Die Erfindungsgabe des Schultyrannen ist aber noch nicht zu Ende. Es muß ein armer Delinquent wohl oft eine halbe Stunde lang in peinlicher Verschränkung der Glieder am Boden hocken, — oder er hat auf zwei aus einander liegenden Backsteinen mit gespreizten Beinen zu stehen und den Kopf zwischen diesen hindurch zu stecken, bis er von hinten mit den Händen die Ohrläppchen zu fassen vermag. Es kann auch geschehen, daß ein Junge an den Füßen an einem Balken der Hütte aufgehängt, oder mit den scharfbrennenden indischen Messeln auf seinen armen nackten Leib gezüchtigt wird. Und das Alles ist die Strafe vielleicht für einige Tage Schulversäumniß,

oder für einen dem Schulmeister gespielten Streich, oder dafür, daß der arme Junge schon seit mehreren Wochen mit dem Schulgeld, oder mit dem Quantum Reis im Rückstand ist, das er dem Schulgeld beizufügen hat. Mit den Schulversäumnissen jedoch wirds in Indien nicht eben gar zu streng gehalten. Die Privatangelegenheiten der Hindu's, die zu dergleichen Anlaß geben, sind zahllos. Jedes Götzenfest — und ihrer ist Legion — ist ein Schulfelertag. Zur Saatzeit hat der Schulmeister selbst sein Reisfeld zu bestellen, und die Schule ist geschlossen. In der Regenzeit können die Knaben nur selten kommen, und während der Ernte sind alle Hände im Feld, so daß fürs ganze Jahr eigentlich nur 3 bis 4 Monate der Schule zu gute kommen. Kein Wunder deshalb, daß es nur wenige Knaben zum fertigen Lesen oder Schreiben bringen, und daß die Lehrer selbst nicht viel zu wissen nöthig haben. Die Kenntnisse der letzteren beschränken sich in der Regel auf Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen. Das Schulgeld beläuft sich im Ganzen meist auf 5—6 Franken im Monat, während ein gewöhnlicher Tagelöhner leicht auf das Doppelte kommt. Deshalb ziehen diese gelehrten Herren jeweilen an der Spitze ihrer Knaben singend durch die Straßen, um das Mitleid der Leute in Anspruch zu nehmen und Gaben einzusammeln. Allerdings sind die Schulen in den Städten etwas besser, und die Schulen für Brahmanen leisten oft ziemlich Bedeutendes; aber auch hier wird zugleich mit dem Studium der indischen Klassiker eine Fülle sittenloser und verderblicher Göttergeschichten und Gedichte in das Gemüth des Schülers gepflanzt, so daß von einer Bildung des Herzens und Geistes nirgends die Rede sein kann.

Unter solchen Umständen sind Schulen, welche die europäischen Regierungen in Indien gründen und beaufsichtigen, namentlich aber die Missionschulen, von unberechenbarem Gewinn für das unwissende und verwahrloste Volk. Es ist begreiflich, daß auch sie mit ungeheuern Schwierigkeiten zu kämpfen haben und nur durch große Geduld und Ausdauer bessere Zucht und Ordnung durchzusetzen, richtigere Methode einzuführen und befriedigendere Resultate zu erzielen vermögen; aber es lohnt sich solcher Mühe. Zur Ehre der holländischen Behörden in Tschinsurah muß es gesagt werden, daß sie in der kleinen Stadt mehr zur Hebung und Förderung des Volksunterrichts gethan haben, als die englische Regierung in ganz Bengalen. Nicht weniger als 25 Schulen mit 2600 Knaben waren dort von der hol-

ländischen Regierung begründet worden und genossen reichliche Unterstützung. Der Unterricht war zwar fast ausschließlich von weltlicher Art, doch wurden in sechs derselben die Evangelien (in der Landessprache) gelesen, und in allen war der Unterricht wie die Schuldisziplin vortrefflich. Die meisten waren unter die Aufsicht und Leitung der (Londoner) Missionare gestellt. Doch fühlten diese die Nothwendigkeit, neben diesen Regierungsschulen noch andere zu gründen, in denen der christliche Religionsunterricht eine hervorragendere Stelle einnahm. Es bestanden zu der Zeit, als Lacroix in Tschinsurah eintraf, vier solche Missionschulen mit 300 Knaben. Während er nun von den holländischen Behörden beauftragt wurde, die bedeutendste der Regierungsschulen, die sogenannte Freischule mit 70 Knaben, zu beaufsichtigen, gründete er selbst im Namen seiner Missionsgesellschaft zwei Knaben- und eben so viele Mädchenschulen mit entschieden christlicher Tendenz. Dort lernte Lacroix das Volk und die Sprache kennen.

Daneben sieng er bald an, die älteren Londoner Missionare zu Straßenpredigten zu begleiten. Nach zwei Jahren war er im Stande, thätigen Antheil daran zu nehmen. In der Regel dienten die Schulkhäuser als Kapellen. Außerdem befanden sich in verschiedenen Theilen der Stadt eigene kleine Predigthütten. Gegen Sonnenuntergang erschienen dort die Missionare und fanden immer eine Zuhörerschaft von 70—80 Personen. Ihnen ward das Evangelium in Einfalt gepredigt. Disputationen kamen nicht selten vor; Einwürfe wurden gemacht und beantwortet. Es ist erstaunlich, wie leicht ein Hause von Eingeborenen durch guten Takt und allzeit bereiten treffenden Witz in Freundlichkeit und Höflichkeit erhalten wird. Einst stand Missionar Mundy mit Lacroix unter dem weit ausgebreiteten Schatten eines Baumes und predigte einem großen Haufen von Hindu's. Da erhebt sich ein alter Brahmane, dem die Aufmerksamkeit seiner Volksgenossen auf das gepredigte Wort ein Dorn im Auge war, und rief in grobem mürrischem Tone: was denn all dieses Schwatzen den Leuten nützen soll; sie seien Alle arm; und warum der Padre nicht lieber etwas Handgreifliches thue, um die Noth der Leute zu stillen. „Sehr wahr,“ erwiderte Mundy; „es ist recht und billig, die Dürftigen zu unterstützen, und da du, Brahmane, keinen Hut hast, — da, nimm den meinigen“ — und damit setzte er dem Brahmanen, ohne ihm Zeit zur Entgegnung zu lassen, seinen alten Hut auf den Kopf und drückte ihm denselben wacker ins Gesicht. Der Alte, über

der furchtbaren Verunreinigung durch einen europäischen Filzhut entsetzt, stoh Hals über Kopf davon unter dem unauslöschlichen Gelächter der Menge. — Ein ander Mal hatte Lacroir selbst gepredigt, worauf sein Freund Mundy aus Austheilen von Traktaten gieng. Da die Leute aber ihn übermäßig drängten, stieg er mit dem Korb auf einen Baum, um auf diese Weise ruhig Stück für Stück auszutheilen zu können. Siehe, da bricht der Boden des Korbs durch, die Traktate fliegen in Massen herab, und die Leute ziehen unter unendlichem Jubel mit der errungenen Beute davon.

Eine besondere, lang entbehrte Wohlthat wußte Lacroir den holländischen Familien zu Tschinsurah zu bereiten: Diese hatten seit vielen Jahren einen Gottesdienst in ihrer Muttersprache entbehrt; sie hatten ihn lange nur in englischer Sprache genossen. Jetzt bot ihnen der lebenswürdige Fremdling diesen Genuß, und zwar in einer Weise, die Vielen zu unvergänglichem Segen gereichte. Zwar viele Holländer daselbst hatten allen Glauben hinter sich geworfen, und selbst der wackere Gouverneur, unter dessen Dach Lacroir eine so freundliche Herberge gefunden und bis ans Ende so viel Liebe genossen hatte, lebte und starb als ein Mann entschiedenen Unglaubens. Daneben aber standen auch etliche Familien, die mitten in der allgemeinen Finsterniß fest am Glauben hingen und ihr Bekenntniß mit einem gottseligen Wandel zierten. Ihnen war Lacroir wie ein Engel vom Himmel. Er durfte unter ihnen unbeschreibliche Liebe genießen und war daheim unter ihnen, wie unter Geschwistern. Aus einer dieser Familien, der Pierde und Krone von Tschinsurah, trug Lacroir das beste Gut, das er auf Erden fand, als Beute davon. Das Haupt derselben war der würdige fromme Bürgermeister Herklotz; seine Gattin war die Seele des Hauses, die Kinder spiegelten die Tugenden der Eltern in hellem Glanze ab. Frühe schon war Lacroir dort ein geliebter Hausfreund, und eine innige Zuneigung bildete sich bald zwischen ihm und der jüngeren Tochter Hannah. Die Verbindung ward am 17. Mai 1825 geschlossen und bildete bis zu seinem Lebensende die nie versiegende Quelle des zartesten und edelsten häuslichen Glückes. Ein großer Kreis lieber und geachteter Verwandten und näherer Freunde des Hauses war die schöne Zugabe zu dieser gesegneten Verbindung, und von da an hat Lacroir allezeit Indien als seine Heimat angesehen. Ein tiefer Schmerz zwar war ihm in den ersten Jahren seiner Ehe nicht erspart; sein zweites Kind,

ein holher Knabe von sechs Monaten und des Vaters Ebenbild, ward ihm im August 1828 durch den Tod entrißen. Er trauerte lange und tief, und noch in späten Jahren, als eine schwere und schmerzhafter Krankheit ihm die Thränen auspreßte, konnte er sagen, er habe nicht mehr so bitterlich geweint, „seit der liebe kleine Alphons gestorben sei.“ Um so glücklicher war er im Besitz seiner übrigen reichbegabten und lebenswürdigen Kinder. Wir werden den Vater Lacroir später kennen lernen.

Ein politisches Ereigniß, das ums Jahr 1825 eintrat, hatte auch für unsern Freund tiefgreifende Folgen. Die holländischen Niederlassungen in Ostindien hatten aufgehört, nutzbringend zu sein. Auf dem Kongreß von Wien war der Opiumhandel verboten worden; der übrige Handel ward von den englischen Kaufleuten überflügelt, so daß die vier holländischen Plätze in Indien nur noch eine kostspielige Last für die Regierung waren. Andererseits waren die englischen Besitzungen der Ostindischen Kompagnie auf Sumatra bis dahin wenig einträglich gewesen und erwiesen sich ihrerseits als eine Last für diese. So kam man endlich überein, beide Gebietstheile gegen einander auszutauschen, und so giengen die vier holländischen Niederlassungen in Indien in den Besitz der Ostindischen Kompagnie über. Unter diesen Umständen glaubte auch die Niederländische Missionsgesellschaft, die ohnehin beschränkte Mittel besaß und dagegen auf den Inseln des indischen Archipels ein unermessliches und anziehendes Missionsfeld vor sich hatte, ihre Missionen auf dem ostindischen Festland aufgeben zu sollen. Sie stellte es unsrem Lacroir frei, entweder nach Java überzusiedeln, oder in Ostindien selbst sich an eine andere englische MG. anzuschließen. Die Wahl war nicht schwer. Er liebte seine Gesellschaft in Holland; aber mehr noch liebte er Indien, das seine Heimat geworden war. Hier kannte er die Sprache und das Volk; hier hatten seine zartesten Lebensasern Wurzeln geschlagen. Unter den im Lande arbeitenden Missionaren waren ihm diejenigen der Londoner MG. nach Herz und Geist von Anfang an am nächsten gestanden. Die presbyterianische Kirchenform, der sie angehörten, fand in des Schweizers Gemüth den lebhaftesten Anklang. Mit Vielen unter ihnen war er persönlich aufs brüderlichste verbunden. Die Direktoren dieser Gesellschaft (in London) hatten jederzeit ihre Missionare in der nobelsten Weise behandelt und waren von ächt evangelischem Geiste beseelt. Ein eigenes providentielles Zusammen-

treffen entschied rasch für diese Wahl. Die berühmten Abgeordneten der Londoner M.G., Tyerman und Bennet, welche auf einer Reise um die Welt sämtliche Stationen der Gesellschaft besuchten, trafen eben in Kalkutta ein. Lacroix ward ihnen vorgestellt, und das erste Begegnen mit ihm versicherte diese würdigen Männer, daß ihre Gesellschaft an diesem ebenso liebenswürdigen als feingebildeten Missionar den besten Erwerb zu machen im Begriff sei. Im Sommer 1827 schied Lacroix unter den ehrenlichsten Umständen aus der Verbindung mit Rotterdam,*) und ward mit großer Liebe in den Kreis der Londoner Missionare aufgenommen.

3. Die Bewegung in der Reis-Ebene.

Die treue Arbeit der Missionare in Tschinsurah hatte bis dahin nicht eine einzige Befehrung aus den Hindu's zur Folge gehabt. Freilich war das Werk der Heidenbefehrung in Bengalen überhaupt verhältnißmäßig damals noch sehr jung. Man rechnet, daß seit dem Beginn dieses Jahrhunderts bis zum Jahr 1830 in Bengalen etwa sechshundert Eingeborene, hauptsächlich durch die eifrigen Baptisten-Missionare in dem dänischen Serampor, für das Christenthum gewonnen wurden, und daß die Gesamtzahl der aus dem Heidenthum in Indien gesammelten Gemeindeglieder etwa zweitausend betrug. Es waren Tage geringer Dinge. Eben um die Zeit aber, wo Lacroix zu den Londonern übergieng, trat eine der denkwürdigsten Bewegungen unter den Eingeborenen des südlichen Bengalens ein. Lernen wir zuerst den Landstrich kennen, welcher der Schauplatz dieser Bewegung war.

Der südliche Theil der Provinz Bengalen, zwischen den beiden Flüssen Hugly und Mutlah gelegen, besteht aus einer unabsehbaren Ebene, die kaum über das gewöhnliche Niveau des Meeres sich erhebt. In Folge der Flut, die weit in den Hugly heraufbringt, namentlich aber durch die nicht selten wiederkehrenden Hoch- oder Springfluten, würde ein großer Theil dieser Ebene in ein nutzloses und durch seine Ausdünstung verderbliches Salzmarshland verwandelt werden, wenn nicht starke Dämme rings um den Rand derselben errichtet wären, um das Meer in Schranken zu halten. Diese Damm-

*) Noch bis an sein Ende bezog Lacroix von der Niederländischen M.G. jährlich eine Pension von 150 holl. Gulden als Zeichen ihrer besonderen Liebe.

einfassungen dehnen sich mehr als hundert Stunden weit aus; sie beginnen am linken Ufer des Hugly unterhalb Kalkutta, laufen an jedem in denselben sich ergießenden Nebenflüßchen hinauf, gehen herab bis zur Spitze der Sagor-Insel, wenden sich dann ostwärts und laufen allen Flüssen entlang, die samt dem Mutlah ins Meer sich ergießen. Der Landstrich, der von diesen Eindämmungen und den beiden Flüssen eingefaßt wird, ist eine breite flache Ebene, die zwei Stunden südwärts von Kalkutta beginnend bis zur Bay von Bengalen sich ausdehnt. In den ersten Monaten des Jahrs ist sie trocken und mit kurzem spärlichem Gras bedeckt. Aber vom Juli an, wenn der Ganges alle seine Ufer überflutet, wird die ganze Ebene von dem befruchtenden Schlammwasser dieses Stroms überdeckt und verwandelt sich in Einen ungeheuern Süßwassersee, der oft etliche Fuß hoch über dem Boden steht. Dieser See ist dann zwanzig Stunden lang und ebenso breit. Nur eine oder zwei Landstraßen, die auf erhabenen Dämmen angelegt sind, durchziehen diese Wasserfläche von Norden nach Süden. Während dieser Zeit wird sie nach allen Seiten hin von Booten befahren, von denen manche nicht mehr als einen Fuß weit sind. Die ganze Ebene ist mit Dörfern dicht besäet, welche immer etliche Fuß höher als das Niveau der Ebene liegen, indem künstliche Erdaufwürfe zu diesem Zweck gemacht werden. Sie bestehen aus einer Anzahl enge zusammengebaute Hütten, zwischen welchen die stattlichen Stämme der Kokosnußbäume, der Palmen, Plantanen und anderer tropischen Bäume in Fülle sich erheben. Da und dort sieht man auch die dornigte Akazie, die Tamarinde und den Bambus.

Die Bevölkerung dieser Ebene besteht fast ausschließlich aus Hindu's von der Fischerkaste, die von Kind auf ein Amphibienleben führen und mit unglaublicher Gewandtheit diese seichten Gewässer auf schmalen Booten befahren, in denen unser Einer kaum zu stehen vermöchte. Ihren Unterhalt beziehen sie theils von den zahllosen eßbaren Fischen, von denen die Gewässer während der Ueberflutung, und nachher die Flüsse und Bäche wimmeln, theils von dem Reis, den sie in den wasserbedeckten Boden säen. Während der Regenzeit bietet das ganze Land einen wunderbar schönen Anblick. Dort eilt das flinke Boot durch die vielfach sich windenden Flußrinnen wie ein Pfeil dahin; der Himmel ist bedeckt mit flockigen Wolken, welche die Hitze mäßigen, und ein kühlender Lusthauch kräuselt die langgestreckten Wasserlinien, die nach allen Seiten sich kreuzen; wohin das Auge

schaut, nahe und ferne, erheben sich behagliche Dörflein, überschattet von dem üppigen mannigfaltigen Grün der hochanstrebenden Baumgruppen. Die schlanken Kokospalmen erheben ihre Kronen zu Tausenden über die freundliche Landschaft und tauchen ihre anmuthigen Arme, vom sanften Wind bewegt, auf und nieder am Horizont, während die Bäche und Flüsse mit einer Fülle blühender Wasserpflanzen bedeckt sind. Da und dort scheucht ein dahineilendes Boot Schwärme von kleinen wilden Enten aus dem schlanken Schilf auf und ihr schwirrender Flug zieht über deinem Haupte vorüber; und während auf dem nahen Reisfeld die leichten zarten Halme mit unbeschreiblicher Grazie vor dem sanften Hauch des Windes sich beugen, bringt ein heimliches Rauschen gleich einer flüssigen Musik geheimnißvoll an dein entzücktes Ohr. In den späteren Monaten des Jahrs — welch ein glorreicher Anblick ist das goldene Erntefeld, das Meilen weit nach allen Seiten sich ausdehnt, und wo jeder Halm hundertfünfzig- und zweihundertfältig das Saatkorn wiedergiebt, das in den üppigen Boden gesäet war! Da wird das Herz unwillkürlich an die unererschöpfliche Güte dessen erinnert, der „seine milde Hand aufthut und Alles, was da lebet, sättiget mit Wohlgefallen.“

Wenn das Gewässer von diesen weiten Gefilden sich verläuft oder durch Ausdünstung vertrocknet, so liegen überall ungeheure Massen verworrener Vegetation verwesend in der Sonne, und dann ist dieser ganze Landstrich mehrere Monate lang ausnehmend ungesund. Der ganze Distrikt ist von Fiebermiasmen überfüllt. Das ist der Grund, warum ein Europäer hier nicht das ganze Jahr hindurch wohnen kann.

Diese merkwürdige Ebene war der Schauplatz einer geistigen Bewegung, die auch für den Lebensgang Lacroix' von folgenreicher Bedeutung ward. Die Sache gieng aber so zu: — Eines Tages, es war im Anfang des Jahres 1825, predigte der treffliche Londoner Missionar Trawin von Kalkutta in dem etwas südlich von der Stadt gelegenen Marktflecken Tschitla, der von den Bewohnern der großen eben geschilderten Reisebene vielfach mit ihren Feldfrüchten besucht wird. Eine große Menge der Marktleute hatte sich um ihn versammelt. Da wird er plötzlich von einem kräftigen Bauersmann mit derben Worten unterbrochen: wie er es wagen könne, gegen ihre Landesreligion zu predigen. Der Missionar antwortet ruhig und sanftmüthig, daß sein Zweck kein anderer sei, als ihnen den Weg zum

Heil, den allein wahren Weg der Seligkeit darzulegen, im Gegensatz gegen die falschen Wege, die das religiöse System der Hindu's vorschreibe. Eine kurze Disputation folgte über den Werth des Christenthums gegenüber dem Hinduismus. Zuletzt aber lud Trawin den Bauersmann und seine Gefährten freundlichst ein, ihn in seiner nahen Wohnung zu besuchen, wo sie dann die wichtige Frage weiter besprechen könnten. Und siehe da, die kleine Gesellschaft von Landleuten kam und kam immer wieder, hauptsächlich an Sonntagen; das Wesen, die Lehren, die Sittenregeln, die Früchte und Hoffnungen des Evangeliums wurden auseinandergesetzt und mit den Schänden und Irrthümern des indischen Heidenthums verglichen, und das Ergebniß war, daß in den Herzen dieser einfachen Landleute die Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums immer fester und tiefer sich gründete. Sie selbst theilten, was sie gehört hatten, ihren Verwandten und Freunden mit, und so verbreitete sich ein Fragen und Forschen nach der Wahrheit in einer Reihe von Dörfern, wo bis dahin das Christenthum eine völlig unbekannte Sache gewesen war. Trawin seinerseits und seine Mitarbeiter besuchten diese Dörfer, so oft sie konnten, um den ausgestreuten Samen zu pflegen und neue Saatkörner des Lebens auszustreuen.

Der Name des Landmanns, von dem die ganze Bewegung hauptsächlich ausgieng, war Ramdschi. Seine Heimat war das Dorf Rammalttschöke, drei Stunden südlich von Kalkutta in der Reiseebene gelegen. Er und zwei Freunde, die sich fest an ihn angeschlossen, waren lauter Männer in den besten Jahren, nüchterne und verständige Leute und geachtet bei ihren Nachbarn. Sie besaßen auch nicht unbedeutende Mittel: eigenes Land, Häuser, Pachtgüter, Boote und Fischplätze. Ramdschi selbst war der größte Grundbesitzer seines Dorfes. Das Evangelium hatte sein Herz gewonnen. Er trank die süße Wahrheit wie ein Durstiger in sich hinein, und nachdem er sich Christo mit aufrichtiger Seele ergeben, trug er auch reichliche Frucht des Glaubens. Am 18. Okt. 1825 ward er mit seinen beiden Freunden getauft. Viele Andere schienen ihm folgen zu wollen. Missionar Trawin fand deshalb häufig in Rammalttschöke sich ein. Eine kleine Hütte, die als Versammlungsort diente, erwies sich bald zu klein für die Menge der Zuhörer. Männer und Frauen stellten sich schaarenweise von der ganzen Umgegend ein, namentlich am Sonntag. Eine Schule ward eröffnet, die bald von 60 Knaben besucht ward. Das

Bedürfniß nach einer eigenen geräumigen Kapelle und nach einem ordentlichen Zimmer für den besuchenden Missionar machte sich bald fühlbar. Ramsdchi erbot sich, dafür zu sorgen. Auf seinem Grund und Boden stand ein kleiner Siwa-Tempel,*) der sein Familien-Eigenthum war, und der dienstthuende Brahmane erhielt bis dahin von Ramsdchi allein mehr für seinen Unterhalt, als vom ganzen übrigen Dorf zusammen. Diesen Siwa-Tempel beschloß er nun niederzureißen und das Baumaterial für eine christliche Kapelle zu verwenden. Das erforderte freilich nicht geringen sittlichen Muth; aber Ramsdchi war der Mann dazu. Eines Tags nahm er in Gegenwart einer großen Menge Volkes, das mit Entsetzen zuschaute, das Gözenbild heraus und schleuderte es auf den Boden. Der Brahmane rief bestürzt: „Du hast meinen Gott weggenommen, was hab' ich nun noch?“ Ramsdchi aber ließ sich nicht irre machen. Der Tempel verschwand und an seiner Statt erhob sich bald auf der gleichen Stelle die neue Kapelle, auf deren flachem Dach ein Zimmer für den Missionar hinzugefügt ward. Das Ganze wurde am 7. Nov. 1826 feierlich eingeweiht. Es war ein herrlicher und reichgesegneter Tag.

Mittlerweile breitete sich die Bewegung immer weiter aus. Der Geist Gottes wirkte mächtig unter diesen einfachen Leuten; die Gewissen wurden von der Sünde überwiesen und viele Herzen zu der Frage erweckt: was muß ich thun, daß ich selig werde? Die Missionare zogen von Dorf zu Dorf, und wohin sie kamen, sammelten sich Schaaren, um das Wort von Christo, dem rechten und wahrhaftigen Heiland der Sünder, zu hören. In einem Dorfe sprachen die Missionare fünf Stunden lang zu dem unermüdblich und heißbegierig horchenden Volke; heilige Schriften und Traktate, die ihnen dahin voraus gegangen waren, hatten dem Evangelium den Weg gebahnt. In einem andern Dorfe warteten Hunderte von Leuten am Weg, weil sie wußten, daß die fremden Lehrer kommen sollten. Die neubekehrten Christen in Rammaltshöfe selbst, Ramsdchi vor Allen, waren treue Gehülfen am Evangelio. Sie besuchten ihre Nachbarn nach allen Richtungen hin, zeugten von der selbsterfahrenen Gnade

*) In Indien sind die Tempel mit geringer Ausnahme nicht geräumige Gebäude, um die Schaaren der Anbeter aufzunehmen, sondern meistens ganz kleine Bauten, die gerade nur so viel Raum gewähren, daß der Göze und der dienstthuende Priester darin stehen kann. Sie sind gewöhnlich Eigenthum von einzelnen Personen oder Familien.

und Wahrheit in Christo und drangen in die Leute, sie anzunehmen. Sie waren eine wahre Missionsgemeinde. Eine Sache erfüllte ihr Herz daheim und überall; sie glaubten, darum redeten sie. Oft kamen sie unter sich zu gegenseitiger Erbauung zusammen. Sie sangen, lasen, beteten bis tief in die Nacht. Der Herr war ihre Freude. Und wenn da und dort Einem die Zeit zum Abscheiden aus dieser Welt kam, so konnte man sehen, daß sein Anker fest lag in dem obern Heiligthum. Es war natürlich, daß manche weniger befestigte Gemüther in die wachsende Gemeinde mit eindrangen. Irdische Beweggründe wirkten da und dort mit. Die unbarmherzige Selbstsucht der Brahmanen, die von dem Fett des Volkes lebten, die Tyrannei der großen Grundbesitzer (Semindare), von denen die kleinen Bauern ihre Landparzellen in Pacht hatten, die Armuth der Leute selbst, für die in aller Welt Niemand ein Herz hatte, — das Alles stand in zu gewaltigem Kontrast mit der hingebenden barmherzigen Liebe der Missionare, mit dem trostbringenden Wort des Evangeliums, mit dem Segen brüderlicher Gemeinschaft der Christen unter sich, als daß nicht Viele schon um deswillen an die Gemeinde sich angeschlossen, ohne zuvor tiefere Erfahrungen von der unwandelnden Kraft des Evangeliums gemacht zu haben. Bei dem Allem war es unverkennbar, daß der Geist Gottes selber es war, der diese Massen bewegte.

Es war natürlich, daß Verfolgungen nicht ausbleiben konnten. Die Anhänger des Heidenthums erhoben sich wider das Umsichgreifen des Evangeliums. Der Semindar von Kammaltshöle legte auf jeden Christen eine Geldbuße von zehn Rupies (Fr. 25), weil sie „das Dorf verdürben.“ Als sie aber sich einmüthig weigerten, einer so ungerechten Forderung Folge zu leisten, wurden sie verhaftet und unter schweren Beschimpfungen geschlagen. Ihre Bäume wurden der Früchte beraubt, ihre Leiche ausgefischt, sie selbst ins Gefängniß geworfen. Die Christen aber wandten sich an die englische Obrigkeit, auf deren Dazwischenkunft die Eingekerkerten in Freiheit gesetzt wurden. Aber andere schwere Beeinträchtigungen folgten. Verwandte und Freunde, ergrimmt darüber, daß die Christen von der Kaste, diesem höchsten Schatz des Hindu, sich loszusagen wagten, fiengen an, sie auf alle mögliche Weise zu drücken und zu plagen. Sie wurden geschlagen, beschimpft, verfolgt; ihre Wohnungen wurden geplündert, ihre Reiskorräthe weggeschleppt, ihre Reisernten abgeschnitten, ihre Boote zertrümmert. Einer der Christen ward am hellen Tage er-

mordet. Andere wurden von bewaffneten Kotten angefallen, mehrere gefährlich verwundet. Aber sie duldeten das Alles mit Sanftmuth und überwandten das Böse mit Gutem. Etliche freilich giengen rückwärts, aber die Mehrzahl hielt fest am Herrn und zierte ihr Bekenntniß mit einem gottseligen Wandel.

Mitten unter diesen herrlichen Erweisungen der göttlichen Kraft und Gnade wurde der theure Knecht Gottes, der das gesegnete Werkzeug davon sein durfte, in die obere Heimat abgerufen. Erwin starb um die Mitte des Jahres 1828. Viele Thränen folgten ihm nach. Sein Verlust war um so empfindlicher, als die Zahl der Londoner Missionare in Kalkutta gering war. Wer sollte in seine Lücke treten? wer die große Arbeit übernehmen, die auf seinen Schultern gelegen war? Aller Augen wandten sich auf Lacroix in Tschinsurah. Keiner war der Aufgabe gewachsen wie er. Man bat ihn, nach Kalkutta überzusiedeln. Im April 1829 traf er daselbst ein, nachdem er acht Jahre mit unermüdblichem Eifer in Tschinsurah gewirkt hatte. Das Haus aber, in das er einzog, war die einstige Wohnung des berühmigten Generals Stewart, — desselben Mannes, der einst, umstrickt von seinen Hindu-Mätressen, in seinen eigenen Gemächern Gözenbilder aufstellte und ihnen nach Landesitte Verehrung bewies. Die Geschichte nennt ihn nur den Hindu-Stewart. Nun waren diese Räume der Wohnsitz eines Missionars geworden. Es wird mit der ganzen von Abgötterei entweihten Erde einst ebenso gehen. Der König der Ehren wird der letzte auf dem Plane sein.

Lacroix fand den Stand der Christen in der Reisebene bei seinen ersten Besuchen sehr befriedigend. „Die Leute,“ schreibt er selbst, „sind meistens arm und zum größeren Theil des Lesens und Schreibens unkundig; aber es fehlt ihnen keineswegs an gesundem Menschenverstand, und obgleich sie ferne davon sind, vollkommene Christen zu sein, so fand ich sie doch im Ganzen sehr wacker. Sie sind fast Alle von derselben Rasse und treiben denselben Beruf (als Fischerleute und Landbauern). Es finden sich sehr wenige Brahmanen unter ihnen, wahrscheinlich weil die Armuth der Leute ihnen keine Hoffnung auf zeitlichen Gewinn bietet; aber gerade das ist der Sache des Evangeliums günstig, da sie in der Regel es sind, die als die ärgsten Feinde und Hinderer der Sache Christi uns überall entgegenarbeiten. Die Christen sind in etwa zwanzig Dörfern zerstreut, unter denen Rammaltshöte und Gangrai die Mittelpunkte bilden. Etwa 80 Er-

wachse ne samt ihren Kindern sind getauft; manche Andere sind bereit, sich an die Gemeinde anzuschließen, während große Massen zwar die Gottesdienste besuchen, aber vorerst noch zusehen wollen, wo die Sache hinauswill."

Die Aufgabe Lacroir' in seiner neuen Stellung war eine gedoppelte. Es galt einerseits, die Predigt des Evangeliums immer weiter in die umliegenden Heidengebiete hinauszutragen, — ein eigentliches Missionswerk; andererseits that es noth, die christlichen Gemeinden in der Reisebene zu pflegen und das Werk eines Pastors zu thun. Je bedeutender aber das letztere wurde, um so mehr nahm es fast seine ganze Kraft und Zeit in Anspruch. Er hatte dabei viele seltsame Erfahrungen zu machen; aber auch an tausend Schmerzen fehlte es nicht. Zu seinen peinlichsten Erlebnissen gehörte das heillose Uebergreifen anderer Missionsgesellschaften in das Werk zu Rammaltshöfe. Die ersten Eindringlinge waren die rücksichtslosen Baptisten. Lacroir konnte es fast nicht verwinden, zu sehen, wie seine jungen, in vielen Beziehungen so ernstesten und aufrichtigsten, aber noch so sehr unerfahrenen Christen durch die in ihre Mitte geworfene Streitfrage von der Kindertaufe in ihrem Glauben beunruhigt und von den großen Hauptsachen der christlichen Wahrheit abgelenkt wurden. Die Baptisten hatten einen der eingeborenen Londoner-Katechisten, der selbst ein Glied der Rammaltshöfe-Gemeinde gewesen war, an sich gelockt und für ihre Lehre gewonnen. Diesen setzten sie dann als ihren Arbeiter mitten in jene Gegenden und suchten die jungen Christen durch ihn zu sich herüber zu locken. Etliche von diesen ließen sich von ihm gewinnen, und nun hieß es natürlich: es sei unumgänglich nöthig, daß ein Baptistenmissionar persönlich unter ihnen wohne. Rasch wurden zwei Baptisten-Kapellen in nicht großer Entfernung von derjenigen in Rammaltshöfe errichtet. Lacroir, sonst gegen alle Kirchenparteien, wenn er nur wahre und lautere Liebe zum Herrn fand, von den liberalsten Gesinnungen beseelt, war tief entrüstet. Er gieng persönlich zu dem Baptistenmissionar und remonstrirte in aller Liebe, aber mit gewaltigem Ernst gegen diese Praxis. „Mein Herr," entgegnete der Baptist, „die Wahrheit ist frei: lasse man diese Leute für sich selbst urtheilen." — „Allerdings," erwiderte Lacroir, „die Wahrheit ist frei; aber was für Mittel haben diese unwissenden Leute, um sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden über eine Frage, worüber gelehrte Männer und gesunde Christen entgegengesetzter Ansicht sind?

Und haben sie nicht mit viel wichtigeren Dingen sich zu beschäftigen? Fehlt es ihnen nicht für jetzt noch an der über Alles wichtigen Einsicht in die Geschichte, die Glaubenslehren und Sittenregeln des Wortes Gottes?" Die Vorstellungen Lacroir' und seiner Mitarbeiter fruchteten nichts. Bald verbreitete sich die Streitfrage über die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe durch alle die Dörfer, wo sich Christen befanden, was um so befremdlicher war, da ja bei weitem die Mehrzahl dieser Leute als Erwachsene und nach langer Vorbereitung getauft worden waren. Aber es ist ja überall so, daß unser verkehrtes Herz gar zu gerne sich auf solche unwichtige Streitfragen wirft, um den viel wichtigeren Anforderungen des Evangeliums, die den tiefsten Herzpunkt des christlichen Lebens berühren, leichtfertig zu entgehen. Eine Zeitlang war es in der Reiseebene so, daß die Streitenden aufs heftigste unter einander erhitzt und erbittert waren. Mehrere Gemeindeglieder der Londoner Mission giengen zu den Baptisten über und ließen sich auf der Station nieder, welche diese mitten in jenem Distrikt gegründet hatten. Aber die Folge war, daß jene Ueberläufer nicht fanden, was sie erwartet hatten. Mehrere von ihnen fielen ganz vom Glauben ab und kehrten wieder zu den Heiden zurück.

Noch von einer andern Seite her kam ein ähnlicher Eingriff. Die Missionare der hochkirchlichen „Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums" stellten sich ein und machten die armen Neubefehrten irre über die Vollgültigkeit ihres von den Londoner Presbyterianern überkommenen Christenthums. Einer oder zwei junge Missionare jener Gesellschaft, aufgeblasen von ihrer hochkirchlichen Amtswürde und berauscht von dem Bewußtsein, die „rein-apostolische Ordination" empfangen zu haben, durchzogen den Distrikt, versicherten die Neubefehrten, daß Lacroir' und seiner Amtsbrüder Predigerberuf nichts taue, weil ihnen die apostolische Vollmacht fehle, daß das Christenthum derselben ungesund, und daß die von ihnen gegründeten Gemeinden eigentlich keine Christengemeinden seien. Lacroir, der gegen Alle, die den Herrn Jesum von Herzen lieb hatten, eine lautere und ungefärbte weitherzige Liebe in sich trug, mochten sie sonst einer Kirchengemeinschaft angehören welcher sie wollten, — er, der gewissenhalber niemals in ein fremdes Amt übergrieff, war in der innersten Seele über jene Anmaßungen empört. „Von welcher Seite her," rief er bei einer Gelegenheit, wo er öffentlich in Kaskutta zu reden hatte, „von welcher Seite her kommt diese Beseindung unsrer Mission?

Kam sie von den Brahmanen des Landes? Sie sind immer die Feinde des Evangeliums gewesen, und wir wundern darüber uns nicht. Aber die Beseindung, von der ich rede, ist späteren Ursprungs; sie ist um so verwunderlicher und beklagenswerther, als sie von Christen und von Missionaren ausgeht. Diese Leute, im direkten Widerspruch mit der offiziellen Versicherung des edlen Bischofs Corrie, daß Niemand sich in unsre Missionsarbeit mengen dürfe, — sie sind in unsre Stationen eingebrungen: das haben wir uns gefallen lassen. Sie haben unsre Gemeindeglieder uns abgespannt und an sich gelockt, — auch das lassen wir uns gefallen. Aber sie sind weiter gegangen; sie haben den Eingeborenen gesagt, daß wir keine zum Predigtamt rechtlich befugten Missionare seien, daß unsre Taufe ungültig sei: das konnten wir uns nicht gefallen lassen. Wahrlich, es ist ein schlechter Lohn, nach zwanzigjährigem Abmühen mit unsäglichen Schwierigkeiten, mitten unter der feuchtheißen Fieberhitze Bengalens, solche Dinge über uns sagen lassen zu müssen — über uns, die wir diese Stationen besetzt hatten, lange bevor die jungen Leute, die so Thörichtes über uns schwäzen, nur die Kinderschuhe ausgezogen hatten. Ich appellire an euch: haben wir nicht gerechte Ursache zur Entzündung? Will's Gott, so werde ich demnächst England, Frankreich, Deutschland und die Schweiz durchreisen, und dann will ich davon reden, was Bigotterie unter Christen zu thun im Stande ist."

Lacroix war von Haus aus und von ganzem Herzen Presbyterianer. Nach presbyterianischen Grundsätzen richtete er auch die neu gewonnenen Gemeinden in der Reisebene ein. Er bildete aus den besten und einsichtsvollsten Gliedern einen Rath von Ältesten, machte sie verantwortlich für die Zucht und gute Sitte in der Gemeinde und ließ sie unter seinem eigenen Vorsitz über die Zulassung der einzelnen Gemeindeglieder zum Abendmahl entscheiden. Diese Einrichtung hatte die trefflichste Wirkung. Die Gewissen wurden lebendig erhalten, und jedes Glied der Gemeinde fühlte sich persönlich betheiligt bei der Wohlfahrt des Ganzen. Auch wußte er, daß ein europäischer Missionar nicht leicht in den innersten Herzensstand der eingeborenen Christen die rechten Einblicke erhält, während die Leute unter einander sich viel besser kennen. Lacroix hat bis an sein Ende dieses Verfahren als das angemessenste erkannt. In Einem Stück aber, das er übrigens mit vielen Andern gemein hat, haftete ein Mangel an seiner pastoralen Thätigkeit. Während nemlich alle Ge-

meindeglieder stets aufgefördert wurden, ihre eigenen Armen zu unterstützen (was denn auch mannigfach geschah), ward ihnen die nicht minder klare und bedeutungsvolle Pflicht, an den Kosten der Gemeindegleitung mitzutragen und zur Ausbreitung des Evangeliums in andern Gegenden kräftig und systematisch mitzuhelfen, kaum je ans Gewissen gelegt. Wahrscheinlich trug der Anblick ihrer eigenen Armuth dazu bei, diese Pflicht so lange in den Hintergrund zu stellen, bis es zu spät war; er glaubte, wenn einmal ihre Zahl größer und ihr Glaubensleben kräftiger wäre, so sei es Zeit genug, daran zu erinnern. Aber diese Zeit kam nie. Es hätte den Christen wenigstens zugemuthet werden können, so viel für das Christenthum zu opfern, als sie zuvor, da sie noch Heiden waren, freiwillig dem Götzendienste zu opfern pflegten. Aber dazu kam es nie, und jene selbstverläugnende Liebe, die dem Evangelium freudige Opfer zu bringen bereit ist, ward niemals unter ihnen zu frischer Entfaltung gebracht. Etliche Jahre lang steuerten sie etwa 50 Franken jährlich für die Missionsfache bei; aber das hörte bald auf, und zu einer regelmäßigen Beisteuer wollte es nicht mehr kommen. Engherzig gegen Andere, ward ihr eigenes Herz öde und leer. Kein Christ kann ungestraft irgend eine erkannte Pflicht versäumen. Wenn sein Christenthum nicht eine Lampe ist, welche Andern leuchtet, so wird es bald aufhören, ihm selber Licht zu geben.

Zwölf Jahre lang setzte Lacroix regelmäßig seine Besuche in diesen Gemeinden fort und versorgte sie mit dem Brod des Lebens. Die zwei Hauptdörfer, Rammaltshöhe und Gangrai, waren das eine drei, das andere vier Stunden von seiner Wohnung in Kalkutta entfernt und bildeten den Mittelpunkt, von wo aus er die umliegenden Dörfer besuchte. Seine Regel war, diese Stationen zweimal in der Woche, am Sonntag und Donnerstag, abwechselnd zu besuchen. Er kehrte den gleichen Tag wieder heim, ausgenommen in der trockenen Jahreszeit, wo er zwei oder drei Tage auszubleiben pflegte. Begleiten wir ihn auf eine dieser Wanderungen.

Morgens vor acht Uhr bricht er auf und zwar in einem Palanquin mit acht Trägern, von denen abwechselnd vier in Anspruch genommen werden. Er verläßt die Hauptstadt und kommt in die Vorstädte von Bhöwanipur und Kalighat, deren Straßen, Kaufläden und Bazärs immer voll Leben und Bewegung sind. In Kalighat findet er eine Menge einfacher und wohlfeiler Spielwaaren für Kin-

der, wovon er häufig auf der Rückkehr einige Sachen für seine Kleinen um ein paar Kreuzer einkauft. Es sind das etwa plumpe Frösche von gemaltem Lehm, oder Figuren von Raben, Pferden und Elephanten, oder farbenreiche Bilder eines statlichen Bengalen mit tüchtig eingestültem Haar, oder einer eingeborenen Dame, die in weißen Muslin gekleidet ist, eine Masse von Juwelen an sich hängen hat und aus einer silbernen Pfeife raucht. Dann geht's weiter auf einer abscheulichen Lehmstraße, die auf beiden Seiten mit riesenhaften Aloes oder dickblättrigem Kaktus eingefast ist, bis er endlich das Dorf Karrahaffur erreicht, das an den Grenzen der großen Reisebene liegt. Hier verläßt er den Balankin; das Missionsboot steht schon bereit, auf dem er zwischen Dörfern und Feldern nach der Station gerudert werden soll. Das Boot ist ein langer ausgehöhlter Baumstamm, etwa zwei Fuß breit und ebenso tief. Es hat ein niedriges hölzernes Dach, das auf leichten Stützen ruht, und von dessen beiden Seiten dickes Packtuch herunterhängt zum Schutz gegen Sonne und Regen. Eine Art Armsessel mit verkürzten Beinen ist das einzige Geräthe, das im Boot sich befindet. Da aber keine Gasthöfe in diesen Distrikten zu finden sind, noch auch europäische Familien, bei denen etwas zu haben wäre, so hat unser Freund seinen Schweizerkorb mitgenommen, in welchem Teller, Löffel, Gabel und Messer, Gläser, etwas Thee, ein Leib Brod, etwas Gemüse, einige Plantanen, ein wenig Medicin und die Abendmahlsgeräthe zusammengepackt sind. Auch einige Bücher, namentlich von seinem Liebling Jung-Stilling, führt er mit sich; nicht zu vergessen einen Krug mit gutem Trinkwasser. Während nun die christlichen Bootsleute die Sachen ins Boot schaffen und Alles zur Abfahrt bereit machen, geht er, eine Cigarre rauchend, auf und ab und redet freundlich bald mit diesem, bald mit jenem Krämer des Ortes, die ihn alle kennen, und die jedesmal herbeikommen, um den Padre ehrerbietig zu grüßen. Da steht er unter ihnen, hochgewachsen, breitschulterig, seine volle sechs Fuß hoch, mit einem festen lebhaften Schritt — ein merkwürdiger Kontrast gegen die kleinen, hagen und schmiegsamen Gestalten der Eingeborenen. Von der konventionellen Erscheinung eines englischen Geistlichen trägt er wenig an sich, — kein eleganter schwarzer Frack, kein makellos weißes Halstuch, kein schwarzer Cylinderhut, keine glacirten Handschuhe. Ein solcher Anzug wäre eine Qual in der heißen Luft und auf dem dampfenden Boden der Reisebene. Lacroix trägt die kühlste Kleidung, die

er finden kann, — weiße Beinkleider, eine weiße linnene Jacke und ein schmales schwarzes Seidenband um den Hals. Sein blondes lockiges Haupt ist durch einen breitrandigen, sehr leichten Hut von einem halben Zoll Dicke gegen die Sonne geschützt; in der Hand trägt er einen großen doppeltüberzogenen Schirm, mit dem weißen Ueberzug nach außen. Während er am Ufer auf und ab wandelnd bald mit diesem, bald mit jenem Krämer sich unterhält, richtet er allerhand Fragen an sie über den Gang ihres Geschäfts, über den Stand der Felder, über das Gebahren der Semindare, und weiß dabei mit seltenem Geschick da und dort ein Wort der Belehrung oder Ermahnung über höhere Angelegenheiten einzumengen. Endlich steigt er ins Boot. Die Bootsleute rudern zuerst ein kleines Flößchen hinauf, lenken dann in Seitenkanäle ein und eilen drei Viertelstunden lang zwischen wallenden Reisfeldern hin, an üppigen Plantagen und freundlichen reichbeschatteten Dörfern vorüber, bis die Stelle erreicht ist, wo nahe am Ufer die Kapelle von Rammaltshöhe steht, deren weiße Mauern schon eine Zeitlang vorher durch das Grün der Bäume hervorschimerten.

Beim Landen wird er von mehreren Christen, die aus der Ferne schon das Boot herannahen sahen, aufs herzlichste bewillkommt, unter ihnen jedesmal der wackere Randschi. Während nun seine Sachen in das Zimmer auf dem Dach der Kapelle hinaufgetragen werden, geht Lacroix nach der naheliegenden Knabenschule. Sie ist von etwa dreißig Knaben besucht, die nun in der biblischen Geschichte, im Catechismus und andern Dingen examinirt werden. Mittlerweile ertönt in Zwischenräumen die Gong (Metalltrommel), um die Gemeinde zum Gottesdienst zusammenzurufen, und von allen Seiten eilen die Leute herbei und füllen nach und nach die Kapelle. Es mögen ihrer etwa 150 sein. Sie sitzen Alle am Boden auf grasgeflochtenen Matten, die Frauen zur Linken des Predigers, die Männer zu seiner Rechten, mit einem kleinen offenen Durchgang in der Mitte. Dann beginnt das Singen — freilich nicht eben sehr fein und melodisch; es ist ein langgedehntes Dahinrollen der Stimmen, untermischt mit allerlei Schnörkeln, dieselben Wendungen wieder und wieder kehrend und von Männern und Knaben aus voller Kehle hervorgeschrien; denn der Hindu scheint eine volle Kraft der Stimme und mächtiges Schreien für gleichbedeutend zu halten mit guter Musik und schöner Melodie. Für ein europäisches Ohr ist dieser Theil des Gottesdien-

stes, so gut alles gemeint ist, fast kaum durchzumachen. Dann folgt Gebet, Vorlesung eines biblischen Abschnitts und Predigt, wobei die Leute immer die gleiche Stellung einnehmen, nur daß beim Gebet Alle sich vorwärts beugen, das Angesicht gegen die Erde. Zuletzt kommt die Kommunion, die monatlich einmal gehalten wird, in der allereinfachsten Form. Viele empfangen die heiligen Elemente des Leibes und Blutes Jesu mit einem freudigen Glauben, der durch den Vorhang hindurchbringt und lebendig inne wird, daß er Christum wahrhaft empfängt.

Nach geendigtem Gottesdienst pflegte Lacroix zu Mittag zu speisen, wobei Ramdschi's treffliche Frau den Reis und Karry (Pfefferbrühe) immer zu liefern bereit war. Dann sah er die Katechisten, den Schulmeister und andere Gemeindeglieder bei sich, fragte nach ihrer Arbeit, ihren Schwierigkeiten und Bedürfnissen und ertheilte Rath, Ermunterung oder Rüge, wie die Umstände es mit sich brachten. Auch theilte er Medicinen an etwaige Kranke aus. In der Regel hielt er Nachmittags noch einen zweiten Gottesdienst; wenn aber tüchtige Katechisten da waren, ließ er sie ihn halten. Am Abend aber kehrte er auf demselben Weg wieder nach Hause zurück und erreichte in der Regel seine Wohnung bald nach Sonnenuntergang. An den Donnerstagen waren diese Besuche noch viel geschäftvoller und mühsamer. Da hielt er außer dem Wochengottesdienst noch eine ordentliche Gemeindeversammlung, wo der geistliche Stand der Gemeinde besprochen, die Tauglichkeit der Taufbewerber geprüft und nach allen Seiten Rath und Ermahnung ertheilt ward. Dann hörte er die Berichte der Katechisten und des Schulmeisters, besuchte einzelne Familien und Personen und nahm sich der Kranken an. Viele kamen, um bei ihm über ihre zeitlichen Angelegenheiten Rath zu holen; Händel wurden geschlichtet, Verfolgte und von den Heiden Mißhandelte getröstet und gestärkt, Schwachherzige oder Irrende zurechtgebracht. Dann konnte er im Boot etliche benachbarte Dörfer besuchen, wo Christen oder Taufbewerber sich befanden, und indem er diese im Glauben stärkte, vergaß er auch nicht den Heiden zu predigen. Zu Zeiten brachte er so drei oder vier Tage im Distrikt zu, schließ bei Nacht in dem Gemach über der Kapelle und reiste bei Tag in der Umgegend umher. Die Abende waren dann immer das Schönste. Da kamen alle Christen noch zur Abendandacht in der Kapelle zusammen. Viele brachten ihre Bibeln mit, um nach dem Gottesdienst

noch mit dem theuern Freund Stundenlang bis tief in die Nacht hinein zusammenzusetzen und über alles Mögliche Belehrung und Rath zu holen. Auch weltliche Dinge kamen dann wohl zur Sprache, und wenn Lacroix von den Herrlichkeiten seines schweizerischen Vaterlandes, von europäischen Sitten und Gebräuchen, von den Missionen in andern Ländern der Erde u. dgl. zu erzählen anfieng, so dachte keiner an Schlaf oder Ermüdung.

Solches war die Arbeit des theuern Mannes zwölf Jahre lang. Manchmal war er von einem seiner lieben Mitarbeiter begleitet, meistens war er allein. Und alle diese Mühen übernahm er nicht etwa bloß in der schönen Jahreszeit, wenn die Luft kühl, das Reisen angenehm und die Gemeinde in erfreulichem Gang war; sondern er that es auch, wenn die Kanäle schlanmig und die Felser öde und ausgebrannt waren, wenn der Himmel über ihm wie glühendes Erz war und der harte zerklüftete Boden unter seinen Füßen wie Feuer brannte. Und als schwere Verfolgungen von allen Seiten über die Christen hereinbrachen, ja als Abtrünnigkeit und Sündenfälle wie eine Flut über die Gemeinden hereinbrangen und ihr innerstes Leben zu erstickern drohten, da war Lacroix mehr als je bereit, mit unermüdlichem Eifer das Verlorene zu suchen und das, was sterben wollte, zu stärken.

4. Die Zeiten der Heimsuchung.

Es war im Mai 1833, daß über die Ebenen des Reisdistrikts, in welchem die zerstreuten Gemeinden Lacroix' lagen, ein Orkan hereinbrach, wie ihn Bengalen seit hundert Jahren nicht erlebt hatte. Er kam wie gewöhnlich von Südost und begann mit heftigen Windstößen, furchtbaren Regengüssen und vorübergehenden Gewittern. Zwei oder drei Tage hindurch nahm der Sturmwind immer an Heftigkeit zu, und zuletzt war seine Wuth unbeschreiblich. Er war nicht anhaltend, sondern kam in so furchtbar heftigen Stößen, daß nichts ihm zu widerstehen vermochte. Zu hunderten wurden alte kräftige Bäume entwurzelt und Häuser in Trümmer geworfen. Die entseßlichste Wirkung des Orkans aber stellte sich ein, als er gerade seine furchtbarste Höhe erreicht hatte und die Windstöße und Regengüsse es absolut unmöglich machten, im Freien sich zu bewegen. Eine Reihe von riesenmäßigen Meereswogen, von denen die geringsten zehn Fuß hoch

waren, brach von Südosten über das Land herein; sie rissen die Dämme ein, überfluteten, gepelzt von dem Orkan, die Ebene mit gleichmäßig vorwärts schreitendem Schwall gleich kolossalen beweglichen Wassermauern, und segten Alles vor sich her; und nicht eher hielten sie in ihrem verheerenden Lauf inne, als bis sie auf mehr als 18 Stunden weit das Land überschwemmt hatten. In dem Dorfe Rhari sahen die Landleute — Christen und Heiden, — aufgeschreckt durch das ferne Brausen, mit Entsetzen die schäumende Mauer über die Felder heranrollen und retteten sich auf das flache Dach der von Backstein erbauten Kapelle, die auf dem höchsten Punkte des Dorfes lag. Hirsche und Wildschweine, aus den benachbarten Wäldungen aufgeschreckt, rannten zu Hunderten umher, und mit ihnen jagten viele Tiger, von Entsetzen ergriffen, in Sprüngen über die Ebene, fliehend vor dem schonungslosen Verderber. Und hinter dem geängsteten Wild her rollten tosend und brausend die mächtigen Wogen daher, segten Bäume und Gärten hinweg und rissen auf viele Stunden im Umkreis jede menschliche Wohnung nieder. Zahllos waren die Fälle, wo Männer, Weiber und Kinder auf die Dächer ihrer armeligen Hütten sich flüchteten; aber die Lehmwände stürzten unter dem Anprall der Wogen zusammen und die Unglücklichen giengen zu Grunde. Die Insel Sāgor ward auf allen Seiten von den furchtbaren Fluten überschwemmt; nur die Mitte, die etwas erhöht ist, blieb über Wasser. In die einsame Wohnung des europäischen Pflanzers aber, in welcher eine Menge von Eingeborenen Schutz gesucht hatten, flüchtete sich sammt den geängsteten Männern, Weibern und Kindern ein zitternder Tiger und verkroch sich harmlos unter der Menge. Auch in die Mündung des Hugly stürmte die gewaltige Flut mit unerhörter Gewalt und flog, eingedämmt zwischen den zahlreichen Sandbänken, zu einer ungeheuern Höhe. Die Uferdämme wurden weggerissen, gewaltige Rauffahrtsschiffe aufs Ufer und weit landeinwärts geworfen und ganze Dörfer mit allen ihren Bewohnern hinweggewaschen. Man rechnet, daß zwanzigtausend Menschen während dieses Orkans ihr Leben verloren. Außerdem wurden in dem ganzen Distrikt, namentlich in der Nähe des Meeres, alle Reissvorräthe zerstört, alle Teiche und Wasserbehälter mit Seewasser gefüllt, alle Dörfer weggelegt und nur unabsehbare Scenen der Verwüstung zurückgelassen. Die ganze Reisebene nach ihrer Länge und Breite war durch Salzwasser verdorben; kein Pflug gieng in jenem Jahr über das Land, nicht Eine Zuchtart

Feldes konnte bestellt werden. In manchen Gegenden dauerte es zwei Jahre, ehe der Reis wieder zu wachsen anfieng. Es war unvermeidlich, daß eine Hungersnoth folgte, und hinter ihr kamen Fieber und Pestilenz, die noch schrecklicher unter den Unglücklichen aufräumten, als selbst der Hunger. Tausende von hagern Gestalten des Glends strömten nach Kalkutta und schrieten um Hülfe. Die eingeborenen Christengemeinden des Distrikts hatten samt den Andern Gleiches erlitten, aber sie fanden bald Hülfe; die heidnische Bevölkerung aber litt Unsägliches. Lacroir setzte alle Mittel in Bewegung, um Hülfe zu schaffen. Wochenlang wurden täglich in seinem Garten lange Reihen halbverhungelter Landleute gespeist. So oft er konnte, durchzog er die Ebene mit einem Sack voll Reis (Münze im Werth von $1\frac{1}{2}$ Kreuzer), um sie unter den Glenden auszutheilen. Im darauffolgenden Januar, wo der Jammer seine höchste Höhe erreichte, befrachtete er ein großes Boot mit Reis und zog mit einem andern Missionar aus, um das Glend zu lindern. Die Jammerscenen aber, die ihm hier überall begegneten, lassen alle Beschreibung hinter sich.

Auf jenen Reisen hatte Lacroir manche gnädige Bewahrung zu erfahren. Die Ueberschwemmung hatte nicht nur viele wilde Thiere aus dem Sumpfbüsch der Sunderbunds (Distrikt um die Mündung des Ganges und Hugly) in die bewohnteren Theile der Ebene getrieben, sondern auch aller Art Schlangen aus den Höchern gelockt. Mehr als einmal lag auf seinem Wege eine giftige Cobra; aber sein scharfes Auge entdeckte in der Regel die Gefahr, und mit Stiefeln an den Füßen und einem Stock in der Hand, fürchtete er nichts. Zweimal ward er Nachts in dem Gemach auf der Kapelle von Ram-malschöke von Schlangen besucht. Das eine Mal bemerkte er, wie in den Sparren des niedrigen Daches über seinem Haupte eine lange dünne Schlange der giftigsten Art eine Ratte verfolgte. Das andere Mal kroch ein ähnliches Gewürm über den Zimmerboden und näherte sich dem Bett. Lacroir hatte Licht gemacht, ergriff einen seiner Stiefel und warf ihn nach dem unheimlichen Gast. Aber in demselben Augenblick gieng das Licht aus, und Feuerzeug war keines mehr da. Lacroir legt sich ruhig aufs Kissen nieder, zieht den Moskitto-Vorhang sorgfältig um sein Lager und — schläft nach wenigen Augenblicken sanft wieder ein. Eines Morgens als es noch dunkel war und Lacroir bereits unter den Leuten sich befand, geht der Katechist in das Schulhaus, um etwas zu holen. Er greift nach einem dunkeln Ge-

genstand; aber derselbe ist glatt und schleimig, und fängt an sich zu bewegen. Er springt zurück und schreit um Hülfe. Viele eilen mit Bambusstöcken und Hacken herbei. Es war eine junge Boa Constrictor, etwa 18 Fuß lang. Sie wird angegriffen und scheinbar getödtet. Dann befestigte man ein Seil um ihren Leib, zog sie heraus und ließ sie am Boden liegen. Eben war der Missionar am Frühstück, als plötzlich ein lauter Schrei von unten herausscholl. Lacroix sah hinaus und bemerkte, wie die gewaltige Schlange sich davon machte. Er eilt hinaus, ergreift das Seil und sucht die Schlinge, die um den Leib war, so zu rutschen, daß sie in eine klaffende Wunde zu liegen kam. Das Thier, wüthend vor Schmerz, schießt nach ihm mit fürchterlich schäumendem Rachen. Lacroix springt auf die Seite, das Seil immer festhaltend; eine zweite Schlinge wird ihr von den Leuten über den Kopf geworfen und nach langem gefährlichem Kampf war sie erdroffelt.

Eine unvergeßliche Scene erlebte er bei einer seiner Bootreisen in den Sunderbunds. Während nemlich das Boot mitten in den dichten Waldungen, die bis an den Rand des Wassers reichen, ruhig vor Anker lag, um die Flut abzuwarten, entspann sich vor seinen Augen ein Kampf zwischen einem Tiger und einem Alligator, von dem er nachmals nie ohne die lebhafteste Bewegung sprach. Der Tiger hatte den Alligator am Abhang des Ufers schlafen sehen, und indem er gleich einer Kaze langsam und verstohlen herantroch, sprang er plötzlich mit Einem Satz auf des Ungethüms Rücken und packte es im Nacken mit seinem furchtbaren Gebiß. Der Alligator war wie unsinnig vor Wuth, schlug mit seinem gewaltigen Schwanz um sich und suchte vergeblich den Tiger mit einem Schlag dieser furchtbaren Waffe zu treffen. Plötzlich hört der Kampf auf, der Alligator liegt wie todt da; der Tiger läßt seine Beute los und fängt mit seinem Opfer zu spielen an, wie eine Kaze mit einer Maus zu thun pflegt. Zuletzt schleppt er ihn in das Dickicht. Nach einer halben Stunde jedoch kriecht der Alligator langsam, langsam nach dem Wasser zu, mit den blitzenden Augen furchtsam hinter sich blickend; plötzlich, als er nahe genug war, stürzt er sich mit Einem Sprung ins Wasser und verschwindet. Lacroix hat diesen merkwürdigen Kampf zweier so furchtbaren Bestien niemals vergessen.

Doch wir kehren zu den christlichen Gemeinden in der Reisebene zurück. Jene Ueberschwemmung und die darauffolgende Hungersnoth

hatte auch für sie die schmerzlichsten Folgen. Die zeitliche Noth diente nicht dazu, das geistliche Leben zu fördern. Lacroix hatte nicht blos mit dem leiblichen Elend, sondern noch mehr gegen die Abnahme des Glaubens und der Liebe unter seinen Christen zu kämpfen. Wohl war die Gemeinde bis auf 400 Seelen gewachsen, und die vier Knabenschulen waren von etwa 200 Schülern besucht. Lacroix aber muß im September 1840 schreiben: „Wir haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die theils von dem entarteten Zustand der Bevölkerung überhaupt, theils von dem grausamen Druck der Semindare, theils von dem abscheulichen Einfluß der umliegenden heidnischen Bevölkerung und ihrem verführerischen Beispiel herrühren. Doch unser Vertrauen steht auf dem Herrn.“ Ein schmerzlicher Verlust fiel überdies eben in jene Zeit. Der treue, eifrige Ramschsi, die Seele der ganzen Bewegung, starb. An ihm verlor Lacroix eine der kräftigsten Stützen in seiner Arbeit. Zugleich war es eine traurige, aber unverkennbare Thatsache, daß der Geist des Fragens nach der Wahrheit in Christo, der diese Gegenden in so gewaltige Bewegung gesetzt hatte, am völligen Erlöschen war. Sieben Jahre lang hatte er, wie ein Hauch vom Himmel, die Geister bewegt, und Hunderte konnten an dem süßen Wort von Christo sich nicht satt hören. Dann ward er schwächer und schwächer, und nun nach zwölf Jahren war unter den heidnischen Eingeborenen Alles grabesstill geworden, während die jungen Christengemeinden ihrerseits ein mattes tränkliches Leben dahinschleppten.

Die Missionen in Indien haben alle mehr oder weniger ähnliche Erfahrungen gemacht. Je und je brechen in einer Gegend Zeiten der Erquickung an vom Angesichte des Herrn. Da ist's dann wie ein Frühling Gottes, der ins Land kommt. Hoffnungsreiche Blüthen sprossen allenthalben hervor, und es ist wie ein allgemeines Auferstehen vom Tode. Aber der Lebenshauch, der alles zu bewegen schien, sinkt allmählig und erlischt langsam und stirbt endlich dahin. Tausend taube Blüthen fallen ab, und nur wenige Früchte kommen zur Reife. Der Lenz, der so große Hoffnungen erweckt, so herrliche Dinge verheißen hatte, läuft in eine überaus spärliche Ernte aus. In Indien wirken viele und mancherlei Ursachen zusammen, um ein schön emporblühendes, verheißungsreiches Gnadenwerk Gottes in seinem Wachsthum aufzuhalten und endlich zum Stillstand und Rückgang zu bringen. Nur allzuoft wirken bei Diesem und Jenem, der das Heil seiner Seele zu suchen scheint, gleich anfangs weltlich-selbstsüch-

tige Beweggründe mit; sie hoffen durch den Uebertritt zum Christenthum irdische Zwecke, wenn nicht ausschließlich, so doch zugleich zu erreichen. Werden sie in ihren Erwartungen getäuscht, so wird auch der bessere Same in ihrem Herzen erstickt. Lacroix hat eine Reihe trauriger Erfahrungen dieser Art gemacht. Man rechne die Verwirrung dazu, die durch die Baptisten und durch die Hochkirchlichen in den Gemeinden der Reisebene angerichtet ward, und deren Wirkung keine andere sein konnte, als daß die Gemüther von der großen Hauptsache auf unwesentliche Streitfragen abgelenkt wurden; was Wunder, wenn unter den Erbitterungen dieses unseligen Janes der Geist entwich? Dazu kamen ferner die Mißhandlungen und Verfolgungen, welche die Christen von Seiten ihrer heidnischen Nachbarn, namentlich aber durch die mächtigen Semindare, zu erleiden hatten. Die Furcht davor trieb viele suchende Seelen ins Heidenthum zurück. Und ach, die dämonische Macht der Kaste! Das Evangelium ist zu keiner Zeit und in keinem Land einem ähnlichen Bollwerk des Teufels begegnet. Wie wenn eine riesige Sandbank vor der Mündung eines Hafens breit und gewaltig sich lagert, die brandenden Wogen des Meers stolz zurüchwirft und sie als lustigen Schaum in die Lüfte schleudert, — so lagert das Kastensystem sich vor die indischen Völker und wirft mit Verachtung alle die mächtigen Anläufe zurück, welche die Natur, die Vernunft und das Evangelium gegen es unternimmt. Gott sei Dank, langsam und unmerklich, aber unaufhaltsam und sicher wird diese riesenhafte Sandbarre in unsern Tagen von den immer mächtiger wirkenden Elementen des Volksunterrichts, der europäischen Civilisation und der evangelischen Mission unterwaschen; und wenn einmal die mächtige Woge einer großen Erweckung vom Himmel her, wie Gott es verheißt hat, über dieß Land sich ergießen wird, so wird und muß dieses Bollwerk schließlich und für immer wie im Sturm weggelegt werden.

Lacroix verlor unter all diesen Entmuthigungen keinen Augenblick den Muth und die Freude an dem heiligen Friedenswerke, das ihm der Herr anvertraut hatte. Er wirkte mit immer frischem und freudigem Geiste fort an den Seelen, warnte vor Gefahren, sprang den Zaghaften hülfreich bei, ermunterte die Schwachen, strafte die Irrenden und Fehlbaren, gieng den Abtrünnigen mit unermüdblicher Geduld nach und suchte die Treuen in fester Liebe zusammenzufitten. Seiner Weisheit, Treue und aufopfernden Liebe war es nächst Gott zu ver-

anken, daß mitten in der allgemein eintretenden Erstarrung so Viele gerettet und treu erhalten wurden.

Inzwischen fieng in der Stadt Kalkutta selbst der Sauerkeit des Evangeliums kräftig zu wirken an. Dazu wirkten namentlich die höheren Unterrichtsanstalten der schottischen Missionare, vor Allem des trefflichen Dr. Duff, mit. Die Begierde der gebildeteren Eingeborenen Kalkutta's nach Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Literatur, — eine Bekanntschaft, die ihnen den Zutritt zu einträglichen Regierungsämtern eröffnet, — gab den Missionaren Anlaß, sogenannte Englische Schulen für gebildete Hindujünglinge zu errichten. Die nächste Bestimmung derselben war, die jungen Leute in die Kenntniß und den Geist der englischen Sprache einzuführen; allein zu gleicher Zeit wurde darin das Evangelium gelesen, die biblische Geschichte gelehrt und die christliche Heilswahrheit aus einander gesetzt. Hunderte von Knaben und Jünglingen strömten herbei, um den vortheilbringenden Unterricht im Englischen zu benützen; was sie dabei zugleich vom Christenthum zu hören bekamen, ließen sie sich als unvermeidliches Uebel gefallen. Etliche aber wurden von der Kraft der göttlichen Wahrheit im Herzen und Gewissen getroffen und bekehrten sich zu Christo. Das warf Staub auf. Die orthodoxen Hindu's erhoben ein wildes Geschrei und griffen theilweise zu thatsächlicher Gewalt. Als einer der Missionare einen dieser bekehrten Jünglinge aus den Händen der Feinde zu entreißen und in seinem Gefährt nach dem Missionshause zu retten versuchte, ward er auf offener Straße angehalten, das Pferd niedergeworfen und der arme Junge im Triumph hinweggeführt. Ein ander Mal fuhr Lacroix mit seinem Freund Häberlin und zwei eingeborenen Jünglingen nach der Missionskapelle, um die letzteren durch die Taufe in die Christengemeinde aufzunehmen. „Da wurden wir,“ schreibt Lacroix selbst, „am hellen Tag, in einer der belebtesten Straßen Kalkutta's, von etwa fünfzig Personen angefallen, von denen zehn oder zwölf mit eisenbeschlagenen Knütteln bewaffnet waren, und die nichts anders beabsichtigten, als die beiden lieben Jungen mit Gewalt zu entführen. Ein wenig Entschlossenheit und Festigkeit aber genügte, die Absicht der Frebler zu vereiteln [man muß an Lacroix' imponirende Figur und seinen militärischen Muth sich erinnern]; doch fanden wir es unmöglich, bis zur Kirche zu gelangen, und waren froh, wieder glücklich und unverfehrt nach Hause zu kommen.“

Schwerer aber, als dergleichen Anläufe der Heiden, waren die schmählichen Ausfälle europäischer Christen in Indien zu ertragen. Ein Professor des Sanskrit in Kalkutta trat öffentlich mit der Anklage auf, daß die Missionare durch ihre Befehrungsversuche das Volk nur erbittern und am Ende zur Empörung gegen die brittische Regierung reizen. „Ueberhaupt,“ heißt es weiter in der Schmähschrift, „läuft es gegen allen Anstand, wenn die Missionare auf den Straßen und in den Kapellen dem gemeinen unwissenden Haufen predigen und auf den großen Götterfesten und Jahrmärkten Traktate vertheilen. Ihre unbetene Gegenwart bei den Volksfesten, wohin sie nur kommen, um die Götter des Volks zu beschimpfen, ist ein unbefugtes und anstößiges Einmischen in Dinge, die sie nichts angehen. Gemeine Leute lassen sich zwar da und dort von ihnen irreleiten und werden Christen, wobei jedoch immer nur irdische selbstsüchtige Beweggründe mitwirken, während gebildete und anständige Leute die Missionare mit Verachtung von sich weisen. Uebrigens wird die Zahl und die bürgerliche Stellung der Befehrten in den Berichten der Missionare entsetzlich übertrieben. Dabei sind diese Proselytenmacher meist sehr unhöfliche Leute, zäh und intraktabel im Wortkampf, und gehen bei der Errichtung von Druckerpressen und Schulen nur darauf aus, Geld zu machen.“ Auf dergleichen sinnlose Anklagen antworteten die Missionare, unter ihnen Lacroix, mit einer Gegenschrift, auf welche der Sanskritprofessor nichts mehr zu sagen wagte.

Bald darauf folgte eine Lektion, die ein Glied des obersten Gerichtshofs in Kalkutta den Missionaren lesen zu müssen glaubte. „Sie machen,“ hieß es darin, „ungerechtfertigte Eingriffe in die Rechte der Hindu's, indem sie deren Söhne zu befehren versuchen; und dabei machen sie sich grober Irrthümer im Urtheil, unklugen Eifers, schlechter und den wahren Interessen des Christenthums schädlicher Handlungen, ja eines verbrecherischen und staatsgefährlichen Verfahrens schuldig.“ Diesem Herrn diente Dr. Duff mit einer Antwort, die er bis auf den heutigen Tag nicht vergessen hat. Aber des Anklagens war noch kein Ende. Es kam endlich von einer Seite, von der man's am wenigsten erwartet hatte. Der edle Bischof Wilson, der sonst zur Förderung des Christenthums in Indien Großes und Unvergessliches gethan hat, erließ in der ersten Zeit seines indischen Bisthums ein Rundschreiben an die gesammte Geistlichkeit seines ungeheuern Sprengels, worin er auch die Missionare vor weltlichem

Sinn und Wandel warnen zu müssen glaubte. Dabei enschlüpfen seiner Feder die Worte: „Es ist wahr, sehr wenige Missionare sind in offenbare Laster und Gemeinheiten verfallen; aber in Weltstun, in Trägheit, in Sorge für eigene geringfügige Interessen, in weltliche Geschässtchen zu Gunsten ihrer Familien u. haben nur allzu Viele sich verlocken lassen. Vielleicht nicht Einer von Zwanzig, die von allen den verschiedenen Missionsgesellschaften Europa's mit den hoffnungsreichsten Erwartungen ausgesandt wurden, und die eine Zeitlang wacker gelaufen sind, verharren in der uneigenmützigen selbstlosen Hingebung, die einem wahren Missionar ziemt.“ — Eine solche Anklage, öffentlich im Druck erschienen und durch ganz Indien verbreitet, war sehr wehthwend. Eine Deputation der Missionare aller kirchlichen Parteien, die in Kaskutta arbeiten, bestehend aus Dr. Yates, Dr. Mackay und Lacroix, machte dem Bischof die Aufwartung und bat um eine Erklärung der schweren Beschuldigungen, die ihnen und ihren Brüdern großen Schmerz bereitet hätten. Wilson erwiderte: er bedaure dieß von Herzen, er habe Niemand mit dem, was er gesagt, verletzen wollen; seine Aeußerungen bezögen sich aber „nicht auf die Missionare, die jetzt in Indien arbeiten.“ Auf eine so seltsame Antwort war Niemand gefaßt; man sprach weiter nichts und ließ die Sache fallen.*)

Trotz aller dieser Kämpfe und Nöthen fühlte sich Lacroix in jener Zeit überaus glücklich. Er stand in der Fülle der Manneskraft, war im Besiß einer ausgezeichneten Gesundheit und bewegte sich unablässig in einer Thätigkeit, die seiner Seele Lust war. Die Arbeit der Liebe und des Friedens unter den neugewonnenen Gemeinden, so viel Sorge und Noth sie auch mit sich brachte, gewährte ihm stets die höchste Befriedigung. Eifrig in der Predigt des Evangeliums, das allein die zahllosen Schaaren von Götzendienern um ihn her retten und selig machen konnte, glücklich in seinem häuslichen Leben, geliebt und innig verehrt von den vielen Brüdern, die ihn umgaben, gieng er fest und klar seinen ihm vom Herrn gezeichneten Weg und

*) Wir zweifeln nicht, daß der edle und fromme Bischof wirklich nicht sowohl die gegenwärtige Generation von indischen Missionaren im Auge hatte, als vielmehr viele von denen, die in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts aus dem rationalistischen Deutschland in die indisch-dänischen Besitzungen als Missionare auszogen. Immerhin aber waren die Anklagen allgemein gehalten und hatten insofern etwas Verlegendes. Heilsam mochten sie dennoch für manchen der lieben Missionsbrüder sein.

freute sich des seligen Berufs, Seelen für den Herrn zu werben. In dem Kreis der mit ihm innig verbundenen Missionare aller Gesellschaften fühlte er sich als Bruder unter Brüdern, und Alle hiengen an ihm mit nie getrübler Achtung. Mit den deutschen Brüdern aber, einem Häberlin, Weitbrecht, Reichardt (sämmtlich in Basel gebildet), war er besonders verbunden. Er liebte sie, wie sie ihn liebten. Die Welt fand nichts an ihm. Sein Element war sein Missionsberuf; diesem waren alle Kräfte Leibes und der Seele geweiht. — In einem folgenden Artikel werden wir ihn auf seinen weiteren Wegen begleiten.

Missions-Zeitung.

Aus verschiedenen Jahresberichten.

Die finnische Missionsgesellschaft im Jahr 1861. — Nichts ist erfreulicher, als daß auch im hohen Norden die protestantischen Nationen endlich sich aufmachen, um ihre Christenschuld an die Heidenvölker zu bezahlen. In Dänemark ist vor anderthalb Jahrhunderten (1706) durch den frommen König Friederich IV. der Anfang mit der evangelischen Mission (in Ostindien) gemacht worden; einige Jahre später gieng der Norweger Egede nach Grönland (1721), und sein Landsmann von Westen nach Lappland (1716), um die Heiden zu Christo zu sammeln. Aber in Dänemark, wie in Norwegen, erlosch bald der Eifer, und obschon sie die Ersten waren, die das Banner der evang. Mission erhoben, sind sie doch bald hinter den englischen, deutschen und amerikanischen Völkern in diesem großen geistlichen Kriege zurückgeblieben. Erst neuerdings haben sie sich, angereizt zum heiligen Wettstreit durch ihre deutschen und englischen Brüder, wieder aufgemacht und sind aufs Neue auf den Kampfplatz der Mission getreten. In Dänemark wird der

alte Missionärg Geist wieder ins Leben gerufen, und eine neue Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in der Heidenwelt ist ins Leben getreten. In Norwegen besteht seit einer Reihe von Jahren eine „norwegische Missionsgesellschaft“, die bereits drei Missionare, samt etlichen Lehrern und Kolonisten, unter den Zulu's in der Natal-Kolonie (Südafrika) hat und im Begriff ist, ein eigenes Missionshaus, (in der Nähe von Stavanger) zu bauen, sowie ein eigenes Missionschiff anzukaufen (nach dem Vorbild von Hermannsburg). Auch in Schweden (Stockholm) besteht eine eigene Missionsgesellschaft, welche mit der Schwestergesellschaft in Norwegen einen frischen Wettkampf einzugehen sich ansieht.

Unter diese nordische Missionsgesellschaften ist nun auch seit vier Jahren das russische Finnland wetteifernd eingetreten. Es ist von nahezu anderthalb Millionen Einwohnern bewohnt, die bis auf wenige Tausende sämmtlich der lutherischen Kirche angehören und mit großer Liebe an diesem heiligen Erbe

der Väter hängen. Es war am 18. Juni 1858, daß in der Stadt Helsingfors ein Kreis von Freunden zusammentrat und den Grund zur „finnischen M.G.“ legte. Die Statuten, die damals entworfen wurden und seitdem rechtliche Geltung haben, sind augenscheinlich den englischen Vorbildern nachgebildet. Dies trifft darin besonders hervor, daß die Mitgliedschaft durch bestimmte Summen, die Einer als Beitrag giebt, bedingt ist. „Beständiges Mitglied“ ist, wer 10 SR. oder drüber, „zahlendes Mitglied“ ist, wer unter 10 SR. beiträgt u. Als Zweck der Gesellschaft wird bezeichnet „die Ausbreitung der evang.-lutherischen Lehre unter den Heiden.“ Ihre Konstitution ist rein demokratisch. Denn die Kommittee, die aus wenigstens 9 Gliedern besteht und darunter wie gewöhnlich einen Präsidenten, Vicepräsidenten, Sekretär und Kassier hat, wird von der Gesamtgesellschaft gewählt (ergänzt sich nicht durch sich selbst). Jährlich gehen durchs Loos drei dieser Mitglieder ab, können aber wieder gewählt werden. Abwesende Mitglieder können schriftlich ihre Wahlzettel einsenden. Die Aufgabe der Kommittee ist, „das Interesse für die Mission im Lande zu wecken, zu beleben und zu unterhalten.“ Dies geschieht 1) durch öffentliche Aufforderungen zur Theilnahme an der Heidenmission; 2) durch Verbreitung passender Missionschriften; 3) durch Einrichtung von Missionsstunden am ersten Montag jedes Monats; 4) durch Aufforderung namentlich der Geistlichen zu Missionsbetstunden. Die eingegangenen Beiträge können verwendet werden: 1) zur Herausgabe passender

Missionschriften; 2) zur Bezahlung von Schriftenträgern (Kolporteurs); 3) zur Unterstützung von finnischen Jünglingen, die der Mission sich widmen wollen; 4) wenn kein Finnländer zur Mission sich meldet, so soll ein Theil der Mittel an eine lutherische M.G. außer Landes gesandt werden. Das Jahresfest der Gesellschaft findet jedesmal an ihrem Stiftungstag (18. Juni) statt, und zwar mit Missionspredigt, Jahresbericht und Rechnungsablage; dazu theilweise Neuwahl der Mitglieder der Kommittee. Dann folgt freie Besprechung wichtiger Fragen und Beschlusnahme darüber.

Dies die Konstitution der Gesellschaft. Im dritten Jahresbericht derselben (über 1860/61) wird nun mit Dank gegen Gott bezeugt, daß „überall im Lande die Liebe zur Mission immer lebendiger erwachte, immer mehr Gaben dafür eingingen und immer mehr Personen für den Missionsdienst sich anboten.“ Als thatsächlicher Beweis hiefür dient die Jahreseinnahme von 13,202 Silberrubel, nebst einer Reihe von goldenen und silbernen Geräthen, welche auf den Altar der Mission gelegt wurden; ferner der große Umsatz von Missionschriften aller Art; endlich die höchst erfreuliche Thatsache, daß elf finnische Personen für den Missionsdienst sich im Lauf des Jahres meldeten. Ehe dies letztere geschah, war die Gesellschaft laut ihren Statuten ermächtigt, einen Theil ihrer Mittel an andere ausländische Missionsgesellschaften als freien Beitrag abzugeben. So übersandte sie an die lutherische M.G. in Leipzig 2000 SR., ebenso 2000 SR. an Pastor Harms in Hermannsburg. Wich-

tiger ist, daß sie mit dem Gofner'schen Missionsverein in Berlin die Uebereinkunft traf, daß sie (die finnische MG.) einen eigenen Gofner'schen Missionar (Hermann Onasch), der zu den Röls in Tschota- (oder Klein-) Nagpur ausgehen sollte, auf ihre Kosten übernahm. „Denn,“ heißt es im Bericht, „ungeachtet 10,000 SR. uns zur Verfügung standen, so hatte sich doch aus unfrem eigenen Land noch Niemand zur Mission gemeldet, der bereit wäre, an unsrer Statt auszugehen und den Heiden das Evangelium zu predigen. Sollte das Geld nutzlos in Helsingfors liegen, während Millionen Heiden in ihren Irwegen verschmachten?.. Aus dem Briefwechsel mit dem Gofner'schen Verein aber hat sich uns ergeben, daß sowohl die Kommittee desselben, als die von ihr ausgesandten Missionare dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß angehören und folglich ihr Missionsinstitut lutherisch ist, obwohl der Verein den Namen 'Evangelischer Missionsverein' trägt.“ — Der konfessionell-lutherische Stempel des Gofner'schen Vereins ist uns etwas Neues; soviel wir wissen, war er dem seligen Gründer desselben (Gofner) so völlig fremd, daß er von Anfang an gegen allen Konfessionalismus mit Händen und Füßen sich sträubte. Vielleicht ist aber die Sache so gemeint, daß in der Lehre von den Sakramenten die Glieder des Gofner'schen Missionsvereins lutherisch denken (wie dies in der Evangel. MG. von Basel gleicherweise der Fall ist), ohne im Uebrigen streng konfessionell zu sein, und daß dies den Freunden in Finnland genügte. Jedenfalls ist diese Verbindung der jungen finnischen

MG. mit dem „Evangelischen“ Verein von Gofner eine höchst erfreuliche Thatsache und giebt die Hoffnung, daß die finnische MG. von dem Taumel des Konfessionalismus durch Gottes Gnade frei bleibe.

So wurden von der finnischen MG. 2000 SR. an den Gofner'schen Missionsverein für die Aussendung des Miss. Onasch nach Ostindien übergeben, zugleich mit dem Versprechen, drei Jahre lang den Unterhalt dieses und eines zweiten noch zu findenden Missionars zu bestreiten, wogegen der Berliner Verein seinerseits versprach, für diese Missionare mit der Zeit eine eigene Station im Gebiet von Klein-Nagpur als „finnische Station“ auszuwählen. Onasch ist bereits am 8. Merz (1861) glücklich in Bethesda (Nagpur-Gebiet) angekommen. „Aber der Herr,“ heißt es im Bericht weiter, „hat uns nicht nur einen Missionar für Finnland gegeben, sondern auch bereits zwei Missionare aus dem eigenen Lande geschenkt.“ Es sind dies zwei Gymnasisten aus Borgo und Brahestad, welche nun (im Herbst 1861) in eine lutherische Missionsanstalt in Deutschland zu ihrer weiteren Ausbildung sich begeben haben. Außerdem haben, wie schon erwähnt, neun andere Finnländer zum Missionsdienst sich angeboten, — „und unter diesen sogar ein Frauenzimmer,“ heißt es im Bericht. Da dieselben jedoch größtentheils gar keine Schulbildung besitzen, so werden nur wenige von ihnen Aufnahme finden. Zu dem Ende soll eine eigene Missionschule gegründet werden, die unter der Leitung des Sekretärs Sirelius, Phil. Mag. und Militärprediger in Helsingfors, gestellt werden soll. Pex=

terer hat für diesen Zweck im Auf-
trag seiner Committee im Sommer
1861 Deutschland und die Schweiz
(auch Basel) besucht, um alle Mis-
sionsanstalten und ihre Einrichtungen
kennen zu lernen.

Der Bericht schließt mit Dank-
sagung gegen den Vater der Barm-
herzigkeit, der seinen reichen Segen
bis dahin auf den ersten Versuchen
der Gesellschaft ruhen ließ. Er för-
derte ferner das Werk ihrer Hände
und lasse das ferne Finnland zu ei-
nem Segen nicht bloß für die Hei-
denwelt, sondern auch für Rußland
selbst werden, zu dessen Reichsgebiet
es gehört.

Die Baptisten-Missionsgesellschaft in
England. (Jahresbericht von 1862.) —
Die englischen Baptisten verstehen be-
kanntlich unter Mission beides,
die innere und die Heidenmission
zusammen. Deshalb bildet Frankreich
so gut als Indien und China ein
Missionsgebiet, und in der Aufzäh-
lung ihrer Neubekehrten und Getauf-
ten sind Neugewonnene aus Christen
und Heiden zu verstehen.

Der diesjährige Bericht hat zu
rühmen von „ununterbrochenem Fort-
schritt in den Missionen draußen,
von der wachsenden Zahl der Arbeiter
in allen Gebieten, und von zuneh-
mender Freigebigkeit der Missions-
freunde daheim“. Eine Vergleichung
zwischen 1852 und 1862 stellt dies
ins Licht. Im J. 1862 hatte die Ge-
sellschaft 45 europäische Missionare
in den verschiedenen Arbeitsgebieten,
mit 114 eingeb. Predigern und Pa-
storen; jetzt zählt sie 66 Missionare
und 148 eingeb. Gehülfen, wozu
noch ein ganz neues Missionsfeld
(China) kommt. Vor 10 Jahren be-

trug die Zahl der Gemeindeglieder
5069, jetzt 5800. Am meisten schritt
Indien voran, wo 1852 nur 1564 Ge-
meindeglieder waren, während ihrer
jetzt 2049 sind. — Ausgesandt wurden
im Lauf des Jahres acht Brüder
(nach Indien, Afrika und Frankreich),
während Einer ganz aus der Mission
schied, Einer Gesundheits halber
heimkehren mußte, und Keiner starb.

1. Westindien. Auf der Insel
Trinidad sind da und dort leise
Regungen eines neuen Lebens unter
den Gliedern der Gemeinde zu Tage
getreten; wie denn auch die einge-
wanderten Chinesen und ostindischen
Kuli's ein hoffnungsvolles Missions-
feld sind. — Auf den Bahama-In-
seln sind mehr als hundert Personen
zu der Gemeinde hinzugezogen worden.
Einer der dortigen Missionare soll
nach dem spanischen St. Domingo
übergehen, wo man eine offene Thüre
für das Evangelium zu finden hofft.
— Auf Haiti „hat die Regierung
des Präsidenten Geffrard allmählich
sehr wohlthätige Veränderungen her-
beigeführt, und obgleich dieselbe von
Seiten der Anhänger des abgegan-
genen 'Kaisers Soulouque' allerlei Ver-
schwörungen und Unruhmigungen
zu bestehen hat, so schlägt sie doch
immer mehr Wurzel in der Anhäng-
lichkeit des Volks“. Im Uebrigen
geht das Werk dort voran.

2. Jamaika. Dort erhält sich
die Mission völlig aus inländischen
Unterstützungen. Im J. 1860 ist be-
kanntlich auf dieser Insel eine be-
deutende Erweckung eingetreten, die
auch in den Baptistengemeinden weit-
hin Raum gewann. Im Lauf des
Jahrs 1861 ist die damit verbundene
Aufregung nach und nach verschwun-
den. Die Baptisten-Missionare hatten

weislich während der großen Bewegung die Hunderte von Erweckten, die um Aufnahme baten, nur in die Probeklassen eingereiht, und da nun hernachmals nur wenige gerade von den Aufgeregtesten sich als lauter bewiesen, so waren die Brüder der unangenehmen Pflicht überhoben, sie wieder ausschließen zu müssen. Gleichwohl ist die Zahl derer, bei denen ein reales Werk der Sinnesänderung bewirkt worden ist, nicht unbedeutend. Das zeigt sich aus folgenden Zahlen:

Getauft wurden	3757
Wieder aufgenommen .	1570
Böllig in die Gemeinde aufgenommen	136
	5463
Gestorben sind	339
Ausgeschlossenen	508
Böllig entlassen	68
Von selbst weggegangen .	126

1041

Folglich Zunahme 4422

Gesamtzahl der Gemeindeglieder 20,026

Taufbewerber 6,058

Der Bericht glaubt sagen zu können, daß im Lauf der beiden letzten Jahre im Ganzen 25,000 Personen auf Jamaika erweckt oder geistlich angeregt worden seien. — In dem Erziehungsinstitut zu Calabar befanden sich 19 junge Leute, von denen neun sich zum Schulamt, fünf zum Predigtamt vorbereiten. Gegenwärtig arbeiten 20 eingeb. Gehülften als Prediger in Baptisten Gemeinden auf der Insel, mehrere Andere nicht gerechnet, die gelegentliche Gehülfsdienste leisten.

3. Afrika. Wir haben früher von der Baptisten-Mission auf Fernando Po, von ihrer Vertreibung durch die Spanier und von der Gründung einer neuen Station auf dem

gegenüberliegenden Festland (Viktoria an der Amboises Bay) ausführlich erzählt (vergl. M. 1859 S. 85 ff.). Wir erfahren nun aus dem Bericht, daß die spanische Regierung endlich den Baptisten 1500 Pfund Sterling (Fr. 37,500) als Schadenersatz für erlittene Verluste auf Fernando Po bezahlt hat. Dieselbe erklärte zugleich, daß sie auf keinen Theil des gegenüberliegenden Festlandes Anspruch mache, ausgenommen auf Point St. John, ein Landvorsprung, Corrioko gegenüber. Die eingeborenen Gemeindeglieder von Clarence (auf Fernando Po), welche versprochen hatten, den Missionaren nach Viktoria hinüber zu folgen, blieben ihrem Versprechen zum größten Theil nicht treu, weil ihr Lebensunterhalt von dem Aufenthalt in Clarence abhängt. Auch die Hoffnung, daß die englische Regierung die Bucht von Amboises zu einer Schiffs- und Handelsstation machen werde, gieng nicht in Erfüllung, obwohl vielleicht dahin kommen könnte, daß ein Kohlendepot für das britische Geschwader an der afrik. Küste in Viktoria angelegt und eine Gesundheitsstation für die Schiffsmaanschaften derselben auf einem der umliegenden Hügel errichtet werden möchte. Dies würde dann den in Clarence zurückgebliebenen Gemeindegliedern Muth geben, sich von dort aufs Festland (nach Viktoria) überzusiedeln.

Mittlerweile geht die Mission auf dem Festland wacker voran. Etliche Eingeborene wurden getauft. Das N. Test. in der Landes-Sprache ist vollendet und gedruckt, Theile des Alten Test. sind unter der Presse. Eine neue Station landeinwärts, Acqua-Stadt, ist besetzt worden, eine

andere noch weiter im Innern beabsichtigt.

4. Indien. Hier ist die Baptistenmission in höchster Thätigkeit. Mehr als 200 Tausen wurden vollzogen. Aus Bengalen werden höchst erfreuliche Dinge berichtet. Auf der Station Tambulde (am Mutlahfluß) arbeitet ein eingeb. Prediger mit großem Erfolg. Eine eingeb. Familie von gutem Vermögen trat über, und baute auf eigene Kosten zwei Kapellen, wozu sie noch 250 Fr. freiwillig zur Mission steuerte. In Barisal und Dschessur (Jessore) geht es gleicherweise voran. — In Delhi (Nord-Indien) traten schmerzliche Umstände ein. Es wurden 66 Personen aufgenommen, während 75 ausgeschlossen werden mußten. Sie waren, wie dieß in Indien so oft geschieht, aus selbstsüchtigen Beweggründen Christen geworden, und da sie nicht fanden, was sie suchten, fielen sie ins Heidenthum zurück. Die Strenge der geübten Kirchenzucht machte aber auf die Uebrigen einen günstigen und fördernden Eindruck. Manche von diesen ertrugen willig um Christi willen Verfolgung, Misshandlung und den Raub ihrer Güter. Eine höhere Lehranstalt zur Bildung eingeb. Gehülfen zählt 9 junge Leute. — Bei Mirat (dem Ausgangspunkt der indischen Meuterei im J. 1857) sollen 500 Personen dem Götzendienste entsagt haben. Um Agra her wurde Tausenden und Tausenden das Evangelium gepredigt, und ungewöhnlich viele h. Schriften und Traktate wurden begierig gekauft. In Benares geht das Werk munter fort, und die Schaaren von Wallfahrern nach der heiligen Stadt hören vielfach das Wort vom Kreuz. Auch von Mon-

ghyr aus besuchen die Missionare fleißig die Umgegend.

Am eifrigsten und gesegnetsten wirkt Miss. Bion in Dakka, Ostbengalen. (Er ist von St. Gallen, wurde in Basel gebildet, dann zu Miss. Häberlin gesandt, um eine ostbengalische Mission zu gründen, gieng dann aber zu den Baptisten über, in deren Dienst er seitdem — und wir glauben ohne baptistischen Sectengeist — in großem Segen arbeitet. Er sendet uns jährlich seinen Lokalzahresbericht, wofür ihm hiemit herzlich gedankt sei.) Seine Hauptaufgabe, wie sein eigentliches Missionstalent, besteht in der Reispredigt. Er durchzieht in der kühleren Jahreszeit alle Gegenden des östlichen Bengalens und erfüllt das Land mit dem Namen Jesu. „Wo kann ich diesen Jesus Christus finden?“ war die rührende Frage eines Mannes, der von der Hofseligkeit dieses Sünderfreundes im Innersten ergriffen worden war. — „Sieh deine Besuche in diese Gegenden nicht auf,“ sagten einige Brahmanen an einem andern Orte; „denn die Leute fangen an über die Religion Christi nachzudenken und sie zu verstehen; wir vermögen nichts mehr über sie.“ Auf einem Jahrmarkt sagten die Leute: „Durch deine Predigten und durch die vertheilten Bücher bringst du das Land in Bewegung. Viele sind von Sinnen gekommen durch deine neue Religion, die du predigst.“ Viele wünschen Christen zu werden; aber es läuft noch viel Hoffnung auf zeitlichen Vortheil mit unter. Doch konnten mehrere lautere Seelen getauft werden.

Die höhere Unterrichtsanstalt in Serampur (englische Schule) für

eingeborene Jünglinge fängt an, ihre nachhaltige Wirkung auszuüben. Zwar der eigentlichen Bekehrungen sind wenige; aber der empfangene Unterricht trägt mächtig dazu bei, den Aberglauben zu überwinden, und die lange schlummernden Kräfte des Volksgeistes zu wecken und in Bewegung zu setzen. Viele von der jüngeren Generation der Bengalen, die jetzt in ehrenvolle und einflußreiche Ämter eintreten, sind in den Missionschulen erzogen worden, verachten nun offen die abgeschmackte Religion ihrer Vorfäter und suchen da und dort einen festeren Grund, auf den sie mit ihrem Glauben sich stellen können. Spekulationen über die höchsten Fragen des menschlichen Denkens werden überall angestellt; aber indem sie den Hinduglauben aufgegeben haben, gehen sie zugleich an der geoffenbarten Wahrheit des Evangeliums vorüber und fallen in völligen Unglauben. Die Zahl dieser Zweifler an aller Wahrheit ist groß. Es ist dieß ein unfehlbares Zeichen einer nahenden großen Krisis in dem indischen Volksleben. Wie es in der alten römischen Welt vor dem Sieg des Christenthums geschah, daß der alte Götterglaube in allen denkenden Gemüthern verschwunden und an dessen Stelle ein allen Glauben megwerfender Scepticismus getreten war, so ist's heute in vielen Theilen Indiens. Dieser Zustand der Dinge aber muß in Indien, wie dort im römischen Reich, nothwen-

dig mit dem endlichen Sieg des Evangeliums endigen.


5. China. Die Baptisten M.G. hoffte in Ranking, dem Hauptquartier der Taipings, eine Mission errichten zu können, und zu diesem Ende machte Miss. Kloefer (vgl. M.M. 1862 S. 60 ff.) mehrere Besuche daselbst. Allein der strenge Wille des Rebellenkaisers, keinen Missionar zuzulassen, der anders als er selbst lehre, vereitelte den Plan. So wandte die Committee ihre Blicke nach dem Norden, wo bereits Miss. Hall sich in Tschifu niedergelassen hat, während Kloefer's mit der Reisepredigt sich befassen wird. Dieß ist freilich vielfach mit Gefahr des Lebens verbunden.

Nachdem der Jahresbericht noch über die Thätigkeit der Gesellschaft in Frankreich berichtet hat, geht er auf die Finanzen über. Die Gesamteinnahmen des Jahres beliefen sich auf 33,151 Pf. St. oder Fr. 828,775. Darunter befanden sich außerordentliche Geschenke von 1000 und 2000 Pf. St. auf einmal, sowie der Schadenersatz von 1500 Pf. von Seiten der spanischen Regierung auf Fernando Po. Die Gesamtausgabe betrug 32,743 Pf. St. Der Bericht schließt mit dem Wort des großen Carey, welches das Thema jener Predigt war, in Folge welcher die Baptisten M.G. im J. 1793 gegründet wurde: Erwartet große Dinge von Gott, und unternimmt große Dinge für Gott.



Cape coast castle,
Hauptkastell der Engländer an der Goldküste.

Die religiösen Ideen der Otschi-Neger in Mittel-Westafrika.

nter der obigen Aufschrift hat uns Missionar Mader vor seiner Rückkehr nach Westafrika einen Aufsatz hinterlassen, der sehr viel Lehrreiches enthält. Wir theilen ihn gerne mit, obschon es vielleicht Manchem erscheinen möchte, die darin geschilderten Religionsideen eines tief versunkenen Volkes seien der Mittheilung nicht werth. Und es ist wahr, es tritt uns darin oft ein so thörichtes und kindisches Wesen entgegen, daß man kaum noch einen höheren Sinn darin finden kann. Dennoch ist es für jeden Freund der Völkerkunde, vor allem aber für den Missionar, von hoher Bedeutung, die Gedanken eines Volkes über Gott und göttliche Dinge zu belauschen, auch wenn dieselben noch so verkümmert und armselig sind. Denn es prägt sich der eigentliche Grundcharakter eines Volkes in seiner Religion aus, und je tiefer es in dieser Beziehung steht, desto nothwendiger ist ja eben für dasselbe die Mission.

Die Basler Missionsgesellschaft hat schon seit 1828 ein Rettungswerk unter den Negern der Goldküste unternommen. Ihr Missionsgebiet reicht von der Küste, wo Christiansborg liegt, bis hinauf zu dem Akwapem-Gebirge und über dasselbe hinaus. Während nun auf der Küstenebene das Gã-Völklein wohnt und von verschiedenen Punkten aus das Evangelium hört, lagert sich auf dem Gebirge und in den dasselbe durchschneidenden Thalgründen der Stamm der Otschi-Neger. Auf der Station Akropong, dem Hauptort dieses Stammes, hat Missionar Mader eine Reihe von Jahren hindurch im Segen gearbeitet. Er mußte natürlich das Bedürfniß fühlen, mit dem Volke, dem er mit dem Evangelium zu dienen gekommen war, und mit

feinen Welt- und Lebensanschauungen so genau als möglich vertraut zu werden, vornemlich aber den ganzen Umfang seiner religiösen Ideen zu ergründen. Der Neger hat keine Religionschriften, wie der Hindu oder der Chinese; all sein Wissen beruht auf der mündlichen Ueberlieferung. Aus ihr muß auch der Missionar schöpfen. Bruder Mader selbst schreibt: „Unter den Negern dieses Landes herrscht die Sitte, daß die Alten an den Abenden das heranwachsende Geschlecht um sich versammeln und den jungen Leuten erzählen von dem, was sie selbst von ihren Vätern gehört haben. In solchen geschlossenen Kreisen werden die zahlreichen Sprichwörter ihres Volkes mitgetheilt; es werden Fabeln, Volksgeschichten und alte Sagen über Gott, über die Entstehung der Welt, die Fetische u. vortragen. Der Zweck solcher Mittheilungen ist, die jungen Zuhörer zu belehren und für das Leben brauchbar zu machen. Aus diesen mündlichen Ueberlieferungen, welche so von Vater auf Kind und Kindeskind sich vererben, schöpft das Volk somit seine religiösen Ideen. Den letzteren liegt nun allerdings da und dort eine historische Thatsache zu Grunde, und sie schließen je und je eine Wahrheit, wenn auch dürftig und entstellt, in sich; insofern sind sie für den Missionar nicht ohne Werth. Andererseits aber erscheint der Kreis ihrer religiösen Vorstellungen, im Vergleich mit den Religionsystemen höhergebildeter heidnischer Völker, so armselig und kindisch, daß es fast kaum der Mühe werth scheint, sich mit der Erforschung und Sammlung dieser Aberglauben zu befassen. Um so stärker aber tritt uns dabei die Thatsache entgegen, wie tief ein sich selbst überlassenes Volk, von dem buchstäblich Knapp's Wort gilt:

Seit Jahrtausenden ist ihnen
Kein Evangelium erschienen,
Kein gnadenreicher Morgenstern —

von seinem Gott sich verirren und in die Untiefen des elendesten Fetischdienstes versinken kann.“

Wir lassen nun die lehrreichen Mittheilungen folgen, *) die uns Mader hinterlassen hat.

*) Im Verlauf dieser Mittheilungen fügen wir in Klammern die Otschi-Namen bei mit der Otschi-Aussprache. Dabei ist zu bemerken, daß

ā, ē, ī, ō, ū Nasenlaute sind;

e gleich ä,

o gleich a im englischen law,

n gleich ng, wie Ding.

1. Gott und die Entstehung der Welt.

Als Gott die Welt schuf, so sagen die Dtschi-Neger, begann er seine Arbeit am Sonntag (Kwasida) und war damit fertig am Freitag (Fida). Am Samstag schuf er nichts, sondern gab (nach einer andern Sage) den Menschen ein Gesetz [Sabbaths-Gesetz?]. Bei seinem Schaffen beobachtete er folgende Ordnung: Er schuf zuerst die Menschen, unter diesen das Weib vor dem Mann, dann die Thiere, Bäume, Pflanzen, Steine ic. Die Menschen wurden erst nach ihrer Erschaffung in die Welt (wyiase = das was unter der Sonne ist) gebracht. Als die ganze Welt fertig war, machte er die Fetische zu seinen Sprechern und Unterbeamten und gab ihnen Macht über Leben und Tod der Menschen. Wenn Jemand Böses thut, so sollen sie ihn in Gottes Auftrag tödten; bittet der Uebelthäter aber sofort um Verzeihung und sucht mit Darbringung eines Opferschafes ihre Gunst, so haben sie solches anzunehmen und dem Betreffenden die nachgesuchte Gunst bei Gott auszuwirken.

Hören wir eine weitere Sage. Gott sandte Adomankama (Adomankama) und Borebore (Borebore) mit dem Auftrag aus, die Welt zu erschaffen. Sie schickten sofort sich an, Gottes Auftrag auszurichten. Sie durchziehen alle Lande und bewegen sich nach allen Richtungen hin; für sie giebt es weder Morgen noch Abend, kein Schlaf kommt in ihre Augen, sie wissen nicht, was man unter Schlaf versteht; ihr Dasein und Leben ist fortwährende Bewegung, und fort sich bewegend erschaffen sie alle Dinge. Endlich kommen sie auch zum schwarzen Affen (Efoo). Diesen fragen sie, woher er sei; er sei ihnen ja bei ihrem Schaffen noch nie unter die Augen gekommen. Er bekennt sich als eines ihrer Geschöpfe. Nachdem sie sich einige Zeit mit ihm unterhalten, machten sie Miene, weiter zu gehen und ihr Schöpfungswerk fortzusetzen. Der Affe aber ladet sie ein, mit ihm zu essen und, da der Tag zur Neige gehe, bei ihm zu übernachten. Sie entgegneten, daß sie vom Schlafen nichts wissen, sondern nur von fortgehender Bewegung. Der Affe aber bestimmt sie durch seine Ueberredungskunst, doch einmal das Schlafen zu versuchen. So essen und trinken sie und begeben sich darauf zur Ruhe. Der Schlaf aber war für sie etwas so Erquickendes, daß sie demselben die folgende Nacht auch noch widmen; erst am dritten Tag machen sie sich wieder an die Ausrichtung ihres Auftrags und gelangen endlich auf die Küstenebene, ins Gâ-Land. Dort tren-

nen sie sich: Borebore entschließt sich, ins Innere Afrika's, und zwar in das sogenannte Donko-Land sich zu begeben, während Odomankama den Plan faßt, nach Europa zu gehen. Ersterer, im Donko-Land angekommen, erschafft dort Erzeugnisse, die allein in Afrika heimisch sind, kommt aber von Zeit zu Zeit nach Atupem, bringt Kleider mit sich und versammelt die Einwohner des Landes, um ihnen die Erzeugnisse der dortigen Kunst zu zeigen und zum Kauf anzubieten. Das Volk geräth beim Anblick der schönen Dinge, in deren Besitz Borebore ist, beinahe außer sich vor Verwunderung. — Inzwischen hatte Odomankama Afrika verlassen; am Meeresstrand angekommen, schlägt er mit seinem Ruckschwanz ins Wasser; dieses theilt sich und er gelangt trockenen Fußes nach Europa. Hier erschafft er alle Dinge. Nach nicht langer Zeit, — siehe, da kommt das Schiff Odomankama's an die Goldküste Westafrika's zurück. Kanonen werden abgefeuert. Noch nie hat man zuvor in Afrika so etwas gehört; das Ausleuchten und Erlöschen eines Feuers war in einen Augenblick zusammengebrängt. Schnell verbreitet sich die Kunde von der Ankunft des Odomankama. Boote fahren zum Schiff, und der Inhalt desselben wird gelandet; zuletzt kommt Odomankama selbst ans Land. Das Volk ist von weither zusammengeströmt, und Odomankama legt seinen Reichtum zur Schau. Wohl hatte Borebore dem Volke aus dem Innern Afrika's vieles gebracht und dadurch Staunen und Verwunderung erregt, aber mit Odomankama hält Borebore keinen Vergleich aus. Alle möglichen Produkte aus Europa waren da zu sehen, unter ihnen auch ein eigenthümliches Wasser. Odomankama ladet die Leute ein, davon zu trinken. Der erste trat herzu und trank ein volles Glas aus, und als er es getrunken, fiel er zu Boden und lag da als wäre er todt. Darüber war alles Volk aufs höchste verwundert. Aber Odomankama befahl, den Mann mit gewöhnlichem Wasser am ganzen Leibe zu waschen. Dieß geschah, und sofort wurde der Todtgeglaubte wieder lebendig.

Der Zweck dieser Sage ist augenscheinlich, zu zeigen, wie der Branntwein von Europa nach Afrika gekommen ist. Um diesen Zweck zu erreichen, hält es der Erzähler schon für der Mühe werth, die Geschichte länger auszuspinnen und in allerlei Nebenumständen und Vorbe-
reitungen sich zu ergehen. Das ist so des Negers Art, wenn er erzählt. Es tritt dieß besonders bei Fabeln und Märchen hervor, von denen manche so lang ausgesponnen werden, daß der Erzähler eine und zwei

Stunden damit ausfüllt, und wenn man dann auf den Schluß gespannt ist, so verläuft häufig der Strom der Erzählung im Sand, weil die Phantasie des Vortragenden zu Ende ist. Er hat mit der langen Erzählung vielleicht nur darthun wollen, warum die Kaze gerade so schreit, wie sie schreit, und nicht anders, und dergleichen.

Doch hören wir eine dritte Sage. Es waren zwei Götter (Onyañ-köpoñ abien) im Himmel; vor ihnen standen die beiden Menschen, der Weiße und der Schwarze. Diese aber wurden für die beiden Götter der Anlaß zur Entzweiung. Jeder der letzteren wollte den Schwarzen zum Diener haben. Sie stritten sich heftig, und da beide gleich mächtig waren, so zog sich der Kampf in die Länge. Das Volk des Himmels (orsoromañ = Himmelsvolk) versammelte sich und suchte zu vermitteln; denn es fürchtete als Folge dieser Entzweiung den Untergang des himmlischen Reiches. Sie vereinigen sich dahin, die Menschen aus dem Himmel zu entfernen. Aber nun, wohin? Dann weiter die Frage: wenn man diese beiden Menschen aus dem Himmel entfernt, kann man sie sich selbst überlassen? werden sie sich nicht gegenseitig aufreiben? Es scheint nämlich die Entzweiung der Götter auch auf die beiden Menschen übergegangen zu sein. Unvermerkt entfernt sich nun Borebore [den wir oben schon kennen lernten, und der in den Göttersagen der Dtschi-Neger eine bedeutende Rolle spielt] aus der beratenden Versammlung und erschaut vermittelt eines Sehdings (fyede) in weiter Ferne eine Gegend, deren einer Theil eben und waldblos, der andere aber mit Wald bedeckt und dunkel ist. Dorthin, meint er, könnte man die beiden Menschen versetzen. Seiner Meinung stimmt der Himmel mit Freuden zu; und weil er (Borebore) durch seine Weisheit eine so glückliche Lösung der Streitfrage gefunden hat, so wird ihm die Ehre zu Theil, die Menschen dorthin zu bringen und zwischen ihnen den Grenzwächter zu machen. Es werden zwei Ketten zusammengefügt, dem Borebore um den Hals gehängt und an deren Enden die beiden Menschen befestigt; und so schwebt der eine Mensch an Borebore's rechter, der andere an seiner linken Seite herab. Vermittelt seiner Weisheit schwebt er mit ihnen vom Himmel herab und kommt in der von ihm erschauten Gegend an. Hier verharret er mit seinen an ihn geketteten Menschen gegen hundert Jahre. Nach Verfluß derselben sagt er zu sich selbst: Wenn einer kommt und geht nicht wieder, so nennt man ihn ein Thier (Dtschi-Sprüchwort); ich will nun eine Grenzscheide zwischen diese beiden

Menschen setzen, sie dann sich selbst überlassen und mich wegbegeben. Mit der größten Ausdauer gräbt er nun eine ungeheure Grube. Als dieselbe fertig ist, droht ein großer Regen von allen Seiten hereinzubrechen; derselbe bricht wirklich auch aus und fällt stromweise auf die Erde, und die Wasser füllen die große Grube an. So ist das Meer entstanden, das zwischen Afrika und Europa liegt. Hierauf kehrt Borebore die Weisheit, vermittelt welcher er herabgestiegen war, mit einem Besen zusammen und füllt damit eine Kürbisdose. Dabei hatte er die Absicht, den von ihm zurückzulassenden Menschen die Möglichkeit zu entziehen, etwas aus sich selbst zu erfinden und ins Werk zu setzen; sodann bedurfte er ja selbst der Weisheit, um wieder in den Himmel zu steigen. Seine mit Weisheit gefüllte Kürbisdose setzte er sich nun auf den Kopf, versäumte aber dieselbe anzubinden; er erhebt sich von der Erde, aber wie er sich aufschwingt, entfällt ihm die Dose. Der Weiße macht sich darüber her und nimmt sie weg. Borebore aber, weil ihm seine Weisheit abhanden gekommen ist, kann nicht weiter; er muß auf dem Erdboden bleiben und — stirbt.

Der Weiße fühlt sich überaus glücklich im Besitz seines Schatzes, der ihm so unerwartet zugefallen war. Er fängt an, in die Dose hineinzublasen, und siehe, alle möglichen Arten von Weisheit befinden sich in derselben. Die erste Art von Weisheit, von welcher er Gebrauch macht, war die, daß er seine Hand drehte und damit das Arzneimittel gegen den Tod erfand. Die Folge davon war, daß er sehr lange lebte, große Nachkommenschaft erhielt und durch sein langes Leben die Möglichkeit gewann, von allen Arten der ihm gewordenen Weisheit Gebrauch zu machen. Die Anwendung des Arzneimittels gegen den Tod hatte aber doch etwas Mißliches. Weil nämlich in Folge davon die Menschen so sehr alt wurden, bekamen sie mit dem Alter eine sehr häßliche Gestalt; zudem breiteten sie sich vermaßen aus, daß sie den Erdboden bedeckten, wie das Kraut der süßen Kartoffel das Feld bedeckt, und es nachgerade an Raum für die Menge der Erdbewohner gebrach. Deshalb beschloß man, von diesem Arzneimittel keinen Gebrauch mehr zu machen und die Leute sterben zu lassen. Die übrigen Arten von Weisheit aber wurden von den Weißen allesammt nach und nach ins Werk gesetzt, und so ist es gekommen, daß die Weisheit bei den Weißen ein Erbstück ist, das der Vater dem Sohne hinterläßt.

Der Schwarze aber, als er sah, daß er seine himmlische Heimat

im Rücken hatte und nichts besaß, daß er aber bei seiner Herabkunft auf die Erde auf einen Stein zu sitzen gekommen war, sagte bei sich selbst: „Kein Sklave wählt sich seinen Herrn (Otschi-Sprüchwort); da nun nirgends etwas sonst sich findet, so diene ich dem Stein, denn der ist hart und dauerhaft. Kommt dann ein böses Verhängniß über mich, so wird er mir Hülfe leisten.“

Damals gab es bloß Eine Sprache in der Welt und einerlei Sinn unter den Menschen. Die Weißen nun fügten Etwas zusammen, d. h. zimmerten etwas und stellten es aufs Wasser; es wurde von unten her fortbewegt und kam in gerader Richtung zum Lande der Schwarzen: es war das Schiff der Weißen. „Wie geht es euch?“ fragten die Weißen; „sagt uns, wie ihr es hier treibt.“ Die Schwarzen staunten und meinten, es sei nichts dem Umstande zu vergleichen, daß sie (die Weißen) hieher gekommen seien, und sprachen: wir wollen kommen und sehen. Nun wurde das Leben und Treiben der Schwarzen von den neuen Ankömmlingen gemustert. Sie nahmen wahr, daß die Schwarzen, wenn es Abend wurde, sich unter dem Schutze der Steine, d. h. der Fetische schlafen legten; mit der Hacke in der Hand bebauten sie den Boden; mit ihren Zähnen kauten sie die Speise; wenn Jemand Fieberhize hatte, so wurde ein Fetisch um Rath gefragt, und dieser zeigte an, was für ein Mittel bei ihm anzuwenden sei. Nun thaten auch die Weißen ihre Lebensweise kund, und siehe, dieser gegenseitige Austausch war jedenmann angenehm.

Die Weißen waren nun darauf aus, sich einigen Reichthum zu erwerben, um, wenn sie nach Europa wieder zurückkämen, ihre weißen Brüder damit necken zu können, daß sie mit so geringer Mühe in kurzer Zeit so viel hätten erwerben können. Ehe aber die Weißen Afrika verließen, wollten sie noch einen Versuch machen, in den Himmel hinauf zu steigen. Sie ließen deshalb alle Fusumörser (hölzerne, diese, $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß hohe und 1 Fuß im Durchmesser haltende Mörser, in welchen die aus Dams oder Pifang bereitete Fususpeise mit einem armsdicken Stück Holz gestoßen wird) aufsuchen und zusammenbringen. Diese wurden über einander aufgeführt. Aber nun fehlte es noch an Einem, und der Himmel wäre erreicht gewesen; da sie aber diesen nicht austreiben konnten, so wurde man Rath, den untersten Mörser hervorzuziehen und oben aufzusetzen. Dieß geschieht, und in Folge davon fällt die ganze Schicht über einander; ums Haar wären sie selbst erschlagen worden, wenn sie nicht ihr Heil in

der Flucht gesucht hätten. Sie zerstreuten sich, und so entstanden die vielen Sprachen, die es jetzt in der Welt gibt. —

Eine fernere Sage, die von einem Fetischpriester in Aburi herstammt, die aber ihrem Hauptinhalt nach die Kinder unter sich zu erzählen pflegen, lautet also: Ehmals war Gott den Menschen sehr nahe. Wenn diese etwas nöthig hatten, so stießen sie nur mit einem Stoß hinauf, dann regnete es Fische und andere Dinge, daß man nur auflesen durfte. Nun aber kam eine Streitsache zwischen sie und Gott. Ein Weib nämlich, welche Fufuspeise im Mörser stieß, fuhr mit dem Fufusstößel unversehens ihm ins Gesicht. Gott wurde zornig und zog sich in die Höhe zurück. Nun sollten die Menschen sich selbst regieren und für sich selbst sorgen; denn von Gott konnten sie nicht mehr viel erwarten, er war ihnen zu sehr entrückt, so daß, wenn Jemand ihn anrief, er nicht hörte, und wenn er auch hätte helfen wollen, er der großen Entfernung wegen mit seiner Hülfe in den meisten Fällen zu spät gekommen wäre. So waren sie sich selbst überlassen. Aber das bekam ihnen nicht gut; denn wenn sie auch arbeiteten und das Land bebauten, so blieb eben der Regen ungefähr sechs Jahre lang aus; es kam eine Hungersnoth, und sie waren genöthigt, Menschen zu schlachten, um ihr Leben zu fristen.

Nun erhob sich ein weiser Mann und sagte zu den Menschen: „Lasset uns nicht also thun, sondern lasset uns einen Boten an Gott absenden, der ihm sage, daß wir Böses wider ihn gethan haben, wodurch wir leider ihn veranlaßten, sich in die Höhe zurückzuziehen; wir möchten ihn aber bitten, einen seiner Minister (osaföhene = Heerkönig, nächster Rathgeber des Königs, auch Statthalter) zu uns zu senden, damit er sich unserer annehme und für uns Sorge.“ — Dieß geschah, und Gott sandte einen seiner ersten Minister mit seinem Weibe zu den Menschen mit der Botschaft, daß er von jetzt an nicht mehr Zorn halten, sondern zu jeder Zeit regnen lassen werde, und an dem Tage, an welchem sie den Regenbogen an den Himmel gebunden sehen würden, sollen sie Flinten abfeuern und sich seiner erinnern, weil es Gott ist, der da Trockenheit und Regen zu jeder Zeit kommen läßt.

Jener Minister heißt Obosomtua (Obosomtūa) und seine Frau Ntuba (Ntūabea). Jener wohnt als Fetisch im Westen, diese im Osten der Stadt Aburi. Die weibliche Bevölkerung betete den männlichen, die männliche den weiblichen Fetisch an. Dieß hat seinen Grund darin,

daß alle Fetische oder Geister (ahonhom von home = athmen, hauchen, gnahom, Athem gießen, schnaufen, aufseufzen; dann home = ruhen, sich erholen), die droben in der Höhe (Himmel) sind, die irrthümliche Meinung von den Menschen haben, als seien die Männer Weiber und die Weiber Männer. Die beiden Fetische nun, der männliche und der weibliche, haben sechs Gerichtsvollstrecker (abrafo = Scharfrichter) oder Unterbeamte, die auch Fetische sind, unter ihrer Botmäßigkeit. Der erste heißt Obosombade (Obosomdade) = Fetisch-Eisen oder eiserner Fetisch; dieser soll in einem Stück Eisen, das im Fetischhain liegt, sich aufhalten. Der zweite heißt Ayesu = Gutwasser, Name eines Flusses an der Westgrenze von Aduapem; er soll in diesem Flusse wohnen und jährlich ein Mal in den Fetischhain bei Aburi kommen, um dem Hauptfetisch Obosomtua (Obosamtüa) einen Besuch abzustatten. Der dritte ist Akyeso (Akyeso) = Vertheiler (des Opfersfleisches). Der vierte ist Kyeretinanse = giftige Spinne. Der fünfte Awansamme, dem der Tiger, der Hund und die Antilope heilig ist; und endlich der sechste, Burufumadaw, ist der Fetisch der Feldgewächse; ihn ruft man an, wenn der Landmann seinen Acker bestellt. Der erste von diesen sechsen ist zugleich der Hausfetisch des Vaters von König Kwaw Dade in Aduapem, welchem dieser jährlich ein Opfer in einem Schaf bringen soll, und von welchem er auch seinen Namen Dade (Kwaw Dade = Eisenmann) zu haben scheint.

Diese Fetische haben nun früher mit den Menschen zusammen gewohnt. Dieß gieng freilich nicht lange; denn bald sagten sie zu den Menschen, daß, wenn sie als Geister mit ihnen zusammen wohnen würden, dieß für sie übel ausschlagen könnte; „denn,“ fuhrn sie fort, „mit der Zeit geschieht es, daß ihr unsertwegen sterbet; machet uns daher einen Hain im Buschwald, damit wir uns dort aufhalten, und so oft das Jahr um ist, mögt ihr uns daselbst ein Opfer bringen.“ — Die Menschen gehorchten, sonderten einen Platz mit hohen Bäumen ab, und die Fetische begaben sich dorthin. Nicht lange nachher soll sich in dem Hain ein kleiner See gebildet haben und in denselben eine Schlange zu liegen gekommen sein. —

Wir haben mit dieser Sage bereits in die Lehre von den Fetischen vorausgegriffen. Ehe wir aber näher auf diese eingehen, mögen hier noch einige Sprüchwörter ihren Platz finden, in welchen von Gott die Rede ist. Denn die Sprüchwörter sind es ja, in welchen recht eigentlich das innerste Volksbewußtsein in Beziehung auf seine

religiösen und sittlichen Ideen sich ausprägt. Sie lauten: Ich, der ich auf dem Rücken liege, sehe Gott nicht, wie viel weniger du, der du auf dem Bauche liegst. — Wenn du mit Gott zu reden wünschst, so sage es dem Winde. — Wenn das Huhn Wasser trinkt, so weist es damit auf Gott hin. — Der Habicht sagt: alles was Gott gemacht hat, ist gut. — Wenn Gott der Schwalbe nichts gegeben hat, so hat er ihr doch die Fähigkeit sich zu drehen gegeben. — Niemand zeigt dem Sohne eines Schmieds das Schmieden; wenn derselbe zu schmieden versteht, so ist es Gott, der es ihn gelehrt hat. — Niemand belehrt sein Kind über Gott. — Gott wünscht keine Streitigkeiten, deshalb hat er jedem einzelnen Ding seinen Namen zugetheilt. — Die Erde ist ausgedehnt, aber Gott ist der Höchste. — So lange Gott dich nicht tödtet, — sollte dich auch ein Mensch tödten, so stirbst du nicht.

Nehmen wir zu dem Bisherigen hinzu, was einer unsrer christlichen Aeger über die Anschauungen, welche die Dtschi-Leute von Gott haben, niedergeschrieben. Er sagt: „Alles Volk meint, Gott sei wie ein Mensch, von den Menschen bloß durch seine riesige Größe unterscheiden. Das Firmament ist seine Vorder- und Außenseite. Er führt die Oberaufsicht über alle Menschen und alle Dinge; er beobachtet das Betragen der Menschen. Bisweilen wird freilich von den Leuten behauptet, daß er nicht von Allem Notiz nehme, sondern manches der Macht und dem Willen der Menschen anbeingestellt habe, worüber diese nach Belieben schalten und walten dürfen. Daher kommt es, daß der Eine und der Andere seinen Nebenmenschen vergiftet, ohne darüber gestraft zu werden.“

Fassen wir nun das Bisherige übersichtlich zusammen, so lassen sich über die Gottesanschauung unsrer heidnischen Dtschier folgende Sätze aufstellen.

1. Die Ableitung des Wortes Onyanköpon (bei den Asemern und Asanteern Onyame) für Gott ist dunkel, doch scheinen beide mit der Wurzel nyam = glanzvoll, herrlich (sein) zusammen zu hängen. Der Dtschier würde sich demnach ursprünglich unter Onyanköpon oder Onyame ein Wesen gedacht haben, das im Besitze von Lichtglanz und Herrlichkeit ist.

2. Die Einheit dieses Wesens ist nur in so weit festgestellt, als die Ausdrücke Onyanköpon und Onyame nur in der Einzahl vorkommen und keinen Plural bilden. Dagegen scheint dem Dtschier der

Gedanke an zwei Götter, an einen Gott der Weißen und einen Gott der Schwarzen, nicht gerade fern zu liegen; doch gehört dieser Gedanke mehr den späteren Erfindungen an, die ihren Grund darin haben mögen, daß der hiesige Neger im Verlauf der Zeit auch mit außerafrikanischen Völkern von anderer Farbe, namentlich mit den Weißen, in Berührung kam und somit sein Menschheitsbewußtsein erweitert worden ist.

3. Neben Dnyankopon oder Dnyame ist auch von einem Odomankama und einem Borebore die Rede. Diese beiden Wesen werden in den Sagen von Gott selbst unterschieden, indem Gott sie sendet, durch sie die Welt erschafft, sie unmittelbar mit den Menschen verkehren läßt, was von Gott nicht ausgesagt wird, und Borebore insonderheit bei der Verpflanzung der Menschen vom Himmel auf die Erde thätig gewesen ist. Im Munde des Volkes dagegen wird mit den Namen Odomankama und Borebore auch schlechtthin Gott als Schöpfer und Regent der Welt bezeichnet. Daß bei ganzlichem Mangel an schriftlichen Urkunden jener Unterschied leicht verwischt werden konnte, bedarf keines Nachweises. Dagegen ist so viel klar, daß diese beiden letztgenannten Wesen von den Fetischen scharf unterschieden werden; denn es gibt keinen Fetisch dieses Namens. Die Ableitung des Wortes Odomankama ist bis jetzt dunkel, während Borebore mit bo = schaffen, erschaffen, zusammenhängt und mit 'Schöpfer' gegeben werden kann. Es werden diesen beiden Wesen Attribute beigelegt, die weder einem Menschen, noch einem Fetisch, sondern nur Gott beigelegt werden. In einer der Sagen erscheint Borebore als Gott der rathfindenden und werththätigen Weisheit, beide aber mit Lebensfülle und Lebenskräften ausgerüstet; auch ist ihnen ein gewisses Wunderthun eigen. Merkwürdig ist noch der Gedanke, daß Borebore in Folge des Verlustes seiner Weisheit nicht mehr in den Himmel hinauf konnte, sondern auf Erden starb.

4. Gott ist dem Dschier ein Wesen, das durch Eigenschaften sich unterscheidet, die ein Mensch nicht hat, und von welchen dieser, wenn auch keinen klaren Begriff, doch eine dunkle Ahnung besitzt. So wird auf die unbegrenzte Macht, auf die Unsichtbarkeit Gottes, eben damit auf seine Geistigkeit ('Wind' und 'Geist' sind in der Anschauung des Dschiers nahe verwandt), auf sein Gutsein, seine Erhabenheit, seine Allwissenheit, seine Weisheit, seine Heiligkeit, seine Allgenugsamkeit und Unabhängigkeit leise und dunkel angespielt. Da-

gegen kommt es dem Otschier auch nicht darauf an, Gott in der Weise so recht menschlich sich zu denken, daß er das Zerrbild seines eigenen Lebens auf ihn überträgt, ihn menschlich zornig werden, eine Frau, Kinder und Besitzthümer haben läßt u. Sodann ist er ihm ein mächtiges, riesiges Ungeheuer, dem nichts in der Welt zu vergleichen ist.

5. Der Otschier schreibt Gott die Erschaffung der Welt, ihre Erhaltung und eine durch Fetische vermittelte Regierung derselben, ferner die Einsetzung der Fetische als seine Stellvertreter in der Welt und überhaupt die letzte Urheberschaft alles Vorhandenen zu. Zu diesem Vorhandenen darf, wenn auch nicht ursprünglich, doch als nachher hinzugekommen, das Böse gerechnet werden. In der häufigen Redensart: So hat mich Gott gemacht, tritt dieser Gedanke hervor, wenn auch nur beziehungsweise.

6. Von einer Erschaffung des Himmels redet der Otschier nicht oder nur selten. Das Firmament ist ihm das Angesicht, die Vorderseite Gottes. Welt (wyiase) ist ihm dem Wortlaut nach das, was unter der Sonne sich befindet. Die Menschen sind (nach einer Sage) im Himmel erschaffen, und zwar als zwei Paare als weiße und schwarze; nach einer andern als ein Paar (ob im Himmel, ist ungewiß), und zwar ist zuerst das Weib erschaffen worden, welchem dann der Mann beigelegt wird. Der Gedanke, daß die übrige irdische Kreatur für die Menschen da ist, ist wenigstens damit ausgesprochen, daß der Mensch vor allen andern geschaffen sein soll; und wie hoch er in Gottes Augen steht, davon zeugt ein oben erwähntes Sprüchwort, welches andeutet, daß Gott specielle Fürsorge für das Leben eines Menschen trägt. Freilich sind das auch nur dunkle, von den Meisten nicht verstandene Ahnungen.

7. Endlich finden sich in dem Bewußtsein des Otschiers noch dunkle und sehr verzerrte, ganz afrikanische Anspielungen auf eine paradiesische Segens- und Glücksfülle, auf die Entstehung des Bösen, die durch ein Weib vermittelt worden sei, auf den darauf erfolgten Fluch, auf das hohe Alter der Menschen, auf einen großen Regen, auf das erste Schiff, das nach Afrika kommt, endlich auf den Uebermuth der Menschen, nach welchem sie wieder in den Himmel hinauf möchten, aus dem sie entfernt worden waren, und zuletzt auf die Zerstreuung des Menschengeschlechts und die Entstehung der vielen Sprachen.

2. Die Fetische.

Sofern die Fetische zur Welt gehören, so ist bereits in den oben erwähnten Sagen von ihnen die Rede gewesen; es möge aber dem Gesagten noch einiges beigelegt werden.

Ein großer König, Namens Bombri, herrschte in Obosomase, einer Stadt in Akwapem. Eines Tages befiehlt er seinen Knechten, das Ende (eigentlich den Mund, die Oeffnung) der Erde zu suchen. Sie machten nun eine Grube in die Erde, und nachdem sie ungeheuer tief hinabgegraben hatten, stießen sie auf ein altes Weib. Diese fragten sie nach dem Ende der Erde. Das Weib antwortete: das Ende der Erde ist gerade hier; geht und sagt es euerm Herrn. Der König hört die Kunde und fragt, auf was das alte Weib sitze. Sie antworteten, sie sitze auf einem Stein. Er befiehlt den Stein zu zer-spalten. Sie giengen und thaten so. Aber siehe, als der Stein durchbrochen war, gelangten sie durch die gemachte Oeffnung in eine andere Region, d. h. sie fielen durch dieselbe Alle hinab ins Wasser und ertranken.

Es mag sein, daß der Name der Stadt und diese Sage zusammen hängen; denn Obosomase heißt Fetischplatz, Fetischgrund; jedenfalls wird mit derselben angedeutet, welche wichtige Stelle der Stein bei den Otschieren einnimmt. Hören wir nun, was einer unsrer Katechisten über das Fetischthum niedergeschrieben hat.

„Das Wort Obosom für Fetisch ist aus obo = Stein und som = dienen oder Dienst zusammengesetzt, heißt also Steindienst, in der Anschauung des Otschiers aber Stein, welchem gottgemäßer Dienst, also göttliche Ehre erwiesen wird. Alle ursprünglichen Fetische sind nämlich Steine. Verschieden von diesen ursprünglichen Fetischen oder Hauptfetischen sind die Fetische der Fetischpropheten (akomfoabosom). Die letzteren sind erst nachher entstanden und in Aufnahme gekommen, und solche kommen jetzt noch täglich in Aufnahme; sie haben aber ihre Namen von den Hauptfetischen. Dieser Name ist nun freilich die allgemeine Bezeichnung; dabei hat aber der einzelne obosom wieder seine besonderen Namen. — Alles Volk, so weit meine Kenntniß reicht, ist der Ansicht, daß die Fetische Geister (sunsum oder ahonhom) sind, sie sind etwa wie der Wind (mfräma) unsichtbar; nur die Fetischpropheten behaupten, sie zu sehen; aber auch unter diesen giebt es welche, die da sagen, sie sehen sie nicht vollständig, sondern

nur dem äußern Umriß nach. Wenn es geschieht, daß die Fetische vorüberziehen, so sehen die Propheten nur etwas wenig von ihnen, und das ist alles. Sie behaupten, daß so oft sie je sichtbar werden, seien sie in weiße Leinwand oder auch in Byssus (ñwyera) gehüllt. Manche von ihnen kleiden sich freilich auch, und zwar absichtlich, in schmutzige Lumpen, wie etwa ein Sklave, betteln von dem Volk Almosen u. s. w.; wenn du nun karg bist und sagst: der ist häßlich, und giebst ihm nichts, so tödtet dich ein solcher im Sklavengewande dir erscheinende Fetisch. Die Fetischanbeter erweisen daher dem Fremden Gutes, denn sie sagen sich: vielleicht ist er ein Fetisch. Bisweisen sollen sich die Fetische auch als Könige, als Minister, Heerführer oder sonstige königliche Beamten kund thun. Du kannst oft, ohne es zu wissen, dazu kommen, zu sehen, wie sie eine Versammlung veranstalten, und wie in derselben der König den Vorsitz führt und seine Beamten um ihn her sitzen.

„Ein gewisser Greis sagte: in alten Zeiten, wenn man vor die Stadt hinaus gieng und an der Grenze, die das Gebiet der Fetische (den Buschwald) von dem der Stadt scheidet, angelangt war, so konnte man sehen, wie sich die Fetische sichtbar machten, auf Steinen saßen und Hüte aufgesetzt hatten. Wenn die erwachsenen Einwohner den Tag über auf die Plantage gegangen seien, um dort ihre Arbeit zu verrichten, so benützten die Fetische die Abwesenheit der Erwachsenen, kamen in die Stadt und spielten mit den Kindern, aßen die Speise, welche die Mütter den Kindern zurückgelassen hatten, und berechneten die Zeit der Abwesenheit der Alten, so daß sie bis zu deren Zurückkunft wieder verschwunden waren. Die Ursache, warum sie nachher nicht mehr kamen, war die, daß unter den Fetischen selbst sich welche befanden, die böse waren; diese zerbrachen manches, das den Kindern anvertraut war, und tödteten auch etliche von den Kindern. Die so erscheinenden Fetische waren durch Alter, Größe, Stand und Geschlecht verschieden. Man sah unter ihnen Kinder und Erwachsene, Kurze und Lange, Sklaven und Freie, Mädchen und Knaben, Weiber und Männer. Ihre Lebensweise und Beschäftigung gleicht ganz der der Menschen, nur mit dem Unterschied, daß, wenn sie zu Gericht sitzen und eine Streitsache schlichten, sie dabei viel langsamer zu Werke gehen, als die Menschen. Nur wenige unter ihnen machen eine Streitsache schnell ab.

„Die Fetische tödten die Menschen; aber weil sie Geister sind,

so tödten sie dieselben auch nur geistweise, unsichtbar, von innen heraus. Wenn dir jemand etwas gestohlen hat, und du verfluchst den Dieb bei einem Fetisch, und dieser untersucht die Sache und findet den Dieb schuldig, so stirbt derselbe sogar an dem Tag, den du für das Eintreffen deines Fluches festgesetzt hast. Wenn aber ein solcher Dieb dir zuvorkommt und dich bei einem andern Fetisch verflucht, und du nimmst dich nicht sehr in Acht, so tödtet dich jener Fetisch. Wenn jemand dich haßt, und du verfluchst ihn bei einem Fetisch, so tödtet ihn dieser Fetisch. Wenn ein Weib Ehebruch getrieben hat und sie will ihre That nicht bekennen, und man sucht ihr bei einem Fetisch, so stirbt sie. Wenn du in nichts ein Gedeihen hast und du opferst einem Fetisch, um von ihm die wahre Ursache deines Misgeschicks zu erfahren, und er sagt dir: der Haß oder die Feindschaft eines Andern ist es, was dich zu keinem Gedeihen und Glück kommen läßt; wenn er dir sodann sagt, daß man deinen Namen mit dem Fluch eines Fetichs belegt habe, so gehst du und bringst dem Fetische, der dir diese Ursache und den Ursäher kund gethan, Palmenwein oder ein Schaf, oder was du eben vermagst, damit er dir anzeige, was er deinem Hasser thun wird. Und was du dann demselben anwünschest, ob Vermögensverlust und Schuldennoth, ob Krankheit oder Tod, — der Fetisch, bei welchem du solches auf ihn herab wünschest, läßt es über ihn kommen, und du hast von nun an Glück; und wenn auch von da an dich jemand verwünschen wollte, so bleibt es eben eine Verwünschung, die kraftlos an dir hinuntergleitet. Sollte die Verwünschung aber wirklich gefährlich für dich werden, so hast du entweder ein Amulett, das die Gefahr abwendet, oder du besitzest sonst ein Mittel, durch welches du das Unheil entfernst.

„Es giebt Menschen, welche wahre Fetischkinder sind. Diese zeichnen sich vor allen Andern durch häufiges Darbringen von Opfern aus. Sie verdanken ihr Dasein dem einen oder andern Fetisch auf folgende Weise: — Es ist nämlich Sitte, daß ein Weib, welches unfruchtbar ist, zu einem Fetisch geht und sich demselben zum unveräußerlichen Eigenthum verschreibt, im Fall er ihr Kinder geben wollte. Wird diese Bedingung erfüllt, so ist das Kind, das sie bekommt, ein Fetischkind; denn der Fetisch ist es ja, der dem Kinde Leben und Dasein gegeben hat. Neben diesen giebt es noch andere Menschen, die etwas Sonderliches und Auffallendes in ihrem Wesen haben; auch von ihnen wird behauptet, sie seien Fetischkinder.

„Wie es Fetische giebt, die da tödten und beim Leben erhalten, so giebt es auch solche, die Niemanden tödten, sondern nur Leben spenden; so z. B. der Fetisch Dasiyki (Däsikiyi) im Woltastrom bei Atwam. Sogar wenn dort etwas vom Flußufer weggestohlen wird, und man verflucht den Thäter beim Flußfetisch, so trifft der Fluch nicht zu; der Fetisch läßt niemand gewaltsam sterben. Auf die Frage, warum das? antwortet er: Wenn der Thäter nicht in dürstigen Umständen lebte, so hätte er gewiß nicht gestohlen; deshalb tödtet ich ihn auch nicht. — Ferner giebt es auch Menschen, welche kein Fetisch tödtet; es sind dieß die Heren. Die Ursache hievon ist, weil die Heren bei Nacht die Lichtträger der Fetische sind.

„Von den Fetischen wird ferner gesagt, sie seien Kinder Gottes; Gott habe sie erschaffen und auf die Erde gebracht, eigentlich hingegeben; ihre Aufgabe ist, über die Menschen Aufsicht zu führen. Wenn Einer sich schlecht aufführt, so sollen sie ihn tödten. Die Art und Weise ihres Tödtens ist folgende: Entweder lassen sie dich krank werden, oder sie verwandeln sich in eine Schlange und beißen dich auf dem Wege, oder sie kommen in der Gestalt eines Tigers oder sonst eines reißenden Thiers über dich und bringen dich ums Leben; oder aber lassen sie einen Baum auf dich fallen und dich erschlagen. Die Fetische verwandeln sich nämlich nicht bloß in Menschen, sondern erscheinen in Thieren und sogar in Bäumen. Da einige Fetische weiß sind wie die Europäer, so werden die Letzteren auch Brüder der Fetische genannt. — Die Fetische führen aber nicht bloß eine Aufsicht über die Menschen, sondern sie sind zugleich auch die Sprecher und Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Irgend etwas, das einem Menschen Noth macht, darf er dem Fetisch sagen, und dieser bringt es vor Gott. Gott ist ihr Vater. Von seinem Willen sind sie in ihrem Thun und Lassen ganz und gar abhängig. Wenn Einer Böses gethan hat und er deshalb getödtet werden soll, so bringen sie das Urtheil voreerst vor Gott, und erst dann, wenn dieser es gutheißt, können sie dasselbe an dem Betreffenden vollstrecken. Von Zeit zu Zeit läßt Gott die Fetische zu den Erdbewohnern hinabsteigen und sich bei ihnen aufhalten; zu Zeiten gehen sie in den Himmel zu Gott, um das Wort seines Mundes zu hören und dieses dann auf Erden zu handhaben und kund zu thun. — Die Fetische der Otschi-Nation sind nicht zu zählen. Nicht einmal die Hauptfetische können gezählt werden, geschweige alle nachher entstandenen. Unter den Haupt- oder

ursprünglichen Fetischen giebt es Abstufungen: da giebt es hohe Fetische, höhere und höchste; auch bei den später in Aufnahme gekommenen giebt es über- und untergeordnete. Von den Hauptfetischen in Akuapem sind folgende namhaft zu machen: Kyenku (Kyenku), Afonedi, Dhyiar und Bosomptra; letzterer ist das Haupt der vorausgehenden. Man könnte die Genannten füglich eine Fetischfamilie nennen: der Vater ist Bosomptra, die übrigen mit noch andern sind entweder Brüder oder Kinder. Die später in Akuapem in Aufnahme gekommenen Fetische, die also den ursprünglichen oder Hauptfetischen immerhin nachstehen, sind die verschiedenen Fetische, welche den Namen Itano, andere, welche den Namen Ngyeda, viele andere, die den Namen Asenewadwo haben, und noch andere mehr. Die Fetische haben Alle Einen Sinn und Ein Wort; keiner zieht sich hinter dem andern weg; sie halten einmüthig zusammen; was der eine sagt, das sagen alle Andern. Fällt es einem geringern Fetisch ein, jemanden etwas Böses zuzufügen, so kann er das nur mit Einwilligung eines höhern thun, und dieser sagt ihm dann auch, wann es genug ist. Freilich geschieht es manchmal, daß die geringern den höhern nicht gehorchen; ihr Betragen ist dem der Menschen sehr ähnlich. Die Hauptfetische der verschiedenen Ostfistämme sind eben so verschieden als die Stämme selbst. Dieser Unterschied findet bei den später in Aufnahme gekommenen, den Nebenfetischen, nicht statt. Von diesen glaubt man nämlich, daß sie wandern. So sagt man, daß etliche, die früher in Akwam gewesen sind, nach Akuapem herüber flogen, wo ihnen jetzt gedient wird; andere sind von Akwem nach Akuapem herausgeflogen und haben sich dort gesetzt; so kamen auch welche von Asante hergeflogen. Fetische, welche gleiche Namen tragen, haben die gleiche Natur und verabscheuen eine und dieselbe Sache, während die Verschiedenheit des Namens auch einen Unterschied in ihrem Verhalten zur Welt bei ihnen voraussetzt. So verabscheut ein Bosomptra die Salzkörbe der Asanteer; es darf kein solcher Salzkorb nach Abiriw, wo der Fetisch ist, gebracht werden, die Stadt würde dadurch den Zorn des großen Fetisch auf sich laden, der nur durch große Opfer wieder gesühnt werden könnte. Ein Fetisch in Obosomase verabscheut die Hunde: es dürfen dort keine Hunde gehalten werden. Ein Anderer verabscheut die Ziegen &c.

„Die Fetischpriester sagen: Alle Fetische auf der ganzen Erde dienen Einem Herrn, haben Einen Mund. Eine jede Sache, die von

ihnen ins Werk gesetzt wird, ist vorher in öffentlicher Versammlung besprochen, berathen und beschloffen worden. Wenn auf Erden ein Krieg entsteht, und es wird gekämpft, so kämpfen auch die Fetische der sich bekämpfenden Parteien oder Völker mit einander. Schließen Letztere Frieden mit einander, so wird auch Friede unter den Fetischen geschlossen.

„Man sagt ferner, die Fetische sprechen wie die Menschen; nach der Behauptung der Fetischpriester aber hört und versteht sie Niemand, als nur die Priester und Propheten. Gleichwohl giebt es unter den Fetischen welche, die für alle Menschen hörbar und vernehmlich werden. Dieß ist nämlich so zu verstehen, daß bei irgend einer Feierlichkeit an irgend einem Tag ein Fetisch über einen Propheten kommt; dieser fängt an zu reden; die Umgebung hört es; aber nach der Aussage des Fetischpropheten ist es nicht er, der da redet, sondern der Fetisch. Bei einigen Propheten ist es auch blos ein Winken mit der Hand, eine Geberdensprache, wodurch der Fetisch seinen Willen kund thut. Diese Geberdensprache wird von Mehreren verstanden. — Weil die Fetische Geister sind, so kann man sie nicht sehen. Von den Fetischpriestern und Propheten behauptet man, daß die Fetische ihnen sichtbar werden. Der Grund davon ist, daß sie ihre Augen mittelst eines Augenarzneikrautes für dieses Schauen empfänglich gemacht haben. Die Erscheinung der Fetische hängt von ihrem eigenen Willen ab. Die Fetische werden auch atumfo, Mächtige, nach Einigen Allmächtige genannt, weil sie von Gott Macht und Vollmacht über Leben und Tod der Menschen haben. Diese Macht ist eben insofern beschränkt, als sie einer Hexe nichts anhaben und gegen ein gewisses Amulett (Kabre) nicht wirken können. Sie besitzen ein ausgedehnteres Wissen, als die Menschen, sind nicht wie diese an den Raum gebunden, und sind unsterblich. Ferner sind sie gütig gegen diejenigen, die ihnen eifrig dienen; dieß gilt besonders von den Hauptfetischen. Die Fetische der Propheten, die Nebenfetische, wissen nichts von Güte und Erbarmung. Wer sich verfehlt, muß ohne Gnade sterben. Die Gunst eines Fetisches und seinen Schutz kann sich jeder mann, auch der Fremde, erwerben, indem der Schutzsuchende dem Fetisch, d. h. dem Priester, Gold und Palmwein bringt und mit solcher Gabe denselben um Schutz ansieht. Dem Fetisch wird von seinen Verehrern alles Glück und Wohlergehen zugeschrieben, in welchem er sich befindet: Erhaltung des Lebens, Pflanze und Be-

wahrung, Reichthum, Glück auf Reisen u. Beim Vertrauen auf den Fetisch, bei Anrufung desselben, bei Darbringung einer Dankesgabe an ihn, wird Gottes doch nie vergessen, sondern jedes Mal zuerst der Name Gottes, sodann der Name der Erde und dann erst der Name des betreffenden Fetisches genannt."

So schreibt einer unsrer eingebornen Katechisten. Stellen wir nun das Bisherige der Uebersicht wegen kurz zusammen, so ergeben sich uns folgende Sätze.

1. Die Fetische sind dem Otschier Geister, wenigstens geisterhafte Wesen, in mancher Hinsicht etwas Gespensterhaftes. Was er unter Geist (sunsum, einer Verdoppelung von sum = Finsterniß) oder ahonhom (wahrscheinlich eine Verdoppelung von home = athmen, das Athmen) versteht, läßt sich wenigstens annähernd bezeichnen. Der Geist hat nach den Vorstellungen des Otschi-Negers die Eigenschaft des Windes; er ist für das leibliche Auge unsichtbar, für das Ohr aber hörbar, in seinen Wirkungen sichtbar, ist beweglich, nicht an Zeit und Raum gebunden, kann in einen andern Körper eindringen und sich durch denselben kund thun und mittelst desselben sich der Körperwelt mittheilen. Für den Geist giebt es keine Schranken außer denen, welche ihm etwa höhere Geister und vor Allem Gott selber setzt. Nur eine Here und ein gewisses Amulett ist menschlicherseits im Stande, der Wirksamkeit der Fetische einen Damm entgegen zu setzen.

2. Die Fetische sind in zahlloser Menge vorhanden. Sie sind unter sich durch Herkommen, Stand, Rang, Geschlecht, Alter und Einfluß verschieden. Es giebt ursprüngliche und nachgemachte Fetische. Erstere sind Steine, oder wohnen in Steinen und offenbaren sich durch dieselben. Der Stein ist dem Otschier das Dauerhafte und Bleibende, im Gegensatz zu dem schnellen Wechsel aller Dinge, wie derselbe dem Tropenlande eigen ist. Auf den Stein kam der Schwarze bei seiner Herabkunft vom Himmel zu sitzen. Dieser Umstand war für ihn Beweis genug, daß ihm Gott diesen als Haltpunkt, Versorger und Bewahrer angewiesen habe. Gott selbst ist es, der diese Fetische in die Welt eingeführt hat. Die nachgemachten Fetische sind solche, die von den Priestern und Propheten des Volks erfunden und benannt worden sind. Sie stehen den ursprünglichen an Rang und Einfluß weit nach, sind aber von diesen beeinflusst und handeln nach dem Willen und im Namen derselben, so daß durchaus Einheit

und Zusammenstimmung unter ihnen waltet. Freilich giebt es hievon auch Ausnahmen. Es bestehen Unterschiede des Geschlechts und Standes, sogar Charakter- und Sittlichkeitsunterschiede. Männliche und weibliche, verheirathete und unverheirathete, erwachsene und unmündige, freie und geknechtete, gute und böse Fetische bewegen sich jenseits des Bereichs der Sichtbarkeit. Das menschliche Gesellschaftsleben mit seinen Vorzügen und Mängeln, seiner Licht- und Schattenseite, findet in der Fetischwelt seine Abschattung, und wenn schon bei der Gotteslehre der Otschier das Nachwerk menschlicher Gedanken und die Uebertragung menschlicher Verzerrtheit auf Gott stark genug hervortritt, so noch mehr bei der Fetischlehre.

3. Die Fetische als Geister sind an sich unsichtbar; sie greifen aber nicht blos ins Gebiet der Sichtbarkeit ein, sondern sind im Stande, sich sichtbar zu machen. Die Erscheinung kann eine unvermittelte, nur den Eingeweihten, d. h. den Priestern und Propheten geltende sein. Diese glauben die Fetische zu sehen, wie sie, in ein weißes Gewand gehüllt, mit der Schnelligkeit des Windes vorüberfahren. Vermittelt aber ist sie, sofern die Fetische in Menschen, Thiere, Bäume und andere Gegenstände sich zu versetzen im Stande sind und durch diese sich kund thun. Durch Menschen und besonders durch den Fetischpropheten spricht der Fetsich seinen Willen aus, den er sofort auch entweder durch Menschen oder aber unmittelbar zu verwirklichen die Macht haben soll.

4. Die Fetische sind Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen. Sie sind, den Menschen gegenüber, Gottes Stellvertreter und Sprecher, Gott gegenüber sind sie Fürsprecher und Advokaten der Menschen.

5. Ihre Beziehung zu Gott gründet sich darauf, daß Gott sie geschaffen und ihnen göttliches Ansehen verliehen hat. Gott ist ihr Vater, sie seine Kinder, — Gott ihr Herr, sie seine Diener. Sie stehen in unmittelbarem Verkehr mit Gott, und dieser führt durch sie seinen Willen aus. Sie sind von ihm gesandt und eingesetzt, und stehen mit ihrem Thun und Lassen in vollständiger Abhängigkeit von ihm. Gott ist der Erste und Höchste.

6. Ihre Beziehung zu den Menschen ist eine doppelte. Es gab eine Zeit, wo die Fetische zu den Menschen auf einem mehr vertraulichen Fuße standen; ihr Verkehr mit den Menschen war häufiger und ungezwungener und erregte deshalb auch mehr Zutrauen. Auch

jetzt noch finden sich Anspielungen auf einen familiären Zusammenhang, der zwischen Fetischen und Menschen bestehen soll, nach der Anschauung des Otschiers. Die Fetische sind geschaffen; das ist auch von den Menschen gesagt. Europäer sind ihrer weißen Farbe wegen Brüder der Fetische; vom Fetisch erbetene Negerkinder oder sonst sonderbare Menschen sind Fetischkinder. Die menschlichen Verhältnisse finden sich auch in der Fetischwelt wieder. Die Fetische nehmen Antheil an dem Geschick der Menschen und tragen zur Wendung desselben zu jeder Zeit das Ihrige bei.

7. Dagegen sind sie den Menschen doch in jeder Hinsicht überlegen. Sie sind von Gott über Letztere gesetzt, haben Macht über ihr Leben. Die Menschen müssen die Gunst der Fetische, und nicht diese die Gunst der Menschen suchen. Sie wissen mehr als die Menschen; sie bewegen sich schneller als die Menschen. Der Zorn der Fetische ist für die Menschen Tod und Verderben; die Gunst derselben bringt und sichert ihnen Glück und Wohlergehen. Und wenn es auch Fetische giebt, die nicht den Tod, sondern nur das Leben der Menschen wollen und befördern, so sind doch deren viel mehr, die als Rächer des Bösen unter den Menschen walten und dieß in leidenschaftlicher Zerstörungswuth erweisen.

8. Es sind besonders die ursprünglichen Fetische, denen Güte und Wohlwollen gegen die Menschen zugeschrieben wird. Sie können aber mit ihrem gütigen Wohlwollen nicht mehr ankommen, weil die nachher entstandene Fetischwelt ihnen über den Kopf gewachsen ist. Diese ist das Produkt einer grausamen, alles unter die Furcht des Todes knechtenden Priesterherrschaft.

9. Wie die Fetische irdische Segnungen spenden, so sind es wiederum sie, welchen ein böses, verhängnißvolles Ereigniß zugeschrieben wird. Das Unheil, das sie verhängen, überragt das Glück, das sie gewähren, um vieles. Sie sind mehr Unheilstifter, als Glücksgötter. Eine solche Anschauung ist in dem fortwährend zunehmenden sittlichen Verfall des Volkes und seiner Führer begründet. Sind die Fetische an sich schon Schauder und Schrecken erregend, so noch mehr die Art und Weise ihres Eingreifens in das Leben der Menschen. Sie wirken verborgen, heimlich, plötzlich, und keiner, den einmal ihr Fluch getroffen, kann sich ihrer Macht entwinden.

10. Endlich darf nicht außer Acht gelassen werden, wie ein Fetisch in der Hand des Menschen zum Mittel wird, den Feind und

Widersacher zu vernichten. Es kommt dabei auf die Entschlossenheit und Opferwilligkeit des Betreffenden am meisten an. Fehlt es an diesen beiden nicht, dann kann er es dazu bringen, daß er trotzig sagen kann: Ist der und der Fetisch für mich, wer mag wider mich sein?

3. Die Gestirne.

Den Gegenständen religiöser Verehrung des Otschiers, wie sie uns bisher als Gott und als Fetische entgegentraten, reiht sich als Anhang noch einiges Wenige über die Gestirne an. In dieser Beziehung schrieb einer unsrer christlichen Otschier folgendes nieder, was natürlich nicht seine eigene, sondern seines Volkes Anschauung ist. Er sagt:

„In Betreff der Himmelsdinge haben wir keine vollständige Erkenntniß; doch möge das Wenige, das man bei uns über dieselben sagt, hier stehen.

„Die Sterne, der Mond und die Sonne sind als bevorzugte Diener Gottes mit besonderm Lichtglanz ausgerüstet; unter ihnen ragt die Sonne hervor. Die Sonne (awyia, mit wyia = kriechen, einher-schleichen, wohl zusammenhängend) schaut vermittelt ihres Lichtglanzes (anuenyam = Herrlichkeit) auf die Erde; sie ist gütig, wohlwollend (neyam ye = ihr Bauch, ihr Eingeweide ist gut), verharret in ihrer gemessenen Stellung und Bahn; deßhalb erscheint sie jeden Morgen. Ihr Lichtglanz ist stark; dabei verübt sie aber keine Gewaltthätigkeit, wie dieß der Mond thut. Weil der Mond Gewalt übt, so erscheint er nicht jeden Tag, sondern nur alle dreißig Tage weniger zwei. Er ist ein Mörder (owndiso); er führt nämlich die kleine Todtentrommel mit sich; jedermann kann dieselbe sehen, (die Mondflecken, deren Form dem Otschier gleich der Todtentrommel erscheint, die besonders beim Tode eines Königs geschlagen wird). Wenn er nun mit dem Stecken auf die Oberseite der Trommel schlägt, so sterben viele Menschen in der Welt; zudem wenn er voll erscheint, bringt er die verschiedenartigsten Krankheiten auf die Erde. Seiner Grausamkeit wegen, und weil er ein böser Königsknecht ist, darf er nicht jeden Tag voll erscheinen, sonst würden bald keine Menschen mehr auf der Welt sein. Weil er aber ein geschickter Trommelschläger ist, schafft ihn Gott nicht aus dem Wege. Er ist das Haupt unter den Trommelschlägern des Himmels. Wenn er die Trommel schlägt, so versammelt sich das

Volk des Himmels, und hinwiederum ist er es, der durch Trommelschlag das Zeichen zur Auflösung der Versammlung giebt. Die Sterne (nsoromma = Himmelskinder) stiften Kindersegen. Wer mit Kindern gesegnet werden will, wendet sich betend an sie."

So weit gehen die lehrreichen Mittheilungen des Missionars Mader über die Gegenstände religiöser Verehrung unter den Ostfriesen. Er schließt mit dem Versprechen, bald Einiges über die Priester, die Opfer, die Fetischhaine und die festlichen Zeiten folgen zu lassen. Wir bitten Gott, daß er ihm Kraft verleihe, bald diese Zusage erfüllen zu können.

Missions-Zeitung.

Aus verschiedenen Jahresberichten.

Die Londoner (episkopale) Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden.

Das 54. Jahresfest dieser Gesellschaft fand am 9. Mai d. J. statt, unter dem Vorsitz ihres Präsidenten Graf Shaftesbury. Wer einmal einem solchen Jahresfest beigewohnt hat, der vergißt nie die 100 Proselytenkinder auf der Tribüne und ihren herrlichen Hosanna-Chor, mit dem die Versammlung alljährlich eröffnet wird. Die Gesellschaft besitzt in dem Quartier von Bethnalgreen ein großes Terrain, den sogenannten Palästina-Platz, auf welchem im Hintergrund die den Zwecken der Gesellschaft geweihte Kapelle mit hebräischer Inschrift, und zu ihren beiden Seiten die zwei schönen Anstaltsgebäude für je 50 Knaben und 50 Mädchen israelitischer Abkunft stehen, während der langen und mit kleinen Gärten gezeierten Einfahrt entlang, welche nach der Kapelle führt, auf der einen

Seite die Wohnungen der Angestellten, auf der andern die Industriewerkstätten etc. sich hinziehen. In der Nähe des Palästina-Platzes hat Miss. Dr. Ewald die liebliche, grundeinfache „Zufluchtsstätte für suchende Israeliten“, die immer gefüllt ist.

Dem Jahresbericht zufolge hat die Gesellschaft im verflossenen Jahr eingenommen 37,421 Pf. Sterling, für die Mission ausgegeben 33,583 Pf. Sterling, wozu noch etwa 700 Pf. St. für zeitliche Unterstützung von bedürftigen Juden kommen. Vertheilt wurden an Juden in London 5000 Bibeln, 2400 N. Testamente und 11,000 Theile der h. Schrift, sowie 50,000 Traktate und Bücher. Die Kapelle, worin Hebräisch gepredigt wird, war regelmäßig von 50 — 60 erwachsenen Proselyten besucht. Im Lauf des Jahres wurden in London 23 erwachsene Israeliten und 9 Kinder getauft (im Ganzen seit Gründung der Gesellschaft 913 Personen). In

den beiden Anstalten befanden sich 49 Knaben und 49 Mädchen (seit Eröffnung derselben im Ganzen 722). Es empfingen im vorigen Jahr 91 Juden christlichen Vorbereitungsunterricht. Missionar Reichardt, welcher zugleich Sekretär der Gesellschaft ist, ist mit der Revision der hebr. Uebersetzung des N. Testaments eifrig beschäftigt.

Was die auswärtigen Arbeitsgebiete der Ges. betrifft, so wurden in Holland (wo 65,000 Juden sich befinden) 5 in Amsterdam, 2 auf dem Land getauft; in Königsberg erhielten 6 Juden Taufunterricht; in Danzig war oft die Kapelle bis zum Erdrücken mit Juden gefüllt. In Berlín wurde die Tochter eines reichen Juden, und außerdem 3 andere Israeliten getauft. In Posen wurden 1 Jude und 1 Jüdin in die Kirche aufgenommen. In Breslau taufte Miss. Hartmann einen angesehenen russischen Juden. In Oesterreich wurden viele deutsche und polnische Bibeln an Israeliten vertheilt. Vatern sah 1 Judentaufe. Frankfurt glaubt eine hoffnungsvolle Stimmung der Juden gegen das Christenthum wahrzunehmen. In Mülhausen (Elsass) wird viel unter Israel gearbeitet; im Apr. 1861 ward eine Zufluchtstätte für Jüdinnen dort eröffnet. In Marseille senden die Juden ihre Kinder gerne in die protestantischen Schulen. Turin hatte 2, Neapel eben so viele Judentaufen. In Jassy besuchen viele Juden den Sonntag-Abendgottesdienst (für Israel); die Schule für Judenkinder wird von 91 derselben besucht. Drei Israeliten wurden dort getauft. In Bucharest bitten Massen von Juden den Missionar um christl. Traktate;

13 Proselyten nehmen am Abendmahl Theil; 8 erhielten Taufunterricht, 1 die Taufe; 144 jüd. Mädchen und 40 Knaben besuchen die Schule. In Konstantinopel ist kaum eine Judenfamilie, die nicht eine Bibel besitzt; 27 suchende Israeliten wurden unterrichtet, 1 Erwachsener u. 1 Kind getauft. Es giebt dort viele Verfolgungen. In Smyrna ist viel Nachfrage nach dem Evangelium; sechs Juden sind entschlossen, Christen zu werden. In Jerusalem wurden 34 Juden zur Taufe vorbereitet, 6 Männer und 1 Frau getauft. Die Proselyten-Gemeinde auf dem Berg Zion umfaßt 56 erwachsene Juden und 59 Kinder. In Kairo werden viele Bücher an Juden vertheilt, und die Schulen fleißig besucht. Constantine (Algierien) hat 36 Taufbewerber; in Tunis wird viel für den jüdisch-christlichen Unterricht der Jugend gethan. Von 14 suchenden Juden in Bagdad ward einer getauft.

Durch die Arbeiter der Ges. oder andere befreundete Vereine sind im Ganzen wohl 100 Israeliten im verfloßenen Jahr getauft worden. Zwischen denjenigen, die um die Taufe sich bewerben, und denen, die den entscheidenden Schritt wirklich thun, ist freilich ein großes Zahlen-Misverhältniß. Es hat dieß aber wohl seinen Grund in den ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die einem Juden, der zu dem verachteten Nazarener sich bekennen will, im Wege stehen. Nimmt man diese Schwierigkeiten in Betracht, so kann man nicht anders als dankbar sich freuen über den Erfolg, den dieses Werk durch Gottes Gnade gehabt hat.

Die Rheinische Missionsgesellschaft vom Jahr 1861. (Aus dem 31. Jahresbericht.) — Wie im vorigen Jahre (siehe Jahrgang 1861, Seite 464 ff.) suchten wir aus dem neuesten Jahresberichte der Rheinischen Missionsgesellschaft ein Bild ihrer Thätigkeit und ihrer Erfahrungen daheim und draußen zu entwerfen.

„Das Jahr 1861 ist für uns ein Jahr der Ausbreitung und des Wachstums geworden, und zwar für die Heimat wie für die auswärtige Arbeit. Auf mehrere Jahre des Stillstands, ja schmerzlicher Niederlagen, unter denen es dem Herrn stille zu halten galt, ist eine Zeit erneuter Anspannung der Kräfte gefolgt.“ Mit diesen Worten bezeichnet der Bericht den Charakter des verflossenen Jahres.

Das Missionshaus in Varmen, welches, vor 29 Jahren eröffnet, einer Erweiterung bedürftig geworden war, wird durch einen Anbau vergrößert; derselbe soll bis Herbst 1862 vollendet sein. Die Kosten der Herstellung sind auf 20,000 Thaler berechnet; bis Ostern 1862 waren schon 14,000 Thaler an freien Liebesgaben in die Baukasse geflossen. Im Missionshaus befanden sich im Januar 1861 14 Böglinge. Zwei derselben wurden im Spätherbst des Jahres ausgesandt, der eine nach Sumatra, der andere nach Südafrika; ein Bögling trat wegen Kränklichkeit aus, und einer durfte frühe heimgehen. Da im Spätherbst 7 neue Böglinge aufgenommen werden konnten, so belief sich Ende 1861 die Zahl der Böglinge auf 17; 5 derselben sind aus Preußen, je 2 aus Kurhessen und Württemberg. „Der innere und äußere Fortgang während des verflossenen Jahres war ein ungetrüb-

ter; ein Geist der Eintracht und des Friedens waltete über unserem Bruderkreise und verbreitete sichtbar seinen Segen.“ — Auch die Vorkant, welche im Januar 1861 vier Böglinge zählte, durfte sich einer ungestörten und gesegneten Entwicklung erfreuen.

In dem Missionskinderhaus befanden sich 20 Knaben und 4 Mädchen. „Die innere Entwicklung des Hauses war eine im Ganzen erfreuliche. Doch fehlte es auch nicht an Erfahrungen, die uns die Schwierigkeit und Verantwortlichkeit eines christlichen Erziehersberufes einige Male sehr lebendig vor Herzen und Gewissen stellten. Die Mission hat besondere Anläufe des Feindes zu bestehen. Sie kämpft ja auf den Vorposten im Reiche Gottes, sie kämpft da, wo die Nacht der Finsternis am stärksten und die Gewalt des Fürsten dieser Welt seit Jahrtausenden am unbefrittensten ist. Wie sollte sie da seine Macht und List nicht in besonderer Weise herausfordern! Auch die Missionskinderhäuser müssen davon Etwas erfahren. Sie bedürfen darum es auch in besonderer Weise, daß das Gebet der Missionsgemeinde eine schützende Macht über ihnen sei.“

Von Java, wo er auf die Besserung der Dinge in Borneo wartete, ist im Jahr 1861 in die Heimat zurückgekehrt der im Jahr 1847 nach Borneo gesandte Dr. Beyer mit Gattin und 7 Kindern.

Die Gesamteinnahme belief sich in 16 Monaten (1. Sept. 1860 bis 31. Dec. 1861) auf 61,974 Thaler; die Gesamtausgabe auf 61,596 Thaler. Obwohl jene gegen das Vorjahr etwa um ein Viertel zurückgeblieben ist, so hat doch der Herr treulich durch-

geholfen und Seine Hand hat gegeben, was nöthig war. Mit dem Kassensaldo am 1. Sept. 1860 (von 1476 Thalern) waren am 31. Dezember 1861 noch 1855 Thaler in der Kasse.

Die Gesellschaft hat im Ganzen 48 Missionare. Sechs befinden sich theils zur Erholung, theils in anderweitigen bleibenden Verhältnissen in der Heimat. Von den 29 Missionaren in Südafrika sind 21 ordinirt, 5 Lehrer und Katecheten, 3 Kolonisten; einer der ersten ist emeritirt. Auf Borneo sind drei ordinirte Brüder und ein Laiengehülfe; von den 6 Missionaren auf Sumatra sind 5 ordinirt; die drei Missionare in China sind sämmtlich ordinirt. Es befinden sich also im aktiven Dienst der Gesellschaft 31 ordinirte Brüder, 6 Lehrer und Katecheten, 4 Laiengehülfe; von diesen 41 Missionaren sind 31 verheirathet und 4 Wittwer. — Treten wir nun in die einzelnen Missionsgebiete.

I. Südafrika.

1. Kapland. Im Kapland sind die drei ältesten Stationen der Gesellschaft: Stellenbosch, Tulbagh und Buppertthal; noch stehen daselbst die drei ältesten, 1829 ausgesandten Missionare Ruchhoff, Zahn und Leipoldt in gesegneter Arbeit. Die Gemeinde in Stellenbosch zählt 1200 Glieder; das bisherige Filial Sarepta, mehrere Stunden von der Muttergemeinde entfernt, wurde zu einer Hauptstation erhoben. Die Erziehungsanstalt für die Missionstöchter, im Mai 1860 zu Stellenbosch eröffnet, ist in ein neues schönes Lokal verlegt und die Berichte lauten erfreulich; schon haben einige Familien

angefangen, ihre Töchter dieser Anstalt zum Unterricht zu übergeben. —

In Tulbagh und seinem Filial Steintal „geht Alles seinen ruhigen Gang; die Schulen sind ziemlich besucht und haben 200 Kinder. Wir haben 30 Taufkandidaten und Konfirmanden. Die Kirche wird gut besucht.“ — Auf Buppertthal klagen die Brüder über Missethate und theure Zeit. „Nun, der Herr lebt und regiert noch; es muß dies auch alles dienen zur Ehre Seines Namens und zur Verherrlichung Seines Reiches. Unsere Missionsarbeit geht ihren stillen Gang. Gottesdienst und Schulen werden fleißig besucht; unsere Arbeit ist nicht vergeblich.“

Im Jahr 1832 sind gegründet die beiden Stationen Worcester und Ebenezer. Die Leitung jener Station hat seit 14 Jahren Miss. Esselen in Händen; er hat sich einige Gehülfe und Gehülfinnen herangezogen, die ihm in seiner großen Schule beistehen; unter den Getauften hat er eine Anzahl sehr tüchtiger Aeltesten und die Gemeinde ist in trefflicher Ordnung. — Schwere Noth und Krankheitszeiten hat die Station Ebenezer durchgemacht; eine bössartige Masernkrankheit ließ kein Haus unverschont, und daneben herrschte in Folge von Trockenheit die Theurung, die Armuth, der Hunger. „Es war ein tiefes und bitteres Elend auf allen Seiten; und dennoch es war eine gesegnete Feier- und Siegeszeit. Von den Lippen so mancher Kranken und Sterbenden hörte man die köstlichsten Zeugnisse eines seligen Friedens in Christo, und der Missionar konnte manche Freudengarbe binden mitten in den Zeiten tiefster Trauer.“

Diese fünf Plätze blieben längere

Zeit die einzigen Rheinischen Stationen innerhalb der alten Grenzen der Kapkolonie. 1846 wurde unweit von Tulbagh die Station Saron gegründet. „Die Zahl der Einwohner beläuft sich über 1000. Die Zahl der Getauften ist mit Ende Juli 1861 auf 502 gekommen; Tauffandidaten sind 100 auf der Liste; in der Schule sind 321 Kinder; die wöchentliche Bibelstunde wird gut besucht. Es ist nicht zu verkennen, daß in Saron und der Umgegend ein wachsendes Verlangen nach der Predigt des Wortes ist, und daß Viele das Heil ihrer Seele mit Ernst suchen.“

Auf den Karreebergen liegen die beiden Stationen Amandelboom, gegründet 1843, u. Schietfontein, begonnen 1847. „Dort wohnen auf dem Platze selbst, besonders bei eingetretener Dürre, wenig Leute; desto mehr leben nach allen vier Winden zerstreut im Felde, und darunter Viele, welche selten oder nie nach Amandelboom kommen, um das Wort zu hören. So ist es nöthig, daß sie in ihren Winkeln aufgesucht werden.“ In Schietfontein „üben die 250 Kommunikanten unter sich selbst eine strenge Zucht und lassen Niemand, an welchem ein offener Makel haftet, zu dem Tisch des Herrn hinzutreten. Immer neue Täuflinge und Katechumenen treten hinzu, und das Ganze macht den Eindruck frischen und gedeihlichen Lebens.“

Im Klein-Namaqua-Land liegen drei Stationen, von Missionaren der Londoner Gesellschaft gegründet und vor etwa anderthalb Jahrzehnten Rheinischen Missionaren übergeben. In Kommagass offenbarte sich im Anfange des Jahres 1861 ein frisches Leben in der Ge-

meinde. In der Abwesenheit des Missionars waren aber späterhin einige englische Händler mit Branntwein und unordentlichem Wesen eingedrungen, so daß strenge Zucht nöthig wurde. — Getauft wurden 28, konfirmirt 8, in der Schule sind 179 Kinder. Auch dieses Jahr wurde, obwohl die Kollekte der schwachen Ernte wegen nicht sehr reichlich ausfiel, doch der Unterhalt des Missionars durch dieselbe völlig gedeckt. — Ueber die Station Steinkopf schreibt Miss. Brecher, welcher sich 1845 dort niederließ: „So lang ich dieß Land kenne, regiert darin der Hunger, und das Volk ist und bleibt ein hungerleiderisches Volk. — Es sind gegenwärtig 90 Familien hier; die Kirche ist des Sonntags voll und in der Woche gut besucht; auf der Schulliste stehen 200 Schüler.“ — Die dritte Station Bella im Buschmannslande, wo ein europäischer Bruder als Katechet stationirt ist, ist Filial von Steinkopf; der dort stationirte Missionar hat dasselbe jährlich einige Male zu besuchen.

2. Groß-Namaqualand. Der Dranje oder Großfluß scheidet das Klein-Namaqualand, welches noch zu den englischen Besitzungen gehört, von dem nördlich gelegenen Groß-Namaqualand. Dieses begreift die herrenlosen Länderstrecken der Namaqua- und Orlamstämme, welche unter verschiedenen Häuptlingen oder Kapitänen hier und da in den ungeheuren Wüstenstrecken zerstreut wohnen. Der südliche Theil des Landes zunächst dem Dranjeßuß ist eine unbewohnbare Wüste; weiter nordwärts wird es freundlicher. Da liegen die Stationen Bethanien und Bersaba. Bethanien, vor 20 Jahren von der

Londoner Gesellschaft der Rheinischen übergeben, bot von Anfang an dem Missionar sehr zerrüttete Verhältnisse; fast die ganze Gemeinde war abgefallen; und als sie wieder erstarke, so konnte es nicht fehlen, daß ein gut Stück des alten Sauerteiges auch in die neu organisirte Gemeinde einbrang. Daher möchte ein Theil den Missionar gerne weg haben, während die Aemeren ihm meist sehr wohl geneigt sind. 130 Kommunikanten. — Die Nachbarstation *Ver-sa-b-a* bietet im Ganzen kein entmuthigendes Bild. „Es sind manche abtrünnige und räudige Schafe in der Gemeinde, aber wo sind die nicht? Dagegen ist so manche kindlich gläubige Seele, so viele treue Jünger und Jüngerinnen des Herrn sind vorhanden, daß jeder anerkennen muß, der Geist habe sich inmitten dieser Wüstenei nicht unbezeugt gelassen.“ 126 Kommunikanten.

Im nördlichen *Ramaqua* = und dem südlichen *Damr a land*, dem Hinterland der *Wal-fisch-bai* (23° südl. Breite) befinden sich die am weitesten vorgeschobenen „vielsach fränkenden“ Stationen. Die ehemalige Station *Scheymanns-dorf* bleibt aufgegeben; in *Neubar-men* sucht ein Nationalgehilfe Gottesdienst und Schule nach Kräften fortzuführen; auch die Station *Otjimbingue*, wo am Anfang 1861 noch 2 Brüder standen, wurde von diesen verlassen; doch wegen der Wichtigkeit dieses noch am nächsten an der *Wal-fisch-bai* liegenden und darum den Verkehr mit den tiefer landeinwärts gelegenen Stationen vermittelnden Postens beschloß Miss. Kleinschmidt von seiner Station *Rehoboth* dorthin überzusiedeln. Ob durch den im August 1861 erfolgten Tod des gefürchteten

Orlam-Häuptlings *Zonker Afrikaner*, in dessen Gebiet jene drei Stationen liegen, eine wesentliche Veränderung zum Bessern eintreten werde, steht dahin. „Möglich jezt, daß die vielen im Land umherschweifenden abenteuenden Europäer die Gewalt gänzlich an sich reißen, was jedenfalls der Mission keinen Vortheil bringen würde; möglich, daß die den Missionaren befreundete Partei unter den Eingeborenen die Oberhand bekommt.“

Die am weitesten in das Innere des Landes ostwärts von der *Wal-fisch-bai* vorgeschobenen Stationen sind *Rehoboth*, durch Nationalgehilfen bedient; *Ho a g a n a s*, bestehend seit 8 Jahren, jezt mit etwa 100 Getauften und gut besuchter Schule; endlich *Gobabis*, vor 6 Jahren begonnen; doch scheint diese letztere Arbeitsstätte keine bleibende zu sein, da der Zug der Bevölkerung nordwärts geht, um ergiebigere und sichere Quellen zu treffen. „Wir könnten offenbar nichts lieberes wünschen, als daß uns in dieser Weise neue Wege tiefer ins Innere des Landes geöffnet würden, wo noch hunderte von schwarzen und gelben Völkern des ersten Friedensboten harren, der die Fackel des Evangeliums in ihre Finsterniß tragen wird.“

II. Holländisch-Indien.

1. *Borneo*. „In unserem einst so blühenden, jezt schon seit 3 Jahren zertreten liegenden Gottesgarten auf *Borneo* steht es noch immer kläglich aus. Der Aufstand ist ein vielköpfiges Ungeheuer, und noch sitzen Hunderte kleiner Häupter in den Sümpfen und Wäldern, wohin kein europäischer Soldat ihnen nachbringen

kann. Inzwischen haben die beiden zurückgebliebenen Dajakkenmissionare ihre Wartezeit in Banjermassing nach Möglichkeit ausgekauft; sie haben den größeren Theil der Getauften von ihren früheren Stationen zu sich gezogen und sie dort in einem besondern Gehöfte um sich herum angesiedelt.“ So ist eine Gemeinde von etwa 100 Dajakken gesammelt. Außerdem setzt der alte Veteran Varnstein, seit 26 Jahren in Banjermassing wohnend, seine altgewohnte Wirksamkeit unter Leuten von allerlei Volk und Sprache im Segen fort; neulich hat ihm die Niederländische Regierung einen Orden zugesandt, — „der erste Fall, daß einer unserer Missionare ein Ordenskrenz erhalten hat; es wird aber dem werthen Bruder an seiner Seele nicht schaden.“ Auch die Druckerei geht sehr gut; freilich ist sie mehr für die Beamten als für die Mission beschäftigt. — „Vielleicht wenn dieser Bericht den Freunden in die Hände kommt, haben sich die Dinge auf Borneo bereits gewendet, und es ist möglich geworden, eine oder die andere der zerstörten Stationen wieder aufzurichten. Wir wollen den Herrn preisen, wenn es so ist; aber auch nicht muthlos werden, wenn er uns noch länger im Warten und Glauben üben will. Am Ende wird sein Reich dennoch den Sieg gewinnen.“

2. Sumatra. Auf Sumatra ist im Jahre 1861 mit der Missionsarbeit ein Anfang gemacht worden. Schon im Jahre 1860 hatte Missionar Van Höfen im Auftrag der Missionsgesellschaft eine Missionsreise auf die Insel Sumatra gemacht. Er fand, daß Gefahr im Verzuge sei; denn die Muhamedaner hatten auch unter

den Batta's, wie unter so vielen heidnischen Völkern früher, und eifriger missionirt, als die evangelische Christenheit; schon sind die südlichen, unter der holländischen Kolonialregierung stehenden Stämme dem Islam verfallen oder doch nahe daran, in seine Schlingen zu gerathen. Doch hatte Van Höfen nicht den Muth, ohne Weiteres die Gründung einer neuen Mission zu empfehlen; er summiert am Schlusse seines Berichts seine Ansicht also: „Stellen sich die Verhältnisse in Borneo so heraus, daß an eine Aufnahme der dortigen Mission nicht mehr zu denken ist, und die Deputation fühlt sich im Herrn berufen, noch länger in holländischen Besetzungen zu arbeiten, dann in Gottes Namen in Sumatra anzufangen. Meines Bedenkens aber ist der Zeitpunkt der Entscheidung noch nicht gekommen, und man müßte noch warten, wie man auch in China warten muß. Eine Zersplitterung der schwachen Kräfte einer Missionsgesellschaft ist immer ein Unglück. Lieber an Einem Punkte und tüchtig und entschieden, als hier ein Bischof und da ein Bischof, — aus Allem wird nicht viel.“ Die Gesellschaft aber glaubte nach den verschiedenen Winken kein Bedenken tragen zu dürfen, durch die geöffnete Thür zu dem Battavolk einzugehen. Nur erachtete sie es zweckmäßig, die Missionsarbeit so nahe als möglich an der Grenze der unabhängigen Batta's zu beginnen. Dort waren bereits seit einigen Jahren einige holländische Missionare thätig; da sie aber in keiner festen Verbindung mit einer heimischen Missionsgesellschaft standen und auf keine regelmäßigen Zusendungen aus der Heimat rechnen konnten, vielmehr

sich durch anderweitige Beschäftigungen und Eintritt in den Regierungsdienst die mangelnden Subsistenzmittel zu verschaffen suchen mußten, so wünschten einige von ihnen im Einverständnis mit ihrem väterlichen Behrer und Berather, Pastor Witterveen in Ermelo, in die Dienste der Rheinischen Mission zu treten. Diese, erfreut über den Anknüpfungspunkt für das neue Werk, gieng auf den Vorschlag ein, doch so, daß sie mit zweien dieser Missionäre, und zwar zunächst nur provisorisch auf 3 Jahre, eine Verbindung schloß. Der 7. Okt. 1861 ist der Tag der Gründung einer Rheinischen Batta-Mission. Da traten jene 2 Brüder mit zwei Missionären der Rhein. Gesellschaft in Sipirok, der Stätte ihrer bisherigen Arbeit, zu einer Konferenz zusammen und beschloßen: Sipirok mit seinen Nebenplätzen Bungabander und Warindin soll als Hauptstation festgehalten und von zwei Brüdern besetzt werden, die beiden andern sollten weiter nordwärts zu den unabhängigen Batta's vorzudringen suchen und sich wo möglich in dem starkbevölkerten Thale Silindong niederlassen. Als weitere Station wird wohl Baros, der nördlichste Küstenplatz, den die Holländer an der Westküste Sumatra's besitzen, aufgenommen und von zwei weiteren Missionären besetzt werden.

„Im Ganzen machen die bisherigen Berichte von Sumatra den Eindruck, als ob uns hier der Herr wirklich neue Thüren aufgethan hätte, nachdem er sie auf Borneo eine Zeitlang verschlossen hat.“

III, China.

Da Miss. Krolczyk, 1860 ausgesandt, noch wenig in die Missions-

arbeit eingreifen konnte, ruhte die Arbeit das Jahr 1861 hindurch auf den Schultern der beiden Brüder Genähr und Louis. Sie haben außer der Reisepredigt 2 Stationen, Fuzhing und Hou, zu versorgen, eine Gehülfschule zu leiten, und auch noch an der Missionsarbeit auf Hongkong Theil zu nehmen. „Es verlangt mich sehr,“ schreibt Miss. Louis, „nach einem festen Wohnsitz im Lande, denn so wie ich jetzt gestellt bin, wird meine Kraft zu sehr zersplittert. Die Arbeit ist überall nur eine zerstreute und abgebrochene, und man kommt nicht zu einer geordneten Thätigkeit.“ — Da die tief erschütterte Gesundheit der Geschw. Genähr ihr Vleiben in Frage stellt, und da der in der Heimat verwendete Miss. Krone noch nicht sobald Aussicht hat, auf sein Arbeitsfeld zurückkehren zu dürfen, so scheint die Rheinische Mission in China in der nächsten Zeit noch nicht über die Ansätze zu einer festen geordneten Ansiedlung und Gemeindegemeinschaft hinauskommen zu sollen. „Wie sich aber auch gestalten mag, so wird bei der großen Anzahl tüchtiger Missionäre, die in den letzten Jahren von allen Seiten nach China gesandt sind und fortwährend gesandt werden, die Chinesische Mission darum doch nicht wesentlich beeinträchtigt werden. Der Herr hat aller Orten die Herzen und die Blicke der Missionsfreunde hingelenkt auf dies gewältige Heidenreich; in großen Schaaren ziehen die Evangelisten dorthin, und das Scepter unseres großen Friedefürsten erhebt sich auch an diesen finsternen Gestaden.“

Aus dem Jahresbericht der Norddeutschen Missionsgesellschaft. (Nach dem

Monatsblatt vom Juni 1862.) — Für die norddeutsche Missionsgesellschaft, welche von jeher schwere Wege geführt worden, ist auch das zurückgelegte Jahr reich an Prüfung und Trauer gewesen. Darum stellt sie ihrem Bericht das Wort voran: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren.“ Dieses Wort in der Seele behaltend steht sie auf die Geschichte ihrer Mission im letzten Jahr zurück.

Zwar die erste Hälfte dieses Jahres schloß so, daß noch niemals mit so frohem Muth und mit so hoffnungsvollen Aussichten ein Jahr begann, wie das Jahr 1862. In Herrn Pastor Zahn, als dem Inspektor der Mission, hat der Herr die Gesellschaft einen Mann finden lassen, welcher der Sache seine ganze Zeit und Kraft widmen kann. Dieß gereicht der Kommittee zu großer Freude, da eine solche Hülfe zu dem Werke schon lange schmerzlich vermißt, dringend erbeten und mannigfach gesucht worden war. — Eine weitere Veranlassung zur Freude war die sichtbare Durchhülfe des Herrn in finanzieller Beziehung. Das Rechnungsjahr 1861 wurde mit einem Deficit von 6770 Thlr. angetreten; noch im Dezember hatte es den Anschein, als ob es mit einem Deficit von 7000 Thlr. noch schließen sollte; und doch bläut sich das Deficit von 1861 bloß auf 931 Thlr. Die Einnahmen betrugen 31,141 Thlr., die Ausgaben 32,072 Thlr. So war der Kleinglaube beschämt. — Endlich boten die Stationen in Afrika eine frohe Aussicht dar; so stark waren sie noch nie besetzt gewesen; es war zu hoffen, daß endlich die bis dahin vielfach durch äußere Geschäfte in Anspruch genom-

mene Kraft der Brüder ganz der Missionsarbeit gewidmet werde; und daß nun bald Nachrichten von reicheren Erfolgen kommen könnten.

Das war die Aussicht der Gesellschaft am Ende von 1861; und in seinem bisherigen Verlauf ist das Jahr 1862 durch die Todesfälle in Westafrika ein besonders trauervolles geworden. Zwei Brüder, Br. Bott, ausgesandt 1861, und Br. Igel, ausgesandt 1860, eine Schwester und die Kinder von drei Missionsgeschwistern wurden heimgesucht; — sechs Todesbotschaften in wenigen Monaten; dazu auf mehreren Stationen zum Theil schwere Erkrankung der Missionare. Auf der Slavensküste westlich vom Volta arbeiteten gegenwärtig noch 15 Brüder, den Samen auf Hoffnung streuend, doch schon von einer Anzahl getaufter Neger (etwa 60) umgeben. Die vier Stationen, welche sie besetzt halten, sind Keta, Anyako (beide an der Küste), Waya und Wegbe (im Innern des Landes). 110 losgekaufte Kinder sind unter christlicher Erziehung.

Auf der ältesten, nun seit Jahren verlassenen Station in Peki, hatte Miss. Hornberger einige Zeit wieder gearbeitet, und soweit Menschen sehen können, wäre dort mehr noch wie anderswo ein für die Missionsarbeit empfänglicher Boden. Ob nicht bald wieder Peki von den Arbeitern der deutschen Gesellschaft besetzt werden könnte? —

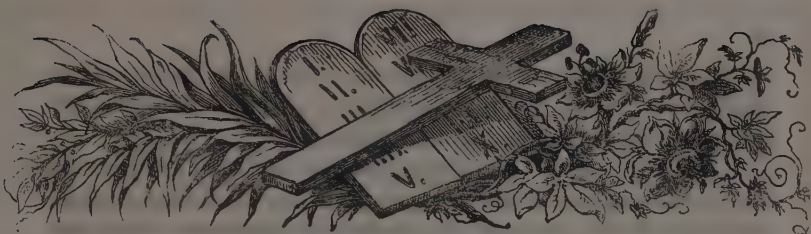
Auf Neu-Seeland hat die Norddeutsche Gesellschaft noch von früherer Zeit her drei Missionare; für zwei derselben ist die Missionsarbeit schon in das Stadium von der pastoralen Thätigkeit an geordneten Gemeinden übergegangen. Auf Rurupiti, wo

kein Heide mehr lebt, geht Alles unter Miss. Wohlers' Pflege seinen stillen Gang, wie in einer guten Christengemeinde in Europa. Dem dritten, Miss. Riemenschneider, hat der Krieg zwischen den Maori's und Engländern sein altes Arbeitsfeld in Taranaki für voransichtlich längere Zeit verschlossen. Schon im Juli 1860 mußte er mit schwerem Herzen von dort weichen, weil die Eingeborenen von ihm verlangten, entweder solle er ganz und unbedingt auf ihre Seite treten und von der Unterthanenpflicht gegen die Königin von England sich lösen, oder das Land räumen. Der Versuch, den er im Juli 1861 machte, nach Taranaki zurückzukehren und dort zu bleiben, scheiterte an der entschiedenen Weigerung der Eingeborenen, ihn unter sich zu dulden. (Der Bericht darüber im Monatsblatt 1862, März, ist höchst interessant.) Nun aber hat ihm der Herr ein neues Arbeitsfeld unter den Maori's von Otago (auf der südlichen Insel) aufgethan. Seit einigen Jahren hatten in Otago Mitglieder verschiedener Kirchengemeinschaften eine Gesellschaft gebildet, um sich der Ein-

geborenen in der Umgegend anzunehmen. Diese haben dem deutschen Missionar den Antrag gemacht, unter den Eingeborenen die Lehrerstelle anzunehmen, in der Weise, daß er sein geistliches Amt auch ferner noch führe im Dienste seiner deutschen Gesellschaft, während die Otago-Gesellschaft sich nur zu dem Schulwesen bekenne.

Je mehr so die Mission auf Neu-Seeland aus der Stätte ihrer Arbeit selbst die Mittel ihres Bestehens nimmt, um so mehr ist es der Gesellschaft vergönnt, ihre Kräfte auf Afrika zu concentriren, denn dieses ist ihr eigentliches Feld. Mit ihrer Basler Schwestern-Gesellschaft hat sie die gefährliche, viel „Saath der Mohren“ fordernde, aber auch durch ihr Elend doppelt das christliche Erbarmen zu Hülfe rufende Westküste gewählt.

Der Herr der Gemeinde wird ihr weiter Liebe und Kraft geben, fortzuarbeiten, daß sie den Baum des Lebens in diesem Todeslande pflanze. Denn auch dieser Theil des Mohrenlandes soll seine Hände noch zu Gott ausstrecken.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt. Stephan de Grellet.
Nr. 3. 1. Der Weg zum Leben. 2. Die Werke der Liebe. 3. Besuche 1862.
bei den Großen der Erde.

Stephan de Grellet.

1. Der Weg zum Leben.

Etienne (oder Stephan) de Grellet wurde 1773 in der französischen Stadt Limoges geboren. Seine Eltern waren sehr reich und gehörten zu dem angesehensten Theil des Adels in der Provinz Limosin (jetzt Departement Ober-Vienne), wo Gabriel de Grellet, Stephan's Vater, ausgedehnte Güter besaß. Derselbe war mehrere Jahre lang Controlleur der königlichen Münze, hielt sich auch längere Zeit am Hofe des unglücklichen Königs Ludwigs des Sechszehnten auf. Stephan wurde, da seine Eltern katholisch waren, den Priestern zur Erziehung übergeben. Der Unterricht, den er von ihnen genoß, verschaffte ihm eine nicht unbedeutende wissenschaftliche Bildung, aber in sein Herz wurde kein Same des Lebens gestreut. Die religiösen Uebungen der katholischen Kirche mußte er freilich mit großer Strenge mitmachen; aber da um jene Zeit die Priester vielfach selbst nicht mehr an das glaubten, was sie Andere lehrten, so fand auch der junge Stephan keinen innern Halt in irgend einer göttlichen Wahrheit. Doch war er schon damals ein sinniges suchendes Gemüth, das — freilich vergebens — nach dem ewigen und wahrhaftigen Grund aller Dinge forschte. Vor den Augen des

jungen Grellet aber eröffnete sich eine schöne glänzende Zukunft. Sein Stand, sein Reichthum, seine Kenntnisse, — Alles schien ihm eine glückliche Laufbahn durchs Leben zu verheissen.

Alein noch ehe er sein sechszehntes Jahr vollendete, brachen alle jene Hoffnungen in Trümmer zusammen. Der politische Horizont seines Vaterlandes umwölkte sich; dunkle Gewitterwolken stiegen empor, und bald brach der verheerende Sturm der großen französischen Revolution los, der wie ein Hagelwetter über das Land fuhr. Das Königthum fiel, der Adel und die hohe Geistlichkeit ward in den Staub geworfen, die Güter der Reichen wurden konfisziert, und wer von den höheren Ständen nicht der neuen Ordnung der Dinge huldigen wollte oder nicht fliehen konnte, fiel unter dem Beil der Guillotine. Auch die Familie Grellet theilte das Loos ihrer Adelsgenossen. Ihre Güter wurden eingezogen, Gabriel de Grellet selbst und seine Gattin wurden verhaftet und eingekerkert, und erst nach langem Schmachten in den finstern Gewölben des Gefängnisses kamen sie wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. Der achtzehnjährige Stephan war mit seinem Bruder glücklich genug, über die Landesgränze zu entkommen, aber nicht ohne zuvor die äußersten Gefahren zu bestehen. Er selbst schreibt später: „Ich schandere, wenn ich an den Leichtsinm denke, in dem ich damals mich befand. Ich war ohne alle Furcht, als ich in Paris von dem aufgeregten Pöbel und einer bewaffneten Rote umringt ward und Alles mir drohte, mich augenblicklich an einem Laternenpfosten aufzuhängen. Ganz kalt und furchtlos stand ich da, meine Hände in den Taschen, worin ich drei Paar Pistolen trug. Mein Gedanke war, zuzusehen, was sie thun würden, und wenn mirs ans Leben gehen sollte, so war ich entschlossen, so Viele als mir möglich wäre niederzuschießen und dann die letzte Kugel mir selbst durch den Kopf zu jagen. Kein Gedanke an Gott kam mir in jenen Augenblicken in den Sinn, — kein Gefühl, daß es einen Gott giebt und ein Gericht.“

Zu jener Zeit hatten sich viele flüchtige Herren und Adelige aus Frankreich an der deutschen Rheingränze unter der Anführung französischer Prinzen gesammelt, um mit Waffengewalt in ihr Vaterland zurückzukehren und die Revolution zu ersticken. An sie schloß auch Stephan Grellet sich an, als er glücklich nach Deutschland entkommen war. Aber es herrschte ein böser Geist in dem adeligen Emigrantenheer. Kein Fragen nach Gott, keine Erkenntniß der eigenen Schuld:

wie konnte Gott mit diesen Leuten sein? Als sie einen Einfall in das französische Gebiet machten, wurden sie schmähdlichst zurückgeschlagen. Stephan aber und sein Bruder, welche beide auch mitgezogen waren, fielen den wüthenden Republikanern als Gefangene in die Hände, wurden mit fortgeschleppt und sollten als Landesverräther — erschossen werden. Aber auch diesmal war die rettende Hand Gottes über ihnen. Schon erwarteten sie jeden Augenblick die Vollstreckung des Urtheils, als plötzlich das Gerücht durch die Reihen der Republikaner flog, der Feind sei nahe. In der Verwirrung wurden die Gefangenen nicht beachtet, und Stephan entkam mit seinem Bruder. Sie nahmen ihre Richtung nach Holland zu, und unter tausend Gefahren bei Tag und bei Nacht erreichten sie wie durch lauter Wunder die Stadt Brüssel. Hier konnten sie freilich so wenig bleiben, als in Frankreich; denn auch Holland war von den Truppen der französischen Republik überflutet. So beschlossen sie, wo möglich nach Südamerika zu gehen. Hiezu verhalf ihnen ein französischer General, der früher mit ihrer Familie befreundet gewesen, indem er ihnen eine Ueberfahrt verschaffte auf einem Schiff, das nach Demerara segelte. Nach einer Seereise von nicht mehr als 40 Tagen kamen sie im ersten Monat des Jahres 1793 daselbst an.

Die Kolonie von Demerara gehörte den Holländern. Hier schien Grellet eine sichere Zuflucht gefunden zu haben. Allein er befand sich in Mitten der Grausamkeiten des Sklavenwesens, welche das Herz verhärteten. Für die religiösen Bedürfnisse der Kolonie wurde nichts, gar nichts gethan, und die europäische Bevölkerung daselbst bestand aus lauter Leuten, die weder an Gott noch eine Ewigkeit glaubten. In dieser geistig verpesteten Atmosphäre ward auch Stephan Grellet ein Gottesläugner. Er hatte zuvor schon keinen inneren Grund der Wahrheit; die Revolutionsscenen seines Vaterlandes hatten ihn an der Weltregierung eines gerechten und lebendigen Gottes vollends irre gemacht, und in der Sumpfluft von Demerara schien er den letzten Funken von religiösem Glauben zu verlieren. Doch eben dieser Gott, dessen Dasein und dessen lebendige Heiligkeit er läugnete, hatte Gedanken des Friedens über ihn.

Im Frühjahr 1795 verbreitete sich das Gerücht durch die Kolonie, daß eine französische Flotte herantomme, um das Land den Holländern zu entreißen. Das war eine Schreckenspost für den armen flüchtigen Grellet. Er packte rasch seine wenigen Habseligkeiten zu-

sammen und eilte auf ein Schiff, das eben im Begriff war, nach Newyork zu segeln. Diese Stadt wurde glücklich erreicht, aber zu seinem Erstaunen vernahm er hier bald, daß die gefürchtete Flotte nicht eine französische, sondern eine englische war. Aber die Sache kam dennoch von Gott. Orellet begab sich nach kurzem Aufenthalt in Newyork nach dem nordamerikanischen Staat Long Island und wurde dort von einem befreundeten Oberst, dessen Tochter eine Lehrererin der Schriften William Penn's*) war, gastfreundlich aufgenommen. Später mietete er sich jedoch ein eigenes Quartier. Er hatte schon öfters von Penn reden hören als von einem großen Staatsmann und Politiker, und hoffte nun in dessen Büchern, die im Hause des Obersts fleißig gelesen wurden, etwas von Staatswissenschaft zu finden. So bat er sich einen Band zum Lesen aus, und mit Hülfe eines englischen Wörterbuchs (denn diese Sprache war ihm noch nicht geläufig) sieng er an, sich in das Buch hineinzuarbeiten. Aber er fand nicht, was er suchte, und legte es bald wieder auf die Seite. Etwas davon muß aber doch wie ein heimlicher Pfeil in sein Herz sich hineingebohrt haben. Denn als er eines Tags einen einsamen Gang ins Freie machte, überfiel ihn plötzlich eine unnenmbare Angst, und eine Donnerstimme schien ihm die Worte: Ewigkeit! Ewigkeit! in die Seele zu rufen. Er zitterte am ganzen Leib und kam blaß wie eine Leiche nach Hause. Sein ganzes Leben ward vor ihm aufgerollt wie ein schwarzes Gemälde, das vor seinen Augen immer neue Szenen des Frevels und der Gottesvergeffenheit entfaltete. Er lag wie ein Missethäter, dem das Urtheil ewiger Verdammniß gesprochen ist, im Staube. Jetzt griff er zum ersten Mal in seinem Leben nach der Bibel; jetzt schlug er auch jenen Band von Penn's Schriften wieder auf. Er las das Buch, das den Titel trägt: „Ohne Kreuz keine Krone“, und die andere Schrift: „Die angenehme Zeit des Heils“, — er las sie mit ganz andern Augen. „Ich fühlte die Kraft dessen, der den Schlüssel Davids hat,“ schreibt er selbst. „Es blieb keine Kraft in mir, der göttlichen Gnadenheimsuchung zu widerstehen. O welche Süßigkeit überströmte mich. Es war ein Tag, dessen ich in Ewigkeit nicht vergessen werde. Alles um mich her, die

*) William Penn (geb. in London 1644), aus einer reichen englischen Familie stammend, bekannte sich zu den Grundsätzen der Quäker und wurde nachmals der Gründer der Stadt Philadelphia und des (nach ihm benannten) Staats Pennsylvanien in Nordamerika.

ganze Schöpfung kam mir anders vor. Mein Herz glühte vor Liebe gegen Alle. Der Größe und Herrlichkeit dieses Tages göttlicher Heim-suchung werde ich ewig mit Dank und Anbetung gedenken, so lang ich die Kraft des Denkens besitze. Ich war wie ein Brand, der aus dem Feuer gerissen ward, — wie Einer, der vom Rand eines ent-sezlichen Abgrunds hinweggerettet wurde. O wie kann ich den Um-fang und die Tiefe der göttlichen Liebe, Gnade, Geduld und Er-barmung ermessen!“

Grellet hatte aus eines Quäters Schriften den ersten Eindruck des neuen Lebens empfangen; so war es natürlich, daß er selbst auch mit ganzer Seele in die Anschauungen und in die Lebensweise der Quäter eintrat. Was aber die Quäter*) von den übrigen Abtheilungen der evangelischen Kirche unterscheidet, das sind sehr wesent-liche Dinge. Fürs Erste stellen sie das innere Licht oder die ihnen von Gott geschenkte Erleuchtung dem geschriebenen Worte Gottes gleich, ja vielfach über dasselbe, und sind deshalb der Ansicht, daß, was sie vermöge dieser innern Erleuchtung zu lehren sich getrieben fühlen, einem unmittelbaren Worte Gottes gleich zu achten sei. Da-rum verwerfen sie auch den Predigerstand und die übrigen kirchlichen Ordnungen. Sie sagen: wer von Gott angetrieben werde, etwas zu reden, der soll reden in der Gemeinde; auch den Frauen sei dieß so gut erlaubt, als den Männern, denn es heiße ja: „Eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen.“ Endlich verwerfen sie auch die Taufe und das Abendmahl; denn sie sagen, man müsse sich innerlich taufen lassen und innerlich Christum genießen, und da be-dürfe es des Taufwassers und der Elemente von Brod und Wein nicht. In Beziehung auf ihren Verkehr mit andern Menschen suchen sie mit großer Strenge aller Weltförmigkeit entgegen zu arbeiten, und deßhalb haben sie im Gegensatz gegen die Modesucht beim Schnitt

*) Sie stammen von einem gewissen Georg Fox her, der im J. 1624 in ei-nem englischen Dorfe geboren und anfänglich Schuhmacher war. Der Anblick der überhandnehmenden Sittenlosigkeit in der Christenheit und des allgemeinen Ab-falls von der Reinheit apostolischer Sitte und Lehre trieb ihn zu einem immer schrofferen Gegensatz gegen die herrschenden Uebel. Er sieng an im Land umher zu predigen und dem Volk wie den Geistlichen den kommenden Zorn Gottes an-zukündigen. Vor Gericht gezogen, pflegte er selbst die Richter aufzufordern, Gott zu ehren und vor seinem Worte zu zittern. Daher der Name Quäter oder „Zitterer“. Bald schlossen viele Anhänger sich an ihn an, welche sich unter ein-ander „Freunde“ nennen bis auf den heutigen Tag.

ihrer Kleider die allereinfachste alterthümlichste Form angenommen, rufen Jedermann mit Du an, behalten den breitgekräupften Hut vor Königen und Fürsten auf, sträuben sich gegen den Soldatenstand und weigern sich die Steuern (was etwas Ungöttliches sei) zu zahlen. Für letzteres haben sie allerdings mancherlei Auswege gefunden, um den Strafen zu entgehen. Sie geben nemlich dem Steuer-Einsammler den Schlüssel zu ihrer Kasse und gestatten ihm, zu nehmen was er wolle. Im Uebrigen sind sie, namentlich in früherer Zeit, Leute voll Geist und Leben, opfern Kraft, Habe und Zeit den Werken der Liebe (man denke nur an eine Elisabeth Fry ic.) und sind für die weltförmig gewordene Christenheit durch ihre ganze Erscheinung eine stete Strafpredigt.

2. Die Werke der Liebe.

Grellet's Befehrung und Uebertritt zu den Quäkern fand im Jahr 1795 statt, da er 22 Jahre alt war. Schon im folgenden Jahr fleg er an, predigend und lehrend das Land zu durchreisen. Der „göttliche Antrieb“, wie er es nennt, führte ihn bald fast in alle Gegenden Amerika's, wo er unter unzähligen Gefahren, die damals in jenem Welttheil überall dem Reisenden entgegentraten, die Seelen zur Buße aufrief. Aber alle Beschwerden und Prüfungen trug er mit einem wahrhaft apostolischen Heldenmuth und mit einer Opferwilligkeit, der nichts, gar nichts zu schwer war. Sein Herz brannte vor Mitleid und Erbarmen für alle Leidenden, und wo es galt, Hülfe zu bringen und dem herrschenden Elend abzuhelpen, da erschien Grellet, wie ein rettender Engel Gottes.

Kein Uebel aber erfüllte seine Seele mit tieferem Schmerz, als das Sklavenwesen, das damals in den nördlichen und südlichen Staaten Nordamerika's in voller Blüthe stand. Er zeugte dagegen mit aller Kraft seines von Liebe brennenden Wesens. „Am 29. des fünften Monats im J. 1800,“ schreibt er selbst, „kamen wir zu der Viertelfahrsversammlung der Virginia-Brüder. . . Die Sklaven in diesem Theil des Landes werden grausamer und unmenschlicher behandelt, als ich sonstwo gesehen habe. Ich fühlte tief und innig für sie, als ich sie in ihrem elenden, zerrissenen und abgekehrten Zustand sah. Als ich über den Markt von Lynchburg gieng, sah ich die Angst mehrerer von ihnen, die man dahin gebracht hatte, um sie öffentlich wie Schafe oder Ochsen zu verkaufen. Ach wie der Jammer auf ih-

ren Gesichtern zu lesen war, als man sie hinweg von Weib und Kind an fremde Meister verhandelte! In einer Versammlung, die wir dort hielten, gab mir der Herr Gnade, die Sache dieser unsrer armen geknechteten Mitmenschen zu vertreten." — Ein andermal schreibt er aus Baltimore: „Wir hatten Versammlungen an verschiedenen Orten. Ich war im Geiste viel beunruhigt wegen des Drucks, unter dem die armen Sklaven in diesem Lande gehalten werden. Ein Arzt, ein zartfühlender Mann, erzählte mir mit viel Bewegung folgenden Vorfall: — Vor etlichen Wochen ließ ein Pflanzer, der etwa eine Stunde von hier wohnt, ihn holen, damit er einen seiner Sklaven ärztlich behandle. Er trat mit dem Pflanzer in die erbärmliche Hütte, worin der Kranke lag, und sah den armen Sklaven auf altem Stroh liegen. Bei genauerer Untersuchung fand jener Arzt, daß derselbe in den letzten Zügen lag. Der Meister, der dieß nicht wußte, fieng gleich beim Eintreten in die Hütte an, den unglücklichen Schwarzen in der schmähslichsten Weise auszuschimpfen und die gemeinsten Flüche über ihn auszustoßen. 'Du willst fromm sein,' rief er unter Anderem, 'und gehst in die Gebetsversammlungen der Frömmlichen, — das ist's, was diese Krankheit über dich gebracht hat; aber warte nur, sobald du besser bist, sollst du tausend Peitschenhiebe kriegen.' Der Arzt erklärte dem wüthenden Manne, daß allem Anschein nach der arme Sklave nur noch wenige Augenblicke zu leben habe. Auf dieß erhob sich plötzlich der Sterbende auf seinem elenden Lager, wandte seine Augen gen Himmel, streckte die Arme empor und lächelte hörbar: 'Ich danke dir, Herr Jesu, mein hochgelobter Heiland, für deine Barmherzigkeit, die du deinem armen Sklaven erweist; nimm nun deinen Knecht in dein Reich auf!' Dann fiel er zurück und war todt. Die Scene war erschütternd; der Sklavenhalter stand sprachlos und wie versteinert da. Mitten unter seinen Drohungen und Scheltworten wird ihm sein armer Sklave in das Reich des ewigen Friedens entrückt, wo er für immer seiner Grausamkeit entnommen war. Beide, der Arzt und der Pflanzer, blieben stille etwa zehn Minuten vor der Leiche stehen, und ohne ein Wort zu sagen, bestieg der erstere sein Pferd und ritt tief bewegt von dannen." — Ein andermal schreibt Orellet: „In der Versammlung war ich in meinem Herzen schwer belastet von der mich umgebenden Gottlosigkeit, und von der Blutschuld Etlicher, die anwesend waren. Ich sprach mit den Leuten von dem entsetzlichen Zustand derer, die in den Wegen des

Brudermörders Rain wandeln. Nachher erfuhr ich, daß drei Leute anwesend waren, die mit einander einen Schwarzen ermordet hatten."

Mittlerweile hatte Grellet ein blühendes Geschäft übernommen und einen eigenen Hausstand gegründet. Seine Gattin war eine treffliche, ihm gleichgesinnte Christin, und wenn er selbst auf Reisen sich begab, führte sie mit kräftiger Hand den Haushalt und die große stets wachsende Handlung. So konnte Grellet nicht blos in Amerika predigend umherreisen, sondern auch über das Weltmeer ziehen. Der Drang wohlzuthun trieb ihn hinüber nach England und von da durch alle Länder Europa's. Es war im Jahr 1813, daß er zum ersten Mal London besuchte. Hier traf er gleich Anfangs mit der berühmten Quäkerin Elisabeth Fry (sprich: Frei), dieser Mutter der Gefangenen, zusammen. Ihr ganzes Sinnen und Denken gieng auf die Verbesserung der Gefängnisse und des Looses der Gefangenen; denn in jenen Tagen waren die Gefängnisse Englands und aller übrigen europäischen Länder wahre Höhlen des Jammers, schreckliche Pflanzstätten des Lasters und Sammelorte des physischen und moralischen Schmutzes. Als Grellet mit dieser trefflichen Dame zum ersten Mal das Gefängniß von Newgate in London besuchte, wo jugendliche Taschendiebe mit alten Verbrechern, mit Giftmischern, Kindsmörderinnen, Falschmünzern, Todtschlägern, Straßenräubern und zum Tod verurtheilten Malesikanten, — Alles in grausiger Vermengung zusammenlebte, ohne ordentliche Leibespflege, ohne Zucht und Ordnung, ohne sittliche und religiöse Einwirkung, Alles in stetem Zank und Streit, in Fluchen und Toben, eine wahre Hölle auf Erden, — da fühlte Grellet, daß hier sich ein ebenso großes und wichtiges Feld für christliche Liebesthätigkeit vor ihm eröffne, als in den Sklavenstaaten von Nordamerika. Und wie er dort gegen die Gräucl des Sklavenwesens geeifert, so war er entschlossen, in Europa für die Verbesserung des Gefängnißwesens mit aller Hingebung seiner Seele zu wirken. „In diesen letzten Tagen," schreibt er im December 1813, „habe ich mit tiefer Theilnahme unter armen Gefangenen mich bewegt, die Einen gefangen um schwerer Verbrechen, Andere um anderer Ursachen willen. Während ich die großen und die kleineren Gefängnisse besuchte, ward ich schmerzlich betrübt und bekümmert. Es scheint, daß Theilnahme für die Leiden der Menschheit unter den verschiedenen Nationen, die ich besuche, einer der Liebesdienste ist, die der Herr von mir fordert."

Viermal kam Grellet von Amerika herüber und besuchte die meisten Hauptstädte Europa's, von Petersburg und Moskau an bis Madrid, und von Finnland an bis Rom. Er fand Zutritt zu allen Klassen und Ständen, vom russischen Kaiser an bis zum geringsten unter dessen Leibeigenen, und vom Pabst in Rom bis zum ärmsten Bauersmann. Die einflußreichsten Quäker in England nemlich verschafften ihm. Empfehlungsbriefe an die brittischen Gesandten aller europäischen Höfe, und durch sie ward er überall eingeführt, überall mit Interesse, Verehrung und Liebe aufgenommen. Und wer sollte nicht mit einem besonderen Gefühl der Ehrerbietung einen Mann willkommen heißen, der durch seine ganze persönliche Erscheinung den feingebildeten Franzosen von hoher Abkunft verrieth, und der dennoch um seines Glaubens willen alle Weltfitt und Weltförmigkeit hinter sich geworfen hatte, der vor Kaiser und König den altmodischen Hut aufbehielt und Jeden mit dem vertraulichen Du anredete. Lag doch auf seinem Angesicht ein Strahl aus einer höheren himmlischen Welt, vor dem selbst der Glanz der irdischen Kronen erbleichte; seine Worte trugen bei aller Schlichtheit eine Salbung, vor welcher die heuchlerischen Höflichkeitsaphrasen der Welt verstummen mußten, und das Wort und Werk der Liebe, das er zu treiben berufen war, fand auch in dem kältesten und verhärtetsten Herzen ein Echo.

3. Besuche bei den Großen der Erde.

Als Grellet nach den jonischen Inseln kam, hatte er ein Empfehlungsschreiben an den dortigen frommen brittischen Gouverneur, Sir Thomas Maitland, der bereits von ihm gehört hatte und ihn nun mit besonderer Liebe aufnahm. Dieser einflußreiche Mann aber empfahl ihn seinerseits weiter an den Ritter von Medici, den ersten Minister des Königs von Neapel, sowie an den Cardinal Consalvi, den obersten Minister des Pabstes in Rom. „Grellet ist mein lieber Freund,“ schrieb Sir Thomas Maitland an diese großen Herren, „und ich empfehle ihn Ihrer besonderen Aufmerksamkeit und Theilnahme.“ So eilte Grellet zuerst hinüber nach Neapel. Er ward von dem Ritter von Medici mit großer Zuvoorkommenheit aufgenommen und steng sofort an, diesem einflußreichen Manne nicht nur herzliches Erbarmen gegen die Gefangenen ans Herz zu legen, sondern auch eine Reihe wichtiger Vorschläge zu machen, wie das Loos derselben

und der Zustand der Gefängnisse verbessert werden könnte. „Heute Nachmittag,“ schreibt er, „sandte der Ritter ein überaus gütiges und zuvorkommendes Billet an mich und schloß ein offizielles Document bei, vermöge dessen ich unbelästigt und unvisitirt das ganze Königreich durchreisen kann. Auch sandte er mir ein Empfehlungsschreiben an den Cardinal Consalvi in Rom, der sein intimer Freund ist. Wie groß ist des Herrn Güte, daß Er mir, seinem armen Knecht, überall die Thüren aufschließt von einem Ort zum andern! Er ist es, der den Schlüssel hat. Wenn Er aufthut, wer will zuschließen? Aber wenn Er zuschließt, so kann auch Niemand aufthun. Der Ritter sagt auch in seinem Schreiben, daß bereits Maßregeln getroffen seien, das Loos der Galeerensträflinge zu erleichtern gemäß den Vorschlägen, die ich gemacht hätte.“

In Rom angekommen, besuchte Grellet die verschiedenen geistlichen Würdeträger, ebenso die Gefängnisse, Kollegien, Spitäler und Klöster. Am 3. Dec. 1819 aber schreibt er: „Diesen Morgen gieng ich nach dem Quirinal [dem Hügel, auf welchem der päpstliche Palast steht]. Der Cardinal Consalvi empfing mich sehr freundlich und traf dann die nöthigen Anordnungen für meinen Besuch beim Pabst (Pius VII); denn ich hatte ihm einige Winke gegeben, daß ich mich vor Gottes Augen meiner Aufgabe nicht entledigt ansehen könne, wenn ich die Stadt verlassen würde, ohne den Pabst besucht zu haben, so es möglich wäre. Der Cardinal fragte mich, ob ich mich nicht damit zufrieden geben könnte, wenn ich dem Pabst bei Gelegenheit eines öffentlichen Empfangstages vorgestellt würde. Ich erwiderte ihm aber, daß ich kein Hofmann sei, noch auch wünsche, einem solchen Galatag beizuwohnen; mein Wunsch sei, mit dem Pabst allein und privatim zusammenzukommen.“ — Endlich versprach der Cardinal, die Sache wo möglich zu versuchen. Mittlerweile wurde Grellet dem Dominikanermönch und Großinquisitor Miranda empfohlen, damit er ihm Alles zeige, was zur Inquisition*) gehöre. „Ich gab Miranda den Brief von Cardinal Consalvi,“ schreibt Grellet; „da er selbst aber nicht lesen konnte, weil seine Augen erst kürzlich vom Staar

*) Unter Inquisition versteht man das geistliche Gericht in der katholischen Kirche, das mit der Entdeckung und Bestrafung der Ketzer und Ungläubigen beauftragt ist. Seit 1233 ist dieselbe von den Päbsten den Dominikaner-Mönchen übergeben worden.

operirt waren, so übergab er ihn meinem jungen Begleiter, daß er denselben ihm vorlese. Der Cardinal bat ihn in dem Schreiben, mir jeglichen Aufschluß, den ich etwa wünschen würde, zu geben über die Art und Weise, wie in früheren Jahren die Inquisition betrieben wurde, und wie es jetzt dabei gehalten wird, sowie mir Alles zu zeigen, was darauf Bezug hat." — Da nun Miranda selbst ihn nicht begleiten konnte, so ward Grellet an den Sekretär desselben übergeben, der ihn herumführen sollte. Dann heißt es weiter: „Was ich von verschiedenen Personen in Rom über die Inquisition vernahm, lautete sehr widersprechend. Die Einen sagen, sie sei noch in voller Wirksamkeit, nur daß Alles heimlicher betrieben werde; Andere behaupten, die Inquisition sei schon seit mehreren Jahren vollständig abgeschafft. Wenn Ausländer in Rom oder Italien Ansichten aussprächen, die man als kezerisch oder der katholischen Religion nachtheilig ansehe, so würden sie nicht an das Inquisitionsgericht, sondern an bürgerliche Richter überliefert und dann in der Regel aus dem Lande verbannt. Wenn jedoch Bürger von Rom oder Unterthanen des Papstes so etwas sich zu Schulden kommen ließen, so schickte man sie ins Kloster, wo ihre schärfste Strafe darin besteht, daß sie in strenger Einsamkeit und bei sehr magerer Kost gehalten und von den Klosterbrüdern tüchtig bearbeitet werden, um sie von ihrer Kezerei zu heilen. Aehnliches sagte mir auch mein Begleiter, der Sekretär Miranda's, der mich zum Inquisitionsgebäude führte. Das letztere steht nahe bei der Peterskirche. Man tritt zuerst in einen geräumigen Hof, wo man nichts sieht als ringsum stattliche und weit ausgedehnte Gebäude, welche die große Bibliothek, die Gemäldesammlung &c. enthalten. Linker Hand befindet sich eine Thüre, die man anfangs kaum bemerkt, und die durch eine überaus dicke Mauer abermals in einen offenen Platz führt. Derselbe ist von dreistöckigen Gebäuden umgeben, um welche drei offene Gallerien über einander nach dem Hof zu laufen; auf diese Gallerien aber öffnen sich sämtliche Thüren der zahlreichen Zellen, in welche die Gebäude getheilt sind. Die Zellen oder vielmehr kleinen Gefängnisse sind sehr stark gebaut, mit ungemein dicken Mauern und alle gewölbt. Die einen sind für Männer, die andern für Frauen bestimmt. Es ist keine Möglichkeit, daß die Bewohner derselben mit einander hätten verkehren können. Auch die unterirdischen Kerker besuchte ich und sah die Stelle, wo der Inquisitor saß, und wo die armen Dulder gefoltert wurden; doch trug Alles, was ich

sah, unverkennbare Zeichen, daß seit vielen Jahren diese Stätten des Elends nicht mehr benützt wurden.

„Als wir weiter giengen, hörte ich den Sekretär zu meinem Dolmetscher etwas von der 'Geheimen Bibliothek' sagen. Ich bat ihn deshalb, mich dahin zu führen. Er aber führte mich in die große öffentliche Bibliothek. Ich sagte ihm, das sei nicht was ich wünsche; sondern ich möchte die geheime sehen. Er war verlegen und erklärte, das sei nicht möglich, Niemand habe daselbst Zutritt; selbst die Priester dürften nicht dahin gehen. Darauf erinnerte ich ihn an den Befehl des Kardinals, mir Alles zu zeigen, was ich zu sehen wünsche. Das wirkte. Er führte mich in die geheime Bibliothek. Es ist ein sehr geräumiger Saal mit Schäften ringsum bis an die Decke hinauf. Hier befinden sich die Bücher, Handschriften und Papiere, die von den Inquisitoren als kezerisch verdammt worden sind. Vorne in jedem Buch stehen die Verdamnungsgründe mit kurzen Worten geschrieben; oder es ist auf eine bestimmte Seite oder Zeile des Buchs verwiesen, wo die kezerischen Stellen stehen, so daß ich gleich bei jedem Buch, das ich in die Hand nahm, den Grund seiner Verwerfung erkennen konnte. Der größere Theil dieser verurtheilten Bücher scheint in Irland geschrieben worden zu sein. Manche haben einen sehr interessanten Inhalt, und es ist nicht zu verkennen, daß viele von den hier verurtheilten Schriftstellern in der Schule Christi trefflich geübt waren. Ich hätte Tage lang hier verweilen mögen. Es befinden sich hier Schriften in allen Sprachen, alten und neuen, — alle in besondere Parthieen zusammengeordnet. Ich suchte auch nach Schriften von Quäkern, fand aber keine. Auch viele Bibeln in verschiedenen Sprachen nahm ich wahr. . . . Nachdem ich lange in diesem lehrreichen Saale mich aufgehalten, sagte endlich der Sekretär: 'Nun müssen Sie kommen und auch meine eigene Wohnung sehen.' Ich meinte, er wolle mich in das Zimmer führen, das ihm als Privatwohnung dient; allein er führte mich nach den geräumigen Gemächern des Sekretariats, wo die Archive der Inquisition sich befinden. Hier sind die Archive der Inquisition von vielen Jahrhunderten her bis auf den heutigen Tag aufgeschichtet. Ich durchsah einige Bände vom 15. Jahrhundert. Dieselben sind ganz eingerichtet, wie das Journal und das Hauptbuch eines Kaufmannes, so daß, wenn man im Hauptbuch irgend einen Namen aufsucht und dann im Journal die Stellen nachschlägt, auf welche dort verwiesen

ist, man immer eine ganz genaue Geschichte erhält von irgend einem Unglücklichen, welcher der Inquisition in die Hände fiel, von seiner ersten Vorladung vor dieselbe an bis zu seiner Befreiung oder seinem Tod; auch ist genau angegeben, in welcher Weise der Tod statt fand, ob auf dem Scheiterhaufen oder durch andere Qualen, oder auf natürlichem Wege. Die Art der Foltern, die bei jedem Verhör angewendet wurden, sind bis ins Einzelne geschildert, sowie was für Bekennnisse aus dem Unglücklichen ausgepreßt wurden. Alle diese Bücher sind alphabetisch geordnet. Auch hier hätte ich Tage lang verweilen mögen; doch der Blick in die Bücher der vergangenen Jahrhunderte gab mir ein ziemlich genaues Bild von der ganzen Sache. Wahrscheinlich ist es nur Wenigen gelungen, einen solchen Blick in die Inquisitionsarchive zu thun."

Endlich aber kam die Stunde, wo Grellet vor dem Pabst selbst erscheinen sollte. Er begab sich in seiner gewöhnlichen höchst einfachen Quäkerkleidung in den päpstlichen Palast und wartete in den Vorzimmern auf den Augenblick, wo er vorgelassen würde. „Ein Mann," fährt er selbst zu erzählen fort, „der wie ein Kardinal gekleidet, aber nichts anders als des Pabstes Kammerdiener war, öffnete die Thüre zu den Gemächern desselben, und rief auf italienisch hinein: 'Der Quäker ist da.' — 'Er soll herein treten,' rief der Pabst von innen. Dann führte mich ein Priester, der als Dolmetscher mir beigegeben war, hinein. Wie ich aber in die Thüre trat, nahm Jemand hinter mir ganz sanft, aber rasch den Hut mir vom Kopf, und ehe ich mich umschauen konnte, war die Thüre schon hinter mir zu." Die Unterredung mit dem Pabst, die wir hier nicht ausführlich wiederzugeben vermögen, bezog sich auf den Zustand der Gefängnisse, auf die Inquisition in Spanien und Portugal, auf die Laster des Priesterstandes, auf die göttliche Berufung zu dem heiligen Amt, auf das Verbrennen der heiligen Schrift, auf Christus, den Erlöser der Menschen und das alleinige Haupt der Kirche, und auf das Wort des Herrn, daß Alle, die durch eine andere Thüre eingehen, als durch Ihn, nur Diebe und Mörder seien. „Der Pabst," so schließt der unerschrockene Quäker, „saß mit gesenktem Haupte da, während ich sprach, und schien sehr bewegt und weich; dann erhob er sich von seinem Armstuhl und sprach mit einem Ton großer Güte und Achtung den Wunsch aus, daß 'der Herr mich segnen und behüten möge auf allen meinen Wegen,' worauf ich ihn verließ."

Was mag wohl in dem Herzen des greisen Papstes vorgegangen sein, als der schlichte Quäker vor ihm stand und furchtlos im Namen seines himmlischen Meisters wider die Schäden der römischen Kirche Zeugniß ablegte? Gott hat Alles in der Welt so eingerichtet, daß Seine ewige Wahrheit sich an Keinem, wer er auch sei, unbezeugt läßt, „auf daß sie keine Entschuldigung haben.“ Grellet aber zog fröhlich und dankbar von dannen, — dankbar dafür, daß es ihm durch Gottes Güte gelungen war, auch vor dem Papst von der Wahrheit Christi zu zeugen.

Damals aber saß in Europa noch ein Anderer auf einem hoch erhabenen Thron, den er sich selbst mit Riesen Händen erbaut hatte und bis an den Himmel hinauf zu erhöhen gedachte. Das war Napoleon Bonaparte. Es war im Jahr 1808, eben als dieser Sohn der Revolution auf der Höhe seines Glückes sich befand, daß unser Grellet durch die Gauen seines einstigen Vaterlandes zog, wo er als Jüngling die Schrecknisse der Revolution durchgemacht hatte. „Ich bin im tiefsten Herzensgrunde betrübt,“ schreibt er aus Bordeaux um jene Zeit, „über den Jammer, von dem diese Nation heimgesucht ist. Die fast ununterbrochenen Kriege, zusammen mit dem tyrannischen Konscriptiionswesen, haben allenthalben Elend, Verödung und Jammer über das Land gebracht. Außer den Beamten sieht man nur Verstrümmelte und Greise, so daß Frauen den größten Theil der schweren Arbeit thun müssen, die sonst den Männern obliegt. Mein Herz ist oft traurig, wenn ich die Schaaren junger Rekruten vorüberziehen sehe, die zur Armee einberufen sind. . . . Tag und Nacht ist mein Geist mit Bonaparte beschäftigt. O daß ich zu seinem Herzen reden könnte! O daß ich ihn dahin zu bringen vermöchte, zu sehen und zu empfinden, was für graufames Elend er über die Menschheit häuft, und zu welchen Lastern und Sittenlosigkeiten er den vielen jungen Leuten überall Anlaß giebt! Ich habe verschiedene Versuche gemacht, einen Paß nach Paris zu erhalten, es ist mir aber bis jetzt nicht gelungen; doch hab' ich bis dahin noch Niemand etwas gesagt, wie tief ich um den Kaiser bekümmert bin. Nun, ist es des Herrn Wille, daß ich Ihm in dieser Sache diene, so ist Er mächtig genug, mir die Thüre zu öffnen. In Seine Hände befehle ich meinen Gang.“ — Allein es war dem eifrigen Knechte Gottes nicht vergönnt, mit dem mächtigen Kaiser zu reden; wohl aber sollte er fünf Jahre später Zeuge von den ersten Gerichtschlägen

sein, die auf das Haupt des Allgewaltigen fielen. „Vor etlichen Tagen,“ schreibt er aus Toulouse vom 10. Sept. 1813, „fand in der Nähe eine Schlacht zwischen der englischen und französischen Armee statt, und in solcher Masse wurden Verwundete in die Stadt gebracht, daß die Straßen buchstäblich mit ihnen bestreut waren, ehe es möglich war, sie an passenden Orten unterzubringen; und so zahlreich waren die Amputationen, daß auf mehreren Plätzen der Stadt ganze Haufen von abgenommenen Armen und Beinen, gleich aufgeschichteten Holzstücken, dalagen. Und dennoch, trotz all dieser Jammerscenen, die vor Aller Augen sind, finden überall Bälle und andere öffentliche Belustigungen statt! Wie entsetzlich ist die Geißel des Kriegs! Welches Elend heftet sich an seine Fersen! Ach, meine Seele ist von Leid zerrissen; Auge und Ohr nimmt nichts als Dinge wahr, die mir das Herz bluten machen.“

Aus diesen Stätten des Elends eilte Orellet nach der Schweiz, wo eben die Oestreicher einmarschirt waren und alle Städte und Dörfer erfüllten. In Bern, das nicht lange zuvor von der italienischen Armee verlassen worden war, fand er das Lazarethfieber in furchtbarem Grade wüthen, so daß Viele rasch dahin starben. „Mehrmales erfuhr ich,“ schreibt er von dort unter dem 12. Dez. 1813, „daß liebe fromme Personen, die am Abend zuvor noch in meiner Versammlung gewesen waren, am Morgen schon der Epidemie erlagen. Viele Gemüthher sind sehr ernst gestimmt; unsere Versammlungen sind feierliche ernste Stunden, in denen man das Wehen des Geistes verspürt. Sie werden immer sehr zahlreich besucht.“ — In Zürich mußte Orellet mitten unter östreichischen und ungarischen Offizieren im Gasthose herbergen und zusammen mit ihnen an der Tafel sitzen. „Ich dachte gleich,“ schreibt er, „der Herr werde mich da zu etwas brauchen wollen. Und so war es auch. Meine Kleidung, meine Sprache, mein ganzes Benehmen fiel ihnen auf und veranlaßte sie zu Fragen nach meinen religiösen Grundsätzen. Zu meiner nicht geringen Freude fand ich, daß diese Offiziere, besonders die Ungarn, recht verständige und zugängliche Leute waren. 'Ja,' sagte einer von ihnen, 'wir würden dankbar sein, wenn alle Nationen in dem Geist des Friedens verbunden wären, den das Evangelium Christi einflößt, und den Sie predigen. Dann würde die unglückselige Menschenschlächtereie endlich aufhören.'“ — Weiter giengs über Stuttgart nach Frankfurt. Ueberall begegneten ihm Wagen mit Verwundeten, von denen das Blut auf

die Straße floß. In Frankfurt traf er mit den verschiedenen Heeresabtheilungen der Russen, Preußen und Oestreicher zusammen. Grellet verlor keine Gelegenheit, mit Hohen und Niederen, mit Offizieren und Gemeinen von dem Frieden Gottes zu reden, der allein in Christo zu finden ist. Bei Elberfeld hatte er die schwedische Armee zu passieren. „Ihr nüchternes und gutes Betragen,“ schreibt er, „hat mich sehr überrascht. Am Abend und während der Nacht war Alles ungewöhnlich still. Die Soldaten zogen sich immer frühe in das ihnen angewiesene Quartier zurück, und ehe sie sich zur Ruhe niederlegten, sprach jedesmal der Unteroffizier, welcher einer Kompagnie beigegeben ist, ein Gebet. Dabei dankte er dem Herrn für die bis dahin erfahrene Bewahrung, flehte um weiteren Schutz und Segen und gedachte auch fürbittend der entfernten Verwandten und Freunde. Am Morgen fand das gleiche statt, wozu noch das Lesen eines Bibelabschnitts kam.“

Endlich im Anfang des Jahrs 1814 erreichte Grellet die britische Hauptstadt London. Hier war ihm noch eine besondere Freude vorbehalten. Die allirten Souveräne von Europa waren dort versammelt, nachdem der erste Friede von Paris geschlossen war. Grellet wurde ihnen vorgestellt, um mit ihnen von der Sache des ewigen Friedens zu reden. Doch unser Blatt ist zu Ende. Der theure Knecht Gottes suchte sich selber nach Ruhe. Während einer Reihe von Jahren war er als demüthiger Pilger in allen Landen umhergewandert, um die Sache seines Herrn zu vertreten. Im Jahr 1834 kehrte er bleibend in seine Heimat Newyork zurück. Hier lebte er noch 21 Jahre in der Stille, als Vater der Armen und Freund aller Nothleidenden, bis er als zweiundachtzigjähriger Greis selig im Glauben und triumphirend in der Liebe Christi am 21. Juli 1855 in seines Herrn Freude eingieng.

Redactor: Dr. A. Dfertag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 Kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Ein kanaresisches Fabrikstädtchen.

Nach Mittheilungen des Basler Missionars G. Riez zu Guledgudd.



1. Guledgudds Lage.

Für richtige Würdigung der Mission, ihrer Hindernisse, ihrer Erfolge, ihres Ganges, ihrer Bedürfnisse ist ein Haupterforderniß richtige, detaillirte, anschauliche Erkenntniß jeder der Bevölkerungen, mit welchen sie es zu thun hat. Von diesem Gesichtspunkt aus bietet die nachfolgende Schilderung des indischen Städtchens Guledgudd, in welchem Missionar Riez vor etwas mehr als zehn Jahren eine Missionsstation begründet hat, vielfaches Interesse dar, zumal die Verhältnisse Guledgudds bei vielen der indischen Städte im Wesentlichen wiederkehren.

Guledgudd liegt $16^{\circ} 13'$ nördlich vom Aequator, $75^{\circ} 51'$ östlich von Greenwich. Es gehört zum Taluk oder Oberamt Badami, dieses selbst zum Kollektorate (Steuereinnahmereitkreis) Belgaum und deshalb zur Präsidentschaft von Bombay. Das Städtchen ist dicht am Fuße des Guleda Gubda erbaut, der es von West und Nord in Ellbogenform umschließt und 500—600' relative Höhe hat. Wie alle seine Nachbarn besteht dieser Berg aus Sandstein von bunter Farbe und dicken Schichten in zum Theil ganz horizontaler Lage; die mannigfach gestalteten Sandfelsen und die bebushen Abhänge des Berges geben der Landschaft zumal in Vergleich mit der Eintönigkeit der benachbarten schwarzen Ebene ein malerisches Aussehen. Diese Sandsteinhügelgruppe fängt 10 Stunden südlich von hier bei Gadschendraghar an und läuft in einem 12 Meilen langen Bogen, an dessen nördlichem Rande Guledgudd liegt, in westlicher Richtung über Badami und Ramburg bis Samodatti vor. Wie eine Insel setun-

dären Gesteins liegt sie inmitten der Ur- und Uebergangsformationen (Granit, Grauwacke, Thonschiefer), welche die Unterlage bilden von dem merkwürdigen schwarzen Trappniederschlag, dem sogenannten Cottonground (= Baumwollen-Boden) der englischen Geologen, der das weitgedehnte regenarme Flachfeld so fruchtbar macht. Vielfach werden an diesen Hügeln vortreffliche Handmühlsteine gebrochen und auf Eseln nach allen Richtungen weit in die Ebene verbracht. Guleddubb selbst besitzt vorzügliche Quader- und Plattenbrüche; ein Schleifstein, der vor etlichen Jahren von hier über Mangalur auf die Madras-Ausstellung geschickt worden ist, erregte daselbst allgemeine Verwunderung, weil Niemand geglaubt hatte, daß derartige Gesteine in Indien zu finden seien. Zwischen zwei Hügelreihen eingedrängt besitzt Guleddubb nicht viel Feld; nicht einmal eine eigene Markung hat die Stadt, sie ist auf dem Gebiet des alten Bauernbörschens Hartole erbaut. Nur gegen den, eine Stunde östlich vorbeisfließenden, Malabahari-Fluß (Malpurba auf der Karte) erweitert sich die bebaubare Thalsohle. Diese durchzieht ein Regenbach, der das ganze Jahr hindurch nie ganz vertrocknet und die fast baumlose Stadt mit dem nöthigen Wasser versieht. In der heißen Zeit werden von dem Sandsteine die Sonnenstrahlen aufgesaugt und nachher wieder ausgehaucht; das macht die Nachmittage und Abende merklich schwüler als sie sonst sein würden; gleichwohl kann im Ganzen das Klima nicht ungesund heißen, nur daß die Cholera längere Zeit zu verweilen pflegt, wenn sie einmal in denjenigen Stadttheil gerathen ist, der durch den Ellbogen des Berges von dem Windzug abgeschlossen wird.

2. Die Entstehung der Stadt.

Vor ungefähr 250 Jahren ward auf dem Berge, an dessen Fuße jetzt Guleddubb liegt, eine Burg gebaut. Ein aufgeschreckter Hase hatte sich muthig gegen den Jagdhund gestellt; dieß schien den Jägern von so guter Vorbedeutung, daß sie ihren Hauptmann veranlaßten, seinen Wohnsitz auf diesem Berge aufzuschlagen. So ward der Berg auf eine Reihe von Generationen zur Residenz für Bishappa Naik — dieß war der Name des Mannes — und für seine Söhne; als Lehensträger (Desai) eines muhammedanischen Fürsten regierten sie über die Gegend umher. Ihre Arbeit hat freilich zumeist in Raubzügen bestanden, wie bei so vielen der Ritter, die im Mittelalter auf

den deutschen Burgen hausten. Gleichwohl fand sich unter den Desai's oder Lebensträgern auf jenem Berge auch einmal ein friedfertiger gerechter Herr, welcher Gopala hieß. Das Land umher war damals von Kriegen durchwogt. So suchten die Bewohner bei dem Berghauptling Schutz. Dieß der Ursprung der Stadt Guledgudd. Auch der Name der Stadt deutet hierauf; massenhaftes Flüchten wird im Kanaresischen durch gule bezeichnet; Guleda Gubda bedeutet Fluchtberg. Die meisten der größeren Städte in diesem Theile Indiens, nehmlich im Kanaresischen Hochlande (oder Südmahratta), sind am Fuße solcher mit Burgen gekrönter Berge erbaut, ohne Zweifel aus derselben Ursache, um in den so oft wiederkehrenden Kriegen der Bevölkerung einen nahen Zufluchtsort zu gewähren. Seit Guledgudds Gründung sind nun etwa 120 Jahre verflossen. Die Herren des Berges bauten sich dann auch in die Mitte der Stadt ein Schloß.

Gopala's Nachfolger haben sich zu ihrer Vorfahren Räuberei zurückgewandt. Einer derselben, der fünf Elephanten hielt und seine Herrschaft auf vierzehn Dörfer auszudehnen mußte, trieb es sogar für Hindu's allzubunt. Da kam auf Anstiften der wohlhabenden Bauern des benachbarten Sirur der mächtige Bagalkote-Fürst einstmals in einer Festnacht daher, überfiel das Räuberneß, zerstörte die Burg. Der Raubritter selbst war ihm entwischt. Er wußte ihn aber — zumal durch Vermittlung seines verrätherischen Sohnes — sicher zu machen, lockte ihn unter dem Vorwande, an einem unbändigen Prachtrosse seine Kunst zu versuchen, nach Bagalkote, und warf ihn dort in einen stählernen Käfig, worin er laut der Erzählung vor Kummer und Elend bald gestorben ist. Von da an gieng es mit der Herrlichkeit der Guledgudda-Desai's schnell bergab. Ihre brahmanischen Schreiber hegten, um im Trüben zu fischen, die verschiedenen Zweige der Familie gegen einander, und die daraus sich entspinrenden Prozesse brachten alle mit einander, am Ende auch die Aufwiegler selber, so sehr in Schulden, daß als vor sechs Jahren, in Folge des Erlöschens der männlichen Erblinie, die Regierung ihre Güter confiscirte, den Bagalkote Bankiers für viele Tausend Rupies nichts als die leere Mauer des schnell zerfallenden Schlosses verblieb.

Bei dem Letzten des Hauses gab es noch nach seinem Tode einen Auftritt, der für das Kastenwesen charakteristisch ist. Um nehmlich den blinden Mann ganz in seiner Gewalt zu haben, hatte sein Schreiber ihn überredet, den Linga (d. i. die sinnbildliche Figur, unter

welcher die Zeugungskraft des Gottes Siva angebetet wird) zu vertauschen mit dem religiösen Abzeichen der Brahmanen, der Brahmanenschnur. Als nun etliche Jahre nachher der Mann starb, handelte es sich darum, wer die Leiche bestatten sollte. Die Brahmanen sagten, trotz der getragenen heiligen Schnur sei der Verstorbene nicht besser, als alle seine Vorfahren, nelmlich ein unreiner Jäger gewesen. Die Lingaiten dagegen behaupteten, durch das Wegwerfen des Linga habe derselbe sich selbst des Vorrechtes seiner Familie begeben, in einem Lingaitenkloster begraben zu werden. Es kam so weit, daß der Oberamtmann einschreiten mußte. Als schlauer Brahmane that dieser den Spruch, daß, da es sich blos um das Tragen eines Linga handle, die Linga-Priester der Leiche einen solchen anhängen und den Neueingeweihten in ihrem Kloster begraben sollen. Das geschah denn auch mit aller Feierlichkeit. Aber die Lingaiten schütteln noch heutigen Tags darüber den Kopf.

3. Statistik der Bevölkerung.

Nach dem im Jahre 1851 aufgenommenen obrigkeitlichen Census wohnen in den fünf Stadtquartieren Guledgubbs folgende Kasten:

I. Hindu's.

Brahminen	267
Gold- und Silberarbeiter	69
Schmiede	10
Zimmerleute und Schreiner	30
Armspangenmacher (Glaser)	4
Kschetri (Seidenarbeiter)	76
Dewanga- und Saleweber	798
(Koth)färber	24
Lingaiten	3410
Delmacher	36
Hafner	62
Schneider	82
Blumenhändler	11
Barbiere	22
Wascherleute	46
Schäfer	321
Milchleute	2

Jäger	409
Palankinträger	60
Fischer und Fährleute	25
Steinarbeiter (Worder), Musfanten und Matten- flechter (Korer) samt andern geringen Kasten	278
Pariahs	72
II. Dschains	13
III. Muselmanen	613

Also im Ganzen Einwohner 6740

Davon waren männlichen Geschlechts 3523, weiblichen Geschlechts 3197.

Seit her soll nach der Schätzung der Stadtschreiber und anderer verständiger Leute die Zahl um ein weiteres Tausend gestiegen sein. In einer Theurung sind vor einigen Jahren viele Leute von Osten hieher gekommen. Andere zieht fortwährend die gewerbliche Blüthe des fabrikreichen Städtchens her. Man kann hienach die jetzige Bevölkerung auf etwa 8000 schätzen. Der nächste Census wird außer den Heiden und Muhammedanern auch ein Christenhäuflein anzuführen haben.

Sonst enthält das obrigkeitliche Verzeichniß noch folgende Angaben:

Häuser mit flachem Dach	863
Hütten mit Strohdach	153
Vieh: Ochsen	510
Kühe	323
Büffelkühe	416
Büffelochsen für Steinkarren u.	89
Pferde	31
Esel (von Hafnern und Handmühlsteinmachern gehalten)	85
Ziegen	291
Pflüge	63
Karren (über Land zu fahren)	2
dto. kleine zum Dünger- und zum Steinführen	20

Nach der wirklichen Beschäftigung stellen sich die Verhältnisse der Einwohner folgendermaßen:

1. Von öffentlichen Aemtern nähren sich 12 Brahmanenfamilien als Ortschreiber der fünf Stadttheile und einiger umliegenden Dörfchen; ungefähr 20 Familien aus den Jägern, Schäfern und Palankinträgern als Polizeidiener, Thor- und Nachtwächter.

2. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist die Fabrikation von Zeugen aus Baumwollengarn und Seide, oder die Weberei mit den dazugehörigen Nebengewerben. Davon nähren sich über $\frac{5}{8}$ der Einwohner.

3. Der Feldbau nimmt eine sehr untergeordnete Stelle ein. Etwa den vierten Theil der Bevölkerung mag er beschäftigen, nemlich $\frac{1}{5}$ der Eingatten, sodann die Mehrzahl der Schäfer und Jäger, endlich noch wenige Angehörige anderer Kasten. Die meisten und besten Felber sind im Besitz oder Pacht der Brahmanen und der reichen Weber und Handelsleute, welche sie von den eben genannten Kasten bebauen lassen.

4. Der Handel ist, so weit er nicht mit der Manufaktur zusammenhängt, von keiner Bedeutung. 20 Spezereiläden und 10 bis 12 Leinwand- und Zeugbuden, von eben so vielen Eingatten-Krämern besorgt, befriedigen zusammen mit den Wochenmärkten, zu welchen die Umgegend ihr Getreide und Gemüse bringt, das Bedürfniß der Stadt und der Nachbardörfer. Nur sind bei dieser Rubrik noch die 13 Brahmanen-Häuser zu nennen, welche unter dem Namen von Bankiers und Wechslern den Armeren ihr Brod wegschicken.

5. Die übrigen Gewerbe ernähren, wenn man nicht, wie der obige Censur thut, die Köpfe, sondern die Familien zählt, 10 Gold- und Silberarbeiter, 1 Schmied, 4 Schreiner und Zimmerleute, 12 Hafner, 10 Schneider, 4 Rattundrucker, 5 Schuhmacher, 4 Delmacher, 3 Spangenhändler, 4 Seiler und Polsterer, 5 Wascherleute, 2 Barbieri, 3 Musikanten. Armer Tagelöhner ist es eine kleine Zahl. Alles Glück und Heil aber hängt endlich ab von 4 Sterndeuter-Brahmanen.

4. Näheres über Industrie und Handwerk.

Nach obrigkeitlicher Zählung waren vor 11 Jahren in Guleddu über 1800 Webstühle im Gang. Seither hat ihre Zahl eher zu- als abgenommen. Davon weben höchstens 100 Stühle weiße Waare, und zwar meist nur Pachtuch und ganz geringe Kinderkleider; die übrigen alle fabriziren „Kuppasa“, d. h. Frauenkittelschen, die ohne Ausnahme schmälere oder breitere Seidenränder haben, während das Mittelstück entweder ganz von Baumwolle oder mit Seidenstreifen untermischt oder auch ganz seiden ist; bei letztern ist auch der Einschuß von seidenem, bei den geringeren Sorten dagegen von

baumwollenem Stoff, und zwar meist dunkelblau. Die Farben der Seidenränder wechseln zwischen Carmoisinroth, Kirsch(Saflor)roth, Drangelgelb und Citronengelb, wozu noch weiße, schwarze und grüne Streifchen kommen. In das Taffet-Gewebe werden allerlei kleine Figuren eingewoben. Die Zeuge sind etwa drei Fuß breit. Davon kostet ein Kanna, das heißt soviel als zu einem Frauenkittelchen erforderlich ist (17—18 Decimalzoll lang), von 2 Annas bis 2 Rupies. *) Solche Waare soll in Gulebgudd jährlich für etwa 400,000 Rupies fabrizirt und ausgeführt werden. Das dazu verwandte Garn ist halb einheimisches, halb englisches. Ersteres wird von den Bauernweibern der Umgegend und (die feinem Sorten) von den Pariahs (dem niedersten, kastenlosen Theile der Bevölkerung) gesponnen, meist auch von ihnen selber auf den Wochenmarkt gebracht; letzteres dagegen lassen hiesige und Bagalkote Kaufleute von Bombay kommen. Das englische Garn soll sich seiner Gleichheit wegen besser für die feinere Waare eignen, stehe jedoch an Dauerhaftigkeit dem einheimischen weit nach und sei auch noch etwas theurer als dieses. Von der Seide wird der dritte Theil in Indien selbst in der Gegend von Bangalore gewonnen, zwei Dritttheile werden durch Bagalkote-Kaufleute über Bombay aus China bezogen. Von den nöthigen Farbstoffen kommt Cochenille, Japanholz u. s. w. gleichfalls aus dem Bombay-Handel, Indigo von Kadapa im ostindischen Telugulande, Saflor, Krapp und Kurfumä von Bengalen, Drangepulver von den Ost- und Westghats Indiens, wo es als Staub auf einer Waldfrucht gefunden werde. Alle diese Materialien werden von den sie beziehenden Kaufleuten den Fabrikanten in der Regel auf vier-, sechs- bis achtmonatlichen Kredit gegeben, natürlich gegen hohen Zins. Durch diese Einrichtung wird es möglich, daß sehr viele Weber durch Hin- und Herschieben von einem Kaufmann zum andern und durch andere Mitteln Jahre lang ihr nicht selten ausgedehntes Geschäft ganz und gar mit fremdem Gelde treiben. Außer wenigen reichen und einer Anzahl halbgebemittelter Fabrikanten soll die große Mehrzahl der hiesigen Weber aus solchen Kredithelden bestehen. Natürlich muß die geringste Handelsstörung (wie z. B. vor einigen Jahren wegen Ausbleibens der chinesischen Seide in Folge der Unruhen zu Canton)

*) Ein Anna = 15 Centimes oder 4 Kreuzer, eine Rupie = 2½ Franken oder 1 fl. 10 kr.

solche Geschäfte zum theilweisen oder gänzlichen Stillstand bringen. Gantfälle gehören daher zur Tagesordnung. Die fertigen Fabrikate werden zum Theil von denselben Kaufleuten, welche die Rohmaterialien herbeischaffen, nach Solapur, Punah und Bombay ausgeführt, zum Theil durch Händler von Belgaum, Mirtsch, Pandarpur und andern näherliegenden Orten aufgekauft; einzelne Fabrikanten beschicken auch selber die Märkte der Umgegend. Im Ganzen kann Gulebgudd nicht über Mangel an Absatz klagen. Hierin hat es offenbar einen Vorsprung vor vielen anderen der indischen Weberorte, den es ohne Zweifel der größern Feinheit und Eigenthümlichkeit seiner Fabrikate verdankt. Denn während, wie es scheint, die an Frauenkitteln hier zu Land als wesentlich betrachteten Seidenränder diesen Artikel bis jetzt vor englischer Nachahmung geschützt haben, wird die einheimische weiße Waare immer mehr von der viel feineren und wohlfeileren Manchester-Leinwand verdrängt. Auch die Ausfuhr gefarbter langer Frauenkleider nimmt mit jedem Jahre zusehends ab. Ein sachkundiger Beamter schreibt diese, für unser benachbartes Bettigeri und für viele andere Weberorte mit ähnlichem Fabrikat immer verderblicher werdende Veränderung mit vieler Wahrscheinlichkeit außer der direkten englischen Konkurrenz dem Umstande zu, daß durch die Einfuhr des englischen Garns die günstige Lokalität für einheimische Weberei vom Inlande an die Küste verlegt worden sei. Früher nämlich hatten die Weberorte des Südmahratta-Landes, gelegen inmitten einer Baumwolle bauenden und Baumwolle spinnenden Buarnschaft, durch diese ihre Lage einen großen Vortheil vor der Konkani- und Malabar-Küste, deren Landschaften für den Baumwollenbau ungeeignet sind, jetzt dagegen ist der Küste entlang das englische Garn wohlfeiler als im Hochland zu bekommen. Jener Beamte sagt daher in seinem Bericht, daß es ihn nicht wundern würde, wenn am Ende ein großer Theil der kanaresischen Weberbevölkerung nun selbst an eben diese Küste auswandern würde, wohin in der guten alten Zeit die meisten ihrer Fabrikate ausgeführt wurden.

Hinsichtlich der übrigen Handwerker muß in der Heimat jedem Leser obiger statistischen Angaben das Mißverhältniß auffallen, in welchem dieselben nach europäischen Begriffen sowohl zu der Gesamtbevölkerung als unter sich selber stehen.

Daß für eine Fabrikstadt von nahezu 8000 Einwohnern, welche jährlich für $\frac{1}{2}$ Million Gulden Gewebe liefern, 10 Schneidersami-

lien mit einigen gelegentlichen Nähterinnen ausreichen, dürfte vielleicht eher zu Gunsten der Hindu's sprechen als umgekehrt. Ihre Verfahren sind, nach dem Ausdruck eines amerikanischen Indianers, nicht so thöricht gewesen, die Leinwand erst in hundert Stückchen zu zerschneiden, um dieselbe nachher wieder mit vieler Mühe zusammenzunähen, sondern Männer und Frauen winden ihre meisten Kleider, ganz wie sie vom Webstuhl kommen, um den Leib. Außer den Frauenkitteln und Kinderhauben sind es nur die mit den Muhamedanern eingewanderten und bis heute noch seltenen Männer-Röckchen, welche einen Schneider erfordern. Von der unsinnigen Tyrannei der alle Zeit wechselnden Pariser Mode, die zu Hause manchen Familienvater so schweres Geld kostet, wissen die Hindu's glücklicherweise nichts. Dagegen behängen sie, wie die meisten Orientalen, den ganzen Leib mit Glas, Kupfer, Messing, Elfenbein, Silber, Gold, Perlen und Edelstein. Sie werden hiefür von den Europäern ausgelacht; aber es fragt sich, wer die größeren Thoren sind, die Sklaven von Paris, denen für ihre vielen von der Mode abgeschätzten Kleider nichts zufällt, oder die Hindu's, deren Schmuck jeden Augenblick so gut ist als baares Geld, und sie eigentlich bloß den Lohn des Machens und Umgießens kostet. Aber zehn Gold- und Silberarbeiter und dagegen nur Ein Schmied, der mit seinem Bruder und Sohne überdies noch alle Schlosser- und sonstige Eisenarbeit verrichtet, und zwar nicht bloß für die Stadt allein, sondern auch noch für mehrere umliegenden Bauernbüdchen! Ebenso nur vier Zimmermeister, die mit etlichen Brüdern und Vettern zugleich auch Schreiner, Wagner, Drechsler u. s. w. sind! Daraus allein schon läßt sich schließen, wie weit die Kultur der Hindu's hinter der europäischen zurück sein muß. Alle ihre Einrichtungen und Werkzeuge sind in der That von der rohesten Art, und es ist für uns fast unbegreiflich, wie ihre geschmeidigen Hände damit vergleichungsweise dennoch so feine Arbeit liefern. Den Hindu's gilt für das wohlfeilste, was am wenigsten Auslagen kostet, für das einträglichste, was sogleich etwas abwirft. Diese kurzsichtige Wirthschaft hält sie nicht allein von allen Unternehmungen, die viel Einsatz und langes Warten auf Ertrag voraussetzen, sondern auch von allen Fortschritten in den gewöhnlichen Künsten und Fertigkeiten des Lebens zurück, so daß man wohl sagen kann, während der letzten zweitausend Jahre seien die Bewohner Indiens auch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, vielmehr gehe mit jedem

Mannesalter mehr von der Geschicklichkeit ihrer Vorfahren zu Grab. Sie selber schreiben die in alten Tempeln oder auf Brunnen und an andern Orten noch übrig gebliebenen Kunstwerke ohne Ausnahme früheren Weltaltern zu. Denn das steht ihnen fest, daß es Wahnsinn wäre, in dem Kaliyuga, das heißt in unserem Weltalter, dem letzten und schlechtesten von allen, das dreitausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung begonnen hat, aber freilich noch mehr als 420 Jahrtausende währen soll, irgend etwas der Art anstreben zu wollen. Siehe hier das andere Extrem zu der europäischen Schwärmerei, nach welcher die mit Riesenschritten sich entwickelnden Entdeckungen der Neuzeit in Kurzem die Erde in ein Paradies umwandeln sollen! Indes muß zu der jetzigen Hindu's theilweiser Entschuldigung an die langen Zeiten äußerster Unsicherheit erinnert werden, welche der brittischen Herrschaft in Indien vorausgegangen sind. Wenn man alle paar Jahre einmal, nicht selten noch öfter, vor plündernden Kriegsheeren und Räubern in die Berge und Burgen flüchten muß, ist es nicht gerathen, kostbaren Hausrath und Handwerkszeug sich anzuschaffen; unter solchen Umständen gebietet die Klugheit, das Vermögen lieber in leicht zu verbergendem Golde und Geschmeide anzulegen. Die Leute sagen aber selbst, wieviel sich denn doch in dieser Beziehung während der letzten 20 bis 30 Jahre geändert habe, seit das englische Regiment das ganze Land sicher gemacht. Unstreitig steht nun den Schlossern, Schreibern u. s. w., besonders aber den Landbauern eine bessere Zukunft in Aussicht, als dieß nach obiger Darstellung für die Weber der Fall ist. Das müssen die Missionare bei der Ausbildung ihrer Gemeinde-Jugend zu einem Berufe im Auge behalten.

5. Politische Verfassung.

Die Ortsbehörde besteht nach dem Mahratta-System in jedem Dorfe aus folgenden Personen: 1. dem Ortschreiber (kanaresisch Schanabhoga, mahrattisch Kulkarni), welcher immer ein Brahmane ist); 2. dem Obmann (kanaresisch Gauda, mahrattisch Patel); in größeren Orten ist ein Gauda fürs Steuerwesen und ein zweiter für die Polizei; 3. aus einem oder einigen Bütteln oder Amtsdienern (kan. Talawar); 4. aus mehreren Thor- und Nachtwächtern (kan. Walegara oder Halaba, mahrattisch Sachedsanti). Diese vier Aemter pflanzen sich in den betreffenden Familien erblich fort; ihre

Befoldung besteht in steuerfreien Feldern von entsprechendem Betrage. Dazu kommen in größern Orten und Städten, wie Guledgudd, noch einige Oberamts-Polizeidiener (englisch-indisch: Peon, sprich Pijun) und Landreiter (mahrattisch Samār), welche Monatsgehalt haben und von Zeit zu Zeit gewechselt werden.

Unter diesen obrigkeitlichen Personen nimmt der Ortschreiber (in Guledgudd haben sich vier Brahmanenfamilien in die Schreibererei der fünf Stadttheile getheilt) die wichtigste Stelle ein. Er muß die Steuerbücher führen und alle amtliche Korrespondenz mit der höhern Behörde besorgen. Dazu hat ihn die Unwissenheit der Leute, ihre Unbekanntschaft mit Lesen und Schreiben und mit den officiellen Formen früher fast durchgängig, auch jetzt noch in sehr vielen Fällen, zum Vermittler auch ihrer Privatkorrespondenz gemacht. Dieß Alles zusammen giebt ihm einen fast unbeschränkten Einfluß auf alle ihre Angelegenheiten, und der schlaue Brahmane ist nicht müßig, denselben zu seinem Vortheil auszubenten. Hierzu bieten ihm die Schlechtigkeit der Leute selber und ihre tausendfachen Intriquen gegen einander, zu welchen in den meisten Fällen zuvor sein Rath und seine Mithülfe erkaufte wird, die schönste Gelegenheit. Wie eine Spinne in ihrem Verstecke ihr ausgespanntes Netz bewacht und beim ersten Zittern desselben auf die darin verwickelte Fliege losrückt, so lauert der Ortschreiber Tag und Nacht auf die guten Stunden, da er Reichen oder Armen ihr Theilchen abjagen kann. Hat ein erbenlos Verstorbener Tausende von Rupies hinterlassen, die nun nach dem Landesgesetz dem Staat anheim fallen sollten, so bringt der Ortschreiber angebliche Erben daher, um mit ihnen dann das Erbe zu theilen; hat aber ein armer Schuhmacher ein neues Paar Schuhe auf dem Markte ausgestellt, warum soll der Schreiber dieses Kleine verachten, wenn er mit guter Manier hineinschlüpfen und davonspazieren kann? Vor einigen Jahren hat einmal einer dieser „Ortsväter“ (das ist der Name, welchen das schmeichlerische Volk den Diebsgefallen bei jeder Gelegenheit giebt) von einem Krämer im Vorbeigehen ein Pfund Molassenzucker verlangt, der Krämer aber hat die Frechheit gehabt, das etwa einen Baken betragende Geschenk dem Heisicher abzuschlagen. Was war die Folge? Als bald darauf in einem andern Stadttheile ein Mordanschlag sich ereignete und Zeugen dafür aufgegriffen wurden, mußte trotz allen Protestirens auch der gute Krämer vor Amt und ward drei Monate lang vor Oberamtmann, Kollektor und Richter herumgezogen;

bei seiner Rückkunft schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und weinte mitten im Bazār wie ein Kind, weil indessen Haus und Handel zu Grund gegangen war. Solche Exempel machen die Leute geschmeidig genug, Alles zu geben, um nur dem Zorn des Ortschreibers zu entgehen. Denn, sagen sie, die englischen Beamten wechseln immerdar, auch der Oberamtman ist auszuwarten, wie sollen wir dagegen der Rache der erblichen Obrigkeit entgehen? Sogar wenn sie unsern Ruin während ihrer eigenen Lebenszeit nicht bewerkstelligen können, sind wir damit noch nicht entgangen, weil der sterbende Vater seinem Sohne die Rachedrohung als Erbtheil hinterläßt, so daß vielleicht noch unsere Enkel die Früchte davon zu essen bekommen! — Um kein Haar besser machen es die Gauda's in ihrem Theil. Dieselben sind zwar in der Regel Sudra's, das heißt entsprossen von den schwarzen Ureinwohnern Indiens, welche einst von dem weißfarbigen Geschlechte der brahmanischen Arier unterworfen wurden, und daher auch jetzt noch weit unter der Würde der Brahmanen stehen. Wie es scheint, wollten schon die früheren Regierungen dem übermächtigen Einfluß des brahmanischen Ortschreibers im Gauda ein Gegengewicht gegenüber stellen. Aber des Brahmanen Ueberlegenheit weiß in den meisten Fällen auch die Gauda's sich dienstbar zu machen. Beide hüten das Schaf um der Wolle willen. Das Interesse gebietet ihnen in gutem Vernehmen zu bleiben. Die kleinere Jagd läßt also Jeder den Anderen nach Belieben betreiben, aufs Großwild aber stellen sie das Jagen gemeinschaftlich an, nur daß die Gauda's hernach dem Ortschreiber den Löwenantheil überlassen müssen.

Von den erblichen Polizeidienern und Wächtern ist notorisch, daß sie selber die Hauptdiebe sind; selten kommt ohne ihr Mitwissen und Mithelfen ein Einbruch vor. Weil dieß anerkannte Wahrheit ist, so hält sich z. B. in Bombay jeder Kaufmann oder wer sonst reich ist, einen „Ramosi“, das heißt einen Wächter, im Haus, um für dessen Jahresgehalt vor seinen Diebsgesellen gesichert zu sein. Noch nicht lange haben in Guledgudd mehrere der Thorwächter einen reichen Kaufmann aus der Nachbarschaft, den sie spät Abends ihr Thor passiren sahen, in der Einöde überfallen. Gilt es einem bedrängten Bürger zu Hülfe zu eilen, so werden natürlich diese Polizeidiener unsichtbar. Dagegen bei dem Aufstande in Nordindien sind vor Allem sie es gewesen, welche die fliehenden Europäer und die eingeborenen Christen so schrecklich mißhandelt und dahingemordet ha-

ben. — Auch die Landjäger und Landreiter gehören zu dieser Compagnie. Ihr bloßes Erscheinen vor einem Hause verbreitet Schrecken, nicht unter dem Gesindel, dieses weiß sich in der Schenke und schlechten Häusern mit ihnen abzufinden, aber unter den arbeitsamen Bürgern und wohlhabenden Gutbesitzern, für welche solcher Besuch immer Böses bedeutet. Haben sie z. B. für irgend ein Verhör Zeugen vorzufordern, so lassen sie wo möglich die Betheiligten gegen Trinkgeld entschlüpfen und greifen dafür einige reiche Nachbarn auf, um auch von ihnen ein schönes Lösegeld herauszuschlagen. Denn vor die Obrigkeit als Zeuge gezogen zu werden, betrachtet der ehrliche Bürger als das Schlimmste, was ihm begegnen kann. Daher kommt es, daß bei Verbrechen die Nachbarn und Vorbeigehenden, statt dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen und den Uebelthäter zu greifen, so schnell als möglich sich aus dem Staube machen, um nicht hintennach zeugen zu müssen, und daß, wenn der einberufende Amtsdieners erscheint, die ganze Nachbarschaft die Thüren schließt und die Männer aus den Häusern eilen. Seit Jahren hat die löbliche Polizei der Stadt Guledgudd auch das im Brauch gehabt, unter Vorschützung eines verdrehten Gesetzes die Leichname heimatlos und erbenlos Verstorbenen nicht begraben zu lassen, bis die Bewohner des Hauses, in welchem die Leiche lag, den Verwesungsgeruch nicht länger aushalten konnten und sich deshalb zur Bezahlung einer gehörigen Summe verstanden haben. Einmal soll es darüber so weit gekommen sein, daß die ganze Nachbarschaft für einige Tage die Wohnungen zu verlassen genöthigt war.

Wäre bei den höheren Behörden Alles in Ordnung, so könnten die niedrigen begreiflicher Weise keine solche Wirthschaft führen. Richteten wir also die Blicke höher hinaus! Die Bezirksobrigkeit (in der Bombay-Präsidentenschaft Mamledar oder Subedar, sonst Thasilbar genannt) residirt für den Taluk (das Oberamt), zu welchen Guledgudd gehört, in dem fünf Stunden südwestlich gelegenen Badami. Von hier aus regiert der Oberamtmann mit Hülfe von zwei Unteramtleuten (Mahalkerri) die 227 Ortschaften seines Bezirkes. Auch ein Aktuar (Schreschedar) und eine Anzahl Schreiber (Karkun) stehen ihm zur Seite. Alle ohne Ausnahme sind Brahmanen, von denen jeder als natürlich und durch das Herkommen sanktionirt betrachtet, daß er aus seinem Dienst soviel als möglich herauschlagen müsse. Den Regierungsgehalt nennen sie das Salz, aber den Zucker müsse man von den Leuten selber bekommen. Den Oberamtleuten

selbst meinten die Engländer durch 150—200 Rupies Monatsgehalt das Stehlen abzugewöhnen, aber umsonst. Zwar von einem vor einigen Jahren hier begrabirten Mamladar ist es so ziemlich gewiß, daß er keine Bestechung genommen hat, aber nur weil er zu einfältig gewesen ist. Dafür hat der Schreiber, in dessen Hände der unbeholfene Mann gerathen war, einen um so größeren Goldhaufen zusammengebracht. Der Vorgänger dieses Oberamtmanns aber, ein durchtriebener Schurke, hatte es so unverschämt getrieben, daß er eine Anzahl Tänzerinnen, die er zum eigenen Gebrauche hielt, auf seinen amtlichen Touren mit sich führte und in den größern Orten aufspielen ließ, wobei die vermöglichen Einwohner, gutwillig oder gezwungen, zum Unterhalt beisteuern mußten. Auch ließ er durch seine Amtsdienner unter den herbeieilenden Zuschauerinnen der nächtlichen Spiele die schönsten abfangen und auf die Seite führen. Und wehe dem Vater oder Ehemann, der sich für die Ehre seiner Frau oder Tochter zur Wehre setzte. Der jetzige Polizeigauda dieser Stadt soll seine Anstellung hauptsächlich seinem Geschick in solchen Kuppelseien zu verdanken haben.

Aber warum schreiten die englischen Beamten gegen solche Schlechtigkeit ihrer Untergebenen nicht ein? Diejenigen, welche damit in unmittelbare Berührung kommen, können nicht helfen, und die höchsten, welche allein die Macht dazu hätten, wollen nicht glauben, daß die Dinge in solcher Weise getrieben werden. Gerade die tüchtigsten unter den Kollektoren, Kommissarien, Richtern und ihren Assistenten sind es nicht selten, die nach ernstlichem Anlauf und jahrelanger Austrengung an der Möglichkeit wirklicher Besserung gänzlich verzweifeln. Auf der einen Seite haben sie es zu thun mit Schreibern und Unterbeamten, die alle vom ersten bis letzten zu derselben Ungerechtigkeit verschworen sind, und deren keiner über den andern die Wahrheit zu sagen wagt, weil er selber kein gutes Gewissen hat und wohl weiß, daß die Uebrigen nicht ruhen würden, bis sie den Verräther aus ihrer Mitte hinausgedrückt und völlig ruinirt hätten. Dazu ein in Lüge und Meineid versunkenes Volk, in welchem gleichfalls fast keinem zu trauen ist und keiner die Uneigennützigkeit oder den Muth hat, für das gemeine Beste einzustehen. Auf der andern Seite sind den englischen Beamten, diesen jedem Zeitungsangriffe und doppeltem und dreifachem Appelliren ausgefetzten Männern, die Hände gebunden durch eine Anzahl wohlgemeinter aber schlecht ange-

legter Gesetzesformalitäten, welche den abgeseimten Brahmanen ebenso viele Schlupfwinkel bieten. Endlich nicht zu vergessen der beständigen Versetzungen aus einer Provinz in die andere, und wie häufig hiebei in eine andere Sprache und in gänzlich andere Verhältnisse! Dieses zusammen ist genug, auch dem Thatkräftigsten den Muth zu brechen und ihn dahin zu bringen, daß er nur die immer wachsende Masse der laufenden Arbeiten Tag für Tag sich wieder vom Halse schafft, Land und Leute aber, oft mit schwerem Herzen, ihrem Schicksale überläßt. So lange nicht eine durchgreifende Veränderung in der Verwaltung eintritt, daß nämlich mehr Engländer und Christen angestellt werden, und so lange nicht diese Beamten, ungehemmt durch gesetzliche Formalitäten, englische Gerechtigkeit in der für Asiaten bis jetzt allein verständlichen Form des Despotismus handhaben dürfen, ist von der Obrigkeit eine wesentliche Verbesserung der indischen Volkszustände nicht zu erwarten. Gebe Gott, daß in dieser Beziehung die ernste Lektion des Militäraufstandes ihren Zweck bei den Gesetzgebern und Administratoren dieses großen Landes erreichen möge!

Aber ich kehre noch einmal zurück in den Kreis der Ortsgemeinde. Der Selbsterhaltungstrieb der Bevölkerung hat in älterer Zeit den Behörden ein freies bürgerliches Institut, einen Bürgerrath, gegenübergestellt, welchem der hochtönende Name *Deiwa* = Götter-rath gegeben wurde. Jedes der fünf Stadtquartiere *Guledgubbs* besitzt einen solchen Götterrath. An seiner Spitze steht der *Petegauda* oder Quartiersvormann. Ein Ahnherr des *Petegauda* hat einst den Bau des Quartiers von der Regierung ausgewirkt und auf sich genommen, dafür sind ihm und seinen Nachkommen die jetzigen Vorrechte eingeräumt worden. Die übrigen Mitglieder des Götterrathes verdanken die Mitgliedschaft ihrem Verstand oder Reichtum, vielleicht auch nur ihrer Kunst, sich vorzudrängen.

Giebt es Familienzwürfnisse, Theilungsstreitigkeiten, sonstige Händel, so eilen die Habenden zuerst zu einem dieser Quartier-Ältesten. Wird er nicht allein mit ihnen fertig, so ruft er seine Kollegen zu Hilfe. Wer auch diese nicht hört, wird sich selbst überlassen. Er mag dann bei der Ortsbehörde oder bei den Oberamtei-Brahmanen sein Glück selber versuchen. Für die Folgsamen treten nöthigenfalls die *Deiwa*-Mitglieder vor der Obrigkeit ein. In Angelegenheiten der ganzen Stadt treten die Ältesten der einzelnen Quartiere zu einem gemeinschaftlichen Stadtrath zusammen.

Dieser Bürgerrath wäre nun an sich in hohem Grade geeignet Segen zu schaffen. In Wirklichkeit bringt er dem Volke wenig Gewinn. Die Schuld hievon liegt vor Allem in der allgemeinen Schlechtigkeit. Diese läßt auch die Deiva-Altesten nicht einmal in ihrem eigenen Quartier, geschweige denn in allgemeineren Dingen zu einem aufrichtigen und vertrauensvollen Zusammenwirken kommen. Jeder denkt bei Allem immer wieder nur an sich selber, und wie unter dem Vorwande der Gemeinnützigkeit ein Vortheil zu erschleichen, seinem Gegner ein Schaden beizubringen sei. Dessen ist jeder vom andern zum Voraus so gewiß, daß sie bei ihren Berathungen mit dem größten Mißtrauen zu Werke gehen. Ein weiterer Grund liegt in der Ueberlegenheit der Brahmanen über das Volk. Diese in alter Zeit aus dem Nordosten gekommenen, den Europäern stammverwandten Söhne des alten Arja-Volkes stehen schon an natürlicher Begabung über dem schwarzen Volke, den Ureinwohnern Indiens. Dazu sind sie die Erben mehrtausendjähriger Bildung, auch klug genug, ihrer Fortbildung obzuliegen und fest unter sich zusammenzuhalten. Und seit Jahrtausenden liegt die priesterliche Macht, seit langer Zeit auch die Mehrzahl der bürgerlichen Aemter in ihrer Hand. So lange die Hindu's Hindu's bleiben, ist trotz der „Götrerräthe“ nicht abzusehen, wie die Brahmanen aufhören sollen, die Beherrscher der indischen Erde zu sein; nur die Durchbrechung des ganzen Lebenssystems, in welchem jetzt der indische Geist gefangen liegt, nur die Versetzung in eine andere Ordnung des Denkens und Wollens, also nur die Gotteskraft des Evangeliums wird hier Aenderung schaffen.

Dieser von den Vätern ererbte Bürgerrath Gulebgudds wird von der englischen Regierung nicht in amtlicher Weise anerkannt. Dagegen erschien vor etwa einem Jahrzehnt ein Befehl, daß in allen Städten und größeren Orten ein officieller Bürgerausschuß gewählt werden solle; man wollte ihn, in Verbindung mit den früher genannten Ortsbehörden, mit den Dingen des gemeinen Wohls, z. B. mit der Fürsorge für Straßen betrauen. Wohlmeinend gedachten die Engländer den Hindugemeinden ein Stück der englischen Selbstregierung zu geben. Allein es gieng, wie die Kenner Indiens von Anfang an erwarteten. In wenigen Orten kam dieser „Fünferath“ (Pantsch) zu Stand, und auch in diesen keineswegs durch freie Bürgerwahl. Freie Wahl ist diesem Volke ein unbegreifliches, unglaubliches Ding. Wenige Einflußreiche aus den Hindu's oder aber geradezu die eng-

lischen Oberbeamten haben diese Fünferärthe ernannt. Und was war dann gewonnen? Die Zahl der Leute war vermehrt, welche unter dem Vorwand des gemeinen Wohls den übrigen ihr Geld abnahmen, um es mit den sie dirigirenden Brahmanen zu theilen. Die Betrügereien, welche bei dieser Gelegenheit in einigen der großen Städte an den Tag kamen, waren so großartig, daß auch die eifrigsten Freunde der Selbstregierung bekannten, die Leute seien zu diesem System moralisch noch nicht reif, die Hindu's seien nicht so friedsam, die Muhamedaner nicht so ritterlich als man sich vorgestellt. Das Volk räsonnirt wohl über die große Blindheit ihrer englischen Herren, welche den Brahmanen gestatte, unter der Decke des Gesetzes die Leute auszusaugen. Bietet ihnen aber die Regierung die Hand, um aus der brahmanischen Unterdrückung, wenigstens einmal in bürgerlichen Dingen, aufzustehen, so machen sie keinen Versuch dazu. Sie glauben nicht, daß er gelingen könne. Schon darum nicht, weil die Brahmanen schlau genug sie überzeugt haben, die englische Herrschaft werde bald vorübergehen. Sollten aber die Engländer die Brahmanen aus den obrigkeitlichen Aemtern beseitigen, um aus anderen Kasten die Stellen zu besetzen, so wären allerdings die durchtriebensten Schelme weggethan, doch nicht, um ehrlichen Leuten den Platz zu räumen: die geringeren Kasten sind kaum dem Charakter nach besser, sondern nur dem Verstande nach geringer als das Brahmanenvolk. Auch würden dann die Brahmanen wohl nur hinter den Vorhang treten und die Fäden dennoch in der Hand behalten.

Zum Schlusse ein Wort über die Stellung des Missionars und der eingeborenen Christen zu diesen Hindu-Obrigkeiten. Die Hindu's wissen natürlich recht wohl, daß der Missionar durchaus keine amtliche Stellung hat. Sie ermangeln auch nicht, bei Gelegenheit ihn dießfalls ihre Mißachtung fühlen zu lassen. Gleichwohl ist er ihnen ein gefährlicher Gast. Bei seinem beständigen Umgang mit dem Volk kommen ihm viele Dinge zu Gesicht, welche die Behörden mit Dunkel bedeckt haben möchten. Hat der Padre (so wird der Missionar von den Hindu's genannt) keinen officiellen Verkehr mit den englischen Behörden, so fehlt es doch nicht an privaten Unterredungen desselben mit den englischen Herren; daher die Hindubehörden nur wünschen können, diese „Feringhi (fränkischen d. h. europäischen) Spione“ sich ferne zu halten. Kurze Predigtbesuche eines durchreisenden Missionars fürchten sie nicht. Hierbei giebt es Mittel genug, vertrauteren Umgang

der Leute mit dem Padre abzuschneiden, auch seine Worte unschädlich, vielleicht sogar lächerlich zu machen. Aber das bleibende Wohnen in ihrer Mitte ist wo möglich zu verhindern.

Als Missionar Ries im Jahre 1851 den ersten Bewohner Guleddubbs getauft hatte und es sich nun alles Ernstes darum handelte, eine Missionsstation in dieser Stadt zu errichten, veranlaßte dieß die Götterräthe der fünf Stadtquartiere, als allgemeiner Stadtrath zusammenzutreten. Die Niederlassung des Missionars sollte hintertrieben werden. Zu diesem Zwecke faßten sie auf Anrathen der Brahmanen einen Beschluß, welcher europäischen Lesern komisch genug erscheinen mag, der aber gleichwohl für die indischen Verhältnisse sehr wohl berechnet war. Sie erklärten nämlich, sämmtlichen Barbieren Guleddubbs müsse die Kundschaft aufgekündigt werden, wenn sie sich unterständen, Hindu's, welche Christen würden, den Bart abzunehmen. Glücklicherweise war der englische Subkollektor so freundlich, diesen Beschluß für kraftlos zu erklären; er hätte die Wirkung gehabt, daß kein Bürger, bei Gefahr des Kastenbannes, Getaufte als Arbeiter hätte bei sich behalten oder für die täglichen Lebensbedürfnisse mit ihnen hätte verkehren können; der Missionar hätte also samt den Christen von Guleddubb aufbrechen müssen.

Dem Volke selber, sollte man denken, werde des Missionars Ansiedlung um so lieber sein. In der That wissen sie dem, der noch Neuling ist, nicht genug zu rühmen, wie froh sie an seiner Gegenwart seien, weil sie ihnen Schutz gewähren werde gegen die Ungechtigkeiten der Ortsbeamten und sie hoffen lasse, durch seine freundliche Vermittlung ihre Angelegenheiten vor die Landesherren zu bringen. Gibt der Unerfahrene ihren dringenden Bitten Gehör, in der guten Absicht, durch seine Vermittlung den Unrecht Leidenden zum obrigkeitlichen Schutz zu verhelfen, vielleicht auch die stille Hoffnung hegend, mittelst solcher Liebesdienste der Leute Herzen sich gewogen und der Predigt des Evangeliums zugänglich zu machen, so wird er bald von allen Seiten überlaufen, so daß sein Haus nicht selten der Amtsstube eines Friedensrichters gleicht. Aber von der gehofften Frucht will sich auch nach jahrelangem Herumschlagen mit den Klagen der Leute nichts zeigen. Vielmehr muß der Padre am Ende zu seiner schmerzlichen Enttäuschung erkennen, daß seine Gutmüthigkeit nur zu oft von den verschlagenen Hindu's mißbraucht worden ist, während in andern Fällen seine Bemühungen die Bedrückten doch

nicht auf die Dauer vor den Nachstellungen ihrer Gegner oder der Ortsbehörde schützen konnten. Statt aufrichtiger Freunde hat er ein Heer persönlicher Feinde erhalten. Dieses ganze zwar gut gemeinte, aber dem Missionsberufe fremde Geschäft ist für den Eingang des Evangeliums unter den Leuten gewöhnlich mehr schädlich als förderlich. Die Hindu's sind zu sehr in Ungerechtigkeiten aller Art verstrickt, als daß — bisweiliges Gelingen eines Kampfes gegen öffentliche schreiende Uebel abgerechnet — der gute Wille der Missionare ihnen wesentlich helfen könnte, so lange nicht sie selbst innerlich und äußerlich mit dem ganzen Bund und Bann der Bosheit gebrochen haben.

Und daß es ein Hindu dahin bringe, das erfordert einen großen Kampf. Der Anschluß an den Missionar setzt den Herausgetretenen dem Hasse und den Nachstellungen aus, wie der eigentlichen Ortsbehörden, so auch seiner bisherigen Patrone, der Ortsältesten. Er wird von Hindu's und Muhamedanern gleichermaßen nicht blos als ein von der Religion der Väter Abgefallener, sondern auch als ein Auswürfling aus der bürgerlichen Gesellschaft, weil ein politischer Ueberläufer zu den Engländern, angesehen.

Südmahratta ist, wie überhaupt das südliche Indien, von dem Ausbruche des Aufstandes im Jahr 1857 verschont geblieben. Es war aber nahe genug dabei; zumal im August jenes Jahres drohte den eingebornen Christen samt den Missionaren und Engländern Ausrottung mit Stumpf und Stiel. Damals konnten diese Christen die ganze Tragweite des Schimpfnamens „Kastenverlustige“ inne werden. Nicht als gälte Religionswechsel an und für sich den Hindu's für ein so großes Verbrechen. Er kommt unter ihnen selbst häufig genug vor, ohne Aufsehen zu machen. Auch giebt es nicht blos Leute, welche alle Kastensesseln abgelegt haben (Sanjasi's und Awaduta's), sondern auch Viele, die wegen kastenwidrigen Konkubinats oder wegen Vergehungen gegen das Ceremoniell aus der Kaste ausgeschlossen sind; sie werden deshalb noch nicht so sehr gemieden oder gar gehaßt. Aber daß ein Hindu wagen soll, freiwillig das ganze von den Vätern vererbte System zu verlassen, dessen Seele Manu's Gesetz und die Herrschaft der Brahmanen ist, und in die Lebensordnung der verhaßten Ausländer überzutreten, dieses Verbrechen können die Brahmanen und ihr Anhang nicht verzeihen. Man nehme nun noch hinzu, daß der Hindu von Natur feige ist und nur, wenn er sich von Andern unterstützt weiß, zu handeln wagt; ein kräftiger freier Entschluß aber

und offenes männliches Handeln auf alleinige Verantwortung keineswegs im Nationalcharakter liegt, so wird man leicht ermessen, daß die geschilderte Verfassung der bürgerlichen Verhältnisse ein nicht geringes Hinderniß der Missionsarbeit ist.

Andererseits ergibt sich aus diesen Verhältnissen für den Missionar die unabweisbare Nothwendigkeit, für seine Christen so zu sagen selbst der Pötegauda zu sein, d. h. mit Herbeiziehung der Verständigsten aus ihrer Mitte auch in ihren zeitlichen, bürgerlichen Angelegenheiten sie zu berathen und den Vermittler zwischen ihnen und der Obrigkeit zu bilden, eine Aufgabe, die bei der Verschlagenheit der eingeborenen Beamten in manchen Fällen viele Weisheit erfordert. So lange die Gemeinden noch klein sind und ganz oder größtentheils um das Missionshaus her wohnen, geht die Sache noch leichter; aber wo der Christen mehrere geworden und wo sie auch unter den Heiden hin und her zerstreut wohnen, muß es mancherlei Nöthen geben. In diesem kanarensischen Hochlande sind die Städte und Dörfer dicht wie Ameisenhaufen zusammengebaut, die Ortschaften der Westküste dagegen liegen, in viele einzelne Gehöfte abgetheilt, weit zerstreut umher; beides wird eigenthümliche Schwierigkeiten nach sich ziehen.

6. Gesellschaftliches Leben und Familie.

Mit der Kaste hat das fünfte Kapitel geschlossen, das sechste muß mit der Kaste beginnen. Kann das bürgerliche Leben einer Hindustadt nicht geschildert werden, ohne die Kaste zu berühren, so ist in Bezug auf das gesellige Leben dasselbe noch viel mehr der Fall.

Bei der Beobachtung der Kaste handelt es sich zunächst darum, daß man auf keinerlei Weise in körperliche Berührung komme weder mit den Personen niedrigerer Kasten, noch mit dem Wasser, das von diesen berührt worden ist. Dieß ist der Kern der tausend bis in die lächerlichsten Details gehenden Kastenregeln. Fragt man einen Hindu nach dem Grunde dieser Scheu, so lautet die Antwort: „Damit ich nicht unrein werde.“ Was aber dieses „unrein“ eigentlich zu bedeuten habe, weiß er nicht zu sagen. Stammen diese Kastenregeln aus demselben Quell mit den Sympathien und Antipathien der heutigen Sonnambulen, welchen gleichfalls außer der unmittelbaren Körperberührung das von einer andern Person gebrauchte Wasser als der wirksamste Träger des freundlich oder feindlich wirkenden Fluidums

gilt? Die strikte Beobachtung der unzähligen Kastenregeln würde eigentlich ein Sanjasi- oder Büßerleben erfordern; im gewöhnlichen Leben kann sie nicht durchgeführt werden. Daher ist aus dem angeblichen Gehorsam gegen diese Gesetzeslast ein konventionelles Heuchelsystem geworden, so daß das Sprichwort sagt: „was man nicht sieht, das schadet nichts,“ und das Auge zuzudrücken die allgemeine Praxis ist. Immerhin aber stehen die Leute in beständiger Furcht vor einander; denn sie wissen aus Erfahrung, wie nichts leichter ist, als einem Kastengenossen aus persönlicher Feindschaft irgend eine Uebertretung vorzurücken und ihn so der Ungelegenheit und Schmach des Kastensbannes auszusetzen. Dieser Bann besteht darin, daß die Kastengenossen den Ausgeschlossenen nicht mehr zu ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten, bei Hochzeiten oder irgend welchen Festen, zulassen, noch weniger Einladungen von ihm annehmen. Ferner aber geben sie weder ihm noch seinem Sohne eine ihrer Töchter zum Weibe. Und das Aergste ist, daß er seine Todten selber begraben muß, und wird er selbst, vielleicht von Allen verlassen, vom Tode getroffen, so kommen die unreinen Variahs, die Schinder, und schaffen ihn hinaus. Um diesen Folgen zu entgehen, lassen es sich die Hindu's Alles kosten, mit ihren Kastengenossen in gutem Vernehmen zu bleiben und etwaige Risse sobald als möglich zuzusticken. Und da auch die Andern sich nicht rein wissen, so sind sie in der Regel der Ausöhnung nicht abgeneigt. Nur muß der Uebertreter dem gekränkten Kastens stolze zuvor durch Bezahlung eines gemeinschaftlichen Essens, in wichtigen Fällen durch Bereitung eines Schmauses für eine Brahmanenschaar, außerdem durch gewisse Buß- und Wiederaufnahms-Ceremonien die gehörige Genugthuung bringen. Oeffentliches Konkubinat mit einer Person von niedererer Kaste und Schwangerschaft von Wittwen sind beinahe die einzigen Vergehen, gegen welche die Kastendisziplin strenger gehandhabt wird; was mit geziemender Heimlichkeit gethan wird, und wäre es der Umgang eines Brahmanen mit eine Variahdirne, daraus steht nicht leicht ein Vorwurf auf.

Allein der Kastengeist besteht nimmermehr blos in dem Absehen vor leiblicher Berührung mit den niedrigeren Kasten. Was bei andern Völkern auf bürgerlichem Gebiet Stammes- und Standesstolz, was auf gewerblichem Handwerksgeist Zunftbornirtheit heißt, was auf religiösem Gebiete den Namen Bigotterie und Fanatismus führt, Alles dieß bildet in Einen Strom vereinigt bei den Hindu's

den Kastengeist. Mit ausdauerndster Achtsamkeit, mit gespanntester Eifersucht Alles bewachen und bewahren, was sich auf die hergebrachten gewerblichen, bürgerlichen, religiösen Gebräuche und Privilegien jeder Innung bezieht, das heißt für die Kaste eifern. „Wenn unsere Kasten dahinsinken, wo bleibt unser Hinduthum?“ Freilich liegt zugleich auf der Hand, daß diese Zerissenheit der Bevölkerung in ihre Kasten und dieses endlose Eifersüchtigsein und sich Verachten die Ursache ist, welche das Hinduvoth Jahrhundert um Jahrhundert in die Herrschaft der Ausländer übergiebt.

Wie der oben angeführte Censur zeigt, sind etwa die Hälfte der Einwohner Guledegubbs Eingaiten, während die Gattegarer- oder Dewanga-Weber ein starkes Achtel der Gesamtbewölkerung bilden. Zwischen diesen zwei Abtheilungen von Subra's besteht über das ganze kanarensische Hochland hin die erbittertste Kastenfeindschaft, welche aus einer frühern Religionspaltung zu stammen scheint. Die Puranen (d. h. „die alten Erzählungen“, theogonischen und kosmogonischen Inhalts, dazu Berichte über Helden und Weise und Fromme des Alterthums) melden als die Ursachen dieses Streites Dinge, welche dem europäischen Beurtheiler völlig albern erscheinen, den streitenden Parteien aber gilt ihr Zwiespalt für unendlich bedeutungsvoll. Sie haben es in unzähligen Fällen mit der That bewiesen, daß sie lieber die schwersten Geld- und Körperstrafen erdulden, lieber Gut und Blut lassen, als ihre vermeintlichen Vorrechte aufgeben. Unter diesen steht aber oben an das Recht, mit ihren Hochzeits- und Leichen- und Götzen-Processionen durch die Straßen zu ziehen, auch selber auf Pferden oder Ochsen durch dieselben zu reiten, dazu auch einen Hornbläser, Schellenmann und Ausschreier zu halten, expresse zur Beschimpfung der Gegenpartei. Diese Umzüge wo möglich auch im feindlichen Quartier durchzusetzen, der Gegenpartei aber dieselben zu verbieten, darauf sind sie von Alters her so erpicht, als ob ihre Existenz davon abhängen würde. Die schwächere Partei muß sich natürlich vor der andern in Acht nehmen, muß mit ihren Umzügen innerhalb des eigenen Quartiers bleiben, muß auf Reisen durch einen den Gegnern angehörigen Ort vor dem Thore absteigen. So durfte z. B. früher kein Bettigeri-Weber durch das nahe Gadag und kein Gadag-Eingait durch Bettigeri reisen; wer es dennoch wagte, mußte gewärtig sein, noch vor dem jenseitigen Thore von einem nachrennenden Haufen eingeholt, vom Lastthier gerissen, mit den Schuhen

blutig geschlagen zu werden. Sobald sich aber an einem Orte die eine Partei der andern gewachsen glaubte, so wußten sie nichts Wichtigeres zu thun, als bei der nächsten Gelegenheit ihre Rivalen zu insultiren und wüthend zu machen, worüber es nur gar zu oft zu blutigen Schlägereien kam; nicht selten wurden gar die Waffen geholt und blieben mehrere Leichen auf dem Wahlplatz liegen.

Eine solche Bürgerschlacht wurde vor 25 Jahren auch in Guledd in großartigem Maßstabe aufgeführt. Unter dem Vorwande eines Böhsenfestes hatten die Lingaiten ihre zahlreichen und durch Grobheit berühmten Religionsgenossen von dem benachbarten Sirur herbeigerufen. So verstärkt griffen sie in Schlachtordnung auf offenem Felde die Dewanga-Weber an, die sich zwar gewaltig wehrten, so daß auch Weiber, und nicht bloß mit der Zunge, die Männer unterstützten, aber dessen ungeachtet dem weit zahlreicheren Feinde in Bälde weichen mußten. Darauf fielen die letzteren über das Weberquartier her und plünderten es rein aus, bis den Ueberwundenen auch kein ganzes Kochgeschirr mehr übrig blieb. Hintendrein wurde die Sache freilich von dem englischen Kollektor an Ort und Stelle untersucht, die Schuldigen mit schweren Geld- und Gefängnißstrafen belegt, die Plünderer 7000 Rs. Schadenersatz zu bezahlen genöthigt. Von einem Theil dieser Summe ist der massive Valesankri-Tempel erbaut worden, in welchem Bruder Ries bei seinem ersten Kommen nach Guleddgudd neun Monate kampirte und die ersten Laufen hielt. Das Ende der Sache aber war, daß die Lingaiten-Weber, welche bis dahin unter den Dewanga-Webern zerstreut in dem östlichen Stadttheil gewohnt hatten, ihre Häuser abbrechen und zwei Ackerlängen von der Altstadt entfernt, bei dem Bauernweiler Hartole, das sogenannte Hosapete (Neustadt) gründeten. Die alte Feindschaft ist freilich auch hiemit nicht ausgelöscht, wie bis auf diesen Tag bei jeder Gelegenheit zu sehen ist. So hat z. B. vor etlichen Jahren unmittelbar vor dem Missionsgehöfte eine neue Prügelei stattgefunden. Nur die Furcht vor der Obrigkeit hält die glimmenden Kohlen unter der Asche. Denn vor etwa zehn Jahren hat die englische Regierung durch ihren Entscheid bei den Subli-Processionen und durch ihre seither konsequent fortgeführte neutrale Politik diesen lächerlichen Umzugsvorrechten und den daraus erwachsenden gefährlichen Kämpfen einen empfindlichen Stoß versetzt. Aber während die Leute mit dem Munde die Landesherren preisen und den allgemeinen Frieden unter

den Engländern rühmen, haben sehr viele von ihnen keinen sehnlicheren Wunsch, als daß doch bald die alten Tage zurückkommen möchten, in denen sie sich über ihren Kastenvorrechten nach Herzenslust zu Grunde richten konnten, und nicht Wenige haben sich zur Zeit der Revolution hauptsächlich aus diesem Grunde laut auf die verheißene Ankunft des berücktigten Nana Sahib gefreut.

Ich komme nun an das Familienleben. Wer Guledgudd betritt, wird nicht nur viele stattliche Häuser, sondern beim Eintritt auch anständige Bewohner gewahr. Findet gerade eine Hochzeit oder sonstige Feier statt, so treten ihm Gruppen festlich gekleideter, mit Geschmeide behängter Personen beiderlei Geschlechts entgegen, deren fröhliches Gesicht sie als glückliche Hausgenossen ankündigt oder als Verwandte, die zur Festfreude der Familie geladen sind. Es fehlt auch nicht an Höflichkeit und Ehrerbietung gegen den Hausvater und die Alten. Man darf freilich, wenn dieser gute Eindruck nicht gestört werden soll, nicht allzu vorwitzig hinter die Vorhänge lauschen, nicht allzu lange unter den Fröhlichen bleiben. Zumal am Schluß des acht-tägigen, vierzehntägigen Schlaraffenlebens kann leicht die Freude in Verdruß, in Zank, in Balgerei sich wandeln. Aber das ist in der europäischen Heimat auch oft genug der Fall. Ferner trifft man, zumal in der ländlichen Umgebung Guledgudds, nicht Wenige an, die in fleißigem Betrieb von Wirthschaft oder Gewerbe ein stilles und ge-ruhiges Leben führen. Aber ein großer Unterschied ist dennoch zwi-schen dem Familienleben der gebildetsten und ehrbarsten Hindu's auf der einen und dem der todten Christen Europa's auf der anderen Seite; er betrifft die Stellung des weiblichen Geschlechts. „Gebet dem weiblichen, als dem schwächern Werkzeug, seine Ehre, als die auch Miterben der Gnade des Lebens sind;“ von diesem Worte versteht der Hindu nichts, und der stolze Brahmane vollends nichts. Das Weib ist ihm ein von ihm selbst verschiedenes niedrigeres We-sen; zur Strafe in weiblicher Gestalt zur Welt gekommen, damit es die Sünden seiner früheren Geburt abbüße; ausschließlich der Lust und dem Nutzen des Mannes hat es zu dienen, hat ihm Söhne zu gebären, die sein Geschlecht fortpflanzen, seinen Namen verewigen. Ueber diese gemeine und gemein machende Ansicht erhebt sich auch der gebildetste Hindu nicht, weil sie die Lehre seiner Dharma=Schas-tra's (religiösen Gesetzbücher) ist. Ist eine schlechte Betrachtung des weiblichen Geschlechts unter den christlichen Völkern Europa's leider

gleichfalls oft genug anzutreffen, so wird sie doch durch Gesetz und öffentliche Stimme verdammt, in Indien aber ist gerade sie die Regel, ja sogar geheiligt durch die Autorität der Schriften, welche für göttlich gelten. Auch darf man nicht meinen, daß die Hindufrauen das Erniedrigende ihrer Stellung in peinlicher Weise fühlen und nach Befreiung verlangen. Wer ihnen sein Mitleid aussprechen und die europäische Sitte gegenüberstellen wollte, würde leicht ein schallendes Gelächter, wo nicht Scheltworte, zur Antwort bekommen. Eine Europäerin, die am Arme ihres Mannes geht, ist einer Hindufrau ein sonderbares Schauspiel, das gegen alle ihre Begriffe von Anstand streitet. Schon der bekannte Jesuiten-Missionar Abbé Dubois erzählt aus seinen Erfahrungen im Meisurland von einem Weibe, das mit ihrem Manne haderte, weil er öffentlich freundlich gegen sie gewesen sei. „Behandelst du mich denn wie eine schlechte Person,“ sagte sie, „daß du vor den Leuten gegen mich zu lachen wagst?“

Die Sitte verbietet, daß ein Gatte jemals des andern Namen nenne, außer Einmal am Hochzeitstage, zum allgemeinen Gelächter. Der brahmanische Anstand verlangt, daß die Frau in Gegenwart von Fremden, sogar vor den eigenen Hausgenossen, ihren Eheherrn immer nur in ehrfurchtsvollem Schweigen bediene. Sie soll auch nie zum Essen niedersitzen, bevor sie den Männern und Knaben vorgelegt, deren Teller gereinigt, oder die Blätter, welche als Teller dienten, hinausgetragen hat. Bei gemeinschaftlichem Ausgehen soll sie sich in gehöriger Entfernung hinter den Männern halten.

Jahrtausendjährige Sitte hat in Indien die Erniedrigung des weiblichen Geschlechts sozusagen ehrwürdig gemacht, und der gänzliche Mangel an Erziehung läßt die Hindufrauen zu keiner höhern Ahnung kommen. Genug, wenn sie keinen Mangel an guter Nahrung haben, sich mit schönen Kleidern und bei festlichen Anlässen Ohren, Nase, Hals, Arme und Füße mit Geschmeide bedecken können; übergelüchelt, wenn auch ein Kinderhäuslein um die Mütter hüpfet, dessen Verheirathung, schon so lange sie in der Wiege liegen, den Müttern das Ziel alles Sorgens und Ehrgeizes ist. Bei solchen Frauen thut wohl schon vor Tagesanbruch der fröhliche Gesang, womit sie sich das Mahlen auf der Handmühle kurzweilig machen, ihres Herzens Glück kund.

Dennoch giebt es in Guledgudd wenigstens unter den Sudra's nicht wenige Häuser, in denen die Frau regiert, wenn sie durch natür-

lichen Verstand oder Herrschergabe ausgezeichnet ist. Noch zahlreicher sind die Häuser, in denen der Mann in beständiger Furcht vor dem Weibe lebt, weil er sich dem Schwerte ihrer Zunge nicht gewachsen fühlt und ihm doch vor der Schuldenlast graut, die eine zweite Heirat auf seinen Hals bringen würde. Zudem scheint unter den Kanaren, wie wohl auch unter den Telugu's und Tamulen, dem weiblichen Geschlechte immerhin noch mehr Ehre geblieben zu sein, als im Gangesthal. Die Zahl der Brahmanen ist in diesen südlichen Ländern doch geringer als im Norden, daher die brahmanische Sitte und Unsitte unter dem südlichen (dravidischen) Volke nicht so völlig durchbringen konnte.

Eheliche Treue wird von den indischen Gesetzgebern und Dichtern als der edelste Frauenschmuck hoch gerühmt. Heutzutage ist dieselbe in diesem Lande wirklich seltener als Edelstein. Bewohner Gulegduds, welche seither ihre Wahrhaftigkeit bewahrt haben, sprachen aus, daß unter diesen 8000 Menschen kaum sechs Männer und schwerlich zwölf Frauen zu finden wären, von denen nicht bekannt sei, daß sie die Ehe gebrochen haben. Eine nicht geringe Ursache der Entfittlichung von der frühesten Jugend an liegt in der Verkehrtheit der häuslichen Einrichtung, daß die offenen Hausgänge, und während der heißen Jahreszeit der Hof des Hauses, sämtlichen Hausgenossen zum gemeinsamen Schlafräum dienen. Die ärgste Pest des hiesigen Familienlebens ist jedoch das frühe Verheiraten und Verhandeln der Kinder ganz ohne ihr Wissen und Zustimmung. Es ist sehr lächerlich, aber noch viel mehr betrübend, wenn man bei einem Gange in die Schulen auf die Frage nach einem fehlenden ABC-Schüler von kaum sieben bis acht Jahren die Antwort bekommt, daß er Hochzeit mache. Ist es da zu verwundern, wenn diese Eheleute, mündig geworden, aller gegenseitigen Liebe ermangeln und ihre Reigung andere Wege geht? Nicht selten kann man auch einen älteren Bräutigam sehen, der auf dem Pferde oder Ochsen, auf welchem er, von lärmender Musik begleitet, die üblichen Processionen zu den Götzen zu machen hat, ein kaum zwei- bis dreijähriges Kind als seine Braut vor sich im Arme hält. Manchen der Armeren wird durch die Höhe des Brautpreises und der Hochzeitskosten eine Verheirathung fast zur Unmöglichkeit. Ein weiteres Verderben liegt in den von der Landesitte bei gewissen Anlässen gebotenen wiederholten Entfernungen der jungen Frau von ihrem Manne, um einen mehrmonatlichen Aufenthalt

im elterlichen Hause zu machen. Solche Trennungen werden nur allzuoft von beiden Gatten als gegenseitige Gestattung der Untreue angesehen. Was Wunder, wenn die Wirkung aller dieser Ursachen eine unglaubliche Lockerung der ehelichen Bande ist und die Behörden alle Tage die traurigsten Dinge zu vernehmen bekommen! Die eingeborenen Beamten, leider auch mancher junge Engländer, weiden sich hieran, die ernstern Richter werden von tiefer Entrüstung erfaßt, wissen aber weder Gesetz noch Rath, um dem Verderben abzu- helfen. Um so weniger, als die heidnischen Dharma-Schastra's es sind, nach denen sie in den Privathändeln der Hindu's zu entscheiden haben und diese nur über die weiblichen Malefikanten, nicht aber über die souveränen Männer den Stab brechen. Bei Verführungsfällen wird in der Regel dahin entschieden, daß der Verführer dem beleidigten Ehemann eine den Hochzeitsausgaben desselben entsprechende Geldentschädigung zu bezahlen hat und dafür die Verführte mit sich nach Hause nehmen kann, worüber vom Volke die englische Regierung der Begünstigung weiblicher Untreue angeklagt wird.

Von der Erlaubniß der Dharma-Schastra's, wenn die Ehefrau keinen Sohn gebäre oder sonst den Mann nicht befriedige, ein zweites Weib oder noch mehrere heirathen zu dürfen, machen die Hindu's wenig Gebrauch. In Guledgudd finden sich nur bei Reichen und unter gewissen Kasten in einzelnen Fällen mehrere Frauen in demselben Hause. Die Ursache hievon liegt in den häuslichen Widerwärtigkeiten und in den großen Kosten der Polygamie.

Für die tiefe Entfittlichung des Volkes ist auch die Weise bezeichnend, wie sie ihre Scheltworte wählen. Der Deutsche, der Engländer gebärden sich in ihren Streithändeln gegen einander, als wären sie Himmelsstürmer; der Grimm des Kanareesen ergießt sich gegen seinen Widersacher in Drohungen voll der äußersten Schamlosigkeit. Da die durch das ganze Kanareesenland hiebei üblichen Worte sämtlich nicht sanskritischen, sondern acht südindischen (dravidischen) Ursprungs sind, so werden sie ein Erbtheil der südindischen Urbevölkerung sein, jener schwarzen Indier, deren schamloses Benehmen schon dem Herodot zu Ohren gekommen war.

Dagegen ist Guledgudd von einem andern Uebel Indiens, das in seinen vornehmen Städten wohnt, verschont geblieben; das sind die Patradawaru oder Tänzerinnen, welche in Indien zugleich die Schauspielerinnen des modernen Europa und die Hetären Griechen-

lands vertreten. Horace Wilson redet in seiner Sammlung indischer Schauspiele davon, wie die Bildung dieser Buhlerinnen den vornehmen Hindu's die Unbildung ihrer Frauen ersetzen müsse, daher sie zu den Gesellschaften, zu den Familienfesten, sogar bei religiöser Veranstaltung, als Zierde der Gesellschaft gebeten werden. Gulebgudd entbehrt glücklicherweise dieser Kultur. Nicht aber entbehrt es der Bafimi, das heißt der Tempelmädchen, welche zur Ehre der weiblichen Gottheiten Indiens ihre Unschuld preisgeben müssen. Durch eingebrennte Siegel oder sonstige Abzeichen sind sie ihrem unglücklichen Dienst geweiht. Und haben sie ihre Jugend darin zugebracht, so wartet ihrer das Privilegium, hernach als geehrte reich beschenkte Bettlerinnen durch das Land zu ziehen.

Den Kindern erweisen die Hindu's große Zärtlichkeit. Es gehört zu den schönen Zügen der Orientalen überhaupt, daß große Nachkommenschaft als göttlicher Segen gilt. Bei vielen Völkern ist dieß freilich nur von den Knaben zu verstehn. Aber von Zucht gegen die Kinder wissen die Hindu's nichts. Eltern und Schwiegereltern müssen oft genug von den erwachsenen Kindern durch Erfahrung thätlicher Mißhandlungen entgelten, was sie einst an Züchtigung der unerwachsenen verabsäumt haben. Die Mädchen erhalten außer der Einleitung in die wenigen Hausgeschäfte keinen Unterricht. Die Knaben solcher Väter, deren Gewerbe Lesen, Schreiben, Rechnen erfordert, werden zwischen dem sechsten und zehnten Jahre für einige Jahre zur Schule geschickt, wobei dann aber durch Hochzeiten, Feste, Wallfahrten, gemeinschaftliche Mahlzeiten, Spiele nicht allein für Tage, sondern für Wochen Unterbrechung auf Unterbrechung folgt. Kaum kann der Junge mit Mühe einen Brief lesen und hat die vier Rechnungsarten durchgemacht, so wird er an den Webstuhl oder in den Krämerladen gesetzt, und an weiteres Lernen ist nicht mehr zu denken. Nur die Brahmanen machen eine rühmliche Ausnahme, indem sie ihren Knaben Privatunterricht ertheilen, und, wo immer Gelegenheit zu finden ist, dieselben vier bis sechs Jahre oder noch länger in die Schule schicken. Denn sie sind, wie oben bemerkt wurde, klug genug um zu sehen, daß sie nur durch geistige Ueberlegenheit im Stande sind, sich über den andern Rasten zu halten und ihren Nachkommen im Lande alle einflußreichen, einträglichen Aemter zu sichern. Aber von Töchter Schulen ist auch bei ihnen in der Regel keine Rede. Was sollte doch bei der Stellung des Weibes den Mädchen ein Schul-

unterricht? würde er sie nicht stolz und unbotmässig machen, das Erniedrigende ihrer Stellung ihnen zum Bewußtsein bringen? Ist aber einmal das männliche Geschlecht besser erzogen und in seiner Lebensanschauung gehoben, so läßt sich hoffen, daß sich ihm dann das Bedürfniß auch der weiblichen Erziehung von selbst aufdrängen wird. Solches ist auch außerhalb der Christengemeinden bereits der Fall in Bombay, Madras und einigen andern Orten, wo im Laufe der letzten Jahrzehnte Tausende von Knaben und Jünglingen durch die niederen und höheren Schulen der Regierung und der Missionare gegangen sind und nun als herangewachsene Männer ihre Frauen und Töchter nicht mehr in der hergebrachten Unwissenheit sehen können. Dieß ist der Grund, warum die Parsi's und andere reiche Eingeborene in Bombay und Punah unter sich selbst seit etlichen Jahren eine Reihe von Mädchenschulen eröffnet haben, die sich bis jetzt eines versprechenden Fortgangs erfreuen, und warum z. B. in Madras allein die Missionare der freien schottischen Kirche über 500 Mädchen, zum Theil aus den höchsten Ständen, in einem einzigen Institute zu versammeln im Stande sind, von denen die wohlhabenden auch ansehnliches Schulgeld bezahlen.

Zur ungefähren Beurtheilung des Standes der Schulen in hiesiger Stadt und in Süd-Mahratta überhaupt, mag noch Folgendes dienen: Guledgudd mit seinen 8000 Einwohnern hat außer der christlichen Gemeindeschule 1 Missions-, 2 Regierungs- und 2 Priesterschulen, in denen zusammen etwas mehr als 200 Knaben unterrichtet werden, so daß auf 40 Einwohner je 1 Schüler kommt. Dieses Verhältniß, so weit es auch hinter dem Schulbesuch eines deutschen Landstädtchens zurücksteht, muß noch ein sehr günstiges genannt werden. Denn nach des Dharwar-Kollektors amtlichem Berichte vom Jahre 1855 hatte damals der Steuerbezirk Dharwar unter 755,000 Einwohnern nicht mehr als 6400 Schüler, also 1 Schüler auf 118 Einwohner. Diese 6400 Schüler erhielten Unterricht in 11 Missions-, 12 Regierungs- und 265 Priesterschulen. Unter denselben waren 3 Missions- und 1 Hinduschule für Mädchen, mit zusammen 68 Schülerinnen. Von den Knabenschulen wurde in 207 kanaresisch, in 60 mahratti, in 20 hindostani, in 2 telugu und in 1 englisch unterrichtet. Im Jahr 1858 hatte die Regierung im Dharwar-Kollektorate 17 kanaresische Schulen mit 967 Schülern, 2 Mahratta-Schulen mit 238 Knaben und 1 englische Schule mit 49 Schü-

lern. Im Belgaum-Kollektorat mit 1,026,000 Einwohnern standen zu gleicher Zeit unter dem Schulinspektor 22 kanaresische Schulen mit 1296 Schülern und 9 Mabratta-Schulen mit 664 Knaben.

Noch sind als Eigenthümlichkeit des indischen Familienlebens die gemeinschaftlichen Haushaltungen zu nennen. Sie haben in den unnatürlich frühen Heiraten ihren Grund. Da nämlich die noch als Kinder Getrauten anfangen zusammen zu leben, sobald die Braut zur Jungfrau geworden ist, was in diesem Lande nicht selten schon im zwölften Jahre geschieht, so fehlt natürlich dem neuen Ehepaare alle Lebenserfahrung; eine Bevormundung von Seiten der Eltern oder Schwiegereltern wird zur Nothwendigkeit. Auch die jungen Eheleute in unsern Christengemeinden sind in der Regel diesem Bedürfnis noch nicht entwachsen, obwohl hier zum großen Befremden der Hindu's mit dem Heiraten länger gewartet wird. Deshalb geben neue Haushaltungen, zu deren Leitung keine Eltern da sind, dem Missionare und seiner Frau wenigstens für die ersten Jahre viel zu thun. Die Gemeinschaftlichkeit der Haushaltung besteht aber bei den Heiden darin, daß aller Familienglieder Erwerb in eine gemeinsame Kasse geht, aus welcher dann sowohl die ordentlichen Ausgaben als die außerordentlichen (z. B. Hochzeiten) für die einzelnen Glieder bestritten werden. Daher die verwickelten Eigenthumsverhältnisse und darauf bezüglichen Gebräuche und Geseze des Landes, die es einem durch sein Christwerden aus dem Familienverband Verstorbenen oft so schwierig machen, in den Besitz seines Vermögens zu kommen. Es leuchtet ein, daß diese Gemeinsamkeit des Haushalts, wo sie mit Umflucht geführt wird, sehr ökonomisch ist. Sie scheint auch den Charakter des Patriarchalischen an sich zu tragen. Träge sie nur auch patriarchalische Unschuld in sich! Aber nur allzu oft umschließt sie tiefes Sittenverderben. Unter Naiern, Lobawern und andern zu der südindischen Völterfamilie gehörigen Stämmen gieng ohnedieß die Vielmänneret im Schwang.

Der gesellige Umgang der Hindu's bewegt sich in sehr höflichen Formen. Auch hierin gehen die Brahmanen voran. Ihr äußeres Benehmen hat viele Anmuth. Nicht ohne Freude betrachtet man diese wohlproportionirte Körperbildung, diesen Ausdruck von Intelligenz im Angesicht, diese feingebauten Glieder, diese stolze und doch so graziose Haltung, diese einfache aber immer sehr reinliche Kleidung. Das ganze Auftreten ist das von gebildeten Leuten. Als solche

werden sie auch von der ganzen Bevölkerung anerkannt, und wenigstens von den höheren Kasten wie Vorbilder nachgeahmt; der Bildungsstand wird nach der Brahmanenähnlichkeit taxirt. Die Europäer gelten den Hindu's ihren Brahmanen gegenüber als plumpe, unbeholfene und unreinliche Gesellen; von den Brahmanen werden sie mit dem Sanskritnamen „Mletscha“, Barbaren, von den gewöhnlichen Kaniasesen geradezu „Homa“, Unreine, genannt. In der That, wie anständig, wie stille, wie emsig sitzen diese Hindu's in den Gerichtshöfen um den englischen Richter her, dessen Gehülfsen sie sind! Wenn sie nur nicht allesamt vom Polizeidiener an, der bei der Thüre steht, bis zum Aktuar hinauf, welcher den Platz neben dem englischen Herrn einnimmt, die Hände voll hätten von Bestechung und die Herzen voll schamloser Ungerechtigkeit, wobei die strikten Formen der englischen Gesetze säuberlich umgangen, wo nicht gar der Schurkerei zu Dienst gestellt werden! Und wie die Brahmanen es im Gerichtshofe treiben, so die Sudra's in Handel und Industrie. Der kaufmännische Agent der Basler Mission ward, als er sich einst in unserm Gulebgudd die Verhältnisse des Kaufs und Verkaufs näher betrachtete, über diese Handelskunstgriffe nicht wenig entrüstet.

Die Begrüßungsformen sind je nach den Kasten verschieden. Während die Brahmanen und einige sie völliger nachahmende Kasten, z. B. die Goldschmiede, die vor der Brust ausgestreckten Hände flach zusammenlegen und mit der Stirne sich dagegen verbeugend „Namaskara“ (Verbeugung) rufen, sieht man dagegen die Lingaiten ihre Hände über dem Linga, der in einer Silberbüchse auf der Brust angebracht ist, falten oder kreuzen; dazu sprechen sie mit vorgebeugtem Haupte „Scharanarbhi“ (ich bin dein Schützling), ein Wort, welches nicht sowohl auf den zu Begrüßenden, als vielmehr auf Siva's Abbild sich beziehen soll. Mehrere der niederen Kasten, wie z. B. die Worder (Steinbrecher) und Beder (Jäger), welche eine der Menschwerdungen (Avataren) Vishnu's verehren, erheben ihre flach zusammengelegten Hände bis über die Stirne empor und rufen mit tiefer Verbeugung: „Ram, Ram!“ In sehr bezeichnender Abweichung von den Hindu's stellt sich der Muhamedaner holzgerade dem Begrüßten gegenüber, um, mit der rechten Hand leicht die Stirne berührend, seinen „Salam“ zu sagen. Letztere Begrüßungsweise ist auch von den Europäern in ihrem Verkehr mit den Eingebornen adoptirt, und wird deshalb von diesen wiederum den Ersteren gegenüber ge-

braucht. Denn Regel ist, daß der zu Ehrende nach seiner eigenen Weise begrüßt werden soll.

In Verbindung mit diesen Begrüßungsformen kann noch erwähnt werden, daß die Kanareesen, wenn sie anständig sprechen wollen, mit „Vater“ und „Mutter“ oder (älterer und jüngerer) „Bruder“ und „Schwester“ anzureden pflegen, was so weit geht, daß sogar Eltern ihr eigenes Kind mit „Brüderlein“ und „Schwesterlein“ rufen. Dieser trauliche Ton wäre ein schöner Zug, wenn nur mehr wirkliche Liebe zu Grunde läge.

Unter den Anstandsregeln bei Besuchen ist von besonderer Wichtigkeit das Schuhausziehen, welche orientalische Sitte dem abendländischen Abnehmen der Kopfbedeckung entspricht. Wie in Europa jeder Gefittete, sollte derselbe in einem unbewachten Augenblicke barfuß von einem Besuche überrascht werden, vor allem seinen Schuhen zueilen müßte, so hat der Hindu, wenn ihn ein Gast an der Arbeit oder nach der Mahlzeit mit entblößtem Haupte überrascht, nichts eiligeres zu thun, als nach seinem Turban zu greifen, um, diesen auf dem Kopf, den Kommenden anständig empfangen zu können. Und während es in unserer Heimat Jeder als sehr unschicklich betrachten würde, wenn ein Fremder mit bedecktem Haupte in sein Zimmer träte, so kennt der Hindu keine größere Verletzung des Anstandes, als beim Betreten eines Wohnhauses oder gar eines Tempels die Schuhe an den Füßen zu behalten. Wir werden bei Begrüßung Vornehmer auf der Straße den Hut lüpfen, der Hindu muß bei gleichem Anlasse in einiger Entfernung aus seinen Pantoffeln schlüpfen, um barfuß etliche Schritte vorzutreten und seine Verbeugung zu machen. Diese Landesitte bereitet den gestiefelten Europäern, wenn sie den Eingeborenen in ihren Häusern Besuch machen wollen, manche Verlegenheit. Man thut wohl, für solche Hausbesuche pantoffelartige Schuhe anzuziehen, um sie vor der Stubenthüre stehen zu lassen und in den Strümpfen einzutreten. Dieß wird von den Hausbewohnern als Zeichen guten Anstandes und ehrender Zuvorkommenheit aufgenommen und mit freundlicher Höflichkeit erwidert werden. Aber was ist zu thun, wenn man einen Tempel betritt? Verweigert der Missionar, der auf seinen Reisen im Hause eines Gottes sein Quartier aufschlägt, dem Gözen die Anerkennung des Schuheablegens, so wird er von den zuschauenden Hindu's oft ernstlich zu Rede gestellt. Die beste Erwiderung wird sein, der Göze möge selber seine Ehre wahren; so lange er, der Herr des

Tempels, zu den Schuhen stille sei, werden auch seine Diener füglich in Ruhe zusehen können: „

Unheimlich ist die Macht, welche die Hindu's durch tägliche Uebung in der Heuchelei über ihre Gebärden, selbst über den Blick des Auges erringen. Wo ein ordentlicher Mensch vor Scham erröthet, vor Zorn erbleicht, vor Freude lacht, kann ein Hindu, wenn es seinem Zwecke dient, völlig unberührt scheinen. Jahrhunderte langes Stehen dieses Volkes vor grausamen Despoten mußte freilich ein guter Lehrer in der Verstellungskunst sein.

Die Befriedigung der nächsten Lebensbedürfnisse ist im tropischen Klima so leicht, daß auch dem Aermsten noch viele Mußzeit übrig bleibt, dazu das Leben in Guledgudd so eintönig, daß es kein Wunder ist, wenn seine Bewohner nach Belustigungen begierig sind. Schon das Missionshaus mit seinen Glasfenstern, besonders aber das nahe Webhaus der Mission mit den „selbstwebenden“ Maschinen muß fast täglich zum Zeitvertreib seinen Beitrag geben. Größeres Ergötzen bereiten die Gaukler und Schlangenbeschwörer; in den wunderschönen Mondnächten transparente Darstellungen von Götter- und Heldegeschichten aus den Puranen, Aufführung eigentlicher Götterkomödien durch herumziehendes Länzer Volk oder Nachahmung derselben durch die Bursche der Stadt selbst. Auch die religiösen Feste und Wallfahrten sind im Grunde zu Volksbelustigungen herabgesunken, der Kultus tritt in den Hintergrund; es ist der Anzug, die Procession, der oft mehrtägige Wettkampf tüchtiger Athleten, worauf sich das Interesse concentriert.

Außerdem sind hier die Turn- und Fechtschulen zu nennen, deren jede Stadt, und so auch Guledgudd in jedem Quartiere, eine oder mehrere hat. Sie sind ohne Fenster und Luftöffnungen gebaut, auch das kleine Pförtchen wird so eingerichtet, daß durchaus kein Windzug Zutritt finden und den im Schweiß Gebadeten eine Erfrischung bringen kann. In dem tiefliegenden, finstern, kleinen Gemache üben sich die jungen Leute alle Abende nach Sonnenuntergang, meist auch des Morgens vor Sonnenaufgang bei mattem Lampenscheine für etwa eine Stunde im Strecken und Benden der Glieder und Muskeln. Eine der Uebungen besteht darin, daß die Turner in zwei einander gegenüberstehenden Reihen sich auf ihre Finger- und Zehenspitzen aufstellend den Leib im Takte vorwärts bewegen, bis die Brust nahezu den Boden berührt; oder sie schwingen, gleichfalls im Takte, schwere

keulenartige Hölzer über die Schultern und um den Kopf; obersechten sie mit Stöcken und Schwertern; letzteres ist jedoch seit der allgemeinen Entwaffnung in Folge der Rebellion streng verboten. Diese Leibesübungen scheinen dieselben zu sein, welche Schubert in seiner Seelenlehre die „afghanischen“ nennt und Männern mit sitzender Lebensweise bestens empfiehlt. Ihnen zuzuschauen ist wirklich interessant und mancher Europäer ahmt sie in seinem Hause nach. Aber wie alle diese Unterhaltungen, so sind sogar die gymnastischen Spiele leider in schnöden Dienst der bösen Lust gestellt: die Turnplätze sind hier zugleich Pflanzstätten des Lasters geworden. Auch werden die Schlägereien der Stadt hier ausgeheckt und vorbereitet, denn jede der sich gegenseitig bis aufs Blut hassenden Kasten und Stadtparteien hat ihre eigene Turnschule, um darin die jungen Leute ihrer Sippchaft für Ausfälle auf die Gegenpartei einzulüben.

Diese Schilderung des geselligen Lebens bietet des Schönen so wenig, daß ich um so lieber am Schlusse etwas beifüge, worüber man sich freuen kann; es ist der Umstand, daß diese Stadt von 8000 Einwohnern nur eine einzige Schenke hat; Palmwein und Branntwein wird in ihr ausgeschenkt. Die heiligen Schriften der Hindu's verbieten wie der Koran den Genuß von geistigem Getränk. Von den niederen Kasten wurde dieses Verbot allerdings nie streng befolgt, gleichwohl zeichnet sich das Hinduwolk durch Mäßigkeit vor den Bewohnern Europa's wesentlich aus. Den acht Fleischerfamilien Gulgudds, deren Gewerbe übrigens echten Hindu's ein Greuel ist, waren, wie erzählt wird, unter den früheren Regierungen gegen eine kleine Abgabe ebenso viele Braantweinbrennereien und Palmweinschenken gestattet. Dagegen hat die englische Verwaltung in den zwei letzten Jahrzehnten diese acht Privilegien auf Eines reducirt, und da dasselbe jedes Jahr an den Meistbietenden verpachtet wird, so ist der Preis der geistigen Getränke auf das Vierfache gesteigert worden. Andererseits hat sich allerdings unter dem englischen Schutze durch Hebung des Landbaues und Handels der Grundbesitz der Leute vermehrt. Dazu kommt, daß die allmälige Lockerung der Bande des Kastenzwanges von Leuten höherer Kaste benützt wird, um sich den Besuch der Schenke zu gestatten oder den Trant von dort nach Hause zu holen. Man kann nicht läugnen, daß die Trunksucht in Indien im Zunehmen begriffen ist. Das aber ist ungegründet, wenn man der englischen Regierung die Schuld hiesfür aufbürden will. Die Hand-

habung der Getränkesteuer ist wenigstens in Guledgubb nichts weniger als lar. Und wenn in den Zeitungen Indiens nicht selten behauptet wird, daß durch völlige Freigebung der Bereitung und des Ausschanks geistiger Getränke der Genuß derselben auf das Minimum der früheren Zeiten zurückgebracht würde, so ist die Logik dieser Beweisführung schwer einzusehen.

7. Religiöses.

Wer die Frömmigkeit nach der Menge der Tempel und Klöster schätzt, dem sollte die Bevölkerung Guledgubbs als gar fromm erscheinen. Man kann bei Durchwanderung des Städtchens ausrufen, was Paulus in Athen: „Ihr Männer von Guledgubb, ich sehe, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid!“

Die Hindu's theilen sich in Verehrer des Vishnu und Verehrer des Siwa; den einen gilt Vishnu, den anderen Siwa für den Schöpfer (soweit bei den Heiden überhaupt von Welterschöpfung die Rede sein kann), Erhalter und Regenten der Welt. Denn was man in Europa zu sagen pflegt, daß Brahma der Schöpfer, Vishnu der Erhalter, Siwa der Zerstörer sei, gilt höchstens für indische Gelehrte, welche sich bemühen, die vielgestaltigen Religionsanschauungen ihres Volkes nachträglich in eine künstliche Einheit zu bringen; im Volke selbst wird Brahma so viel als gar nicht, und von den beiden anderen Göttern entweder Vishnu oder Siwa verehrt. In Vishnu hat sich der indische Geist die über das Weltleben waltende Macht in vorherrschend freundlicher Weise vor Augen gestellt als eine gütige, üppige Lebensentwicklung hervorbringende Persönlichkeit; in Siwa wird die höchste Macht vorgestellt theils als freundliche, das Leben fördernde, theils als schreckliche, das Leben zerstörende; Siwa ist ein Gott des Lebens und des Todes, ein Gott, der Allem, was er hervorbringt, sofort den Todeskeim ins Herz legt, aber auch aus allem Ersterben der Natur wieder neues Leben hervorblühen läßt: kein Ausblühen ohne Verwelken, kein Verwelken ohne neues Erblühen. Wohl manches Jahrhundert vor Christus war es, daß in Einem Theile des großen Indiens der Dienst des Vishnu, in einem anderen der des Siwa begonnen hat; indem aber späterhin Siwaverehrer in die Gegenden des Vishnudienstes, Vishnuverehrer in die Länder des Siwadienstes

wanderten, hat es sich gefügt, daß mit der Zeit Siwa und Vishnu auch an denselben Orten Verehrung erlangten.

In Guledgudd sind die zwei ansehnlichsten Tempel dem Vishnu geweiht: in dem einen wird er von Brahmanen, in dem andern von verschiedenen Kasten der Sudra's verehrt; aber in dem einen unter anderer Gestalt als in dem andern. Ähnlich wie wir das katholische Volk dieselbe Maria hier unter dieser, dort unter jener Form und Benennung anbeten sehen.

Von Vishnu erzählen seine Diener eine Reihe von Avataren, Adventen, Herabkünften, einige in thierischer, die meisten in menschlicher Gestalt. Seine Freundlichkeit habe sich in dieser Weise zu seinen Geschöpfen, zumal den frommen, hilfreich herzugethan. Der Königssohn Rama, in welchem Vishnu bei seiner siebenten Verkörperung wohnte, soll in Vishnu's Kraft nach Lanka (Ceylon) einen Helbenzug unternommen haben, weil der wilde König dieser Insel ihm seine Gattin fortgeführt habe. Dabei habe sich dann im Süden Indiens ein gewaltiger Affe mit den Affenschaaren, deren König er war, dem Vishnu-Rama zu Dienst gestellt, über die Meerenge zwischen Südinbien und Ceylon ihm eine Brücke von Felsen gebaut. Hanuman sei der Name dieses Affen gewesen. Ohne Zweifel hat in grauem Alterthum wirklich ein indischer Fürst, der Rama hieß, einen solchen Zug nach Ceylon gemacht und mag dabei wohl von einem rohen, den Affen gleich im Walde lebenden Volksstamme des südlichen Indiens unterstützt worden sein; aus den nach Affenart lebenden Menschen sind dann in der Sage wirkliche Affen geworden, und weil ihr König Hanuman dem Gotte Vishnu-Rama ein getreuer Dienermann war, so ist der Affe Hanuman mit der Zeit dem armen Volke ein Gegenstand seiner Verehrung geworden. Nicht weniger als drei Tempel sind diesem Affengotte in Guledgudd erbaut; in dem einen derselben heißt der Gott zu ehronvoller Auszeichnung „Schwanzhanuman“, weil sein dortiges Bild sich eines besonders langen Schweifes erfreut. Aus der Entwicklung dieses Hanuman-Kultus kann man ersehen, wie die Verirrung des Heidenthums allmählig zu gotteslästerlicher Verrücktheit wird.

In fünf weiteren Tempeln wird Siwa angebetet. Aber auch dieser in verschiedenen Formen. Im ersten der fünf beugen sechs Brahmanenfamilien dem Siwa zu Ehren ihre Kniee vor dem Stavara-Ringa (unbeweglicher Phallus), jener Figur, welche die Zeugungs-

kraft des Gottes veranschaulichen soll. Im zweiten und dritten Tempel bringen die Sudra's derselben Figur ihre Verehrung dar; jedoch ist hier das Eigenthümliche, daß der heilige Reistier des Siwa, Basawa genannt, als andächtiger Verehrer vor dem Lingasteine sitzt. Eben dieser Stier des Siwa nimmt im vierten und fünften der Siwa-tempel selber den Götterthron ein.

Ein weiterer Tempel Guledgubds gehört der Gemahlin des Siwa, der schrecklichen Todesgöttin Durga oder Durgauwa (auwa = Mutter oder Frau). Er wurde vor dem westlichen Thore der Stadt erbaut, gerade zu der Zeit, als Missionar Ries am östlichen Ende sich niederließ. Daher die Leute damals scherzweise sagten, sie wollen doch sehen, wer am Ende ihre Stadt erobern werde, ob der Missionar vom Osten oder die Durga vom Westen her. Einige Jahre hernach hat der Erbauer des Durgatempels, als die muthwillige Jugend Guledgubds seine Gankeseien aufdeckte, das Weite gesucht, und nun steht sein Tempel sehr verlassen da: möge das den Bewohnern ein gutes Vorzeichen von dem endlichen Siege des Sendboten Christi sein!

Unsere Aufzählung der Tempel ist noch nicht zu Ende. Die Demanga- oder Hattagara-Weber verehren als ihre Schutzgöttin die Bale-Sankri und haben dieser Unholdin zwei Tempel erbaut, den einen vor langer Zeit, der andere ist neu, aus soliden Quadersteinen aufgeführt. Dieser ist es, in welchem, ehe er eingeweiht war, Missionar Ries nach seiner Ankunft in Guledgudd neun Monate lang seine Wohnung hatte, und wo er auch die Taufe an den zwölf Erstlingen der Guledgudd-Gemeinde vollzog. Den Hauptsitz der Verehrung hat aber die Bale-Sankri fünf Stunden von Guledgudd in der Nähe von Badami; dort kommen alljährlich aus allen Gauen Südmahratta's die Wallfahrer zusammen. Vor zwei Jahrzehnten soll die Cholera bei einem solchen Feste so furchtbare Verheerung angerichtet haben, daß von ganzen Familien keine Seele mehr in die Heimat zurückgekehrt sei.

Eine dritte Göttin, die in Guledgudd zwei ärmliche Tempelchen hat, ist Demauwa. Einer vierten, Kentschauwa, ist als Schutzpatronin des benachbarten Weithers ein Tempel geweiht. Sie sei die schöne Tochter des Schultheißen von Masur im Süden des Dharwar-Kollektorates gewesen und bei der Eindämmung des dortigen großen Sees als keusche Jungfrau den Dämonen geopfert worden, damit der mächtige Damm nicht durchbrechen möge. Der Damm brach

zwar hernach dennoch durch. Gleichwohl findet sich über das ganze Kanareseiland neben den Dämmen aller größeren Bewässerungsteiche ein solches Kentschauwa-Tempelchen, ähnlich wie in katholischen Ländern auf den Brücken Nepomuk nicht fehlen darf.

Das letzte der Tempelchen endlich gehört der Mogauiwa an und steht auf einer weithin sichtbaren Bergspitze in der Nähe der Stadt. Diese Göttin selbst ist aber nichts Anderes als die hervortretende Ecke eines Sandsteinfelsen (Mogauiwa = Frau Bergspitze). Dessen ungeachtet soll sie einen Gemahl haben, der in der Gestalt eines am Fuße des Berges befindlichen Weinbaumes angebetet wird. In Cholerazeiten sieht man Schaaren der Guledgubdleute dieser Mogauiwa ihre Opfer bringen. Die Worder oder Steinbrecher, die das ganze Jahr hindurch rechts und links den übrigen Felsen Stücke abschlagen, würden nie wagen, an dem dieser Göttin geheiligten Dienstage ihre Steinfarren unten am Berge vorüber zu führen. Und wenn jene Krankheit herrscht, wollen sie lieber Wochenlang darben, als ihre der Göttin geweihten Büffel anspannen und dadurch den Zorn derselben noch weiter reizen.

Also siebzehn Götterhäuser der Heiden in diesem Städtchen! Dazu kommen noch vier Moscheen, darin die achthundert mohamedanischen Bewohner Guledgudds ihre Gebete und Ceremonien verrichten. Doch sind diese armselige Gebäude, wie diese Schaar von Muselmanen selbst meist aus armen, unwissenden, dazu dem Trunke ergebenen Leuten besteht.

Außer ihren Tempeln haben die Heiden noch eils Klöster in Guledgudd, theils von Mönchen, theils von verheirateten Priestern bewohnt. Eines, eine Art Einsiedelei außerhalb der Stadt, dient als Herberge für durchreisende Priester und arme Eingaiten, für welche der Einsiedler Mehl, Schmalz, Del in der Stadt erbetteln darf. Zwei andere sind Ableger des „Regenmacherklosters“, welches sechs Stunden nordwestlich von Guledgudd gelegen ist und vor wenigen Menschenaltern gegründet wurde von einem Manne, der ein mächtiger Beschwörer der Wolken gewesen sein soll.

Die Weise aber, in welcher die Heiden in Tempeln und Privathäusern den Göttern dienen, ist in Guledgudd dieselbe, wie in ganz Indien. Unverständene Sanskritgebete (denn das Volk, zumal Südindiens, versteht die alte Sanskritsprache nicht mehr) werden hergemurmelt, Kokosnüsse, Zucker, Mehl, Del, Gebackenes wird vor den

Götterbildern niedergelegt, die Bilder werden mit Blumen bestreut, Weihrauch wird angezündet, die Glocken, die über dem Eingang hängen, werden angeschlagen, mit Handglocken wird geklingelt. Bei besonderen Festen opfert man auch, zumal der Todesgöttin Durga, blutige Opfer. Die Göttin Mogauwa wird, alle drei Jahre Einmal, sogar gebadet im Blute eines Büffelstiers, welcher die Jahre zuvor ihr Gemahl geheißen und als solcher frei auf den Fluren hat weiden dürfen. Bisweilen sind die Priester der Gegenstand der Anbetung, sie müssen dann regungslos wie ein stummes Götterbild da sitzen und werden bis an den Hals mit Blumen bedeckt.

Auch eine Art religiöser Vorlesungen findet manchmal statt. Irgend ein reicher Bürger oder eine Gesellschaft wohlhabender Kastengenossen beruft einen der heiligen Schriften kundigen und mit starker und geläufiger Stimme begabten Mann zum erklärenden Vortrag einer Schrift. Soll die Sache in glänzendem Style geschehen, so bringt dieser noch einen besondern Vorleser und etliche Zitterspieler und Paukenschläger mit. Es wird festgesetzt, daß diese Personen, so lange die Vorlesungen dauern, von den Gliedern der Gesellschaft festlich gespeist werden und am Schlusse jeder, je nach seiner Rolle, eine Summe Geldes und Ehrengeschenke erhalten sollen. Darauf wird ein geräumiges Lokal bestimmt, meist ein Kloster oder ein Tempel. In diesem versammeln sich die Hörlustigen jeden Abend. Bei der Eröffnung erheben sich alle Anwesenden und recitiren stehend einen Vers, in welchem Ganesa mit dem Elephantenkopf als der Gott der Weisheit und Geber aller Erkenntniß angerufen wird. Nachdem sich die Versammlung niedergelassen, singt der Vorleser, von den Zitterspielern begleitet und auf dem Grundton ihrer Instrumente ruhend, in der eigenthümlich recitirenden Weise der Hindu's, mit einer Unzahl kurioser Triller und Schnörkel am Anfang, Mitte und Ende, zuerst einen ganzen Vers, hierauf, in natürlicherer Stimme, die erste Vershälfte noch einmal. Nun hält er mit seinen Begleitern inne, um dem Erklärer das Wort zu lassen. Dieser macht mit einem überschwenglichen Aufwand von Geberden aller Art seine Person und Erklärung wichtig, bietet alle Gelehrsamkeit, Belesenheit und eigene Phantasie auf, strengt seine Stimme an so viel ihm möglich ist. Der gegenüberstehende Responsor fällt nach jeder Sage ein mit „hon“ (Ja!) und die ganze Versammlung nickt Zustimmung und Bewunderung. So geht es fort Abend für Abend, bis das ganze Buch durchgemacht

ist, wozu es in der Regel ein bis zwei Monate braucht. Denn je länger es dauert, desto größer werden die Kosten, desto mehr Verdienst und Ruhm bringt also die Sache den Unternehmern ein. Der Schluß des Ganzen ist eine pomphafte Procession und ein großartiger Schmaus. Bei einem solchen Anlaß sollen vor einiger Zeit einige Bürger nicht weniger als 700 Rs. verschwendet haben; während dieselben Leute kurz zuvor aus lauter Knickerei die in ihrem Stadttheile errichtete Regierungsschule elendiglich haben eingehen lassen und ihren Knaben kaum einen Kreuzer zum Anschaffen eines Lesebüchleins geben.

Auch sogenannte „Vereine der Frommen“ (Sadhu Mandale) giebt es in Gulebgudd. Die Grundlage ihrer Ueberzeugungen ist Pantheismus, die Identität des unendlichen und endlichen Geistes. In die Gottheit sich zu zerfließen zu sehen ist das ersehnte Ziel. Wie so oft bei Sekten dieser Art, so geschieht es auch bei ihnen nicht selten, daß die Diesseitigkeit des Menschen mit Gott zum Freibriefe des Fleisches wird: Sünde ist ja nicht möglich, wenn alles Thun des Menschen ein Thun Gottes in dem Menschen ist. Eine Hauptaufgabe besteht dann ferner darin, ihre Identität mit der Gottheit durch den Besitz wunderbarer Kräfte zu beweisen. Freilich will es ihnen nicht gelingen, des hiezu erforderlichen Steines der Weisen habhaft zu werden. An umherziehenden Gauflern, die diesen Stein versprechen, fehlt es zwar nicht, aber die hochgespannten Hoffnungen werden schmerzlich enttäuscht. Vor etlichen Jahren hielt sich ein Magier dieser Art in einem benachbarten Garten auf und wurde von der leichtgläubigen Menge als Heiliger verehrt; triumphirend blickte der „Verein der Frommen“ auf den christlichen Missionar herab: nun sei der Mann gekommen, vor welchem dieser zu Schanden werde. Aber eines Morgens fand man den Heiligen mit etlichen seiner Schüler halb von Sinnen auf dem Boden liegend; sie hatten, um in die rechte Entzückung zu gerathen, Abends zuvor von einer Giftpflanze gegessen, die nach des Meisters Versicherung noch kräftiger als das Trinken von Branntwein und Rauchen von Hanf und Opium zum Ziel führen sollte. Die redlichen Mitglieder dieser frommen Vereine haben sich, nachdem Bruder Ries vor einem Jahrzehnt seine Arbeit begonnen hatte, allmählig zu Christo führen lassen. Andere sind seither ausgetreten. So hat der Verein im letzten Jahrzehnt an Zahl und Ansehen starken Verlust erlitten.

Ein Blick in die Zustände China's.

Das unglückliche China, in seinen innersten Fugen behebend und aus unzähligen Wunden blutend, nimmt unsere Theilnahme mehr und mehr in Anspruch. Freilich ist es schwer, ein richtiges Urtheil über die dortigen Vorgänge zu gewinnen; denn das Alte zehrt auseinander und ein Neues hat sich noch nicht gebildet; alle Verhältnisse sind noch in der Entwicklung und im Fluß begriffen. Es ist darum um so mehr von Interesse, die Eindrücke eines ruhigen ernstesten Beobachters kennen zu lernen und durch dieselben einen Anhaltspunkt zur Beurtheilung der Zustände in China zu gewinnen. Einen solchen bietet uns das Schreiben, welches ein englischer Geistlicher (wahrscheinlich der Bischof von Victoria auf Hongkong) unter dem 22. Mai 1862 von Peking aus an einen Freund in England richtete, und das wir hier gerne mittheilen:—

„Seit mehr als einer Woche bin ich hier in der weltberühmten Hauptstadt des chinesischen Reiches. Am 10. Mai landete ich an den Taku-Forts, fuhr am Mittag desselben Tages noch vierundzwanzig Stunden weit den Peiho-Fluß hinauf, Tientsin zu, und erreichte diese Stadt in der Frühe des folgenden Morgens, Sonntag den 11. Mai. Ich predigte an diesem Tage vor etwa fünfzig Engländern, konfirmirte einige Soldaten vom 67. Regiment und kam zwei Tage nachher hier in Peking an. Das war freilich eine Reise, wie ich keine mehr machen möchte; über achtzig Meilen mußte ich in Staub und Hitze auf erbärmlich stoßenden Karren, an welchen sich die armen Maulthiere abquälten, zurücklegen. Hier wohne ich gastlich aufgenommen im Gebäude der brittischen Gesandtschaft. Am vergangenen Sonntag hielt ich öffentlichen Gottesdienst vor einer Versammlung von mehr als zwanzig Engländern.

„Die ersten Eindrücke, welche die Hauptstadt auf mich machte, waren, offen gestanden, die der unangenehmsten Enttäuschung und Ueberaschung. Während jener zweitägigen so sehr mühsamen Reise führte der Weg durch eine äußerst uninteressante flache Gegend; kaum ein einziges Haus war etwas ansehnlicher als eine Bauernhütte. In der ganzen Gegend umher drängten sich dem Auge überall die Spu-

ren von Verarmung und Verfall auf. Als ich kurz vor Sonnenuntergang unter einem der alten östlichen Thore in die chinesische Stadt und nach einer halben Stunde durch ein zweites Thor in den Stadttheil der Mandchu-Tataren einritt, schaute ich mich überall umsonst nach jenen Zeichen von kaiserlicher Größe und Herrlichkeit um, welche wir in unsern Vorstellungen unwillkürlich mit der so lange unbekannten nördlichen Hauptstadt China's verbinden. Erst als ich die berühmteren Punkte und die Umgebung des kaiserlichen Palastes und seiner Gärten selbst besucht und geschaut hatte, mußte ich eingestehen, daß Peking in der That Alles, was bisher dem europäischen Besucher in China zugänglich war, übertreffe. In anschaulicher Weise stellt es den flitterhaften Glanz, den erloschenen Zauber früherer Macht, und die ausgenützte veraltete Herrlichkeit eines Regierungssystems dar, welches die Aufgabe erfüllt hat, den Charakter der Nationen des östlichen Asiens zu bilden und ihre Geschichte zu gestalten. Peking ist kurz gesagt China im Kleinen, ein Spiegelbild des Reiches und der eigenthümlichen Gestalt seiner Civilisation, — seines Alterthums, seiner Starrheit, der Zerrüttung und Auflösung, welcher es entgegen geht.

„Die Großartigkeit aller Verhältnisse ist der hervorstechendste Zug in dem Charakter von Peking. Als ich auf der südlichen Mauer der Tatarenstadt stand und auf das nahe Eingangsthor des Palastes hinabschaute, in welchem, kaum eine halbe Stunde von mir entfernt, Lung-tschi, der junge Kaiser über dieses volkreiche Geschlecht und Reich, als siebenjähriges Kind unter den Vormündern und Pflegern ist, erfüllte meinen Geist Staunen über die Vergangenheit dieses Reiches, und Hoffnungslosigkeit im Blick auf seine Zukunft. Der Anblick erinnerte mich an mehr als dreißig Jahrhunderte einer im Ganzen unverändert gebliebenen Bildung, eines Regierungs- und Verwaltungssystems, welches weit in das Dunkel der Vergangenheit zurückgeht, und einer Philosophie und Literatur, deren Gestaltung zu den ältesten der Welt gehört. Die Stadt gewährt einen sehr charakteristischen Anblick. Denke man sich eine Mauer von 8—9 Stunden im Umkreis und durchschnittlich 40 Fuß hoch, so hat man einige Vorstellung von dem ungeheuern Areal, das zum größeren Theil mit Gebäuden bedeckt ist. Die südliche Hälfte heißt die chinesische Stadt. Eine Mauer durchzieht sie von Ost nach West und scheidet sie von der inneren oder Tatarenstadt, welche, auf der Nordseite liegend,

etwa fünf Stunden im Umkreis hat. Innerhalb der letztern wiederum liegt die kaiserliche Stadt, deren Mauer wahrscheinlich einen Umfang von nicht weniger als zwei Stunden hat. Und innerhalb der kaiserlichen Stadt wiederum liegt der kaiserliche Palast mit seinen zahlreichen Tempeln, Sommerhäusern und Wachtürmen, alle wie von Gold funkelnd, wenn die Strahlen der Sonne in ihren gelbglassirten Ziegeln, dem Sinnbild und Zeichen kaiserlicher Machtherrlichkeit, sich spiegeln. Ein oder zwei künstliche Hügel in dem Garten des Palastes sind mit Baumgruppen bedeckt und sind in der einsörmigen Ebene der Stadt eine wohlthuende Unterbrechung. Die ganze Ebene ringsumher ist eine weite, angeschwemmte, staubige, sandige Fläche; nur im Norden bilden in einer Entfernung von drei bis sechs Stunden die blauen Hügel, von Nordwest nach Südwest sich hinziehend, einen halbkreisförmigen Hintergrund.

„Inmitten dieses reichen Anblicks von Palästen, Tempeln, Stadtmauern, Straßen und Ziegelbächern gewahrt das Auge in dieser Jahreszeit in jeder Richtung einen ganzen Wald von Grün, welcher nahezu die halbe Stadt verbirgt und das Auge mit seiner lebendigen Frische erquickt. Reich belaubte Baumgruppen, im zarten Grün des Frühlings prangend, geben das Bild von Park- und Waldpartien in mitten der dumpfen, dunstigen Quartiere, wo Städter und Vorstädter sich bewegen. Und doch herrscht allenthalben eine dahinsiechende Abgelebrtheit, welche Allem, dem Lebendigen wie dem Leblosen, ihren Stempel zu deutlich aufgeprägt hat, um noch einen Zweifel übrig zu lassen, daß dieses Reich samt seinem Regierungssystem einem raschen Verfall entgegeneilt, und daß die Dynastie der Mandtschu-Tataren an dem Rande des Untergangs sich befinde. Die vielgerühmte Pracht und Herrlichkeit dieser großen Hauptstadt von Ostasien ist nur Betrug und Täuschung. Was sich dem Auge darstellt, zeugt unverhüllt von Verarmung und finanziellem Ruin. Armselige Gebäude, verödete Wohnungen, zerbröckelnde Mauern, vernachlässigte Tempel, ungepflasterte Straßen, Gassen von Schmutz und Unrath versperrt, Karren von einer Pfütze zur andern holpernd oder fast fußtief in den ausgefahrenen Geleisen versinkend, finden sich nicht nur in den abgelegenen Stadttheilen, sondern selbst in der nächsten Umgebung des Palastes. Die Europäer, mit denen ich in Peking zusammentraf, auch diejenigen unter ihnen, welche am meisten Zuversicht und Hoffnung hegten, stimmen in der Ansicht überein, daß die kaiserliche Dynastie

von China am Rande der Vernichtung sei, und daß als nächste Folge davon Auflösung aller Ordnung im Staat und Gemeinwesen sicher zu erwarten sei. Hätten die Taiping-Rebellen in ihrer Mitte tüchtige Elemente, um zu organisiren und umzugestalten, besäße ihr Führer ebensowohl die Kunst aufzubauen, als er sich leider gewaltig gezeigt hat, niederzureißen, — zum Mindesten ein Theil des Reiches wäre unter ihre Gewalt gekommen und eine neue Dynastie würde sich auf ihren Schultern erhoben haben. Vielen denkenden Gemüthern in diesem Land erscheint es als eine durchaus nicht unwahrscheinliche Möglichkeit, daß die Administrativgewalt Schritt für Schritt in die Hand derjenigen europäischen Nationen gerathe, welche vertragsmäßig in den freien Häfen ihre Konsuln haben, und daß sich allmählig über die Gegend, welche das Hinterland jener Häfen bildet, ein bewaffnetes Protektorat der fremden Mächte bilde. In Folge der drohenden Auflösung des Reiches werden sich jedenfalls in der Zukunft ernste Schwierigkeiten erheben, und die Lösung derselben wird, wie ich voraussehe, zu gewichtigen und gefährlichen Mißverständnissen und Verwicklungen zwischen den größeren Mächten des Westens, zumal zwischen England und Frankreich, führen. Großbritannien darf bei den Ereignissen in China, wo es bedeutende Interessen zu wahren hat, kein müßiger Zuschauer sein. Ein Handel, der jährlich dreißig Millionen umsetzt, zwingt es, in die Ereignisse, welche jetzt sowohl uns als China tief berühren, thätig einzugreifen. Rußland, Frankreich, England, — ein jedes dieser Reiche verfolgt hier sein Ziel; Rußland sucht seine Gränze nach Süden zu erweitern, Frankreich stellt sich an die Spitze der päpstlichen Missionen, England, zunächst das Interesse seines Handels verfolgend, verbindet völliger als jene beiden andern Mächte seine Zwecke mit dem materiellen Wohlergehen des chinesischen Reiches. Im Ganzen genommen ist die Aussicht eine klägliche; kein Funke von Lebenskraft ist in der Nation, keine Vaterlandsliebe in ihren Staatsmännern; in allen Kreisen herrscht Korruption und Mißregierung; es sind dieß Tage der Heimsuchung und Demüthigung für das Volk.

„An die verschiedenen Vertlichkeiten, welche ich bei meinen täglichen Ausflügen besuchte, knüpfen sich interessante Erinnerungen von mannigfacher Art. Auf der Terrasse der östlichen Mauer stehen noch jetzt, in keiner Weise vor Wind und Wetter geschützt, die astronomischen Instrumente von Ricci, Schall, Verbiest und ihren gelehrten Mitarbeitern, als Denkmale des Eifers und der Erfolge jener ersten

Jesuiten. Mit besonderm Interesse besuchte ich den Gottesacker in der westlichen Vorstadt, wo nahezu hundert Jesuiten und Franciscaner ihren letzten Ruheplatz gefunden haben. Die russische Mission in der nordöstlichen Ecke der Tatarenstadt, mit ihren 200 eingebornen Gliedern und vier europäischen Priestern, und ihr Gottesacker in der nördlichen Vorstadt, wo zum Andenken an die im September 1860 verrätherisch ergriffenen und durch langsame Leiden zu Tod gemarterten fünf Engländer Monumente errichtet sind, erweckten in dem Besucher tiefe Gefühle verschiedener Art. Das Han=lin oder National-Kollegium, der Mittelpunkt wissenschaftlicher Promotionen, und die große Examenshalle mit ihren 10,000 Zellen für die Kandidaten der Confucischen Gelehrsamkeit und Weisheit, boten manche neue und interessante Aufschlüsse. Der große Tempel zu Ehren des weisen Confucius, die Staatsministerien, die buddhistischen Lama=Tempel mit ihren mongolischen Priestern waren oft das Ziel meiner täglichen Wanderungen, ebenso die Umgebungen des Wassergrabens und der Gärten des Palastes, wo von einer Marmorbrücke aus das Auge mit Einem Blick die buntschedige Gruppe von fantastischen Bauwerken, wunderbaren Scenen und überladener geschmackloser Ornamentur umfassen kann, welche auf den europäischen Besucher den bleibendsten Eindruck macht. Das ist Peking, vielleicht nicht das Peking unserer jugendlichen Phantasie, noch auch das Peking des vorigen Jahrhunderts, aber das Peking von heute, in seiner nackten Wirklichkeit.

„Kien=lung, der im Jahr 1798 starb, war der große Kaiser, dessen lange Regierung von sechzig Jahren als die ruhmreichste Periode der neueren chinesischen Geschichte betrachtet wird, war der Louis XIV von China, der gewaltige und erleuchtete Herrscher, der Verschönerer der Stadt, der Erbauer von nationalen Monumenten, der Schöpfer jenes Systems von Luxus, Verschwendung und durchgehender Korruption der unteren Beamten, welches den Weg zur allgemeinen Mißregierung und Unzufriedenheit der Provinzen bahnte und endlich in der Anarchie der Laiping=Rebellen seinen Gipfel erreichte.

„Der französische Geschäftsträger, welcher keine Handelsinteressen zu schützen hat, ist der offene und anerkannte Gönner und Verbündete der Jesuitenmissionen. Hier in Peking sind etwa drei oder vier Lazaristenpriester. Der Bischof von Peking, wie man sich erzählt, eben jetzt auf dem Wege hieher von Europa zurück, bringt einen zahlreichen Stab von Priestern mit, wie auch neun barmherzige Schwe-

stern, welche bald in der Stadt angesiedelt sein und aller Freiheit sich erfreuen werden, unter dem Volke ihre Propaganda zu betreiben. In diesem Augenblicke zählen sie etwa 2000 Besehrte, lauter geborne Befenner des römischen Katholicismus. Eine große und schöne Kathedrale naht sich im südlichen Theile der Latarenstadt ihrer Vollendung; eine andere kleinere Kirche erhebt ihren viereckigen Thurm etwa eine Viertelstunde westlich vom kaiserlichen Palaſt. Diese äußeren Zeichen von Fortschritt samt weiteren Siegen, welche die französische Diplomatie für die römische Kirche durch Wiedererwerb prächtiger Kathedralſitze in Kanton und Ningpo gewonnen hat, dürfen übrigens nicht zu eilig als Beweise von irgend einem moralischen Einflusse oder innerm Ansehen betrachtet werden, welches der römische Katholicismus bei der einheimischen Regierung und in der Stimmung des Volkes gewonnen hätte. Im Gegentheil habe ich von Personen, welche durch hohe Stellung, wie durch umfassende Kenntniß der Verhältnisse zu einem richtigen Urtheil befähigt sind, vernommen, daß eine merkbare Reaktion gegen die römischen Katholiken sich geltend mache; dieselbe sei veranlaßt durch die gewaltthätige Besiznahme von frühern in andere Hände übergegangenen kirchlichen Eizzen. Diese Schritte haben tiefeinschneidende Verwirrungen und Verluste nach sich gezogen, wie ungefähr solche eintreten müßten, wenn die römische Kirche in dem protestantischen England oder Deutschland ohne Weiteres sich in den erzwungenen Besiz der früheren Güter von Klöstern und Kirchen sezen würde. Das Todesurtheil, welches neulich ein hoher Mandarin in der Provinz Kwei-tschau an einem römisch-katholischen Missionar und acht Besehrten vollstrecken ließ, giebt eben in diesem Augenblick der französischen Gesandtschaft Anlaß zu einem diplomatischen Handel, und bietet ein Beispiel der feindlichen Reaktion, welche durch die Träger der Regierungsgewalt hindurchgeht.

„Der einzige protestantische Missionar, der gegenwärtig die Erlaubniß hat, in Peking zu weilen, ist Dr. Kochhardt von der Londoner Missionsgesellschaft. Seine unentgeltliche ärztliche Wirksamkeit zählt zu den schätzenswertheſten und wirksamsten Mitteln, auf die Bevölkerung sittlich hebend zu wirken; durch dieselbe kommt wöchentlich zwischen 2 bis 3000 Leidenden auf höchst wohlthätige Weise die Hülfe eines christlichen Arztes zu gute.“

„Herr J. S. Burdon, ordinirter Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, begleitete mich hieher, in der Hoffnung,

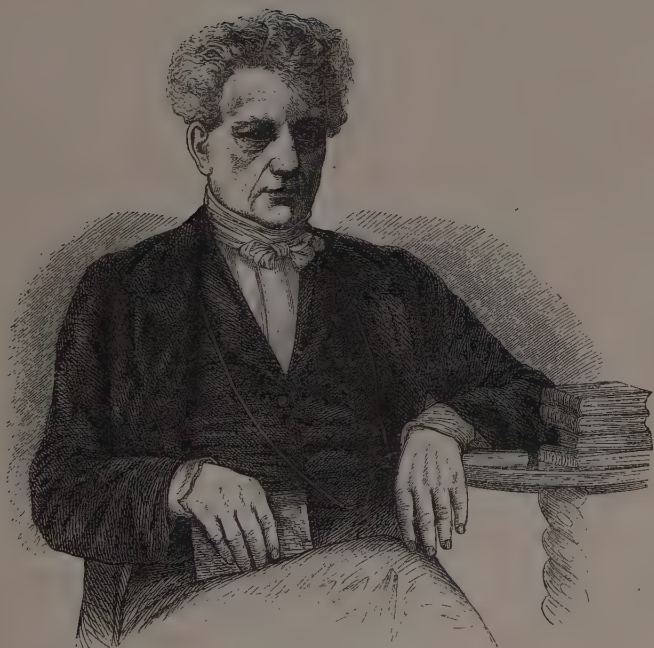
daß ich durch freundschaftliche Fürsprache bei dem brittischen Geschäftsträger bestimmte Bedingungen, unter welchen ihm der Aufenthalt in Peking gestattet würde, erzielen könnte. Die Zerrüttung der Verhältnisse durch die Rebellion hat vorläufig sein Bleiben auf seiner Station Schau-king in der Provinz Tsching unzmöglich gemacht; die Gelegenheit, die Kenntniß des Hofdialekts von Peking sich zu erwerben, und die Unthunlichkeit, ihm einen vorläufigen Arbeitskreis anzuweisen, wies uns für ihn, wie es schien, nach diesem Mittelpunkt von China. Nach mannigfachen Unterredungen und Verhandlungen mit den Gliedern des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, welche zu den höchsten Beamten des Reiches gehören, wurde ausgemacht, daß vorläufig zehn Jünglinge, Söhne hoher tatarischer Beamten, Herrn Burdon in Peking übergeben werden sollten, um von ihm Unterricht in der englischen Sprache zu erhalten. Ich kann hier nicht weiter auseinander setzen, welches die Schwierigkeiten für einen Missionar sind, der als solcher von unserm Gesandten die Erlaubniß erhalten hat, in Peking seinen Aufenthalt zu nehmen, und welches die Vortheile jener zeitweiligen Maßregel als eines vorläufigen Mittels sind, einen Einfluß zu ermöglichen und Gutes zu thun. Die umfassendere und weitere Frage, um die es sich hier handelt, ob protestantische Missionare die gleichen Rechte und Ansprüche haben, wie die Sendlinge des Jesuitenordens und französische Ordenspriester, wird sich unzweifelhaft der Beachtung der Freunde zu Haus von selbst aufdrängen und ihre endliche und rechtsgültige Lösung in England erhalten. Nicht ein jeder protestantische Missionar flößt das Vertrauen ein, daß seine Klugheit und Diskretion unsern Beziehungen zu der chinesischen Regierung in Peking in ihrem gegenwärtigen unsichern und mißlichen Stande entsprechen werde. Ebensovienig können wir uns die Thatsache verhehlen, daß ein einziger, stürmisch und unweise vorgehender protestantischer Arbeiter, wenn er etwa Unruhe und Volksauflauf in den Straßen verursacht und bei den chinesischen Behörden Argwohn und Befürchtungen politischer Natur erregte, mehr Schaden anrichten könnte, als die ruhige Geduld und Stetigkeit von zwanzig einsichtsvollen Missionaren in einem ganzen Leben wieder gut machen könnte. Doch wird diese Schwierigkeit, wie ich überzeugt bin, nie geltend gemacht werden dürfen als ein Grund, der uns Protestanten für die Zukunft von einer bleibenden Niederlassung in Peking ausschließen würde. Bestimmte Regeln und Ordnungen müssen in

alle Wege vereinbart werden, um jene Gefahr möglichst zu mindern und zu heben; aber der wunderliche Widerspruch, daß Jesuiten so große Vorrechte genießen, während protestantische Missionare ausgeschlossen und der Möglichkeit zu wirken beraubt sind, kann nur von zeitweiliger Dauer sein, und die Kirche und das Volk von England werden gewiß dieser Anomalie nicht in die Länge ruhig zusehen, ohne ihre Stimme dagegen zu erheben."

Berichtigung.

Im Augustheft des Missions-Magazins S. 368 heißt es: „In der Lehre von den Sakramenten denken die Glieder des Goshner'schen Missionsvereins lutherisch (wie dieß in der Evang. MG. von Basel gleicherweise der Fall ist).“ — Das ist unrichtig und konnte nur aus Mangel an Aufmerksamkeit bei der Korrektur stehen bleiben. Es muß heißen: „In der Lehre von den Sakramenten denken **manche** Glieder lutherisch u.“

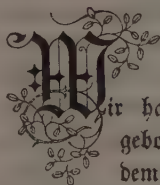
Der Herausgeber.



Alphonse François Lacroix.

Alphonse François Lacroix.

Zweite Abtheilung.



1. Die Heidenpredigt.

Wir haben in einem früheren Hefte erzählt, wie Lacroix, geboren im Kanton Neuenburg den 10. Mai 1799, nach dem frühen Tode seines Vaters unter die treffliche Pflege und Erziehung eines Oheims kam und dort durch Gottes Gnade zu einem nach Leib und Seele gesunden Jüngling heranreifte. Ein Aufenthalt in Holland machte ihn mit der Mission bekannt, und nachdem er längere Zeit in dem höchst primitiven Missionsinstitut zu Verdel (bei Rotterdam) als Zögling verweilt hatte, gieng er im Dienst der Niederländischen MG. nach Indien, und zwar zunächst nach der Stadt Tschinsura, die damals unter holländischer Herrschaft stand, und die er am 21. März 1821 glücklich erreichte. Dort arbeitete er mit aller Hingebung der Liebe an den Eingeborenen und Europäern, bis alles holländische Besizthum in Indien, somit auch Tschinsura, an die Engländer übergieng, was für Lacroix die Folge hatte, daß er (März 1827) an die Londoner MG. sich anschloß, mit deren Grundfäßen er im innersten Grunde des Herzens sich einig fühlte. Eine bedeutungsvolle religiöse Bewegung aber, welche um jene Zeit in der südlich von Kalkutta sich ausdehnenden Reisebene die Eingeborenen ergriff, wurde für Lacroix der Anlaß, mit seiner Familie nach Kalkutta selbst überzusiedeln (April 1829) und die geistliche Pflege der Neubefehrten in jenen Dörfern zu übernehmen. Wir haben ihn auf diesen seinen Missionswanderungen begleitet, uns an seiner lebensfrischen Weise, an seiner Liebe zu den Eingeborenen und an ihrer Liebe zu ihm erquickt und die Sorgen kennen gelernt, die

Miss. Mag. VI.

mit dieser Arbeit verbunden waren. Die gehässigen Uebergriffe der Baptisten und der hochkirchlichen Anglikaner in die jungen unerfahrenen Gemeinden, die Verwirrung, die dadurch in den Gemüthern angerichtet ward, die Verfolgungen und Mißhandlungen, welche die Christen von Seiten ihrer heidnischen Verwandten und Freunde, namentlich der großen Landeigenthümer (Seminbare) erfuhren, die geistliche Erlahmung, die über viele dieser jungen Christen kam, und dazu endlich jene furchtbare Ueberschwemmung der Reisebene (1833), durch welche der zeitliche Wohlstand jener Gemeinden zerstört und die letzte geistliche Lebensregung beinahe erstickt ward, — das Alles ist vor unsern Augen vorübergegangen. Zwölf Jahre lang (1829 bis 1841) setzte Lacroix mit unermüdblicher Treue diese seine Predigtwanderungen nach der Reisebene fort, lehrend, warnend, strafend und tröstend, und kannte keine größere Glückseligkeit, als wenn er die ihm anbefohlenen Gemeinden mit dem Brod und Wasser des Lebens stärken, neue Seelen aus der Finsterniß erretten, Irrende zurechtbringen, oder das Sterbende zu neuem Leben erwecken konnte.

An der Südseite Kalkutta's liegt die große Hindu-Vorstadt Bhowānipur (von Bhawāni, einem Namen der Kali). Sie dehnt sich etwa 20 Minuten ins Gevierte aus, und die große Heerstraße, welche mitten durch das Herz Kalkutta's südwärts hinabläuft, theilt diese Vorstadt in zwei gleiche Hälften. Eine kleine Strecke weiter hinab steht der Tempel und der Bazār von Kalighāt. Bhowānipur selbst besteht aus einer dichten Masse von Häusern, untermengt mit kleinen Gärten von Tamarinden, Kokosnuß- und Borassus-Palmen, sowie mit zahlreichen offenen Plätzen, in welchen große Wasserbehälter oder Teiche sich befinden. Die Stadt zählt etwa 20,000 Einwohner, und rechnet man den nächsten Umkreis bis auf eine halbe Stunde Entfernung dazu, so kann die Bevölkerung nicht unter 40,000 sein. Die bei weitem größere Mehrzahl besteht aus Hindu's, unter denen sich viele reiche und angesehene Familien befinden, bestehend theils aus großen Grundbesitzern, theils aus Beamten, die ihre Bureau's in Kalkutta haben oder in den benachbarten Gerichtshöfen angestellt sind. Die kleineren Straßen und Gassen, die von der Hauptstraße rechts und links auslaufen, sind von theilweise sehr stattlichen Backsteinhäusern dicht besetzt; in andern Quartieren sieht man dichte Massen von strohbedeckten oder geziegelten Hütten aus Lehm. Diese sind größtentheils von den gewerbetreibenden Kasten besetzt, die überall

reichliche Beschäftigung finden oder ihre Waaren in der Nachbarschaft absetzen. Ein Flüsschen, Tolly's Nalla genannt, bespült die Stadt an ihrer südwestlichen Seite, und da dasselbe bei den Hindu's als ein kleiner Arm des eigentlichen Ganges gilt, so sieht man fortwährend Eingeborene in seinem heiligen Wasser sich baden. An einigen Stellen befinden sich Ghats oder Landungsplätze mit steinernen Treppen und Terrassen, wohin man die Kranken bringt, damit sie im Anblick des heiligen Stromes sterben; es sind dieß zugleich die Plätze, wo die Todten verbrannt werden.

In einer der trefflichsten Lagen dieser Vorstadt miethete Lacroix im Januar 1837 ein Haus und machte Bhowānipur von da an zu seinem Hauptarbeitsgebiet. Schon seit 1822 befand sich hier auf dem Bazār eine Kapelle und eine Schule. Lacroix errichtete außerdem noch einen kleinen bedeckten Predigtplatz in einer Ecke seines Gartens, hart an der Hauptstraße, und fügte eine kleine Kostschule hinzu, in welcher die Söhne der bekehrten Eingeborenen eine höhere Bildung empfangen sollten. Während nun seine treffliche Gattin Mädchenschulen errichtete und mit ungewöhnlicher Begabung sich der Erziehung des weiblichen Geschlechts widmete, fieng Lacroix selbst an, sich fast ausschließlich der Heidenpredigt zuzuwenden. Er hatte vom Anfang seiner Missionsaufbahn an es immer als seine wichtigste Aufgabe und zugleich als das Wichtigste in der Mission überhaupt angesehen, das Evangelium in der Landessprache den Heiden zu verkündigen. Wohl hatte er eine Zeitlang dem Unterrichtswesen sich gewidmet, war dann längere Zeit Pastor und Seelsorger der Christengemeinden in der Reiseebene gewesen; aber die eigentliche Heidenpredigt stand ihm immer als seine Lebensaufgabe vor Augen. Dazu war er auch vor hundert Andern ungewöhnlich begabt. Seine achtungsgebietende Gestalt und seine kräftige Stimme allein schon machten einen gewaltigen Eindruck auf das einfache Volk, zu dem er sprach. Aber dazu kam noch seine klare korrekte Aussprache des Bengālī und ein überaus gewinnender Styl. Er predigte vortrefflich im Englischen, aber das Bengālī sprach er weit besser; er bewegte sich freier darin, die Worte standen ihm reichlicher zu Gebot, und den Geist der Sprache hatte er vollkommen inne. Das Bengālī ist ganz besonders geeignet für Erzählungen; nichts aber war fesseln-der, hinreißender, als wenn Lacroix, wie er immer that, die einfachen biblischen Geschichten einfach erzählte, sie durch Bilder aus dem

gewöhnlichen Leben, aus der Weltgeschichte oder aus Hindu-Legenden beleuchtete und dann mit einigen aus dem gesunden Menschenverstand entlehnten, immer den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen dieselben auf das Herz und Gewissen seiner Zuhörer anwandte. Ein einfacher Hindu sagte einmal: wenn Lacroix predige, so zittere jedes Bengalen Herz. Es war von Allen anerkannt, daß er unter Missionaren und eingeborenen Katechisten bei weitem der beredteste, gewaltigste Bengali-Prediger war, der im Lande sich fand.

Es war natürlich, daß Jedermann den Wunsch hatte, den reichbegabten Mann von andern Missionsaufgaben so viel als möglich frei zu machen, damit er ganz der Heidenpredigt sich widmen könnte. Die Theilung der Arbeit ist nirgends schwerer als in der Mission, wo der Arbeiter überhaupt so wenige und die Aufgaben so groß, so mannigfaltig und so dringend sind. Gleichwohl gelang es endlich, dieß Ziel für Lacroix wenigstens annähernd zu erreichen. In der Stadt Kalkutta selbst hatten die Missionare an verschiedenen besonders belebten Punkten fünf einfache Kapellen oder Predigtplätze errichtet, um hier der Masse des Volks an den Abenden das Evangelium nahe zu bringen. Diese Art zu predigen ist so verschieden von dem, was wir in Europa gewöhnt sind, daß es wohl der Mühe sich lohnt, ein Bild davon zu entwerfen.

Ein Missionar, der mit dem Wort vom Kreuze die Volksmassen erreichen will, stellt sich zuweilen unter einen schattigen Baum oder auf irgend einen freien, etwas erhöhten Platz neben einer der belebtesten Hauptstraßen. In Kalkutta aber hat man, um solche Predigten systematischer fortzuführen und Alles in anständiger geordneter Weise ausrichten zu können, an verschiedenen Punkten der Stadt kleine Hütten errichtet, die man Bazār-Kapellen*) nennt. Es sind sehr primitive Bauwerke und im Grunde nichts als Hütten von etwas besserer Art; aber sie bieten für eine größere Zuhörerschaft hinlänglichen Raum, bequeme Sitze und Schutz vor Regen und Sonne. Betrachten wir uns einmal eine derselben näher. Sie steht an einer Ecke, wo zwei große Hauptstraßen sich kreuzen, und fällt jedem Vorübergehenden gleich in die Augen. Sie ist dreißig Fuß ins Gevierte und etwa fünfzehn Fuß hoch; gegen die beiden Straßen zu steht eine

*) Unter Bazār versteht man im Orient nicht Marktplätze im europäischen Sinn des Wortes, sondern die breiten Straßen, die mit Kaufläden u. dgl. aller Art besetzt und deshalb der belebteste Sammelpunkt der Bevölkerung sind.

Anzahl Backsteinsäulen, welche das geziegelte Dach tragen. Letzteres hat vier Seiten und läuft in der Mitte in eine Giebelspitze aus, die von der Mitte des Bodens aus von mehreren hölzernen Pfosten unterstützt wird. An vielen Stellen ist der Mörtelüberzug strichweise an den Säulen und den zwei inneren Wänden vom Salpeter zerfressen und abgefallen. Der Boden ist mit Backsteinen belegt; von Fenstern und Thüren findet sich nichts, außer daß zwischen den Säulen geflochtene Matten herabgelassen oder geöffnet werden können. Ein kleiner erhöhter Platz, von einem Geländer umgeben, vorne mit einem Kanzelbrett, steht an der hintern Wand; vor demselben und zu beiden Seiten befinden sich lange Bänke für die Zuhörer, jedoch ohne den Luxus von Rücklehnen. Das Ganze sieht aus wie eine Scheune, die gelegentlich in eine Schule verwandelt ist. Die Zeit gegen Sonnenuntergang ist die günstigste, um die Eingeborenen zur Predigt herbeizulocken. Die Straßen wimmeln von Menschen, indem jetzt Alles das Tagewerk vollendet hat und nach Hause geht. Ein endloser Menschenstrom bewegt sich durch die Hauptstraßen, an der Bazär-Kapelle vorüber. Gruppen von Handwerkern folgen rasch auf einander in ihren schmutzigen Kleidern; hinter ihnen kommt ein kleiner Trupp von Schreibern und Amtsdienern, die von den öffentlichen Bureau's heimkehren, in weißeren Gewändern. Einzelne Personen schreiten rasch vorüber: Lastträger mit Gepäck auf dem Rücken, fuarende Karren mit Reisfäcken oder Tuchballen beladen, ein Mann mit einer Last auf dem Kopf, etliche Knechte, ein Amtsbote mit Briefen, der an der breiten Gurt mit Messingplatte kenntlich ist; und hundert Andere, jeder seinem Geschäft nachgehend, eilen in rascher Aufeinanderfolge dahin. Die zahlreichen Laternen in der Kapelle, die am Dach und an den Stützpfeilern hängen, werden jetzt angezündet, zwei Lampen auf das Kanzelbrett gestellt. Das Ganze wäre freundlich und lustig anzusehen, hiengen nicht unzählige Spinnweben von den Dachsparren herab, und wäre nicht Alles voll Staub und Schmutz.

Der Missionar kommt an, vielleicht allein, vielleicht mit einem andern Mitarbeiter oder einem Katechisten, und tritt in die Kapelle. In seiner Erscheinung und rings um ihn her ist nichts, das an einen Geistlichen und an eine Kirche erinnert. Keine Gemeinde wartet auf ihn. Es ist kein Mensch da, der seiner harret. Aber daran ist der Missionar gewöhnt, und ohne im mindesten sich entmuthigen zu lassen, schickt er sich an, die fehlende Zuhörerschaft sich zu verschaffen.

Der Katechist oder der jüngere der Missionare stellt sich auf die Kanzel (wenn wir die Erhöhung so nennen dürfen) und fängt an, mit lauter klarer Stimme einen Abschnitt der heiligen Schrift vorzulesen. Es mag eines der Gleichnisse sein, oder eine der Wundergeschichten, oder die zehn Gebote, oder die Predigt Pauli zu Athen. Diese letztere Stelle wird besonders gut in einer Heidenstadt, wie Kalkutta, verstanden, wo man von unzähligen Tempeln umringt ist und von Gruppen der Gözendiener, die ihre Opfergaben an Früchten und Blumen darbringen oder betend vor den Gözenbildern sich niederwerfen. Zuweilen geschieht, doch selten, daß Niemand während des Lesens kommt, und obwohl das Lesen oft längere Zeit fortgeht, finden sich doch keine Zuhörer ein. In der Regel aber kommt bald Einer herein, dann ein Zweiter und Dritter; vielleicht mögen Zwölf oder Fünfzehn beisammen sein, wenn das Lesen zu Ende ist. Dann steht der Prediger auf und beginnt seine Ansprache. Er fängt mit keinem Bibeltext an, sondern sagt blos, er wolle eine Geschichte erzählen, die aus dem Worte Gottes entnommen sei, fängt dann an zu erzählen und füllt dabei alle Einzelheiten der Zeit, in der die Geschichte geschehen, des Orts und anderer Nebenumstände aus, als wenn die Zuhörer noch nie etwas der Art gehört hätten. Er legt die Sache ausführlich auseinander, beleuchtet sie durch Geschichten und andere gewöhnliche Vorfälle, lehnt sich an eingeborene Sprüche, wörter oder allgemein anerkannte Dichterworte an, macht nach allen Seiten Nutzenwendungen und treibt die darin enthaltenen Wahrheiten wie Spieße und Nägel in die Gewissen der Hörer. Die Leute laufen athemlos. Zuweilen versucht Einer Einwürfe zu machen, — er wird zur Ruhe verwiesen bis ans Ende, wo er reden könne, oder sein Einwurf wird kunstreich und geschickt in den Faden der Rede verwoben und beantwortet. Werden die Hörer durch die Sache angezogen, so bleiben sie, und bei einem treffenden Satz, bei einer in die Gemüther einschlagenden Geschichte oder bei einem witzigen Hieb gegen die Thorheit des Gözendienstes bricht die Versammlung in Heiterkeit und Lachen aus und etliche Stimmen rufen: „Prächtig! vorzüglich!“ Fühlen sie sich aber nicht angezogen, so laufen sie nach wenigen Minuten wieder weg und Andere kommen; auch diese brechen nach einiger Zeit wieder auf, um Anderen Platz zu machen. Es ist oft ein beständiges Kommen und Gehen während des ganzen Gottesdienstes. Ein kluger Missionar wird deshalb darauf bedacht sein, den

wesentlichen Inhalt seiner Ansprache drei oder vier Mal im Lauf der Rede zu wiederholen, so daß Alle, die da kommen, leicht verstehen um was es sich handelt, und einen klaren Eindruck davon nach Hause nehmen. Zuweilen kann es geschehen, wenn die Predigt besonders fesselnd und eindringend ist, daß ein großer Theil der Versammlung die ganze Zeit verbleibt. Lacroir predigte gewöhnlich drei Viertel Stunden lang. Ist die Ansprache geschlossen, so wird ein kurzes Gebet gesprochen, und dann drängen sich die Leute um den Prediger, um noch besondere Anliegen oder Einwürfe vorzubringen, und Traktate oder einzelne Evangelien zu erhalten.

So geht die Heidenpredigt Tag für Tag vor sich, allerdings unbefriedigend genug, wegen des steten Wechsels der Hörer, aber doch erfreulich durch die Thatsache, daß Gözendiener von der Liebe Gottes in Christo etwas zu hören bekommen, und daß Manche zu ihrer Seligkeit hören. Die Versammlungen wechseln beständig, und die Hörer sind immer wieder andere; doch stellen sich da und dort einzelne Leute, die noch mehr über das Christenthum zu hören wünschen, wieder und wieder ein, und oft ist es geschehen, daß unter den zufälligen Gästen, die in der Kapelle erscheinen, Leute aus weit entfernten Dörfern sich befanden, die einen Samen heilsamer Erkenntniß und etliche christliche Büchlein mit sich nach Hause nahmen, welche nicht bei ihnen verloren waren.

Die großen Hauptstücke, welche Lacroir bei seinen Bazärpredigten immer und immer wieder behandelte, waren das natürliche Verderben des Menschen, die Heiligkeit Gottes, das zukünftige Gericht, die Versöhnung, so durch Christum geschehen, die neue Geburt, die Früchte des Christenthums, der schließliche Gnadenlohn und der ewige Tod. Er legte dabei in der Regel solche biblische Erzählungen zu Grunde, die möglichst einfach und klar diese Grundlehren enthielten, und die das Gedächtniß der Hörer leicht festhalten konnte. Die Gleichnisse des Herrn, namentlich vom verlorenen Sohn, die Wunder, das Gespräch mit Nikodemus, der Kerkermeister zu Philippi, Pauli Predigt in Athen und ähnliche Stücke nahm er am liebsten vor. Er hatte dabei stets vor Augen, daß die Erkenntniß seiner Hörer sehr beschränkt, daß ihre ganze sittliche Weltanschauung voll von Irrthümern war, daß selbst die Worte, die er brauchte, leicht von ihnen ganz und gar mißverstanden und völlig verkehrt aufgefaßt werden konnten; er wußte, daß die großen Wahrheiten von Gottes Barm-

herzigkeit und Heiligkeit ihnen ganz neu waren, und daß sie mit unglaublicher Zähigkeit an ihren alten Verfehrtheiten festhielten. Deshalb war Lacroir in seinen Ansprüchen immer grundeinfach. Dabei benützte er reichlich eine natürliche Gabe, die ihm in hohem Grade eigen war, — die Gabe, in allerlei Gleichnissen zu reden. Das lieben die Hindu's über die Maassen. Daher, wenn Lacroir in der Bazär-Kapelle erschien, lief Alles herbei. Hören wir etliche solcher Vergleichen, die er in seinen Heidenpredigten zu gebrauchen pflegte.

Wenn er zeigen wollte, wie das Herz es sei, das das ganze Thun und Lassen des Menschen bestimme und beherrsche, so konnte er sagen: „Ihr sehet dort das Boot auf dem Hughly; es wird von sechs Männern gerudert und gleitet so rasch und leicht den Strom hinab. Siehe, schon sind sie am Landungsplatz vorübergefahren; aber plötzlich wendet der Mann am Steuerruder das Boot um, und die sechs Ruderer arbeiten mit aller Anstrengung gegen den Strom, der sie mit fortgerissen hat; sie rudern und rudern stromaufwärts, und siehe, endlich kommen sie an der Stelle an, die sie gewinnen wollten. So wird, wenn das Herz verkehrt ist, der Mensch von den 'sechs Leidenschaften' (Eust, Zorn, Geiz u.) auf dem Strom der Sünde abwärts getrieben, bis er in dem Meer der ewigen Pein ankommt. Wenn aber das Herz vom Geiste Gottes erleuchtet wird, so dreht es das Schifflein des Lebens mit ganzer Wendung um, und nun gilt es, daß alle Kräfte, Sinne und Affekte sich zur Arbeit aufraffen, um gegen den Strom zu fahren. Sie kämpfen glücklich mit der gewaltigen Strömung und landen endlich sicher und fröhlich im Hafen der ewigen Seligkeit.“

Oder wenn er die Veröhnung klar machen wollte, und die Stellung, welche Christus zum Christen einnimmt, so konnte er sagen: „Ihr sehet dort die lange Eisenstange, die an jenem vornehmen Hause herabläuft. Wißt ihr, wozu sie dient? Wenn der Blitz in das Haus schlägt, so zieht die Eisenstange ihn an, und statt das Dach zu beschädigen, läuft er an der Stange herunter, und das Haus bleibt verschont. So ist's, wenn ein Mensch an Christum glaubt und stellt sich unter Christi Schutz und Hut, so zieht Christus den Zorn Gottes wider die Sünde, welcher den Sünder treffen sollte, auf sich; Er selber trägt ihn an unsrer Statt, und der Mensch, der da glaubt, wird gerettet und geht frei aus.“ — Wiederum, wenn er einen Sünder beschrieb, der nach oft wiederholter Warnung den-

noch seinen Nacken verhärtet, so konnte er auf eine nahestehende Schmiede deuten und sagen: „Sehet dort des Schmieds Hund an. Als er zum ersten Mal in die Schmiede kam, so fuhr er jedesmal auf und heulte, wenn die sprühenden Funken um ihn her flogen. Nun aber ist er daran gewöhnt und schläft ruhig fort. So ist's bei einem gottlosen Menschen: anfangs erschrickt sein Gewissen über den Gerichtsschlägen Gottes und über Seinen Warnungen wider die Sünde; aber allmählig gewöhnt er sich daran, sein Herz und Gewissen verhärtet sich und nichts ist im Stande, ihn aus seinem gefährlichen Schlummer aufzurütteln.“

Wenn Lacroix seinen Hörern deutlich machen wollte, wie unmöglich es sei, daß das Baden im Ganges die Sünden wegnehme, so brauchte er häufig folgendes Bild: „Setzet den Fall, ein Wäscher lege eine Anzahl schmutziger Kleider in eine festverschlossene Kiste, und dann trägt er sie an den Fluß und reinigt die Kiste von außen aufs sorgfältigste; werden wohl die Kleider dadurch rein werden? So mag Jemand hundert Mal seinen Leib im Ganges baden und waschen: kann dieß denn die Wirkung haben, daß die Seele dadurch gereinigt wird?“ — Als Beweis gegen die Lehre von der Seelenwanderung verief er sich auf die Erinnerungskraft des Menschen und konnte dabei anspielen auf die herrschende Sitte in Indien, Papageien zu halten und sie die Namen der Götter zu lehren. „Vergißt denn der Papagei,“ konnte er dann fragen, „alle die Worte, die er gelernt hat, wenn man ihn aus einem alten Käfig in einen neuen versetzt? Gerade so ist's mit der Seele. Sie hat ein gutes Gedächtniß; wenn sie nun aus dem bisherigen Leib in einen neuen versetzt würde, wird sie nicht das, was sie weiß, mit sich nehmen und sich alles dessen, was sie gelernt und erlebt hat, wieder erinnern? Aber wo ist denn dieß der Fall? Wer unter euch ist, der sich irgend eines Dings erinnerte, das ihm in einer früheren Geburt begegnet wäre?“ — Um die Sinnlosigkeit der allgemein herrschenden Lehre zu geißeln, daß Gott der Urheber nicht bloß des Guten, sondern auch des Bösen und der Sünde sei, konnte er fragen: „Gesezt, ein Mann baute ein schönes Haus und füllte es von oben bis unten mit allerlei guten und schönen Sachen; nun bringt er sein Weib und seine Kinder dahin und — steckt dann mit eigener Hand das Ganze in Brand. Was würdet ihr von einem solchen Menschen sagen? Würde irgend Jemand ihn für einen guten, wohlmeinenden, gerechten und weisen

Mann halten? Nimmermehr! Ein solcher Narr, ein solcher Frevler findet sich ja auf der ganzen Welt nicht. Wenn wir aber sagen, Gott habe das Weltall geschaffen und Alles herrlich und gut gemacht; dann aber habe er selbst das Böse in die Welt gebracht und erhalte das Böse in der Welt: beschuldigen wir Ihn da nicht geradezu einer Thorheit und eines Verbrechens, das Niemand einem vernünftigen Menschen zutrauen würde?"

Dies sind etliche Beispiele, wie Lacroix in seinen Heidenpredigten die geistigen und geistlichen Dinge mit Bildern aus dem Leben zu beleuchten pflegte. Freilich keine Schilderung vermag sie wiederzugeben. Wir haben sie in trockenem Deutsch hier niedergeschrieben; aber in Lacroix' Mund und in der klangreichen Musik der Bengälisprache hatten sie ein Leben, eine Frische, eine Fülle der lebendigsten, in alle Details des Bildes eingehenden Schilderung, und waren zugleich begleitet von einer Macht des immer wandelnden Tons der Stimme, von einer Anschaulichkeit der Geberden, daß die ganze Versammlung oft wie verzaubert lauschte und unauslöschliche Eindrücke mit sich nahm. Hören wir, was sein Schwiegersohn Mullens von einer dieser Versammlungen erzählt. „Ich erinnere mich,“ schreibt er, „eines Samstag Abends, da Lacroix in einer der Bazär-Kapellen predigte. Auf seine Bitte las ich die Geschichte von Ananias und Sapphira aus der Apostelgeschichte. Dann predigte er wider das Lügen. Die Kapelle war von Anfang an voll, und die Leute saßen ungewöhnlich still und andächtig da. Zuerst erinnerte er an das furchtbare Vorderrschen der Lüge und Falschheit unter dem indischen und besonders bengalischen Volk; er zeigte, wie frühe schon bei den Kindern diese Sünde beginne, wie man nirgends dagegen ankämpfe, wie wenig man sich daraus mache. Er führte aus, wie eine große Sünde es sei, eine Sünde gegen Gott und gegen den Nebenmenschen, und welch furchtbares Strafgericht schließlich von dem großen Richter über Alle kommen müsse. Selbst schon in dieser Welt folge oftmals die Strafe, was er an einigen biblischen Geschichten deutlich machte. Dann erzählte er nochmals die Geschichte von Ananias und Sapphira. Die Schilderung war wunderbar lebendig; alle Details wurden ausgefüllt, es fehlte nichts; er malte die Scene, als gieng sie vor unsern Augen vor: die schamlose Lüge, das feste trotzige Gesicht, die Zuversichtlichkeit des Lügners, den ergreifenden Tod. Dann kam er auf die Geschichte Gehazi's. Er erzählte die Heilung Naemans; die

Gabgier des Dieners des Propheten, seine Rückkehr zu seinem Meister, die kalte freche 'Bengali-Lüge', die er ihm ins Angesicht zu sagen wagte, des Propheten zornige Antwort, den schrecklichen Fluch. Dann griff er mit überwältigender Macht die Gewissen seiner Zuhörer an, warnte sie vor dem zukünftigen Gericht und bot ihnen die unbegrenzte Gnade Gottes an, die um des Opfers Jesu willen allen Menschen erschienen sei. Die Leute saßen da, wie von einem Zauber gebannt. Keiner dachte ans Gehen; und als die Rede zu Ende war und seine Stimme schwieg, stand ein Fremder, der augenscheinlich zum ersten Mal in einer Bazär-Kapelle gewesen war, mit einem tiefen Seufzer auf, als wollte er sagen: So etwas habe ich noch nie gehört."

Auch an komischen Szenen fehlte es jeweilen nicht. Eines Abends disputirte Lacroix in der Kapelle mit einem Mann über den Pantheismus. Der Mann war ganz verrannt in seine Lieblingsmeinung, daß Brahma (Gott) Alles sei, und war für keine Beweisführung zugänglich. Deshalb erklärte Lacroix endlich, er könne nicht weiter streiten; dann aber griff er vor den Augen der versammelten Menge nach dem Schirm des Mannes und schickte sich an, die Kapelle zu verlassen. „Herr," rief der Mann, „der Schirm ist mein!" — „Dein sei der Schirm, sagst du?" entgegnete Lacroix ruhig. „Hast du nicht eben behauptet, Brahma sei Alles und Jedes? Du bist Brahma, ich bin es, und alle diese Leute sind es? Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein? Der Schirm ist mein, so gut als dein, wie du selber bewiesen hast." Die Versammlung brach in lautes Gelächter aus; der Mann aber vermochte nichts zu erwidern und gieng lautlos von dannen.

Daß Lacroix, der oft so stark wider die Thorheiten des Götzendienstes zeugte, stets mit Höflichkeit und Achtung behandelt wurde, ist ein ebenso gutes Zeugniß für ihn selbst, wie für die Hindu's. Kaum je ist ihm ein rohes Begegnen widerfahren, und doch ist er tausendmal allein durch Städte und Dörfer im Innern des Landes gewandert ohne weitem Schutz, als die traditionelle Unverletzlichkeit des Europäers. Während eingeborne Prediger, auch bei größter Vorsicht, je und je vom Religionshaß zu leiden haben, gerieth Lacroix, so viel wir wissen, nur Einmal in ernste Gefahr. Er predigte eines Abends in einer Bazär-Kapelle in Kalkutta. Plötzlich tritt ein fanatischer Hindu hinter ihn und ist im Begriff, ihn mit einem eisenbeschlagenen Knüttel niederzuschmettern. Durch eine providentielle

Fügung wandte sich Lacroir in diesem Augenblick nach der Seite, und der Schlag fiel, statt auf den Kopf, auf seine Schulter. Die Leute sprangen auf, ergriffen den Frevler und riefen nach der Polizei. Lacroir hielt sie zurück, stellte den Mann vor die Versammlung und redete ihn dann ohne die leiseste Spur von Aufregung in Stimme und Benehmen also an: „Du hast mich schwer und vielleicht tödtlich mißhandeln wollen; ich hätte ein Recht gehabt, dich der Strafe zu überliefern. Aber die Religion, die ich predige, lehrt mich, meinem Widersacher zu vergeben; um dieser Religion willen vergebe ich dir und lasse dich gehen.“ Die ganze Versammlung erhob sich und brach, — Hindu's und Gözendiener, wie sie waren, — in den nimmer endenden Ruf aus: „Sieg, Sieg dem Jesus Christus!“ *) —

Was die Wirkungen dieser Heidenpredigten betrifft, so treten sie nicht geradezu häufig in eigentlichen Befehrungen hervor; allein wie tief der Geist des Volkes dennoch aufgeregt ward, das zeigt am besten ein Artikel, der in einer bengalischen Volkszeitung erschien und also lautet: „Wir möchten den ernstlichen Rath geben, daß allen

*) In andern Gegenden sind die Missionare solchen Geduldsprüfungen häufiger ausgesetzt als in Bengalen. So wurde einer der Reiseprediger in Tinnevely, während er vor einem Brahmanendorf Jesum verkündigte, mit einem Prügel dermaßen auf den Kopf geschlagen, daß nur sein mit Pflanzenmark dick gesitteter Hut ihm das Leben rettete. Unter einer Wolke von Staub und Steinen, die gegen ihn geschleudert wurden, zog er sich zurück, tiefbewegt, unter seinen Verfolgern auch ein schwaches Kind zu sehen, das kaum gehen konnte, aber zweimal seine Händlein mit Staub füllte, um dem vermeintlichen Feinde seiner Väter auch eines zu versehen. Wie nöthig aber die größte Selbstbeherrschung für den Missionar ist, zeigt eine Geschichte, die sich auf einem großen Heidenfest zutrug. Der Missionar war mit vielen Büchern gekommen und predigte einer ansehnlichen Schaar von Festgästen. Ein alter Gözendiener nahm sich vor, ihn auf die Probe zu stellen. Er fragte: „Sie werden doch nicht zornig, wenn wir Ihnen widersprechen?“ — Missionar: Nein. — „Gewiß, Sie werden nicht böse auf uns?“ — Gewiß nicht. — „Nun bitte ich Sie, schenken Sie mir doch ein Buch, das mich lehren kann, auch wenn gereizt, nicht zornig zu werden.“ — Der Missionar gab ihm ein Evangelium; der Heide nahm's, zerriß es und warf ihm die Stücke ins Gesicht. Der Missionar war überrascht und stieß einige zornige Worte aus, worauf die Zuhörer, sehr befriedigt, sich abwandten und ihres Wegs giengen. Auch der Prediger fand, daß er sich diesmal das Spiel selbst verberbt habe, und zog beschämt nach Hause. Je mehr die Heiden Gleichmuth und Leidenschaftlosigkeit für das Zeichen der höchsten Frömmigkeit halten, desto unerlässlicher ist für den Evangelisten ein stetes Ringen nach dem Geiste Jesu Christi, der unsern Lacroir befähigte, auch unvorbereitet das Böse mit Gutem zu überwinden.

diesen honigmündigen, aber weltzerstörenden Missionaren ein Brandmal auf die weißen Gesichter gebrannt, und der ganze Pack aus der Stadt verjagt würde; denn bis vor wenigen Jahren pflegten die Bewohner derselben, ohne irgend einem Widerspruch zu begegnen, sich große Verdienste dadurch zu erwerben, daß sie die Vorschriften und Ceremonien der Weda's befolgten. Ferner, der Hindu greift niemals die Religion Anderer an, noch weiß er daran etwas auszusetzen; aber diese weißantlitzigen schlaunen Missionare, deren einzige Absicht es ist, die Religion Anderer zu zerstören, haben an verschiedenen Punkten der Stadt beziegelte oder strohbedeckte Häuser errichtet, wo sie mit schreckeneinflößenden Blicken stehen und gemäß dem Befehl ihrer eigenen fremden Schastras, genannt Bibel, die Thaten und das Lob des Sohnes der Jungfrau Maria verkündigen, wobei sie beide Hände emporheben, sich vorwärts und rückwärts bewegen, als wollten sie tanzen, und durch alle möglichen Mittel und Künste die Religion und Kaste der Hindu's zerstören. Wir wiederholen deßhalb unsern Rath, daß man ihnen ein Brandmal auf die weißen Gesichter einbrenne und sie zur Stadt hinausjage."

Man hat die Langsamkeit der Fortschritte der Mission in Indien oft — nicht etwa bloß beklagt, sondern als ein Zeugniß wider sie benützt. Man kennt eben Indien nicht. Das Kastenwesen ist eine Macht, wie das Evangelium keine ähnliche in irgend einem Lande gefunden hat. Menschlich gesprochen, werden Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe diesem dreitausendjährigen Uebel der Todesstoß gegeben werden wird. Mit den Wandlungen der Zeit und der Verhältnisse sich immer wandelnd, bleibt die Kaste in ihrem innersten Wesen dennoch immer dieselbe. Nichts ist im Stande, dieses Bollwerk zu stürzen, als das Evangelium; und von ihm ist bereits mehr als Eine Bresche in dasselbe gemacht worden. Der Volksgeist ist auf größere Veränderungen vorbereitet, der Weg ist gebahnt, die Kräfte sind in Bewegung. Und mehr als das; viele einzelne Seelen sind von der göttlichen Gnade ergriffen und gerettet worden; ja in einzelnen Fällen (wie wir in der Reisebene sahen) haben große Bewegungen stattgefunden, wo Hunderte von Gözendienern zum Kreuze Christi geführt wurden. Auch Lacroix hatte um jene Zeit etliche löstliche Erfahrungen machen dürfen. Wir erwähnen zwei Fälle, weil sie für die indische Mission besonders charakteristisch sind und in hundert ähnlichen Gestalten wiederkehren.

Der eine betrifft Tschonda Tschoron, einen jungen Mann in Bhowanipur. Er hatte schon etliche Jahre nach der Wahrheit gefragt, war langsam und allmählig in der Erkenntniß des Heilswegs fortgeschritten und wünschte aufrichtig, ein Christ zu werden. Endlich kam die Zeit der Entscheidung, und am 7. Mai 1837 ward er von Lacroix getauft. Togs darauf gelang es seinen Verwandten, entrüstet über die Schmach, die er durch seinen Abfall auf sie gebracht, seiner habhaft zu werden und ihn mit sich nach Hause zu schleppen. Hier ward jedes Mittel versucht, ihn zur Abschwörung seines neuen Glaubens zu bewegen. Ueberredung, Schmeichelei, Versprechungen aller Art wurden vergebens angewendet. Dann kam es zu Verwünschungen, Mißhandlungen, Verfluchungen; aber sein Herz blieb fest. Er ward endlich grausam geschlagen und fortgejagt. So kam er wieder ins Missionshaus. Dennoch wollten seine Verwandten nicht von ihm lassen. Nach zwei Tagen schon kamen sie mit der Nachricht, seine Mutter sei krank, ja sterbend, und zwar in Folge seines Schrittes; er möge doch nur für einige Augenblicke nach Hause kommen und die Mutter noch sehen. Er gieng und blieb lange aus. Die Seinen fielen ihm zu Füßen und flehten ihn, doch nicht solche Schmach über sie zu bringen. Sie appellirten an seine Kindesliebe, an seine Liebe zum Elternhaus, an die Kastenehre seines Vaters, und bearbeiteten dermaßen seine Gefühle, daß er endlich zu bleiben versprach. Aber er fühlte sich unsäglich unglücklich. Sein Gewissen, erleuchtet vom Worte Gottes, konnte sich unmöglich dazu hergeben, die Götzen wieder anzubeten. Er brach durch, lief aus dem Hause und gehörte von nun an ganz und ungetheilt Christo. Er wurde Katechist und diente treulich dem Herrn in der Mission. Seine Geschichte ist die Geschichte von Hunderten in Indien.

Ebenso charakteristisch ist der Fall des andern Mannes, den Lacroix um jene Zeit taufte. Es war ein Brahmane aus dem Nordosten von Bengalen, Gōwindagir mit Namen, — ein Mann von scharfem Verstand, kräftiger Statur und heftigem Temperament. Getrieben von einem geheimen höhern Bedürfniß, das der Hinduismus nicht zu stillen vermochte, begann er im zwanzigsten Jahr seines Alters das Leben eines Hindu-Büßers und beschloß, alle großen Wallfahrtsorte Indiens zu besuchen, ob er etwa den wahren Gott und bleibenden Frieden finden könne. Viele Jahre brachte er auf diesen Wanderungen zu. Er durchzog ganz Nord-Indien und besuchte selbst

die heiligen Orte in Himalaya; aber er fand, daß überall Priesteranmaßung und Ausaugerei die Hauptsache in den Hindutempeln war. Zuletzt kam er nach Kalkutta, nach dem berühmten Heiligthum von Kalighat. Eines Tags gieng er durch die große Bhowānipur-Hauptstraße, sah die erleuchtete Bazār-Kapelle und trat ein. Lacroix predigte. Der Mann blieb bis zum Ende der Predigt und bat dann um einen Traktat. Er kam wieder und wieder; alle Büsserzeichen waren unverändert an ihm zu sehen: der heilige Haarbüschel auf dem Kopf, die wenigen Fäden, die an ihm hingen, der Ueberzug von heiliger Asche vom Kopf bis zu den Füßen, und die Augen mit Blut unterlaufen vom berauschenden Hanfrauchen. Aber der Geist Gottes berührte sein Herz; er hörte, las, ward bewegt, betete und glaubte. Mit seinem klaren Verstand begriff er rasch alle Wahrheiten des Christenthums, und nach etlichen Monaten ward er getauft (1839). Er trat in das Predigerseminar ein und ward ein fleißiger Schüler. Sein Urtheil war scharf und treffend. Bald wurde er ein tüchtiger, beredter Prediger. Selbst als Dichter und Schriftsteller wirkte er für die Sache des Evangeliums. Namentlich wurde ein Traktat von ihm, der die verschiedenen Heiligthümer Indiens besang und die eigennützigen Schliche der Priester offenbarte, weithin mit Nutzen gelesen. Die Leute kamen in Schaaren, wenn es hieß, daß er predige. Seine ganze Geschichte war eine Predigt. In den Bazār-Kapellen und auf Missionsreisen ward er einer der tüchtigsten Gehülfen der Missionare.

Aber ach, er blieb es nicht. Noch im Jahr 1845 finden wir ihn als Begleiter der Missionare auf einer großen Predigtreise. Aber bald ließ er sich von einem katholischen Priester ködern, der es auf die Zerstörung der evangelischen Mission abgesehen hatte, zankte sich mit dem Missionar, verließ die Mission und fieng nun an, aufs heftigste gegen sie zu wüthen. Er zog zwei andere Katechisten und mehrere Christen nach sich; er verbrannte seine Bibel und predigte offen gegen den Glauben, den er noch soeben bekannt und vertheidigt hatte. Er glich dem Manne, aus dem ein böser Geist gefahren war, und als dieser das Haus gekehrt und gesäubert fand,kehrte er mit sieben andern Geistern zurück, die ärger waren, denn er. So giengs viele Monate lang, aber kein Glück wollte ihm blühen. Jener Priester, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, hörte auf, ihn und seine Mitabgefallenen zu unterstützen, und die Noth kehrte wie ein Ge-

wappneter bei ihnen ein. Aber das Herz wollte sich nicht beugen und die frühere Leidenschaftlichkeit, die eine Zeitlang durch das Evangelium im Zaum gehalten worden war, brach in aller ihrer Heftigkeit wieder hervor. Da legte plötzlich der Herr seine Hand schwer auf Gōwindagir. Sein einziger Sohn, sein Liebling und die Lust seiner Augen, für den er allein in der Welt zu leben schien, starb schnell an der Cholera. Er war wie vom Blitz getroffen. Aber als der erste Sturm der Gefühle vorüber war, fielen ihm die Schuppen von den Augen und er sprach: „Das ist Gottes Finger!“ Er forderte von seiner Frau eine Bibel, um Trost in dem lang vernachlässigten Buche zu suchen. Sie erinnerte ihn daran, daß er sie verbrannt habe. Man suchte nach Ueberresten davon und fand endlich ein zerrissenes Blatt, in das etwas Tabak gewickelt war. Gleich dem verlorenen Sohn schlug er nun in sich und war entschlossen, bei seinem früheren Lehrer Hülfe in seinem namenlosen Elend zu suchen. Er kam nach Kalkutta und bekannte vor Lacroir seine ganze Geschichte. Dieser gab ihm die ernste Zurechtweisung und den treuen väterlichen Rath, dessen er bedurfte, und ermahnte ihn, mit Gottes Gnade vorne anzufangen. Er überließ ihm eine kleine Hütte, die in seinem Garten stand, und gab sich Mühe, für ihn Arbeit zu suchen, von der er leben könnte. Gōwindagir war dankbar für die unerwartete Güte seines von ihm so tiefbetrübten Lehrers. Er wandelte von da an vorsichtig sein Lebenlang, und obwohl sein Sterbebette nicht das eines über den Tod triumphirenden Christen war, so konnte er doch im Frieden von hinnen scheiden als ein Brand, der vom ewigen Erbarmen aus dem Feuer gerettet ist.

Die Geschichte der indischen Mission ist voll von ähnlichen Fällen, und indem wir Gōwindagir's Lebensgang, wie den des zuvor genannten Jünglings hier eingefügt haben, ist uns zugleich damit ein Bild vor die Augen getreten, das nur zu oft in den Erfahrungen der Missionare sich wiederholt.

2. Die Heimkehr ins Vaterland.

Neben der Heidenpredigt in den Bazār-Kapellen Kalkutta's führte Lacroir alljährlich in der kühleren Jahreszeit, allein oder von andern Missionsbrüdern begleitet, größere oder kleinere Predigttouren in den



Eine Hindufräulein in ihrem Schmuck.

Nach einer Zeichnung von Missionar Ries in Gulebudd.

umliegenden Städten und Dörfern aus, um den Samen des Evangeliums weithin unter die Massen der Heiden auszustreuen. Wir werden davon an einer andern Stelle ausführlicher reden. Die Zeit aber rückte heran, wo er einer Erholung bedurfte.

Lacroir war nun nahezu zwanzig Jahre in Indien gewesen. Es ist wahr, er hatte eine eiserne Konstitution, und sein kräftiger, wie aus ehernen Sehnen gebauter Körper konnte Anstrengungen und Strapazen ertragen, wie fast kein Anderer; allein die ununterbrochene Kette mühevoller aufreibender Arbeiten fieng doch allmählig an, auf Körper und Geist lähmend zu wirken. Die intensive Hitze Indiens wirkt besonders nachtheilig auf das Nervensystem des Europäers, und wenn Jahr für Jahr ihr Einfluß fortbauert ohne die wohlthätige Gegenwirkung von Frost und Kälte, so muß am Ende auch der stärkste und kräftigste Mann darunter zusammenbrechen. Selbst unter den günstigen klimatischen Verhältnissen Europa's bedürfen Männer, die mit geistiger Arbeit zu thun haben, einer jährlich wiederkehrenden Ausspannung und Erholung; in Bengalen war das — besonders zu jener Zeit*) — für die europäischen Missionare unmöglich. Während zwanzig Jahren hatte Lacroir nur ein einziges Mal für einige Wochen aufs Land sich begeben, um etwas auszuruhen. Im Jahr 1837 tauchte zum ersten Mal der Gedanke in ihm auf, England und sein schweizerisches Vaterland wieder zu besuchen, und zwar bei der Gelegenheit, als er seinen achtjährigen Sohn aus dem Fieberklima Indiens und aus dem verderblichen Gifthauch der heidnischen Umgebung zur Erziehung nach Europa sandte. „Da ich in England völlig fremd bin,“ schreibt er an seine Kommittee in London, „so kann ich nicht bergen, daß es meinem besorgten Vaterherzen sehr wohl gethan hätte, meinen Sohn dahin begleiten zu können und selber alle nöthigen Anordnungen für seine Unterbringung und Erziehung zu treffen. Auch andere wichtige Gründe, die sich auf die glückliche Entwicklung unsrer Mission, namentlich auf Gewinnung neuer Arbeiter für dieselbe beziehen, lassen mir einen Besuch in Europa wünschenswerth erscheinen. Da jedoch Gottlob meine Gesundheit sich noch fortwährend hält, selbst nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalt

*) Neuerdings bieten die Eisenbahnen, welche sich nunmehr von Kalkutta bis zum Fuß des Himalaya ausdehnen, reichliche Gelegenheit zu einer Erfrischung in den kühleren Regionen des Gebirgs.

in diesem ungesunden und entnervenden Klima, und da überdies die Zahl von Missionaren gegenwärtig überaus klein ist, so habe ich weder Muth, noch innere Freiheit, jetzt schon um die Gestattung meiner Heimreise nachzusehen.“ Zwei Jahre später schreibt er: „Nach einem Aufenthalt von mehr als siebzehn Jahren in dem aufreibenden Klima Bengalens, und nachdem ich diese ganze Zeit über in dem gleichen Kreislauf von Arbeiten und Pflichten mich bewegt, zumal in einem Heidenlande, wo so wenig Erfolg sich zeigt, wo überhaupt so Weniges sich findet, das uns erfrischt, ermuntert und aufrichtet, wo man immer genöthigt ist, geistliche Güter zu geben und auszutheilen, ohne irgend etwas dagegen zu empfangen, — da ist der Geist in Gefahr, schlaff und leer zu werden und etwas von seiner Spannkraft zu verlieren. Unter solchen Umständen bedarf es viel Wachsamkeit und viel Gnade von Oben, um in seinem Eifer nicht zu erlahmen und die Seele in der gesunden Frische zu erhalten, die dem Missionar unentbehrlich ist. Ich schäme mich nicht, ehrlich zu bekennen, daß ich auch etwas davon an mir erfahren habe. Ich hoffte deshalb, daß, abgesehen von dem, was ich für die Förderung der Missionsache in Europa zu thun im Stande gewesen wäre, eine kleine Lustveränderung, vornemlich aber der Verkehr mit Christen in einem christlichen Lande, viel dazu beigetragen hätte, meinen Geist zu erfrischen, so daß ich mit neuer Kraft und Energie an mein Werk in Indien zurückgekehrt wäre, — an das Werk, dem mein Herz gehört und dem ich, so gut ich's vermag, bis ans Ende meiner Tage von ganzem Herzen dienen möchte.“

Im Juni 1838 kam aus England die Antwort, daß die Direktoren ihm nicht nur mit Freuden die Heimkehr nach so langer und treuer Arbeit gestatten, sondern ihm auch den wärmsten und herzlichsten Willkomm in Aussicht stellen. Lacroix wartete jetzt nur noch auf die Winke seines himmlischen Meisters; denn er war sichs bewußt, daß in einer so wichtigen Sache, wo es um das Verlassen eines Arbeitskreises für längere Zeit sich handelte, der Geist des Herrn allein über das Wie und Wann zu entscheiden habe. Besonders war ihm klar, daß, wenn sein Besuch in der Heimat, namentlich in der Schweiz, auch für Andere gesegnet sein sollte, der Herr selbst den Weg bereiten und den Zeitpunkt bestimmen müßte. Er legte Alles geduldig in die Hände seines Gottes. Das aber kam ihm und Tausenden zu gute; denn hernachmals und bis ans Ende seines Lebens hat er es

immer wieder mit Dank gegen Gott bezeugt, daß, als er nun wirklich seine Heimat erreichte, keine andere Zeit dafür günstiger hätte sein können. Geduldiges Warten auf Gottes Führung ist ja immer der seligste Weg.

Erst im Dezember 1841 kam die Stunde seiner Abreise. Begleitet von seinen innig geliebten Brüdern Gogerty und Weitbrecht segelte er mit Frau und drei Kindern von Kalkutta ab und erreichte London nach einer angenehmen Fahrt im April 1842.

Lacroix sah nicht ohne einiges Bangen seinem Aufenthalt in Europa entgegen. Er wußte, was man von einem heimgekehrten Missionar erwartet. Er hatte von Andern gehört, wie es da gelte, unaufhörlich von Missionsversammlung zu Missionsversammlung im Land umherzureisen, die Leute mit fesselnden Geschichten zu unterhalten und von nichts als herrlichen großartigen Befehrungen zu erzählen. Es war aber Lacroix' schwache Seite, daß er nicht gerne lange von den Seinigen entfernt war und es nicht liebte, unbekannte Häuser zu besuchen, täglich fremde Gesichter zu sehen und das Gleiche alle Tage wieder zu sagen. Zudem war er weder ein Freund von aufregenden Festreden, noch auch hatte er dazu besondere Begabung. Seine öffentlichen Reden bei Missionsversammlungen zeichneten sich zwar durch gesunde Natürlichkeit und durch jene einfache gerade Art aus, die immer die wichtigsten Züge des Missionslebens treffend hervorzuheben weiß. Aber weder nach Inhalt, noch nach Styl und Beredsamkeit trugen seine Ansprachen etwas Außerordentliches oder Begeisterndes an sich. Er hatte keine poetische Ader. Phantasie war nicht in seinen Ansprachen. Deshalb wartete man bei seinem öffentlichen Auftreten vergebens auf passende Citate aus genialen Schriftstellern, auf blumenreiche Bilder, auf musikalische Intonation, auf einen wohlklingenden Rhythmus der Sprache, auf trefflich berechnete Wendungen, auf erhabene begeisternde Redefiguren. Nichts von alledem. Er pflegte einfach die großen Hauptgedanken, die er der Versammlung ans Herz legen wollte, hinzustellen, legte sie dann mit großer Lebhaftigkeit auseinander, beleuchtete sie durch Beispiele und Einzelzüge aus der Mission und suchte vor Allem den Gewissen mit heiligem Ernste beizukommen. Dabei war er lebhaft in Gestikulation, ohne je die vollkommenste Selbstbeherrschung zu verlieren, und Jeder empfing immer den Eindruck, daß, was er sagte, bei ihm innerste Wahrheit und heiliger Ernst sei.

Mit der herzlichsten Liebe ward er von den Direktoren der Londoner MG., die er nun zum ersten Mal persönlich kennen lernte, empfangen und erhielt hier in der gütigsten Weise die Versicherung, daß sie Alles was in ihrer Kraft stehe thun werden, um ihm den Aufenthalt in der Heimat angenehm zu machen und ihm Gelegenheit zu nützlichem Wirken zu verschaffen. „Ich bemerkte zu meiner großen Freude,“ schreibt er an seine Freunde in Kalkutta, „daß in England die Liebe zur Mission allgemein in der Zunahme begriffen ist. Viele Christen nehmen ein lebendiges Interesse an der heiligen Sache. Andere freilich sind kalt geworden, weil sie am Anfang ihre Erwartungen von dem raschen Erfolg der Mission zu hoch gespannt hatten und nun sich getäuscht sahen. Eine treue Darstellung der Dinge, wie sie sind, sowohl von ihrer dunkeln, als von ihrer hellen Seite, ist immer das Beste, und je mehr man daran festhält, desto sicherer wird man unter den Christen der europäischen Heimat eine richtige Anschauung in Betreff der Mission und eine gesunde Theilnahme daran herbeiführen. Es ist dabei keine Gefahr, daß man die Dinge zu schwarz malen müsse; denn trotz aller Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, bietet doch die Mission in Indien genug dar, um die Kinder Gottes zu ermuntern und zur Ausdauer am heiligen Werke zu ermuntern.“ — Bald empfing Lacroix auch von allen Seiten Aufforderungen, persönlich und öffentlich zu zeugen von dem, was er gethan und erlebt hatte. Wir können ihn auf diesen Missionsreisen nicht begleiten; nur eine von den Ansprachen, die er in der großen Greterhalle zu London hielt, müssen wir theilweise hier mittheilen, zumal da sie eines seiner Lieblingstheme behandelt: — die Bereitschaft Indiens für das Evangelium. Er vergleicht dabei dieses große Missionsfeld mit dem Zustande des römischen Reichs zur Zeit der Erscheinung Christi.

„Als unser Herr Mensch ward,“ sagte Lacroix, „da war die Welt für sein Kommen vorbereitet durch vielerlei Umstände, welche die socialen, sittlichen und politischen Interessen der Menschheit aufs tiefste berührten. Alle diese Umstände aber sind, wie jeder denkende Christ zugeben muß, durch Gottes unmittelbare Dazwischenkunft gerade so geordnet worden. Wenn deshalb heutzutage dieselben Vorbereitungen in der Heidenwelt sich finden, handeln wir da verkehrt, wenn wir ihr das Evangelium senden? Wahrlich, wir gehen niemals verkehrte irrthümliche Wege, wenn wir Gottes Nachahmer sind. Wenn

Gott einen gewissen Zeitpunkt der Vorbereitung für den geeignetsten hielt, um Seinen Sohn in die Welt einzuführen, wahrlich so müssen wir jetzt, wo wir die gleichen Züge der Zubereitung in einem Heidenlande wiederfinden, zugeben, daß Gott dieses Land für das Evangelium zubereitet hat, und daß Er will, daß man dasselbe jenem Lande bringe. Alle diese erforderlichen Umstände finden sich aber heutzutage in Indien. Lasset mich näher darlegen, was ich meine. Zur Zeit der Erscheinung unseres Herrn lag fast der ganze damals bekannte Erdkreis unter der Herrschaft der Römer und war so Eine große Monarchie geworden, — ein Umstand, der den Verkehr der Nationen unter sich wesentlich erleichterte. Nun, das Gleiche ist jetzt in Indien der Fall in Folge der Eroberungen der Engländer, welche dadurch unzählige Stämme und Völkerschaften, die zuvor feindselig einander gegenüberstanden, unter Einer Oberherrlichkeit, Regierung und Verwaltung vereinigt haben. Es ist eine Regierung, die soweit sich als eine christliche bekennet, daß sie den Missionaren, — ich spreche es mit aufrichtigem Danke aus, — unbeschränkte Freiheit giebt, hinzugehen, wohin es ihnen beliebt, und ihr Werk in vollkommener Sicherheit zu treiben. Nehmet ferner dazu die allgemeine Erwartung, die um die Zeit der Erscheinung Jesu überall herrschte, daß ein großer König in Judäa aufstehen werde, dessen Herrschaft eine universale sein und den ganzen damaligen Bestand der Dinge umgestalten werde, — eine Erwartung, an die sich zugleich die Vorstellung knüpfte, daß große sittliche Revolutionen eintreten und die vorhandenen Religionsysteme fallen werden. Nun, das Gleiche findet sich jetzt in Indien. Dort erwarten alle Hindu's ohne Unterschied, laut einer alten Weissagung in ihren heiligen Büchern, daß in dem gegenwärtigen Kalijuga (Zeltalter, da Kali, das Prinzip des Bösen herrscht,) ihre Religion stürzen und eine durchaus neue Ordnung der Dinge eintreten werde. Auch die Arbeiten der Missionare haben diese Erwartungen verstärkt, daß eine große Neugestaltung der Dinge vor der Thür sei. Daher kommt es, daß die Hindu's eine so merkwürdige Gleichgültigkeit an den Tag legen, wenn es gilt, ihre eigenen Götter zu vertheidigen; denn was lähmt jede Anstrengung für eine Sache tiefer und gründlicher, als das Verzweifeln am Erfolg? — Erinnert euch ferner an den Umstand, wie in so vielen Theilen des römischen Reichs Juden sich niederließen, die den Heiden einen reineren Gottesdienst vor Augen stellten, und vergeffet nicht die berühmte Uebersetzung des alten

Testaments in die griechische Sprache, durch welche die herrliche Selbstoffenbarung des wahren Gottes Allen zugänglich ward. Ähnliches findet sich jetzt in Indien. Denn dort sind nun christliche Europäer, statt der Juden, über das ganze Land zerstreut; überall finden sich Kirchen und Kapellen, wo die Eingeborenen einen reineren Gottesdienst vor Augen haben; das Wort Gottes ist in die Landessprachen übersetzt und samt vielen Traktaten nach allen Richtungen hin verbreitet. Wahrlich diese Schriften wirken jetzt noch viel tiefer auf den indischen Volksgeist, als es einst im römischen Reiche mit dem griechischen N. Testament der Fall war. — Noch auf ein anderes Zeichen der Vorbereitung muß ich hinweisen. Als im römischen Reiche das Heidenthum zu wanken und zum Untergang sich zu neigen anfieng, da nahmen die Anhänger des Alten die platonische Philosophie zu Hülfe, um den wankenden Bau zu stützen. Dadurch kamen geläutertere Ideen in Umlauf und das Heidenthum ward etwas schmackhafter für diejenigen, die zu aufgeklärt waren, um dem groben Götzendienst noch anzuhaften. Würdet ihr es glauben, meine Freunde, daß das ganz gleiche Experiment jetzt in Indien gemacht wird? Da sind viele gelehrte Brahmanen, unter ihnen die Nachfolger des berühmten Rammohan Ray, die völlig daran verzweifeln, den Hinduismus in seiner alten rohen Form aufrecht halten zu können, und nun bemüht sind, eine aufgeklärtere Religion an dessen Stelle zu setzen, — eine Religion, die hauptsächlich auf die besseren Stücke der alten Weba's gegründet ist, und die da lehrt, den Gott der Natur ohne alle sinnliche Darstellung zu verehren. Die ausgesprochene Absicht dieser Hinduphilosophen ist, den 'furchtbar raschen' Fortschritt des Christenthums, wie sie sich ausdrücken, aufzuhalten und dem Volk eine Religion zu bieten, die dem aufgeklärten Zeitalter angemessener sei, als das alte Götzsystem. — Ich erinnere noch an eine andere große nationale und sittliche Revolution, — die Revolution des sechzehnten Jahrhunderts (Reformation). Ihr wißt, sie ist zu einem großen Theil vorbereitet und herbeigeführt worden durch das Wiederaufleben der klassischen Literatur, durch die Schriften eines Erasmus und Anderer, welche insgesamt die Tendenz hatten, das herrschende (römisch-katholische) System in Mißkredit zu bringen und der unerträglichen Tyrannei der Priesterschaft einen tödtlichen Schlag zu versetzen. In Indien gehen heutzutage ganz ähnliche Dinge vor, die dem Sieg der Wahrheit den Weg bereiten. Dazu gehört das eifrige

Studium der europäischen Wissenschaft und Literatur, die Anstrengungen der Presse, der Verkehr mit den Europäern und die Arbeiten der Missionare. Die Folge davon ist, daß bereits viele tonangebende Männer unter den Eingeborenen den Glauben an ihr eigenes Religionssystem hinter sich geworfen haben. Ja, in der Hauptstadt Indiens ist diese Stimmung so vorherrschend, daß ich eine ganze Reihe von Männern kenne, die bei der ersten günstigen Gelegenheit bereit sind, dem Hinduismus Lebewohl zu sagen, dem sie nur noch aus Furcht vor Schmach und Verfolgung äußerlich anhängen. — So frage ich euch, meine Freunde, ob es vom Nordpol bis zum Südpol irgendwo eine Nation giebt, die so augenscheinlich vom Herrn vorbe-reitet ist für die Aufnahme des Evangeliums, als Indien?..“

Mit Anfang Juni 1842 brach Lacroix in Begleitung seines Freundes Weitbrecht von England auf, um über Holland, wo er seine alten Freunde begrüßte, und den Rhein hinauf, sein schweizerisches Vaterland nach einer Abwesenheit von 26 Jahren wieder zu betreten. Schon seit langer Zeit hatte er diesem glücklichen Augenblick mit Sehnsucht entgegengesehen. Doch nicht um in Gefühlen zu schwelgen, sondern um seinem lieben Vaterland im Namen des Herrn Dienste zu thun, war er hieher gekommen. Seit Jahren hatte er dafür Pläne gemacht; er hatte die Art und Weise seiner Thätigkeit überdacht, das nöthige Material dafür gesammelt und vorbereitet und oft am Thron der Gnade um Weisheit und Kraft, sowie um Gottes Wegbahnen geklopft, damit Alles wohl gelinge. Er wußte, daß auch der heimkehrende Missionar ein großes Werk auszurichten habe. Dazu hatte er sich längst bereitet. Und der Herr hat in Erhörung seiner Bitten es ihn erfahren lassen, daß seine Rückkehr ins Vaterland gerade in die rechte Zeit fiel, und daß es ihm gegeben werden sollte, für die Sache Gottes in der Schweiz in einem Maaße zu wirken, wie es Wenigen vor und nach ihm gelungen ist.

Vor dem Jahr 1842 war die Sache der Mission den christlichen Gemeinden in der französischen Schweiz verhältnißmäßig noch wenig bekannt. Die Basler MG. war wohl einzelnen Personen lieb und theuer geworden, aber den Gemeinden im Großen und Ganzen war sie noch zum größten Theil eine fast unbekannte Sache. Ein kleiner Missionsverein bestand seit 1821 in Genf und andern Orten; aber der jungen Männer, die selbst in die Mission einzutreten den Muth hatten, waren so wenige, daß man sie an den Fingern zählen konnte.

Die Kirchen von Genf und Waadt befanden sich längere Zeit in einem innern Gährungsproceß, aus welchem die Trennung in eine freie und eine nationale Kirche hervorgieng, und unter dessen tiefgreifenden Erregungen das Bewußtsein von der großen Schuld der Christenheit gegenüber dem fernen Heidenthum vorerst in den Hintergrund trat. Die Frucht jener Kämpfe und der daraus hervorgehenden Kontroversen war, daß die Erkenntniß der evangelischen Wahrheit und das wahrhaftige Leben aus Gott in den Gemeinden tiefere Wurzeln schlug. Die Zahl der Gläubigen wuchs rasch. Im Jahr 1834 kam Gobat nach Genf. Seine Ansprachen verbreiteten zuerst in weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit der Mission und regten zu lebendiger Theilnahme daran auf. Die Schaar frommer Laien, die von Herzen Christum lieb hatten und Seiner Sache zu dienen begehrten, wuchs von Jahr zu Jahr an Zahl und Einfluß. Die neue theologische Schule in Genf wirkte in steigendem Maasse mit, das Werk Gottes zu fördern. Die Zahl gläubiger Prediger und Pfarrer nahm zu. Die Streitigkeiten fiengen an zu erlöschen. Männer von allen Ständen und Klassen fühlten sich angetrieben und berufen, für die Ausbreitung der göttlichen Wahrheit in der Welt durch Thaten des Glaubens und der Liebe praktisch etwas zu thun. Gerade in jenem Zeitpunkt kam Lacroix in der Schweiz an und zog sofort Aller Augen auf sich. Seine reifen Mannesjahre und seine große Welterfahrung gaben seinen Aeußerungen Bedeutung und Nachdruck; seine umfassende Bekanntschaft mit dem Werk der Mission zog alle jene Männer zu ihm, die gerne wissen wollten, was unter den Heiden geschieht; seine Nüchternheit und Besonnenheit in Allem, was er sprach, brachten jeden Vorwurf, daß er ein Enthusiast sei, zum Schweigen; die ganze Einfalt seines Wesens, die nicht zu eigenen selbstischen Zwecken, nicht für eine bestimmte Gesellschaft, sondern für den Heiland, der für Alle gestorben ist, die Herzen gewinnen wollte, zog die Liebe und das Vertrauen Aller mächtig zu ihm hin; endlich seine Freiheit und Unabhängigkeit von allen lokalen Interessen, — denn er war ein Gast aus fremdem Land, — machte ihn zum glücklichen Vermittler zwischen Brüdern der verschiedensten kirchlichen Richtungen, die bisher durch Sonderinteressen einander ferne gehalten waren. Lacroix erkannte mit hellem Blick diese Gunst der Umstände und suchte sie mit heiligem Ernst und brennender Liebe zu benutzen; und reich gesegnet war das Werk, das ihm hiemit anvertraut war.

Am 16. Juni 1842 kam er in Basel an, wo er von allen Gliedern unseres Missionskreises mit der wärmsten Liebe begrüßt ward. Er eilte aber schon nach zwei Tagen weiter, um sein liebes Viquiere und die Freunde seiner Jugend wiederzusehen; doch versprach er, auf die bevorstehenden Jahresfeste (Anfang Juli) wieder nach Basel zu kommen. Und wer könnte die prächtige Gestalt, die warme gemüthvolle Herzlichkeit, die lebenswürdige Lebendigkeit und die feine edle Natürlichkeit dieses Mannes vergessen? Seine öffentlichen Ansprachen am Jahresfest, seine reichen Mittheilungen in engeren Freundeskreisen gewannen Aller Herzen. Man mußte ihn lieben, und man fühlte, daß man wieder geliebt ward. Aber der Herr hatte noch wichtigere Aufgaben für ihn bereit. Lacroix erbot sich der Missionskommittee in Basel, zur Belebung des Missionsinteresses die französischen Kantone der Schweiz zu bereisen. Dabei schwebte ihm Ein bedeutungsvoller Gedanke besonders vor Augen, den er mit seinem Freund Weitbrecht oftmals durchsprochen, und für dessen Ausführung er längst reiche Vorbereitungen getroffen hatte. Er meinte: die Theilnahme an der Mission sollte nicht blos durch einzelne Ansprachen bei Missionsfesten oder dergleichen geweckt werden, sondern es thue namentlich Noth, vor dem gebildeteren Theil des Publikums wohlgeordnete und gründlich ausgearbeitete Vorlesungen über die Mission zu halten. Das Material hiefür hatte er längst gesammelt. Genf, glaubte er, dürfte zunächst der geeignetste Ort hiefür sein. Die Kommittee in Basel erkannte sofort die Wichtigkeit dieses Planes, und ohne Verzug wurden Verhandlungen mit den Genfer Freunden gepflogen. Der edle Pastor Barde in Genf und der unvergeßliche ehrwürdige d'Espine (Vater) ergriffen mit lebhaftem Interesse die Sache und trafen die nöthigen Vorkehrungen. Im Anfang des Oktober traf Lacroix in der berühmten Stadt Calvins ein.

Es war angeordnet worden, daß die Vorträge in dem Saal stattfinden sollten, wo Pastor Barde am Sonntag seiner Gemeinde zu predigen pflegte. Er konnte etwa 200 Personen fassen und stand nahe bei der großen Peterkirche. Als aber die festgesetzte Zeit kam, fand sich's, daß schon eine halbe Stunde zuvor draußen vor den Thüren eine Menge Menschen versammelt waren, die keinen Platz mehr fanden. Barde eilte nach dem nahen Kasino, ließ es rasch beleuchten und bald bewegte sich die ganze Menge dahin. Die große Halle, sonst zu Konzerten verwendet, faßt etwa tausend Menschen. Bei dieser

ersten Vorlesung hatten sich bei 400 Zuhörer eingefunden. Lacroir schilderte die seltsamen Ideen der Hindu's über den Ursprung, den Charakter und das Treiben ihrer Götter, und verweilte namentlich bei den zehn Inkarnationen (Fleischwerdungen) des Gottes Wischnu. Alles hing mit Aug und Ohr an den Lippen des Redners. Bei dem zweiten Vortrag hatte die Zuhörerschaft sich verdoppelt; fast die ganze Halle war gefüllt. Dießmal sprach er von den Tempeln, Priestern, Festen, Opfern und Wallfahrten der Hindu's und ihren religiösen Ceremonien. Die Aufmerksamkeit, das Interesse, die Spannung stieg. Am 15. Oktober, bei der dritten Vorlesung, war das Kasino gedrängt voll. Mehr als tausend Menschen, darunter die Geistlichkeit Genfs und viele Pfarrer von der Nachbarschaft, hiengen athemlos an Lacroir' Lippen, als er die ersten Anfänge der Mission in Indien schilderte und die verschiedenen Methoden beschrieb, wie man heutzutage dort den kolossalen Bau des Hinduismus zu untergraben und zu stürzen bemüht ist. Die Versammlung ward bald zu unbezwinglicher Heiterkeit, bald zu Thränen bewegt, als er das Leben eines Missionars, sein Predigen, seine Kapellen, seine Zuhörerschaft und die Art und Weise beschrieb, wie er den Leuten ans Herz zu kommen versucht. Eine Reihe von Anekdoten aus seiner persönlichen Erfahrung würzten das Ganze. Bei der vierten Vorlesung, wo er von den eingeborenen Gemeinden sprach, war die Versammlung größer als je, und bei der fünften, über die Hindernisse, die sich dem Missionar und seinem Wirken entgegenstellen, fanden Viele keinen Platz mehr. Die Halle war gedrückt voll; Geländer, Thüren und was sonst im Wege war, mußten entfernt werden und jeder Zoll des Bodens war von gespannten Zuhörern besetzt. Die Vorzimmer, die Hausflur, die Treppen waren voll, und etliche vornehme Genfer waren froh, auf den kleinen Stufen, die zum Rednerstuhl führten, ein Plätzchen zu finden. Sehen konnten Viele nichts, sie vermochten kaum zu athmen; aber die starke kräftige Stimme Lacroir' und sein vorzügliches Französisch ließ jedes Wort klar bis auf die Treppen hinaus dringen. So etwas war in Genf noch nie erhört; eine so empfängliche Hörerschaft hatte noch kein Missionsredner gefunden. Man hatte schon längere Zeit vorher in Genf angefangen, die Missionspflicht zu erkennen, — die Pflicht, den Heiden das Evangelium zu bringen. Viele ausgezeichnete Christen der Stadt, namentlich unter den Laien, hatten schon längst den Wunsch gehabt, das Ihrige zu

thun. Alte Einwürfe und Vorurtheile gegen die Mission waren im Verschwinden begriffen; — und nun war Lacroix gekommen: seine Mittheilungen waren so lehrreich, die Thatfachen, die er gab, so interessant, seine Schilderungen so lebhaft; sein Urtheil war so maassvoll, sein Zeugniß so treu, so wahr, sein Ton so warm, so herzendringend: — was Wunder, daß seine lebhaften Landsleute entzückt, hingerissen, begeistert wurden, und daß seine Vorträge das Gespräch der ganzen Stadt in jenen Tagen waren.

Bei der fünften Vorlesung ereignete sich ein Umstand, der nicht geringes Aufsehen erregte, und den wir erwähnen müssen. Die meisten Prediger der Stadt, unter ihnen der Präsident des Konsistoriums der Staatskirche, hatten sich eingefunden. Alle waren von den wärmsten Gefühlen für Lacroix und für die Sache, die er vertrat, beseelt. Da forderte der Präsident den Prediger Pilet auf, zum Eingang ein Gebet zu sprechen. Es war dieß ein höchst einfacher Umstand, und doch eine Sache von hoher Bedeutung. Pilet war einer von den aus der Staatskirche ausgeschiedenen Pastoren des Dratoire, und man weiß, wie lange Jahre hindurch ein heißer Kampf und Zwiespalt zwischen diesen und den Pfarrern der Nationalkirche geführt wurde. Eine solche öffentliche und ehrende Anerkennung aber eines freikirchlichen Pfarrers von Seiten des Präsidenten der Nationalkirche, in Mitten einer so großen öffentlichen Versammlung, war etwas ganz Neues; mit um so größerer Freude aber begrüßten alle Anwesenden diese Thatfache, und während Pilet betete, vergossen Viele Thränen des Dankes, da sie darin ein glückliches Zeichen der Einigung und des Friedens zwischen den beiden so lange einander entfremdeten Kirchengemeinschaften erkannten. Es muß eben immer wieder sich herausstellen, daß die Mission das Panier des Friedens und der selige Einigungspunkt ist, in welchem sich die meisten kirchlichen Gegensätze wieder zusammenfinden.

Die letzte Vorlesung nahte heran. Man fühlte, daß man diese Gelegenheit treulich benützen müsse. Da das Interesse an der Mission und die Theilnahme an den Vorlesungen mit jedem Tag so sehr gewachsen war, daß in der Stadt und Umgegend fast von nichts Anderm mehr geredet ward, so war bei der letzten Vorlesung voraussichtlich ein außerordentlicher Zulauf von Menschen zu erwarten. Deßhalb wandten sich die leitenden Freunde an die kirchlichen Behörden von Genf mit der Bitte um Ueberlassung einer der großen Kir-

chen für diesen Zweck. Das Gesuch ward einstimmig und freudig gewährt; ja die Behörde sprach den Freunden ihren Dank aus für den großen Segen, den sie der Stadt und dem Kanton dadurch bereitet hätten, daß sie den trefflichen Lacroix zu kommen veranlaßt haben. Auch wurde der Beschluß gefaßt, daß sämtliche Pastoren der Staatskirche bei der Vorlesung anwesend sein sollten. Die Kirche LaMadeleine wurde als die passendste ausgewählt, da sie warm, gut beleuchtet, geräumig und zweckmäßig bestuhlt war. Es ist ein schöner Bau, lang und stattlich, auf drei Seiten mit Gallerien (Emporkirchen) und mehreren Seitenkapellen versehen, — einst die Stätte, wo Farel's gewaltige Predigten ertönten. Die Vorlesung war auf Sonntag den 23. Okt. Abends 4 Uhr angesetzt. Die Kirche war bis in die hintersten Winkel angefüllt. Selbst in den Gängen waren Sitze und Bänke aufgestellt, und Hunderte fanden nur noch zum Stehen ein Plätzchen. Man schätzte die anwesende Menge auf 3000 bis 3500 Personen. Seit Farel's Tagen war kaum eine ähnliche Versammlung in diesen Räumen gewesen. Um die Kanzel her war eine Tribüne errichtet; hier nahmen sämtliche Geistliche der Stadt, Staatskirchliche und Dissenters, Platz, — ein Schauspiel, das seit vielen Jahren nicht mehr war gesehen worden, und das Jedermann für unmöglich gehalten hätte. Und nicht aus Genf allein waren die Leute zusammengeströmt, sondern aus Fernen, einst Voltaire's Wohnsitz, von den Abhängen des langgestreckten Salève und den Thälern Savoyens, von den hügeligen Straßen Lausanne's, von den Nebengeländen des Waadtlands, von allen Seiten waren Leute herbeigekommen, um Lacroix zu hören.

Und Lacroix war heute mit doppelter Gnade ausgerüstet. Der Geist des Herrn schien seine Lippen mit der glühenden Kohle vom Altar des obern Heiligthums berührt zu haben. Zwei Stunden lang sprach er von den Erfolgen, welche die Mission in Indien errungen hat, und von den Hoffnungen, die an die Zukunft sich knüpfen. Seine Stimme ward bis in den hintersten Winkel der Kirche deutlich vernommen, und der Eindruck, den sein Vortrag machte, war tief und mächtig. Als er von der allgemeinen Erwartung unter den Hindu's sprach, daß die Kaste stürzen und das Christenthum in nicht ferner Zukunft zur Herrschaft gelangen werde, legte er seinen Hörern ans Herz, daß in allen diesen Umständen eine große Ermutthigung liege, zu treuer Ausdauer im Missionswerk und zu neuen größeren

Anstrengungen, um die Heidenwelt zu retten. „Ihr seid es dem Gott, den ihr verehret, schuldig,“ rief er, „Seinen Namen in den Ländern zu verkündigen, wo er noch unbekannt ist. Würdet ihr wohl einem geliebten Vater es verweigern, einen solchen Dienst ihm zu thun? Ihr seid es eurem Erlöser schuldig, Sein Reich unter den Heiden aufzurichten. Und was verlangt Er von euch, damit dieses herrliche Ziel erreicht werde? Nun ja, vielleicht das Opfer eurer persönlichen Behaglichkeit; vielleicht etwas Weniges von eurer Habe, ein wenig eigene Theilnahme an dem Werk, und dazu euere Gebete für die heilige Sache. Und für das Alles — was wird euch dafür? Ist's denn ein Geringes, das Werkzeug sein zu dürfen, daß euern Mitmenschen der Segen des Christenthums zu Theil wird, von dem sie bisher nichts gewußt haben? Ist's denn so gar nichts, ihnen einen Balsam reichen zu dürfen, der ihren Jammer stillt, — die Hoffnung des ewigen Lebens ihnen zu bringen, die ihren verschmachteten Geist in der Stunde des Todes tröstet, und so ein Zeitalter der Glückseligkeit ihnen anzubahnen, das herrlicher ist, als jenes goldene Zeitalter, das eine menschliche Phantasie sich ausmalt? — Ein jeglicher von euch frage sich hier als vor dem Angesichte Gottes, was er thun könne für die Förderung der Mission; er frage sich, ob er nicht etwas von seiner Zeit, seiner Habe, seinem Einfluß, seiner Kraft dieser heiligen Sache zu weihen im Stande sei. Ich empfehle euch nicht ausschließlich die Gesellschaft, in deren Diensten ich stehe [Londoner MG.], obgleich sie mir besonders theuer ist. Lasset eure Unterstützung der Gesellschaft in Basel, in Paris oder wem ihr wollt, zu Theil werden. Eine kleine Summe, die regelmäßig gegeben wird, ist von größerem Werth, als gelegentliche große Gaben. Lasset mich euch erinnern an die Thatsache, daß im letzten Jahr die große Summe von 25,000 Franken allein von Sonntagschulen in England zusammenkam, dadurch daß sie wöchentlich ihren Penny (10 Centimes) regelmäßig für die Mission gaben. Aber während ich euch bitte, reichlich zu geben, so wünsche ich doch vor Allem, daß ihr jede Gabe mit anhaltendem und gläubigem Gebet um den Segen des Herrn begleitet.“

Pacroix schloß mit folgenden Worten: „Und nun, geliebte Brüder, unsre Zusammenkünfte sind zu Ende. Ihr habt Alles vernommen, was ich euch zu sagen hatte. Ich danke euch aufs herzlichste für die unermüdlche Theilnahme, mit der ihr diese Vorträge angehört habt. Ohne Zweifel werde ich nicht mehr zu euch reden. Ge-

denket dessen, der oft im Geiste bei euch sein wird, obschon er selbst fern im fremden Lande wohnt. Lebet wohl. Gnade, Barmherzigkeit und Friede sei mit euch immerdar."

Seine Stiumme wollte ihm vor tiefer Bewegung versagen, als er diese Worte sprach. Die gleiche Bewegung gieng durch die ganze große Versammlung, Viele weinten. Als er geschlossen, erhob sich Pastor Barde, sprach ein paar kurze Worte zur Gemeinde und wandte sich dann zu Lacroix, um ihm im Namen Aller zu danken und des Herrn Segen für seine fernere Laufbahn zu wünschen. Er sprach seine Hoffnung aus, daß großer und und unvergänglicher Segen aus seinem Aufenthalt in Genf hervorgehen, daß ein lebendiger Missionseifer in ihrer Aller Herzen entbrennen und der Geist der Einigkeit und brüderlichen Liebe kräftig unter ihnen wirken werde, daß keine kirchlichen Differenzen mehr sie von einander zu scheiden vermögen. Pastor Bouvier schloß mit brünstigem Gebet. In den Becken an den Kirchthüren aber fanden sich 800 Franken, eine damals für Genf ungewöhnliche Summe, die zu drei Viertheilen an die Londoner Missionsgesellschaft, als Zeichen des Dankes und der Liebe, das Uebrige nach Basel gesandt wurde.

Am späten Abend kamen noch 25 Prediger im Hause des Herrn Barde zusammen, um mit Lacroix die besten Mittel zu besprechen, durch welche der nun angeregte Missionsfönn lebendig erhalten und gepflegt werden könnte. Am folgenden Morgen aber, als Lacroix einen Abschiedsbesuch bei Professor Munier machte, trat noch ein Umstand ein, der von nicht unwichtigen Folgen war. Abends zuvor war eine fromme Dame, die nun in der obern Heimat ist, in der Madelaine gewesen, um den letzten Vortrag zu hören. Beim Herausreten aus der Kirche sagte sie zu Madame Munier kurz, aber entschieden: „Jetzt müssen wir etwas thun.“ Die Freundin stimmte von Herzen bei. Als nun Lacroix am Morgen kam, um Abschied zu nehmen, wurde ihm von Madame Munier die Frage vorgelegt, ob es in seiner Missionsarbeit irgend einen besondern Zweig gebe, den er, wenn er dafür hinreichende Unterstützung erhielt, mit größerer Energie zu betreiben vermöchte, als bisher. Lacroix dachte sogleich an die Reisepredigt, für welche er von seiner Kommittee keine Extraverwilligung erhielt, und gab den Freunden eine Schilderung dieser Aufgabe. Professor Munier fragte: „Wie viel Geld wäre nöthig, um die Reisepredigt systematisch und mit größerem Erfolg zu

betreiben?" Lacroir überlegte die Sache und sagte dann: „Etwa zweitausend Franken.“ Sofort verpflichteten sich die Freunde dazu, und so schied man von einander. Dieses kurze Gespräch hatte die gesegnete Folge, daß nicht nur Lacroir selbst alljährlich die nöthige Summe zur Ausführung des genannten Planes erhielt, sondern daß auch andere Gesellschaften, unter ihnen auch Basel, reichliche Unterstützungen aus Genf erhielten. Die Sache aber gieng so zu: — Die beiden Damen, die vor der Kirchthüre der Madelaine das Wort gesprochen: „Jetzt müssen wir etwas thun,“ beschloßen nach eingehenden Berathungen alljährlich um Ostern einen „Missionsbazar“ zu halten, wozu Jedermann Handarbeiten u. dergl. beizutragen eingeladen werden sollte. Viele willige und kunstfertige Hände machten die Ausführung leicht und erfolgreich. Im ersten Jahr ertrug der Verkauf genau die Summe, die versprochen worden war. Das zweite Jahr trug mehr ein; das dritte war noch günstiger. Die Beiträge wuchsen fort und fort, und während Lacroir alljährlich die zugesagte Summe erhielt, konnten auch andere Gesellschaften reichlich unterstützt werden. Gegenwärtig hat dieser Arbeitsverein, von vierzig Damen in Genf geleitet, gegen achthundert Mitglieder in allen Theilen der Schweiz, und die jährliche Summe, die der Bazar abwirft, beläuft sich etwa auf 9000 Franken. Das ist das Ergebniß jenes entschlossenen Wortes einer einzigen Dame: Jetzt müssen wir etwas thun!

Lacroir hielt ähnliche Vorträge in Lausanne, in Neuchâtel, in Paris, überall mit nicht unbedeutendem Erfolg; Genf aber behielt die Palme. Im Sommer 1843 nahte sein Aufenthalt in Europa dem Ende, und er bereitete sich zur Rückkehr nach Indien. Selten hat ein Missionar so viele rührende Beweise der Liebe und Achtung mit sich aus sein Arbeitsfeld zurückgetragen. Auch seine Komitee sprach sich vor seinem Scheiden in der rührendsten Weise gegen ihn aus. Sie wünschte, daß er seine Vorträge in französischer und englischer Sprache (auf Kosten der Gesellschaft) drucken lasse. Lacroir that es nicht; er glaubte durch mündliches Wort seine Aufgabe erfüllt zu haben. Am 9. Sept. 1843 schiffte er sich mit einer Anzahl jüngerer Missionsbrüder ein und erreichte nach einigen Monaten Kalkutta.

Lacroir landete an den Gestaden Indiens mit vortrefflicher Gesundheit, mit neugestärktem freudigem Muth und mit jenem unbeschreiblich süßen Gefühl der Befriedigung, in eine Arbeit wieder treten zu dürfen, die ihm bei allen ihren Beschwerden theurer war, als

alle Genüsse der Welt. Freilich war die erste Nachricht, die ihn hier traf, eine tief erschütternde. Sein geliebter Freund und Mitarbeiter, Missionar de Rodt (aus Bern), war eben in die ewige Ruhe eingegangen. Lacroix hatte sich auf ihn ganz besonders gefreut. Vor Kurzem erst hatte er seine Familie in Bern gesprochen und brachte kleine Andenken von ihr für den theuren Freund mit. „Die Mission hat an ihm ihren besten Arbeiter verloren,“ schrieb Lacroix mit tiefer Wehmuth nach London; „nun fällt die Hauptlast auf meine schwachen Schultern.“ Die Freude über das Wiedersehen so vieler theuern Glieder der europäischen und eingebornen Gemeinden wurde dadurch sehr gedämpft. Bald sollte er selbst bis an die Pforten des Todes geführt werden. Eben wüthete die Cholera in und um Kalkutta. Auch Lacroix wurde davon ergriffen. Sein Leben war in äußerster Gefahr; aber der Herr wollte ihn dem großen Werke noch längere Jahre lassen. Er genas und erholte sich schnell.

Zunächst waren die beiden Dorfgemeinden Rammakaltschot (so sollte auch S. 346 u. ff. gelesen werden) und Gangrai in der Reiseebene, von denen wir früher ausführlich sprachen, wieder sein Arbeitsfeld. Sie bestanden aus etwa 400 Seelen; aber der Geist war fast gänzlich aus ihnen gewichen. Sie bedurften in hohem Grade einer neuen Auffrischung und Belebung. Zu der innern Erlassung kamen noch die unglückseligen Eingriffe der neu angekommenen Jesuiten, die Alles zu verwirren suchten. Selbst die Mormonen schickten ihre Sendlinge, um die armen eingebornen Christen in Indien durch die eröffnete Aussicht auf ein Paradies des Fleisches zu fördern. Wehe den Menschen, durch welche Aergernisse kommen! Es wäre ihnen besser, daß ihnen ein Mühlstein an den Hals gehängt und sie ersäuft würden in die Tiefe des Meeres! Lacroix that in aller Treue und Hingebung, was er vermochte, um dem Jammer zu wehren. Es gelang ihm, Viele vor der Verführung zu bewahren; aber mit dem geistlichen Leben wollte es in den Gemeinden nicht recht voran. „Was unsre eingebornen Christen betrifft,“ schreibt er um jene Zeit, „so ist vieles da, was die Freude eines Missionars in Bengalen zu dämpfen geeignet ist. Ihr Mangel an geistlichem Leben und namentlich an christlicher Liebe, ihre Wankelmüthigkeit und Unentschlossenheit, die leichtsinnige Art, wie sie den Missionar und die Gemeinde zu verlassen bereit sind, sobald ein weltlicher Gewinn sie anderswohin lockt, — das Alles drängt mir die Ueberzeugung auf, daß die Zeit der

Erquickung vom Angesichte des Herrn für diese Nation noch nicht gekommen ist, und ich fürchte sehr, daß wir zu schnell gewesen sind in der Aufnahme von Taufbewerbern, statt daß wir damit zufrieden gewesen wären, die Erkenntniß der Wahrheit weit und breit im Lande zu verbreiten und um eine Ausgießung des Geistes zu beten zur gründlichen Herzensbefehrung der Söhne Bengalens."

Wer Indien kennt, wird sich über diese Lage der Dinge nicht wundern. Die eingeborenen Christen in der Reisebene waren vor ihrer Befehrung überaus unwissend gewesen. Wohl wurden ihre Kinder in christlichen Schulen unterrichtet, aber die meisten Eltern lernten nie lesen. Ihre eingeborenen Lehrer selbst waren in ihrer Erkenntniß und ihrem Wandel sehr unvollkommen. Der Missionar konnte sie verhältnißmäßig nur selten besuchen. Von ihren Gutsherren (Semindaren) waren sie jämmerlich gedrückt, und ihre Armuth war groß. Rings um sie her walteten heidnische Einflüsse, die seit Jahrhunderten auf das Volk wirkten. Da waren Tempel, Feste, Opfer, Priester, welche unvermerkt ihren Einfluß auf die Leute ausübten. Sie selbst waren erst vor Kurzem aus dem heidnischen Zustand, aus den Lebensordnungen und Sitten eines Hindu herausgerettet; ihre Nachbarn und Freunde waren Hindu's. Ist's zu verwundern, daß ihre neue Religion noch vielfach von der Berührung mit der alten, die sie verlassen hatten, beeinträchtigt ward? Sie waren gewissermaßen eine kleine Lichtung in Mitten eines dichten Urwalds: düstere Nacht, heißfeuchte Moorgründe, wimmelnd von giftigen Schlangen und brüllenden Löwen, umgaben sie bei Tag und bei Nacht. Ueber den Wipfeln der Bäume mochten sie wohl etnen Schimmer des Tageslichtes sehen und von einem Hauch erfrischender Himmelsluft angeweht werden. Aber noch öfter athmeten sie eine verpestete Luft ein; wieder und wieder warf ein Fiebermiasma heidnischen Lasters Einzelne und ganze Gemeinden todtkrank darnieder. Wer will sich wundern, daß ihr geistliches Wachsthum aufgehalten, daß ihre gesunde Entwicklung hundertfach beeinträchtigt ward? Ist es unerklärlich, daß sie nicht zum Mannesalter in Christo heranwuchsen, sondern verwachsene und verkrüppelte Kinder blieben? Da und dort suchte ein aufrichtiges Herz, vom Glauben erleuchtet und seiner Schwachheit bewußt, die verheißene Kraft von Oben. Dann hatte die Gnade ihr gesegnetes Werk; die Gnade gab ihnen Gesundheit und Wachsthum, Leben aus Gott und Entschiedenheit für Ihn. Die

Mehrzahl aber suchte nicht auf gleiche Weise, und darum konnte sie auch nicht finden.

Freilich es blieb sich nicht immer gleich. In den beiden Hauptgemeinden zu Rammakaltschöf und Gangrai fanden immer wieder Schwankungen statt: bald ein Aufstehen zum Leben, bald ein Zusammensinken in geistlichen Schlummer und Tod. Die folgende Tabelle stellt diese Wandlungen im Lauf von mehr als dreißig Jahren am anschaulichsten dar.

Jahr.	Abendsmahlsgenossen.	Gemeindeglieder.	Schulen.	Knaben.
1826	10	21	1	60
1831	55	180	3	110
1836	52	300	3	160
1841	88	420	4	200
1846	75	490	4	170
1851	111	475	4	148
1856	67	525	3	100
1860	45	627	2	90

In den Missionsgemeinden Indiens spiegeln sich viele charakteristische Züge der ersten apostolischen Gemeinden ab, wie sie uns im Neuen Testament geschildert werden. Wie hier aufs wunderbarste sittliche Erhabenheit neben groben Lastern und abschreckenden Sünden, Männer voll Glauben und Liebe neben Gemeindegliedern von sehr zweideutigem Wandel und Charakter sich fanden, so ist auch heutzutage in Indien. Diese Mischung von scharfen Gegensätzen tritt in unsern heimatlichen evangelischen Christengemeinden nicht so auffallend ins Auge. Hier wirkt die seit Jahrhunderten bestehende christliche Sitte, die Macht der öffentlichen Meinung, die Zucht und Schranke christlicher Lebensordnungen so gewaltig auf Alle, daß — wenigstens auf der Oberfläche — die allgemeine Sittlichkeit ein ziemlich ebenmäßiges Niveau bildet. Ganz anders war es zur Zeit der Apostel. Dort giengen die Gemeinden unmittelbar aus der heidnischen Gesellschaft hervor und hatten ihren Sitz in Mitten heidnischer Städte und Dörfer, und zwar zu einer Zeit, wo die Moralität der Welt im Großen auf die tiefste Stufe gesunken war. Sie athmeten die Pestluft heidnischer Laster ein; das Sumpffieber heidnischer Gewohnheiten war noch in ihrem Blut; von sittlichen Schranken und Lebensord-

nungen, durch die sie in Zucht gehalten worden wären, war keine Rede. Wer kann sich da wundern über das Vorkommen von Lastern unter den Christen von Corinth, über ihren Mangel an Anstand und Ordnung bei der Feier des Abendmahls, über ihre elenden Zänkereien, über ihre thörichte Bereitwilligkeit, jedem selbstüchtigen Lehrer ihr Ohr zu leihen und dem Manne den Rücken zu kehren, der unter unsäglichen Leiden sie zum Heiland geführt hatte? Wem kann es noch unerklärlich erscheinen, daß es in Ephesus Christen gab, die es noch nicht vergessen hatten, gegen einander zu lügen, sich mit Wein zu berauschen, mit Diebereien sich abzugeben, — Christen, die an Narrentheidungen ihre Freude hatten, mit den Augen tückisch sich zu winkten, mit den Füßen sprachen und mit den Fingern deuteten, — oder Christen, die den heiligen Geist betrübten mit ihrer zänkischen Bosheit, mit ihrem Zorn, ihrer Unversöhnlichkeit und ihrem unreinen Wandel? Kann es auffallen, daß an ihren Liebesmahlen böse Makel hafteten, daß manche den Glauben von den Werken zu trennen suchten, und daß „die Lehre Bileams“, christlich aufgepuzt, vielen mundete?

Diese Dinge erscheinen dem Missionar in Indien in keiner Weise befremdlich. Er kann sich aufs lebhafteste in diese Widersprüche der apostolischen Gemeinden versetzen, und kann sie begreifen; denn er sieht täglich das Gleiche vor seinen Augen, hervorgehend aus den gleichen Ursachen. In der ersten Generation von eingeborenen Christen ist der Kampf zwischen dem alten und neuen Menschen besonders heftig; da fechten sie noch auf den Gränzmarken des Heidenthums. Wer wahrhaftig im Glauben steht, wird vom Geiste Gottes erleuchtet und erneuert ist, der trägt den Sieg in Christo davon. Wer nur dem Namen nach zum Christenthum sich schlägt, die Schwachen, die Unsteten, die Weltlichgesinnten schieben zurück nach der verbotenen Lust und bereiten denen, die über ihre Seelen wachen, unendliche Noth. So bei den Aposteln, so bei den Missionaren unsrer Zeit.

Vortreffliche Bibelauslegungen sind in unsern Tagen erschienen, — Auslegungen, die von der Gelehrsamkeit, der Einsicht, der christlichen Erfahrung ihrer Verfasser ein helles Zeugniß geben. Aber noch fehlt es an einem Kommentar, der die Schrift von dem Missionsstandpunkt aus betrachtet. Die Mission wirft Lichter auf die heilige Schrift, die manches ihrer Blätter gründlicher und heller beleuchten, als eine noch so große Gelehrsamkeit und christliche Erfahrung daheim sie geben kann. Und wenn die Pfarrer und Prediger unsrer heimat-

lichen Gemeinden die Missionsgeschichte besser studiren und benützen wollten, so fänden sie eine Fülle von Pastoralthologie, wie sie keine Universität zu lehren vermag.

Soll freilich ein Missionar seiner Aufgabe gewachsen sein, so bedarf er einer Ausrüstung nach Leib und Seele, wie sie nicht eben Jedem zu Gebot steht. Wir können uns nicht enthalten, hier ein Schreiben Lacroix' mitzutheilen, worin er diesen Punkt mit Meisterschaft bespricht. „Was die physische Beschaffenheit eines Missionars betrifft, wenn er zu seinem Werk taugen soll, so möchte ich rathen, nur Männer von robustem starkem Körperbau und von kräftiger gesunder Konstitution nach Indien zu senden. Leute von zarter Natur und Gesundheit taugen nicht; denn so guten Willen sie auch haben mögen, sie sind nicht im Stande, lange die Anstrengungen zu ertragen, die in einem Klima, wie das indische ist, unausweichlich sind, und deshalb werden sie sich begnügen müssen, nur einen Theil des Werkes zu thun, das kräftigere Männer mit Leichtigkeit ausrichten. Und doch hat die Missionsgesellschaft dieselben Ausgaben für jene wie für diese. Wir bedürfen Männer, wie unsre vier schottischen Brüder in Kalkutta, die insgesamt sechs Fuß hoch sind und eine Konstitution von Eisen haben. Die Arbeit, die sie thun, ist erstaunlich. Sie richten gewiß so viel aus, als sechs Missionare vom gewöhnlichen Schlag, und dadurch ersparen sie der Gesellschaft zwei Leute. Der selige Missionar Mac von Serampor, der so lange in Indien gewirkt hat, sprach oft von der physischen Unzulänglichkeit vieler Missionare, die herausgesendet werden, und nicht lange vor seinem Tode sagte er in einer öffentlichen Ansprache: 'Wir bedürfen in Indien Leute von kräftiger Konstitution, eine Grenadier-Kompagnie aus dem Missionsheer, die ans Feldlager und seine Strapazen gewöhnt sind.' . . Das Klima von Indien, und besonders das von Bengalen, wirkt überaus schwächend auf den Körper, und jede Art von Anstrengung ist viel aufreibender, als daheim. Wenn somit Leute hieher gesandt werden, welche die unausweichlichen Strapazen nicht auszuhalten vermögen, so wundere man sich nicht, wenn die Arbeit nicht vorangeht, oder wenn solche Personen bald wieder heimkehren.

„Was ich soeben gesagt, gilt von allen Arten der Missionsarbeit, doppelt aber von der Arbeit außer dem Hause, wie z. B. Predigtreisen, Besuch der entferntliegenden Gemeinden zu allen Jahreszeiten, Heidenpredigten im Freien und dergleichen. Man kann sich in Europa kaum

eine Vorstellung machen von der körperlichen Anstrengung und dem Aufwand von Kraft und Stimme, der bei einem Missionar erforderlich ist, wenn er Tag für Tag in diesem aufreibenden Klima zu Versammlungen von Eingeborenen reden soll; was es kostet, Ruhe zu erhalten, wenn sie ungeberdig sind, den Einwendungen und feindseligen Einwürfen der Gegner richtig zu antworten, und das Alles unter freiem Himmel oder in Kapellen, die fast von allen Seiten offen sind und überdies hart an dem Gesumme eines Bazärs oder am Lärm einer Kreuzstraße liegen. Ein Missionar, dessen Kraft gering und geschwächt ist, wird nur gelegentlich dieser wichtigen Aufgabe genügen können, und wenn dazu noch seine Stimme schwach ist, so wird auch sein gelegentliches Predigen nutzlos sein, weil die Leute ihn nicht hören und verstehen. Eine Gesellschaft, die es bei ihrer Mission hauptsächlich auf die Heidenpredigt (weniger aufs Unterrichts- wesen) anlegt, sollte darauf besonders achten. Die Jesuiten sind in dieser Beziehung aller Nachseiferung werth. Wo sie irgendwo ein besonderes Arbeitsgebiet in die Hand nehmen, da sind sie immer dafür besorgt, die rechten Leute dafür auszusuchen. Daher zum Theil ihr außerordentlicher Erfolg. Es ist auch Thatsache, daß Leute von kräftiger und gesunder Konstitution in Indien viel länger leben und viel mehr arbeiten, als Andere.

„Was die geistigen Qualitäten eines indischen Missionars betrifft, so brauche ich darüber nicht viel zu sagen. Folgendes scheint mir in dieser Beziehung unentbehrlich: — lautere ächte Frömmigkeit, eine begeisterte Liebe zur Mission, ungetheilte volle Hingebung an dieselbe, Energie des Charakters, zähe stetige Ausdauer in allem Vornehmen, Leichtigkeit, die Sprachen zu erlernen, reiche, umfassende Begabung, besonders Predigtgabe, und ein herzliches, heiteres, offenes und gewinnendes Wesen im Umgang. Alle Missionare, die nach Indien gesandt werden, sollten diese Eigenschaften haben; sonst werden sie nicht viel ausrichten.

„Um unnütze Ausgaben zu verhüten, möchte ich als allgemeine Regel empfehlen, daß kein Missionar, dessen Gesundheit in Indien, nachdem er das 45. Jahr überschritten hat, wesentlich und bedenklich beeinträchtigt worden ist, wieder von Europa hieher gesandt werden sollte. Ein junger Mann, dessen Gesundheit in Indien gelitten hat, und der durch einen Besuch in seinem Vaterland wieder seine volle Kraft erlangt, kann ohne Gefahr wieder ausgesandt werden und hier

noch lange nützlich sein; aber es ist Thatsache, daß Leute, die nach dem 45. Lebensjahr ihre Gesundheit in Indien einbüßen, in Europa wohl wieder gesund werden können, bei ihrer Rückkehr nach Indien aber sehr bald ihre Kraft wieder verlieren. Das hat seinen Grund einfach in dem Umstand, daß Leute in diesem Alter nicht mehr die Elasticität der Jugend, nicht mehr jene Selbsterneuerungskraft der Natur besitzen, die jüngern Leuten eigen ist. Man behalte solche Brüder daheim und lohne ihre treue Arbeit mit den nöthigen Mitteln zu einem ruhigen Lebensabend, oder lasse sie in der Heimat, wenn es möglich ist, durch Missionsreisen oder dergleichen die Sache der Mission vertreten.“ . . Dann kommt Lacroix noch auf die Unsitte junger englischer Missionare zu reden, die nach einem oder zwei Jahren, welche sie in Indien zugebracht, wieder nach Europa reisen, um sich eine Frau zu holen. Das geißelt er mit den schärfsten Worten als ein unverantwortliches Unrecht an der Mission, und empfiehlt seinen jüngern Mitarbeitern, entweder im Glauben sich eine Frau aus der Heimat senden zu lassen, oder in Indien selbst, wo heutzutage so viele respectable europäische Familien leben, sich umzusehen, wie Lacroix selbst zu seinem unberechenbaren Segen gethan hat. Er erlebte im Juni 1845 die große Freude, seine eigene älteste Tochter einem Manne zu vermählen, der gleich ihm Missionar in Kaskutta und gleich ihm einer der ausgezeichnetsten Diener des Herrn war. Es ist Missionar Mullens, der Lebensbeschreiber des seligen Lacroix.*)

3. Die Reisepredigt.

Es ist eine schwer zu beantwortende Frage, welche Wirksamkeit in der Mission wichtiger sei, die Arbeit auf der Station oder die Reisepredigt. Praktisch wird sie in den meisten Fällen durch die verschiedene Begabung der Arbeiter gelöst. Während die einen — freilich die unverhältnißmäßige Mehrzahl — sich am leichtesten zu geregelter Arbeit niederlassen, und bald von den Bedürfnissen der Gemeinde und Schule so in Anspruch genommen sind, daß auch eine kürzere Abwesenheit schon Schaden zu bringen scheint, giebt es andere,

*) Frau Mullens, Lacroix' Tochter, ist nachmals die Zierde der Missionswelt Indiens geworden. Sie durfte nur zwei Jahre nach dem Tode ihres Vaters diesem in die ewige Ruhe folgen. Wir werden vielleicht später Gelegenheit finden, Einiges von ihrem Leben und ihrer Arbeit zu berichten.

denen die stete Bewegung dermaßen zusagt, daß sie sich innerlich getrieben fühlen, die Botschaft von Christo immer neuen Seelen zutragen. Beides hat seine Nachtheile. Der eine bringt es vielleicht nicht einmal zur Bildung, gewiß nicht zur Konsolidirung einer Gemeinde, wenn er auch für ruhigere Nachfolger tüchtig vorarbeitet; ebenso wird er auf die eigene Seele sehr Acht haben müssen, soll er nicht unter dem beständigen Wechsel selbst Schaden leiden. Es hat auch schon erratische Missionare gegeben, deren Lauf für unvorsichtige Nachahmer mehr als eine Warnung enthält. Umgekehrt wird unter dem regelmäßigen Verlauf der Stationsarbeiten der Geist oft übermäßig eingeengt und abgestumpft, durch die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens die Liebe zur ganzen großen Sünderwelt gedämpft; während es andererseits auch den neuen Christen, ja sogar den Schulkindern zu gut kommt, wenn der Missionar sich wieder eine Zeitlang in den Kampf mit der ihn ringsumgebenden Macht des Heidenthums geworfen und darin köstliche Erfahrungen von der Nähe des Herrn bei seinen Botschaftern unter einer verlorenen Welt gesammelt hat. Lacroix hat sich beiderlei Arbeiten mit gleichem Segen hingegeben; und fast will uns scheinen, als sei die Reisepredigt seine besondere Aufgabe gewesen, wie er jedenfalls durch Wort und Beispiel viel dazu beigetragen hat, andere Sendboten zur systematischen Verfolgung derselben anzufeuern. Gern hätte er den größeren Theil seiner Zeit diesem Geschäftszweig gewidmet, aber der Mangel an Arbeitern ließ es nicht zu.

Lacroix reiste gewöhnlich in den kalten Monaten December und Januar, und zwar fast jedes Jahr, meist in Begleitung eines oder zweier Missionsarbeiter verschiedener Gesellschaften. Nach seiner Rückkehr aus Europa hat er, von den Geneserfreunden unterstützt, sich der Reisepredigt noch eifriger gewidmet als je zuvor, und immer zwei längere Wanderungen in Einem Jahr, wenn nicht selbst unternommen, doch veranlaßt. Unterschiede der Denkweise über Kindertaufe, Kirchenverfassung und dergleichen kamen bei dieser Aufgabe natürlich nicht in Betracht. Wir können diese Reisen nicht chronologisch verfolgen: bald führten sie ihn auf Booten durch die verschlungenen Wasserwege und giftgeschwängerten Sumpfdickichte des untersten Gangesdelta, das er in jeder Richtung durchdrungen hat bis hinab nach Sägar, bald hinauf bis Murschidabad ins festere Westland, wo er gerne mit seinem Freund Weitbrecht zusammenwirkte; einmal auch nach Nordosten an die felsen

befuchten Ufer des Brahmaputra. Er hat darüber interessante Berichte hinterlassen, welche in lebendigen Schilderungen das arme Volk, die machtbewußten Priester und jede Klasse der Bevölkerung vor unsern Augen vorübergehen lassen und dem künftigen Missionar vielfache Winke geben, wie er am besten die Aufmerksamkeit für seine Botschaft gewinnen und das Evangelium den Seelen nahebringen kann. Diese Reiseberichte sind wohl das Bedeutendste, was er im schriftstellerischen Fach geleistet hat.

Als er (1831) das große Januarfest auf der heiligen Insel Sāgar, an der Mündung des Hugly, besuchte, fand er über 100,000 Pilgrime aus halb Indien versammelt, denen er mehr als Einen Liebesdienst zu erweisen vermochte. Die dort angesiedelten Heiligen nämlich hatten sich als Sipahis, Amtsboten und dgl. gekleidet, und näherten sich jedem Boot mit der Aufforderung, eine bestimmte Sporthel zu zahlen, wosern man nicht der gesetzmäßigen Strafe von 500 Rupies verfallen wollte. Die wirkliche Polizei, und sie ist bei solchen Festen gut vertreten, mußte natürlich um den großartigen Betrug, ließ ihn aber gegen eine gewisse Vergütung zu. Lacroix dagegen nahm sich mit seinem Begleiter der gedrückten Armen an; er verlangte die Vollmacht der vorgeblichen Amtsdieners zu sehen, reichte auf der Polizei eine Klage gegen sie ein und that männiglich kund, welch eine schamlose gesetzwidrige Erpressung hier verübt werde. Der Plan der Hinduheiligen scheiterte gänzlich; das Volk war voll Danks für die freundliche Verwendung zu seinen Gunsten und hörte der Predigt von Jesu mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu.

Von Gefahren auf den Wanderungen ließe sich auch Manches erzählen. Einst in den Sunderban's war sein Boot für die Nacht in einem überaus öden Orte geankert, als plötzlich ein langes schmales Kande, von 30 Rudern besüßelt, heranschoß und sich dem Boot an die Seite legte. Zwanzig Räuber sprangen an Bord. Die Missionare ergriffen ihre Gewehre; so wie die ungebetenen Gäste sich in die Kajüte drängten, feuerte Lacroix ihnen über die Köpfe hin. Die Räuber verwunderten sich, Europäer mit Feuerwaffen zu treffen, wo sie nur feige Bengalen vermuthet hatten; sie zogen sich augenblicklich zurück, eilten in ihr Kande und ruderten davon. Die Missionare schossen von da an jeden Abend ihre Gewehre ab, um irgend welche Plünderer in der Umgegend abzuschrecken. Das hätte ihnen einmal gefährlich werden können. Lacroix' Begleiter hatte neues Pulver bei

sich, womit er eines Abends die Flinte und Pistole lud. Er feuerte die Pistole ab; sie barst. Lacroir, sonst so vorsichtig, vergaß diesmal, daß das Pulver am Mißgeschick Schuld tragen könnte, und drückte alsbald die Flinte ab, glücklicherweise diesmal, ohne sie an die Schulter zu legen. Auch sie zersprang, und zwar flog ihm ein tüchtiges Stück hart an den Schläfen vorbei. Hätte er sie wie sonst angelegt, sein Leben wäre verloren gewesen. Aber seine Stunde war noch nicht gekommen; der Herr hatte noch Arbeit für ihn.

Als die englische Regierung die Pilgertaxe abschaffte, welche sie bis dahin von den Besuchern des großen Dschagganath-Festes erhoben hatte, war es Lacroir's Absicht, jenem Fest selbst auch anzuwohnen und den Tausenden von Bengalen, welche als Festpilger jährlich nach Drißa wandern, das Wort zu verkündigen. Seine Vorgesetzten ließen es nicht zu. Sie hielten es nicht für rathlich, dem Volk zu predigen, während es unter dem berausenden Einfluß fanatischer Erregtheit und ausgelassenen Schwelgens stehe. Das gab Lacroir Gelegenheit, über den Besuch der Heidenfeste ein Wort zur Zeit zu sprechen. „Meine Erfahrung,“ schreibt er, „stimmt mit dem, was Sie von andern Missionaren gehört haben, darin überein, daß den Festpilgern, wenn sie sich aufs Höchste gesteigert haben, nicht gut predigen ist. Man bedenke aber, daß diese Exaltation nicht durch das ganze Fest dauert. Gewöhnlich beschränkt sie sich auf den Theil eines Tags, oder höchstens zwei bis drei Tage, so lange nämlich besondere Ceremonien vollzogen werden. Außer dieser Zeit sind aber die Pilger so ruhig und zugänglich, als irgend eine Versammlung, die ich je gesehen habe: ja und vielleicht sind sie gerade dann für das Evangelium unserer Seligkeit empfänglicher, als andre Hindu's, so fern sie oft hunderte von Meilen her unter großen Strapazen gekommen sind, um Ruhe für ihre Seelen und religiöse Nahrung zu suchen. Wenn ich auf Festen Pilgrime anredete und mit Traktaten beschenkte, so war es gewöhnlich in solchen Zeiten, da ich sie verhältnißmäßig gefaßt und verlangend nach der Wahrheit fand. Und dann hat es nicht an Früchten gefehlt. Die Anzahl von Festgästen, welche wir z. B. in Sägar ansaßen und später tausend durften, beweist hinlänglich, wie nützlich die Predigt auf Heidenfesten ist, wenn nur der Missionar sich auf die Zeiten beschränkt, in welchen seine Hörer hinlänglich abgekühlt sind, um seine Worte fassen und erwägen zu können.“

Am liebsten übrigens bewegte er sich unter den einfachen Bauern

des Binnenlandes. Diese sind einfältiger und, wenn einmal ihr Ohr gewonnen ist, empfänglicher für die Wahrheit, als die abgefeimten, oft schon verhärteten Bewohner der Städte. Sie hören lieber, während diese so gern selbst sprechen; sie spotten weniger, benehmen sich höflicher und machen häufiger Ernst mit der großen Zumuthung, die an sie herantritt. Sind sie doch überhaupt schon gewohnt, sich weniger mit Ideen, als mit Handeln zu befassen. Befebrungen solcher ehrlichen Leute, welche die Traktate und Evangelien des Reisepredigers angenommen und mit Muße ein oder zwei Jahre lang studirt haben, sind durchaus kein seltenes Ereigniß mehr.

Lacroix war auch gerade der rechte Mann für sie. Seine stattliche Figur, der feste Schritt, die große Kraft, die starke Stimme festelten die Vorübergehenden im Augenblick. Hörten sie dann, wie geläufig er ihre Sprache redete, wie ruhig und freundlich er unter Spott und Widerspruch, nach mancherlei Unterbrechungen, den Faden seiner Rede stets wieder aufnahm und fortspann, wie gründlich er ihre Sitten und Gebräuche samt dem ganzen Religionsystem des Volkes kannte, so regte sich bald ein nie gefühltes Interesse. Das mehrte er dann sorgsam durch Erweisung seiner herzlichsten Liebe und Theilnahme, womit er Jedermann das Eine sichere Heilmittel für alle Schäden und Irrthümer anbot und anpries. Neben vielen beweglichen Szenen fehlte es auch nicht an ergötzlichen Auftritten. Wie fest und selbstvertrauend tritt ihm oft ein Halbwißer entgegen, und bringt im Orakeltone einen Einwand vor, den er für absolut neu und unwiderlegbar hält. Lacroix aber hat ihn bereits etliche hundert Mal gehört, und die schon oft erprobte Antwort des Veteranen schickt den Neuling mit geschorenen Federn heim. So vollständig war er mit allen möglichen Einwürfen und ihrer passendsten Widerlegung vertraut, daß das Gespräch nie auch nur einen Augenblick stockte. Daher kein Wunder, wenn seine Reisen tiefe Eindrücke bei den verschiedensten Menschenklassen hinterließen, wenn besonders seine Mitarbeiter es für einen hohen Genuß und Gewinn achteten, ihn auf denselben begleiten zu dürfen.

Bei dieser glänzenden Begabung konnten viele Freunde ihr Bedauern über Einen Mangel nicht unterdrücken: diese wichtigen Predigtreisen waren doch wohl zu kurz. Selten blieb Lacroix sechs Wochen unterwegs, gewöhnlich nur vier bis fünf. Es darf ja eingestanden werden, daß hier eine Seite seiner Natur an den Tag kam, welche

seiner vollen Wirksamkeit als Reiseprediger einigen Eintrag that. Als wahrer Schweizer war er viel vom Heimweh geplagt; längere Trennung von den Seinen wurde ihm leicht unerträglich. Zweimal in Einem Winter konnte er sich nicht auf den Weg machen. Gieng er allein auf die Reise, so kehrte er gewiß schon in drei Wochen zurück; ein krankhaftes Sehnen nach erquicklichem Umgang nahm ihm die Lust zu längerem Ausbleiben. Anders in der Leitung eines gleichgesinnten Freundes wie Weitbrecht; da fühlte er sich überaus glücklich, warf sich mit ganzer Seele in seine Aufgabe und ließ durch die Art, wie er ihr ungetheilt oblag, unauslöschliche Ausdrücke bei seinen Arbeitsgenossen zurück und hat viel über die beste Methode der Reisepredigt nachgedacht, und namentlich gewünscht, daß sie mit mehr Regelmäßigkeit die bedeutenderen Orte umfasse; auf diese sollte je eine Woche oder zwei verwendet werden, damit den Leuten Zeit bliebe, mit ihren Anstößen, Zweifeln, Einwendungen heranzurücken; dann sollte nach etlichen Jahren derselbe Ort wieder besucht und die angeknüpften Bekanntschaften gepflegt werden. Ausgebehnter und beharrlicher, als je von Lacroix, ist dieser Plan in der Reisemission des nördlichen Tinnewelly-Distrikts ausgeführt worden.

In Sägar durfte Lacroix einmal erfahren, daß seine und seiner Freunde Reisen, wie viel sie immer zu wünschen übrig ließen, an der Menge von gelegentlichen Hörern nicht spurlos vorübergingen. Als er gerade unter einer Schaar von Pilgrimen vom Heil in Christo redete, rief ein wohlgekleideter Ankömmling mit augenscheinlicher Bewunderung aus: „Was, auch hier sind Sie? Wenn ich im Norden von Kalkutta bin, kann ich mich darauf verlassen, Sie dort zu treffen und von Jesu Christo zu hören. Führt mich mein Geschäft in den Süden, wiederum sind auch Sie da und reden von Jesu Christo; gehe ich in irgend ein fernes Dorf, auch dorthin ist dieselbe Geschichte gedrungen; und hier in dieser Waldeinsamkeit schallt mir wieder der Name Christi entgegen. Ihr scheint wirklich überall zu sein; denn wer konnte auch erwarten, an solch einem Plage von Jesu Christo zu vernehmen!“ So gefährlich ist's nun freilich noch nicht; daß aber ein Schimmer der Wahrheit weit und breit durch das finstere Land gedrungen ist, kommt durch eine Masse kleiner Merkzeichen immer mehr an den Tag. Namentlich treffen reisende Prediger wiederholt mit Männern zusammen, welche in Missions- oder Regierungsschulen den alten Aberglauben verlernt haben, und meist mit Freuden einen Men-

schen begrüßen, mit dem sie wieder einmal eine anständige Unterhaltung pflegen können. Oft findet sich, daß auch sie, ohne noch Christen zu werden, in ihrem Maasse Bahnbrecher für die Wahrheit unter ihrer Umgebung geworden sind.

Waren die Erlebnisse auf der Reise gewöhnlich einförmiger Art, so daß es aller Liebe eines begnadigten Herzens bedurfte, die einfachsten Wahrheiten mit demselben Ernst wieder und wieder vorzulegen und sie gegen dieselben Einwendungen mit unermüdblich wiederholten Gründen zu stützen, so fehlte es doch auch nicht an eigenthümlichen Erfahrungen, welche Abwechslung in den monotonen Kreislauf der täglichen Aufgaben brachte. Einmal traf er mit einer Prophetin zusammen, was er folgendermaßen erzählt: „Wir hatten Abends unser Zelt aufgeschlagen, als uns der Katechist mittheilte, in der Nachbarschaft wohne eine große Person, die wie Simon das Volk bezaubert habe, daß 32 Dörfer sie nur ihre Ma (Mutter) nennen. Wie gerne glauben doch die Bengalen einem jeden Betrüger, so abgeschmackt seine Ansprüche auch sein mögen! Wir wollten ihre Bekanntschaft machen und bewarben uns um die Ehre einer Audienz. Um zehn Uhr Nachts, hieß es, können wir unsere Aufwartung machen; eine unbequeme Stunde! Doch da wir einmal das Geheimniß untersuchen wollten, ließen wir es uns gefallen und fanden uns zur festgesetzten Zeit mit dem Katechisten ein. Man führte uns in ein finsternes, nur von einem Lämpchen erhelltes Zimmer; da saß die Prophetin auf der Matte mit gekreuzten Beinen in phantastischem Aufzug. Sie schien uns etwa dreißig Jahre alt und sah nicht übel aus. Wir mußten uns zu ihrer Linken auf zwei niedere Schemel setzen und wurden in verächtlichem Tone gefragt, was uns herführe. Wir sagten, wir seien Knechte des lebendigen Gottes, hätten gehört, daß sie eine Prophetin sei, und wünschten nun zu wissen, worauf sie ihren Titel gründe. Darauf schien sie von Zukungen befallen zu werden und drehte sich in schauerlicher Weise, augenscheinlich um uns zu imponiren. Dann begann eine lange Geschichte: sie sei Wittwe geworden, worauf ein Geist ihr erschienen sei und Besitz von ihr genommen habe; der Geist sei der des verbliebenen Gründers der Karta Bhoja („Herrnanbeter“) Secte; daher müsse sie als dessen Inkarnation verehrt werden, wie ihr denn der große Lehrer die Gabe, Wunder zu wirken, verliehen habe. Die Wunder bestanden leider in sehr schwachen Zauberkünsten. Wenn sie z. B. mit andern Weibern

in einem sehr seichten Teiche habe, worin dessen Wasser ihren Begleiterinnen nur bis an die Kniee reiche, steige es ihr bis an den Hals, und ihr Körper erscheine den Mitbadenden zweimal so breit als außer dem Wasser. (Sie hatte wahrscheinlich für sich ein besonderes Loch im Teich graben lassen).

„Lange hörten wir geduldig zu. Dann redeten wir sie mit großem Ernste an: habe sie ihre unwissenden Nachbarn getäuscht, so könne sie doch uns nicht täuschen; sie solle den Betrug eingestehen und dafür Buße thun. Daraus überließ sie sich wieder ihren Krämpfen, was uns zum Stillschweigen bewog. Endlich wurde sie ruhiger, worauf wir vorschlugen, gleich hier in ihrem Hause für sie um Buße zum Leben zu bitten. Der Katechist betete; so oft der Name Christi erwähnt wurde, stiegen ihre krampfsten Zuckungen von Neuem an. Nach dem Gebet kehrten wir betrübt in unser Zelt zurück. Wie bereit ist doch dieß Volk, einer Lüge zu glauben, während die Wahrheit den Zugang zu ihren Herzen so selten findet.

„Am nächsten Morgen kam der Bruder der Prophetin, wie es schien, ein Beförderer ihres Trugspiels, und sagte uns in großer Aufregung, daß der Geist, von welchem seine Schwester besessen sei, ihr nach unserm Abgang geoffenbart habe, der Glaube an Jesum Christum werde das ganze Land erfüllen, und wir werden die Werkzeuge sein, durch die das große Werk zu Stande komme. Die 'Ma' wolle nun alle ihre Anhänger zu sich rufen, und wenn wir dann vor ihnen zugehen wollten, sie sei besonderer Verehrung würdig, so werde sie Allen befehlen, unsere Lehre anzuhören und Christen zu werden. Ohne Zweifel eine Wirkung der Furcht; die Prophetin so gut wie ihr Bruder schienen durch unsern Besuch eingeschüchtert. Natürlich weigerten wir uns auf den Vorschlag einzugehen; die Ehre des Christenthums erlaubte uns ja nicht, zu einer solchen Allianz mit Täuscherei und Trug die Hand zu bieten. Wir ermahnten den Bruder zur Buße und forderten ihn auf, seiner Schwester dasselbe zu sagen, damit nicht der Zorn des eifrigen Gottes auf sie falle.“

Auch merkwürdige Fälle von alltäglichem Aberglauben stießen hin und wieder auf. „Einmal,“ erzählt Lacroix, „hatten wir einen Kaufmann auf Besuch. Als er sich verabschieden wollte und von seinem Sitz vor dem Zelt aufstand, stieß er den Kopf gegen einen der Zeltstöcke. Augenblicklich setzte er sich wieder nieder, denn ein solcher Stoß sei ein schlimmes Vorzeichen für den Aufbrechenden.

Umsonst versuchten wir ihm, den unsinnigen Gedanken anszureden; nachdem er noch eine Weile mit uns sich unterhalten hatte, richtete er sich mit feltener Umsicht auf und erklärte im Gehen, daß jetzt Alles glücklich ablaufen werde. Wie oft finden wir die armen Leute von solchen Ueberlieferungen gefesselt! Besonders schlimm ist es, wenn die Person, welche jemandem soeben den Abschied gegeben hat, ihn nun wieder zurückruft, oder wenn gerade vor einem Unternehmen die Hauseidchse ihr scharfes Klicken hören läßt. Ich hatte einmal einem gelehrten Pandit die Stelle eines Bengali-Lehrers bei einem jungen Offizier verschafft. Eben war er gegangen, als mir noch ein Theil des gewordenen Auftrags befiel; ich rief ihn zurück. Das war dem Brahmanen zu viel; ohne viel Besinnen gab er die Stelle auf. Ein Glück für unsere Gemeinden, daß diese abergläubischen Einbildungen unter ihnen ihre Macht so schnell verlieren."

Ein ander Mal (Jan. 1846) besuchte Lacroix mit einigen Mitarbeitern das jährliche Fest auf Sagar. Er schreibt: „Wir wandelten nach einem heißen Tage durch die Schaaren der Marktverkäufer hin, bald da bald dort im Gespräch mit den Leuten. Da sahen wir neben dem gefeierten Badeort einen Holzstoß, der eben in Flammen ausbrach. Wir näherten uns und fanden einen alten Brahmanen mit seinem Sohn und Enkel. Er hatte soeben die Leiche seiner Mutter den Flammen übergeben; aber da war kein Schmerz zu sehen, alle Gesichter strahlten vor Freude. Warum wohl? Nun, die gute Mama hatte ihr Alter auf 110 Jahre gebracht; und sie war gestorben — man denke — am Haupttag des Festes, am Vollmond, zur möglichst glücklichen Stunde! Und wo? Am heiligsten Ort von ganz Bengalen, in Gangasagar! Was blieb da zu wünschen übrig? Die Seligkeit der alten Frau war vollkommen, und alle Nachbarn werden hinfort ihre Familie als die höchst begnadigte verehren. Wir versuchten den Ueberlebenden einen bessern Weg zur Seligkeit zu zeigen, und zogen uns dann für die Nacht auf unser Boot zurück.

„Eines Tages stand ein Mann mit zwei Papageien auf der Badtreppe. Zuerst machte er seine eigenen Waschungen ab, dann tauchte er die beiden Vögel, einen um den andern in das Salzwasser, mehr zu seiner als zu ihrer Befriedigung. Wir fragten ihn, warum er das thue. Die Antwort war: 'Als ich von Hause fortgieng, bedachte ich, daß, wenn das Baden im heiligen Wasser mir ein Verdienst erwirbt, es doch nicht nutzlos für meine Vögel sein werde, die

wegen irgend welcher Sünden in einer früheren Geburt jetzt zu dieser Thiergestalt verurtheilt sind. Gewiß verhilft ihnen dieß Badverdienst zu einer höheren Stufe auf der Leiter der Wesen, als ihrer jetzigen.' Es wäre nicht übel, mußte ich denken, wenn Christen von diesem Gözendiener lernten, sich um die Rettung und Befeligung ihrer Nächsten, namentlich ihrer Lieblinge, ernstlicher zu bemühen und ihnen zu einem besseren und seligeren Leben zu verhelfen."

Noch in anderer Weise fühlte sich Lacroix durch den Ernst der Heiden bei ihrem unverständigen Gottesdienst, und durch die Vergleichung desselben mit dem gleichgültigen Wesen der Namenchristen betroffen. „Wir hatten,“ erzählt er, „an einem der wildesten Orte im Buschwald geankert. Unmöglich konnte hier ein vernünftiger Mensch sich ans Ufer wagen, wo das undurchdringliche Dickicht alle Arten von Wild in üppiger Fülle beherbergte. Da erschienen plötzlich mit dicken Prügeln bewaffnete Männer auf dem Land, rannten so schnell sie konnten dem Gestade entlang, eilten zwischenhinein auf einige Minuten in den Wald, sprangen wieder heraus und liefen mit aller Macht hin und her. Was war es wohl? Wir erkannten sie für Malangi's (Salzbereiter) und wußten, daß diese täglich den Waldgöttern opfern, um vor den Anfällen wilder Thiere bewahrt zu bleiben. Hier aber konnten wir sie uns unmöglich mit Opfern beschäftigt denken. Und doch war es so. Die beiden Männer hatten für ihre Parthie das Abendopfer darzubringen. Aus Angst vor den Tigern, die alljährlich eine große Zahl von ihnen umbringen, sind sie immer in Bewegung. Es wird nämlich angenommen, daß der Tiger nie den Sprung auf seine Beute wagt, so lange sie sich rasch bewegt. So nehmen sie denn jeden Tag ihr Leben in die Hand und wagen sich in den gefährlichsten Wald, um nur die hergebrachten Opfer und Gebete ohne Fehl zu verrichten.“ — Sähen die Heiden eine ähnliche Opferbereitschaft bei den Christen, sie wären bald gewonnen. Was soll man auch dem nachdenklichen Hindu oder Muselman erwiedern, wenn er fragt: „Was thut ihr denn Großes, um Gottes Gnade zu gewinnen oder zu sichern? Seht wie wir büßen und fasten und pilgern, wo ist bei euch etwas Aehnliches? Wir haben kein Zutrauen zu einer so bequemen Religion, wie die eurige ist.“ Ein Glück in solchen Fällen, wenn man auf Bekenner aus ihrer Mitte weisen kann, die nicht weniger als Alles für Schaden gerechnet haben, um Christum zu ergreifen, und dafür nicht in handgreiflicher Weise durch Amt, Ehre

und Geld entschädigt worden sind, sondern noch immer in Geduld dem Menschensohne Sein Kreuz nachtragen.

Wenden wir uns nun zu der Art und Weise, in welcher die Missionare sich bei dem fremden Volke Eingang zu verschaffen suchen. Es treten ihnen oft sehr widerstrebende Elemente entgegen, stolze Landeigenthümer, übermüthige Brahmanen, giftige Spötter. Wie viel Takt dazu gehört, sich hier Gehör zu verschaffen, läßt sich leicht denken. Lacroir möge selbst erzählen, wie er hin und wieder die Sache angriff. „Nachmittags fuhren wir den Fluß hinab und erreichten eine Stunde vor Sonnenuntergang das Dorf Bondor Ghat, wo wir alsbald landeten. Eine einheimische Schule war unter einem großen Baume eingerichtet; die Knaben schrieben auf Borassus- und Bananenblätter. Um sie her standen viele Einwohner des Orts, und unter ihnen zwei eingebilddete Brahmanen. Diese hörten nicht sobald, daß wir Missionare seien, als sie sich schon zu ihrer ganzen Größe erhoben und auf uns als schwache Narren herabsahen. Da ich merkte, daß aus unserer Predigt nicht viel werden könne, wenn sie dem Volke dieselbe Ansicht von uns beizubringen vermöchten, wandte ich mich zum Schulmeister und fragte ihn, ob er irgend ein Rechenerempel lösen könne. Natürlich bejahte er's, und ich legte ihm eine ziemlich verwickelte Aufgabe vor. Er rechnete hin und her, brachte aber nichts heraus. Die Brahmanen nahmen sich seiner gefährdeten Ehre an und suchten ihm an die Hand zu gehen, ohne doch zum Ziel zu kommen. So hat ich um ein Bananenblatt und eine Feder und löste die Aufgabe in einigen Minuten. Damit änderte sich das Blatt; man wisperte nun: Ah, was sind das für gelehrte Herren! Wir benützten die günstige Stimmung und predigten das Evangelium vor einer überaus aufmerksamen Volksmasse. Die Rechenaufgabe hatte ihren Dienst gethan. Wie nöthig ist's für den Missionar, daß er Jedermann allerlei werde, auf das er etliche gewinne. Es war schon ganz Nacht, als wir zum Boot zurückkehrten.“

Ein andermal, am Aisamati, einem östlicheren Arm des Ganges, fand Lacroir Gelegenheit, den Gelehrten ihre vielen Widersprüche zu Gemüth zu führen, damit sie, an ihrem Wissen irre geworden, der Bibellehre demüthigeres Gehör schenken. „Da wir hörten, es seien hier mehrere gelehrte Brahmanen Vorsteher von Hochschulen, wünschten wir mit ihnen eine Besprechung zu haben. Der Semindar erbot sich, sie auf diesen Abend in sein Haus einzuladen. Da setzten wir

uns denn mit den Gelehrten auf Stühle an dem einen Ende einer großen offenen Halle; der übrige Platz füllte sich mit Neugierigen, welche auf dem Boden sich niederließen. Da solche Hinduprofessoren eine ungemessene Verachtung für jede Theologie außer ihrer eigenen haben, wollten wir nicht mit dem Evangelium beginnen, welches nur ihre feine Sophistik und scharfe Kritik herausgefordert haben würde. Vielmehr schien es uns wünschenswerth, zuerst ihre hohen Ansichten von der Vollkommenheit ihres Systems einigermaßen herabzustimmen. So fragten wir sie denn, was ihre Schastra's von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes, von der Schöpfung und Anderem lehren; und bald, wie zu erwarten stand, hatten sie sich in widersprechenden Aussagen gefangen. Als ihnen dieß nachgewiesen wurde, entbrannte der Streit unter ihnen selbst. Einige behaupteten dieß, die Andern Anderes. Nachdem sie lange mit verschiedenen Fündlein sich aus ihrer Verlegenheit zu ziehen versucht hatten, wurden sie merklich demüthiger und zeigten mehr Empfänglichkeit für die Wahrheit Gottes; sie hielten am Ende geradezu, wir möchten nun unsere Ansichten vortragen. Das geschah; ohne daß wir je unterbrochen wurden, konnten wir ihnen den Zusammenhang der Bibellehre und den ewigen Heilsplan in Christo vorlegen. Sie hörten aufmerksam und mit ungeheucheltem Interesse zu. Drei Stunden verslogen uns in angenehmer, hoffentlich auch gesegneteter Unterhaltung. Es kam zu keinem zornigen Ausbruch, zu keinem Lärm; die Verhandlung wurde auf beiden Seiten mit Mäßigung und Wohlwollen geführt. Sowohl die Brahmanen als die Zuhörer drückten den ernstlichen Wunsch aus, wir möchten ein paar Tage länger verweilen, um ihnen über diesen wichtigen Gegenstand noch mehr mitzutheilen."

Fragt man nun, in welcher Weise gepredigt wurde, so läßt uns Lacroix in den vielseitigen Charakter der Missionsrede manchen interessanten Blick werfen. „Wir predigen," sagt er einmal, „Christum den Gekreuzigten. Wenn ich es predigen heiße, so verstehe man doch ja nicht eine zusammenhängende studirte Rede über ein besonderes Thema. Vielmehr ist unsre Darstellung vorherrschend eine gesprächsweise. Wir fangen z. B. an, uns nach den Umständen der Ortsbevölkerung, nach ihren Beschäftigungen, Ernteausichten und Aehnlichem zu erkundigen, bis wir ein gewisses Interesse bei ihnen erweckt haben. Dann suchen wir sie allmählig auf wichtigere Fragen zu bringen, indem wir vom Zeitlichen zum Geistlichen und Christlichen aufsteigen; so gelingt es in den

meisten Fällen, ihre Aufmerksamkeit bei dem großen Heilsplan, den wir ihnen vorlegen, festzuhalten. Die Erfahrung hat das bewiesen, daß dieß der beste Weg ist, für's Evangelium Gehör zu gewinnen. Beginnt man gleich mit einem Angriff auf ihren Aberglauben, oder kommt man ohne Weiteres mit den Geheimnissen unserer großen Erlösung, so reizt man sie zum Widerspruch, veranlaßt zu hartnäckiger Vertheidigung der uralten Vorurtheile, oder füllt sie mit einem betäubten Staunen über unser fremdartiges Wissen. Es ist einmal nicht anders, das Licht muß langsam in diese tiefe Nacht des Heidenthums eindringen; stufenmäßig und so einfach als möglich muß ihnen unser Glaube beigebracht werden. Dazu ist nun nicht blos eine gründliche Kenntniß der Sprache erforderlich, sondern auch eine genaue Bekanntschaft mit indischer Sitte und Denkweise; woraus von selbst folgt, daß die ältesten und erfahrensten Missionare sich am besten für die Reisepredigt eignen.

„In manchen Gegenden haben Tausende bis auf diesen Tag noch keinen Europäer gesehen, geschweige denn einen Missionar. Wie nöthig ist es erst da, sich als Wesen gleicher Art, mit denselben Bedürfnissen und demselben Beruf ausgestattet, einzuführen. Als wir einst vor einem ansehnlichen Hause vorübergiengen, stürzten zwei ältere Weiber heraus und sahen uns unverrückt an. Wir fragten, warum sie das thun. 'Ihr seid,' war die Antwort, 'die ersten Europäer, die wir je zu Gesicht bekamen, und wir betrachten euch in der Erwartung, daß der Anblick von Männern, die zu der Rasse unserer Herrscher gehören, uns einiges Verdienst erwerben wird.' Wir thaten unser Bestes, den armen unwissenden Geschöpfen zu der Erkenntniß zu verhelfen, daß der Anblick sündiger und sterblicher Mitmenschen ihnen nichts nützen könne, wiesen sie aber zugleich auf den großen Gott und Heiland, dessen Namen wir an jenem Tag in ihrer Stadt verkündigt hatten, als die Eine Quelle aller geistlichen Segnungen. — Wie fremd wir vielen Hindu's erscheinen, mag aus der Beschreibung erhellen, die ein Waldbauer in Wischnupur, welcher Banfara besucht und dort mit Beamten verkehrt hatte, seinen Nachbarn machte. 'Europäer,' sagte er, 'Europäer — die sehen gerade wie Menschen aus!' — Bekanntlich glauben manche asiatische Völker, wir Weiße seien eine Art Affen, denen etwa am achten Tage nach der Geburt das Schwanzbein sorgfältig abgemeißelt werde, oder auch eine besondere Klasse von Dämonen oder Halbteufeln. Es ist ihnen daher

nicht zuzumuthen, daß sie ohne Weiteres unsere Lehren annehmen, ohne sich zuvor versichert zu haben, daß wir wirklich Menschen sind und menschlich fühlen und denken."

Dazu dient nun auch für den Reiseprediger die Begleitung von Nationalgehilfen. Es ist der Mühe werth, den Heiden, die vom Christenthum den ersten Begriff bekommen sollen, auch die Gelegenheit zu bieten, an einem ihrer Stammgenossen zu sehen, was er durch das Christenthum geworden ist. Lacroix äußert sich darüber sehr entschieden: „Heute verkehrten unsre eingebornen Gehilfen lange Zeit mit den Handelsleuten und andern Personen im Bazār, welche gerne weitere Erklärungen über alles, was sie von uns gehört oder in unsern Büchern gelesen, vernommen hätten. Hierin sind unsere eingebornen Brüder überaus nützlich, und mehrere Thatsachen, die uns zu Ohren kamen, lassen hoffen, daß ihre Arbeit nicht ganz umsonst war. Ich finde diese Gehilfen unerseßbar in diesem Gebiet unserer Thätigkeit. Im vertraulichen Verkehr über Religion kommen sie dem Herzen und dem Gedankensystem ihrer Landsleute viel näher, und locken sie zu weit vertraulichen Mittheilungen heraus, als europäischen Missionaren gelingen will. Was aber öffentliche Ansprachen betrifft, so werden letztere, wenn sie die Sprache fließend reden, gewöhnlich mit größerer Aufmerksamkeit und Achtung angehört, als einheimische Prediger. Um also beide Vortheile zu verbinden, ist es sehr wünschenswerth, daß die Reisepredigt von europäischen Missionaren in Begleitung von eingebornen Brüdern betrieben werde."

Die Aufnahme nun, welche solche Predigt findet, ist freilich sehr verschiedener Art. Oft ist's der bloße Leichtsin, die Gedankenlosigkeit und Apathie, was die Ohren verschließt; dann ist auch die Mehrzahl mit der Religion der Väter zufrieden, und wenn höhere Bedürfnisse sich geltend machen, schreckt doch der Verlust der Kaste auch die Nachdenklicheren von weiterem Forschen ab. Manchmal aber läßt sich das Wehen des Geistes unzweifelhaft verspüren. Der Prediger redet mit ungewohntem Ernst; die Zuhörer können sich desselben Geistes nicht erwehren. Auf beiden Seiten fühlt man, daß es sich um etwas überaus Wirkliches handle. Solche seltene Zeiten lassen unvergeßliche Eindrücke zurück. So war's einmal in Tschandrakana: „Nachmittags drängte sich das Volk dergestalt an das Zelt, daß wir, durch einen früheren Vorgang gewarnt, für dessen Sicherheit Sorge trugen. Wir ließen also die Leute im Gras Platz nehmen; an 600 setzten

sich in Reihen nieder. Ich redete zu ihnen von der Ewigkeit, von Gottes unwandelbarem Gesetz, von der Schuld und Gefahr des Sünders, vom Weg des Heils in Christo Jesu. Es war eine feierliche Stunde; ich fühlte die Nähe des Herrn. Alles war Ohr. Als ich geschlossen hatte, regte sich Niemand; so mußten denn Weitbrecht und Bran Krischna weiter reden."

Aehnliche Eindrücke wurden auf dem Wochenmarkt in Kamardschani verspürt. „Wir konnten uns kaum durch das Menschengetümmel den Weg bahnen. An einer offenen Stelle las Hill aus einem Traktate vor; augenblicklich umringten uns Hunderte, denen ich mit größter Anstrengung predigte. Ich sprach von Sünde und Gericht, und welch ein glücklicher Tag dieß für Kamardschani sei, da wir ihnen die wahre Inkarnation verkündigen, die Fleischwerdung Jesu Christi, der gekommen sei, sie von der Sünde durch seinen Tod zu erlösen und die Höllethüren für Alle zu öffnen, die Buße thun und an ihn glauben. Die Aufmerksamkeit, mit der sie hörten, war wunderbar; Staunen über diese Gnadenbotschaft durchdrang die Herzen und machte sich in Ausrufungen der Verwunderung Luft. Alles fragte, wer wir denn seien; wir mußten 'Kanjakubdscha=Brahmanen' sein, vom ältesten und geachtetsten Geschlecht der Priester im Nordwesten. 'Sieh nur,' hieß es, 'wie ihre Gesichter strahlen; Feuer geht aus ihrem Munde, wenn sie sprechen: die eigentlichsten Kennzeichen der ächten Zweigebornen!' Einige Muhamedaner dagegen meinten: 'wir seien Heilige von Mekka, gekommen an ihren Gebräuchen zu reformiren.' " — Doch war es gerade an diesem Ort, daß die Reiseprediger mit einer überaus seltenen Grobheit beschimpft wurden, und zwar vom Hauspriester der Kaufleute, der zu fürchten begann, sein Handel gerathe in Verfall, und samt seinen reichen Anhängern die Glaubensboten höhnte und schmähte, während die Armen das Evangelium gerne hörten. Es wiederholt sich da in immer neuen Formen der alte Gegensatz zwischen den Zöllnern und Pharisäern (Luc. 7, 29 f.).

Auf die Predigt folgt gewöhnlich die Vertheilung von Traktaten. Auf Heidenfesten oder beim ersten Besuch in fernen Wohnstätten ist dieß keine leichte Aufgabe, so begierig sind die Schaaren nach Büchern. „In Kamardschani stürzte man in solchen Massen auf uns zu, daß wir nicht wagten, unsere Schätze aufzuthun. Wir hießen die Leute sich niedersetzen, um Ordnung zu halten; aber an

vier Orten mißlang der Versuch, indem die Hintersten sich durch die Vorderen herdrängten, einmal mit solcher Gewalt, daß ein Knabe niedergeworfen wurde. Hätte Bruder Hill ihn nicht noch am Schopfe gepackt und ausgerichtet, er wäre im Gewühl zertreten worden. Ich zog mich also über den Fluß zurück, um die Lust abzukühlen; aber Hunderte wateten uns nach. So beschloßen wir denn, nach unserm Boot zurückzugehen. Das war eine halbe Stunde vom Markt. Noch waren etwa Hundert nachgefolgt, an die wir dann in erträglicher Ordnung unsere Bücher vertheilten. — Ein ander mal, in ähnlichem Gewühl, drängte sich ein Mann durch die Menge, faßte mich von hinten um den Leib und hob mich in die Höhe. 'Ich lasse Sie nicht,' sagte er, 'bis ich ein Buch habe.' — Ich verlangte augenblicklich losgelassen zu werden und rief: 'Siehst du nicht den Stock in meiner Hand?' — 'Schlagen Sie mich so lange Sie wollen,' war die Antwort, 'aber ehe ich eine Ihrer Religionschriften habe, stelle ich Sie nicht ab.' So versprach ich ihm eine, kam wieder auf meine Füße zu stehen und gab ihm zwei oder drei. Höchlich erfreut, mit tiefem Selam, zog er sich zurück."

Die Früchte dieser Reisepredigten sind theils wirkliche Befeh-
rungen, theils Anläufe zu solchen, wie denn in einer Nacht zwölf Nicodemusse auf einmal ins Zelt kamen, um Lacroir zu fragen, was sie denn nun zunächst thun sollten, um selig zu werden, und am näch-
sten Morgen einer von ihnen, ein Dichter, das Gehörte gleich in Verse brachte; auch stoß man wieder und wieder auf Hindu's, welche ganze Kapitel der Schrift, in Prosa oder Versen, wiederholen können, in der Stille an Christum glauben, ja auch offen für die Wahrheit zeugen, ohne noch selbst ganz ans Licht gekommen zu sein. Dazu kommt aber noch weiter die Gährung, welche die Sauerteignatur des Christenthums in weiten Kreisen verbreitet. „Wahrlich," sagt Lacroir, „Indien ist ein Land für die Mission zubereitet wie wenige. Der Herr scheint darauf zu deuten, als das Feld, welches jetzt vor allen andern tüchtige Schnitter nöthig hat. Wo nur das Evangelium verkündigt wird, strömen Zuhörer herbei. Bibeln und Traktaten wird eifrig nachgefragt, und fleißig in ihnen gelesen. Christliche Schulen füllen sich im Nu. Die Opposition der Heiden wird immer schwächer, während andererseits eine aufgeklärte Regierung jeder christlichen Bestrebung volle Freiheit einräumt. Wo sonst in der Welt ist ein Feld so weiß zur Ernte? Ach, daß des Herrn Volk an dem großen Werke, das

hier gethan wird, sich eifriger betheiligte! Ach daß die Gemeinde Gottes brünstiger und unausgesetzter flehete um Segen auf die heiße Arbeit der Glaubensboten und um den endlichen Sieg über Satans Herrschaft in einem Ländergebiet, das der Erlöser der Welt so augenscheinlich für sich in Anspruch nimmt!"

Den Schluß der Lebensskizze des seligen Lacroix werden wir, so Gott will, im nächsten Heft folgen lassen.

Missionsliteratur.

Leben und Wirken von Johann Jakob Weitbrecht, weiland Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu Buedwan in Bengalen. Herausgegeben von J. D. Prochnow. Mit Weitbrechts Bildniß, 20 Holzschnitten und Karte. Zum Besten der Mission. Berlin 1861.

Am 1. März 1852 gieng in Kalkutta der theure Mann, dessen liebes Bild uns vorne in dem vorliegenden Büchlein so ernst und doch so freundlich anblickt, nach langer und gesegneter Arbeit in die obere Heimat. Schon zwei Jahre darauf (1854) erschien von der Hand seiner reichbegabten Wittwe eine Lebensbeschreibung von ihm in englischer Sprache, unter dem Titel: *Memoir of the Rev. John James Weitbrecht etc.* Lond. 1854. Dieß umfaßt 580 Seiten, — ein eher dickleibiges Buch. Allein wie sehr die Verfasserin dabei dennoch die rechte Saite in dem Gemüthsleben ihres Volkes und Landes anzuschlagen wußte, das beweist der Umstand, daß das Buch bereits die dritte oder vierte Auflage erfahren und den Weg in alle missionsfreundlichen Familien Englands gefunden hat. Nächst Martyn und Williams hat kein Memoire in England solche Aufnahme gefunden wie Weitbrechts Leben. Es war natürlich, daß die Verfasserin den Wunsch hatte, daß diese Lebensbeschreibung auch ins Deutsche übertragen werde, zumal Weitbrecht ein Deutscher von Haus aus und von ganzem Herzen war; und sie klopfte deßhalb bei verschiedenen Thüren an. Allein da stellte sich recht augenscheinlich der Unterschied zwischen deutscher und englischer Literatur, zwischen deutschem und englischem Bedürfnis heraus. Eine Uebersetzung dieses voluminösen Buches ins Deutsche hätte keinen Leser und keinen Verleger gefunden. Und doch war so viel Gutes und Herrliches darin! Da unternahm es Prochnow in Berlin, dieses Memoire zu bearbeiten und gut deutsch für gute Deutsche zurechtzumachen. Und das ist ihm vortrefflich gelungen. Man fühlt es dem lieben Büchlein auf jeder Seite an, daß es aus deutschem Herzen frisch und neu geflossen

und zu deutschen Herzen frisch und lebendig geredet sei. Herzlichen Dank dafür. Das Büchlein mit seinen 217 Seiten, mit seinen netten Bildern und seinem Kärtchen sollte in keines Missionsfreundes Hand fehlen. Weitbrecht war ein ächtes Kind seines Schwabenvolkes, wahr, treu, verständig, gemüthvoll, munter und voll heiligen Eifers für seines Herrn Sache und Werk. Wer kann dieses Leben und Sterben ohne Thränen lesen?

Nur zwei Dinge sollten etwas anders sein. Die Schilderung seines Elternhauses ist — ganz gegen Weitbrechts Sinn — etwas zu vornehm gehalten: wahrscheinlich ist es so gerathen, weil das englische Original es auch thut. Sodann tritt uns in dieser Skizze jener christlich-joviale Sinn, der den Verkehr mit Weitbrecht so wunderbar würzte, nicht genug hervor. Sein tiefer Ernst war immer mit einer kindlichen Heiterkeit und gemüthsreichen Jovialität vermengt, die Jedermann an ihn fesselte. Im Uebrigen aber steht er da vor uns, wie er leibt und lebt.

Der Herr gebe dem Büchlein viele Leser und jedem Leser dazu einen reichen Segen.

Ebenezer. Denkstein einer fünfundzwanzigjährigen Missionsthätigkeit.

Aus gedruckten Berichten und ungedruckten Briefen zusammengestellt. I. Australien. Herausgegeben von J. D. Prochnow. Zum Besten der Mission. Berlin 1862.

Der Verfasser dieses Bändchens beabsichtigt, eine Uebersicht sämmtlicher Stationen der Gosner'schen Mission einzeln von ihrer Gründung an bis zum heutigen Tag zu geben und ebendamit die 25jährige Geschichte derselben zu schreiben. Jeder Missionsfreund wird mit Freuden diese Arbeit begrüßen, zumal da die Schilderungen ansprechend und lebhaft sind. Das vorliegende erste Bändchen (84 Seiten) schildert die mühevollen und trübsalsreichen, aber gesegneten Arbeiten der Gosner'schen Missionare auf Neuholland oder Australien. Möge der Herr dem l. Verfasser Gnade geben, das Unternehmen bald und glücklich zu vollenden.

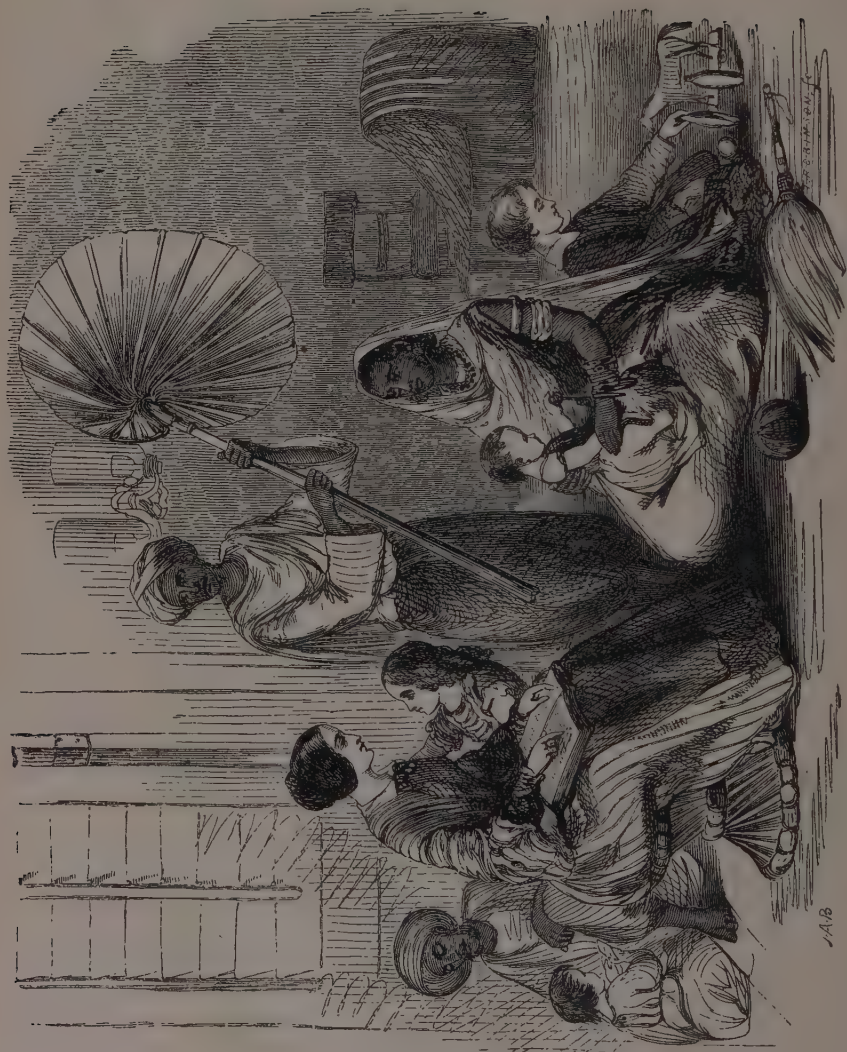
Was ist die Bibel? Ist sie Gottes Wort oder ein Fabelbuch?

Dem christlichen Volke beantwortet von G. A. Wimmer, evangelischen Prediger. Vierte Auflage. Bremen, Druck und Verlag von Heinrich Strack. 1862.

Da unsern Missionsheften jeweilen auch Bibelblätter beigegeben sind, welche die Sache der Bibel vertreten, so dürfen wir das vorliegende Büchlein hier wohl unsern Lesern empfehlen. Dasselbe zählt nur 61 Seiten und ist ein ernster Warnungsruf an das deutsche Christenvolk, den Glauben an das Wort Gottes sich nicht rauben zu lassen. Denn seit vielen Jahren sind ja von den verschiedensten Seiten her gegen das theure Bibelbuch Angriffe unternommen worden, welche nichts Geringeres beabsichtigen, als dasselbe seines göttlichen Charakters zu entkleiden und für

ein Buch voll Fabeln zu erklären. „Ich habe,“ sagt der Verfasser, „erleben und mich mit eigenen Augen überzeugen und mit eigenen Ohren hören müssen, was ich nie für möglich gehalten! Von christlichen Bekehrstühlen aus wird die Bibel gelästert, und die erhabenen Wahrheiten der Offenbarung werden für Fabeln erklärt. Von den christlichen Kanzeln herab wird offen verkündet: daß die Bibel falsch, die Offenbarungen Fabeln, und die Thatfachen der Welterlösung Erdichtungen einer kranken Einbildungskraft seien.“ Gegen solche Verführung will der Verfasser das deutsche Christenvolk durch das wohlgelungene Büchlein verwahren, das vor uns liegt. Er sucht Schlag auf Schlag darzulegen, daß nicht nur etwa Gottes Wort in der Bibel sei, sondern daß die Bibel Gottes Wort sei, ganz ohne Ausnahme. Solches thut er, indem er auseinanderlegt: 1) Daß die Bibel von treuen redlichen Zeugen der Wahrheit aus Antrieb des heiligen Geistes geschrieben sei. 2) Ungeachtet die Bibel in einem Zeitraum von tausend Jahren von den verschiedensten Menschen und zu verschiedenen Zeiten geschrieben ist, so ist in ihr doch ein einziger Gedanke, — ein durchschlagender Beweis der göttlichen Eingebung der Schrift. 3) Die Bibel offenbart Geheimnisse, die kein Mensch zu lösen im Stande war: den Ursprung der Sünde, den Rathschluß der Erlösung und den Weg des Sünders zur Seligkeit. Nur Gott kann solches offenbaren. 4) Die Weissagungen und ihre Erfüllung zeugen für die Göttlichkeit der Schrift. 5) Die Bibel ist durch Zeichen und Wunder der Allmacht Gottes beglaubigt. 6) Die Bibel ist jedem unverdorbenen Herzen klar, hell und gemeinverständlich, deshalb die Quelle aller Erkenntniß und aller Volksbildung. 7) Ueber der Erhaltung und Verbreitung der Bibel waltet eine göttliche Vorsehung. 8) Aus dem Einfluß, den die Bibel auf die Schicksale aller Völker und Zeiten ausgeübt hat und noch ausübt, erhellt ihre Göttlichkeit. 9) Der mächtigste Beweis aber für den göttlichen Ursprung und Inhalt der heiligen Schrift liegt in der beseligenden Erfahrung, die ein Jeder an sich selbst macht, welcher an sie glaubt. Dies sind die Grundgedanken, welche sich durch das schöne und inhaltsreiche Büchlein ziehen. Der Styl ist lebhaft, frisch und meistens volksthümlich. Zu Seite 49 sei noch bemerkt, daß die Zahl der heiligen Schriften, welche die brittische und ausländische Bibelgesellschaft allein im Lauf von 58 Jahren verbreitet hat, sich jetzt auf mehr als 40 Millionen Exemplare beläuft. Möge das liebe Büchlein in viele tausend Hände kommen und die Herzen stärken und kräftigen in dem Glauben an die Quelle aller Wahrheit und alles Heils, — das Wort Gottes.





Kinderknechte eines Europäers in Indien.

Alphonse François Lacroix.

Dritte Abtheilung.



1. Lacroix' Familienleben.

„**M**ein Vater! Die Lippe bebt, das Auge feuchtet sich, wenn ich an ihn denke. Wie gewaltig ist doch das Band, das mich an ihn fesselt! Da steht er vor mir, so männlich und doch so zart, — wie Jemand von ihm sagte: so ritterlich ohne alle Rüstung. Ich danke Gott, daß ich bis zum sechzehnten Jahre bei ihm und bei der Mutter bleiben durfte; ein Glück, das wenigen Missionskindern zu Theil wird.“ Mit diesen Worten ungefähr fängt Lacroix' älteste Tochter, Hanna Mullens, ihres Vaters Leben im heimischen Kreise zu schildern an; und wer an dem strebsamen Jüngling, an dem Wirken des Mannes in seinem Beruf, an seinen Erlebnissen in mannigfacher Umgebung Antheil genommen hat, der wird ihn auch gerne im engen Rahmen des Hauses sehen und an dem edlen Menschen seine Freude haben.

Wie hatte er nur die Kinder so lieb, nicht blos die herangewachsenen, sondern auch die Säuglinge, an denen die meisten Männer so kühl vorübergehen! Hatte er seine Lust an allen Geschöpfen, so blieb ihm doch der Mensch das liebste, und fast um so lieber, je frischer er so zu sagen aus Gottes Händen kam. Ein neugeborenes Kindlein schien ihm die Verkörperung von allem Röstlichen, das es in dieser tiefgesunkenen Menschenwelt noch geben kann, eine Knospe so vollkommen und lieblich, als immer die Blüthe sein konnte, die sich daraus entwickeln sollte. Dabei dachte er immer wieder an das heilige Kind von Bethlehem und Nazareth. „Welch' unaussprechliche Schätze,“ konnte er sagen, „von sittlichem und intellectueller Einfluß

mögen in diesem winzigen Leben verborgen liegen, das nun doch so lange bestehen wird, als Gottes eigenes Leben!"

Kein Wunder, wenn darum seine Kinder mit inniger Liebe und tiefer Ehrfurcht an ihm hingen. Wie gerne versetzten sie sich in jene frühesten Erinnerungen zurück, wenn mit dem Anbruch des Morgens der Vater aus dem Bett sprang, um das jüngste, sobald es erwachte, aus der Wiege zu holen und sich mit ihm zu vergnügen. Noch schlafen die älteren Kinder, es regt sich keine Seele, aber das Kleine ist beim Vater und hat ihn ganz zu eigen. Es darf die altererbtte Uhr mit dem Petschaft besetzen und schlagen hören, das Bilderbuch liegt auch schon bereit auf dem Nachttisch, und während der Spiele legt der Vater sein Kind dem andern Vater an's Herz, dessen Auge nicht schläft noch schlummert.

Dit wurde Lacroir wegen dieser Anhänglichkeit an Kinder bemäkelt; er ließ sich's gutmüthig gefallen, ohne auf Vertheidigung zu sinnen. Es war einmal seine schwache Seite: er zieht die Jungen den Alten vor. Aber manche junge Mutter ließ sich vernehmen: „Kein anderer als Onkel Lacroir darf unser Kleines taufen," oder: „Onkel Lacroir muß das Kindlein sehen und ihm seinen Segen geben." Am Todtenbette eines Liebling's konnte eine weinende Mutter sich durch die Erinnerung zu trösten suchen: „Der theure Lacroir hat ihn auch geliebt und für ihn gebetet," und sagte sich das wieder und wieder vor. Dieses Bedürfniß nach Kinderliebe hat sich auch im Alter nicht verloren; als er schon von der letzten Krankheit ergriffen in schweren Leiden dalag und die liebsten Freunde vom Krankenzimmer ferngehalten wurden, ließ er das Kind eines Verwandten hereinbringen und freute sich ihm zuzusehen, wie es auf dem Boden sich tummelte.

Wie die eigenen Kinder heranwuchsen, nahm sich Lacroir fortwährend aufs ernstlichste ihrer Entwicklung an. Die Mutter lehrte sie lesen, der Vater aber schnitt ihnen Vögel und Thiere aus Pappen- deckel, lehrte sie dieselben anmalen und brachte mit ihrer Hilfe eine ganze Flotte papierener Schiffe und Boote zu Stande. Natürlich hatten die Kinder an ihren grünen Tigern, blauen Löwen, schwarzen Elephanten eine größere Freude, als an allen Spielsachen eines Nürnberger Magazins. Besuchte er seine Kirchspiele im Süden, was zweimal in der Woche geschah, so konnte er den Kleinen irdene Schlangen und Krähen mitbringen, wie sie die Löpfer von Kalighat zu bilden verstehen, so lebenathmend, daß ganze Schwärme von Krä-

hen davon herbeigelockt und nicht selten Schlangen zu gefährlicher Nähe angezogen wurden. Bald hatte ihm eine Wittwe eine schöne Kokosnuß für die Bawa's (Kinder) mitgegeben, bald fand der Vater selbst rothe Beeren, oder hatten die schwarzen Kinder Muscheln für die weißen aufgefunden; alles trug bei, aus der Wiederkehr des Vaters ein immer neues Fest für das fröhliche Völkchen zu machen. Wußte er doch der geringsten Gabe durch irgend eine ungeahnte Deutung frischen Werth zu geben, an das Gewöhnlichste irgend ein Gleichniß anzuknüpfen. Da findet man im Garten ein ganzes Nest von Brillenschlangeneiern; im Nu hat sie der Vater zerschlagen. „Nicht wahr, das geht leicht! Aber wenn man die Sünde erst ausschlüpfen und großwachsen läßt, wer vermöchte dann es mit der ganzen Brut aufzunehmen?“ — Da sammelt die Ameise winzige Zuckerkörner, die ein Kind hat fallen lassen. „Der Elephant ist stolz daran vorübergeschritten; wie glücklich aber sind die Geringen, die auch das Unbeachtetste mit Dank und Freude sich schenken lassen.“ Dazu kam dann eine Fülle von Anekdoten, die gewöhnlich eine unmerkliche, aber sicher treffende geistliche Spitze hatten. Und wie viel konnte er rühmen von der Gnade Gottes in seinen Lebensführungen: wie er einmal aus dem Fenster fiel, aber von unsichtbarer Hand noch gehalten wurde; wie merkwürdig ihn der Herr vor dem Ertrinken bewahrte; wie er mit Schlangen im finstern Zimmer schlief und keinen Schaden nahm; wie er dem Kampf der wilden Thiere zusah, auch einst selbst eine Boa erlegte, wozu noch viele Erläuterungen aus der Geschichte der Natur und der Menschheit ihm ungesucht zusossen. So lernten die Kinder ins Reich der Natur und in das der Gnade als in Ein geheimnißvoll verflochtenes Ganze die ersten Blicke werfen.

Einmal findet Lacroir einen englischen Soldaten auf der Straße liegen; er hielt ihn für betrunken, bis es sich herausstellte, daß blos Schwäche in Folge eines Fieberanfalls ihn niedergeworfen hatte. Lacroir nimmt sich seiner an, und nun wird „John Fergussen“ ein ständiger Hausfreund und Liebling der Kinder. Was der Vater mit ihm redete, konnten sie wohl nicht verstehen, doch merkten auch sie bald, daß John Jesum Christum zu lieben anfange. Er mußte mit ihnen spielen und frühstücken, und aus allen ihren Geschichtsbüchern sich vorlesen lassen. Welch ein Leidwesen, als es endlich hieß, das Regiment marschire weiter! Die Kinder waren untröstlich, bis ihnen ein John aus Pappendeckel ausgeschnitten und auf beiden Seiten roth

bemalt wurde. Mit diesem vergnügten sie sich noch lange Monate und schienen mit dem geliebten John in der Kaserne und auf dem Schlachtfeld fortzuleben.

„Als wir älter wurden,“ erzählt die Tochter, „durften wir den Vater Abends auf den Bazär begleiten. Zwar von der Predigt blieb nicht viel hängen; aber wir studirten die Gesichter der Zuhörer, merkten uns, wer am meisten aufhorche, und spekulirten dann über die Wahrscheinlichkeit, ob wohl der und der bald Christ werde. Denn daß dieses die höchste Bestimmung eines jeden Menschen sei, stand uns frühzeitig fest. In gehobener Stimmung kehrten wir an der Hand des Vaters heim. War er dann auch schweigsam, so gieng doch ein stiller Einfluß von ihm aus, der unsere besten Ahnungen und Wünsche weckte.“ So hat es sich ohne Lacroir' besonderes Zuthun gefügt, daß seine Hanna schon in ihrem zwölften Jahre das Bedürfniß empfand, ihre Kenntniß des Bengalischen im Lehren von Kindern zu verwerthen und auszudehnen. Der Vater ließ es geschehen und freute sich, daß die Kleine ein Verlangen fühlte, Andern wohl zu thun. Ueber diesem Dienst aber meldeten sich höhere Bedürfnisse bei ihr an. Am Neujahr 1840 hörte sie in einer Betstunde den eingebornen Prediger, Sudschat Ali, besonders brünstig für die Kinder der Missionare beten. Das machte tiefen Eindruck; sie beschloß, hinfort sich ganz dem Heiland und Seinem Dienste zu widmen, und sie hat ihr Gelübde gehalten. Welch eine Freude für den Missionar, zu finden, daß, wenn auch er um der Fremden willen oft den Anfordrungen seiner Familie nicht gerecht werden kann, doch Gott diese Fremden selbst wieder zu einer Segensquelle für die Seinigen macht.

Lacroir fühlte sein Leben aufs innigste verwoben mit dem Wohlergehen aller seiner Umgebungen. Einem Menschen wehe zu thun, wurde ihm sehr schwer. Zwar wo es nöthig war, konnte er tadeln und strafen, daß es scharf einschchnitt; dann mußten ihm aber die Gründe für solch ein Heilverfahren klar wie der Tag sein. Wenn ihm dagegen je ein Wort entfuhr, das tiefer einschchnitt als er es meinte, so konnte er sich fast die Zunge wegwünschen. Und wenn Jemand in seiner Gegenwart auch nur einem Bettler unfeine Worte gab, so glitt ein Ausdruck von tiefem Schmerz über sein männliches Gesicht.

Ein Zug von Mysticismus ist ihm, seit er Jung-Stilling las, sein Leben lang geblieben. Ein Philosoph war er nicht, aber Irdisches und Ewiges in seiner Weltanschauung möglichst zusammenzubringen,

fühlte er sich durch seine ganze Gemüthsanlage wie durch seine Lebensführung getrieben. Er beschäftigte sich gerne mit der zukünftigen Welt, sah immer den Himmel und seine Kräfte in das Treiben auf Erden hereinragen, und die Pflanzen, die der himmlische Vater in's dürre Erdreich gepflanzt, in den Himmel hineinwachsen. Da war ihm alle Kunde aus dem Geisterreich willkommen, so sehr er die Nothwendigkeit kritischer Prüfung in diesem dunkeln Gebiete einsah. Seinen nüchternen Freunden war es oft ein Wunder, wie hastig er nach allem griff, was in dieses Gebiet einschlug, wie fröhlich er aus Joh. von Meyer's Blättern oder andern, namentlich deutschen Schriften mittheilte, was auf Geistererscheinungen, Magnetismus und Dämonismus und wie man die Dinge alle heißen mag, ein neues Licht zu werfen schien. Oft hat er solche Geschichten gesammelt, die Zeugen verhört und ihre Aussagen verglichen, um durch den Schutt von Leichtgläubigkeit und Aberglauben, der sich über den wunderbaren Thatsachen angehäuft hatte, auf einen festen Grund sich durchzuarbeiten. Damit hat er gethan, was der sel. Bengel wünschte, wenn er sagt: „Es geschehen zu jeder Zeit viele außerordentliche Dinge, es wird auch sehr Vieles dergleichen vorgegeben; da sollte man mit aller genauen Untersuchung das Wahre und Falsche, das Gewisse und Zweifelhafte auseinandersetzen. Aber es ist der Welt in ihrem Unglauben daran gelegen, daß nichts ausgemacht werde. So kann man unter dem Vorwand des häufigen Betrugs auch der Wahrheit ausweichen.“ Vieles Merkwürdige und Unerklärliche, das sich in der Heidenwelt begiebt, wird nur aus Furcht vor dem herrschenden Unglauben zurückgehalten. Davon war und blieb Lacroix überzeugt: es ist etwas an der Sache; die Schrift spricht, auch wo sie warnt, für ihre Wirklichkeit; fast jede Familie hat eine Geschichte, welche dafür Zeugniß ablegt; in jedem Volk, in jedem Distrikt erheben sich Stimmen zu ihren Gunsten. Ein solches Ereigniß hat Lacroix oft erzählt. Ein vielgeliebter Freund, er war Missionar im südlichen Indien, hatte die Arbeit seines Vorgängers zu übernehmen. Dieser war gestorben, ehe er die Rechnungen seiner Station hatte ordnen können; doch war er als ein so ehrlicher Mann bekannt, daß man ihm keine Untreue zutrauen durfte. Aber wohin waren denn die 70 Pf. Sterl. gekommen, von deren Verwendung sich nicht die geringste Spur vorfand? Nach mehrtägigem Suchen, ermüdet an Leib und Seele, warf sich der Missionar auf sein Lager; er hätte dem Seligen zürnen können, daß er ihm eine

so unnöthige Mühe aufgebürdet habe. Es war um drei Uhr Nachmittags, das hellste Tageslicht fiel ins Zimmer, da sah er unverkennbar die Gestalt eines Mannes in Predigertracht aus dem Boden steigen und auf den Tisch zugehen, wo die Papiere lagen, eines herausuchen und zu oberst legen, den hocherstaunten Zuschauer ruhig anblicken und plötzlich verschwinden. Der Missionar eilte an den Tisch und fand zuoberst auf den Rechnungen eine kurze Notiz, wornach 70 Pf. St. Missionsgeld einem Herrn in Madras zu hohen Zinsen geliehen worden wären. An diesen schrieb er; die Schuld wurde anerkannt und bezahlt. — Diese und ähnliche Erfahrungen machten tiefen Eindruck auf Lacroix. Jahre lang vor seinem Tode hatte er sein Haus bestellt, nicht bloß um den Seinigen irgend welche Unruhe zu ersparen, sondern auch damit sein Geist in keiner Weise auf die Erde zurückgezogen werde, nachdem er ihr und ihren Dingen entrißt wäre.

Man glaube nicht, daß dieser Gang zu der Nachtseite der Natur unsern Lacroix zu einem Träumer machte. Er ließ sich einmal nicht über die strenge Grenzlinie, welche die Schrift zieht, verlocken; denn er konnte einerseits im Gefühl seiner Schwäche sagen: „So und so ist's mir, und obgleich ich Gottes Geist zu haben glaube, mag ich doch irren,“ — andrerseits aber behielt er fest im Auge, daß es böse Geister wirklich gebe, die sich zur Aufgabe gesetzt haben, so es möglich wäre, sogar die Auserwählten zu verführen. Das Tischklopfen und Geisterfragen, der Spiritismus Amerika's und das Gewerbe der Hellscherei in England, all das war ihm gründlich zuwider.

Aber kaum konnte ihm Freud oder Leid widerfahren, ohne daß er sich fragte: „Was hat das zu besagen? So klein es ist, muß es doch für die Ewigkeit Bedeutung haben. Wie wählen wir uns doch gewissermaßen unsre Strafen selbst, so gut als unsern Lohn! O daß wir uns jetzt besser schulen ließen, damit wir bei der Preisvertheilung nicht zu kurz kommen!“ In welcher Weise er sich die einzelnen Bezüge dachte, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Genug, daß es ihn glücklich machte, auf der Leiter der täglichen Erlebnisse immer wieder zu der Welt der ewigen Wirklichkeiten hinaanzusteigen. „Heißet es träumen, wenn ihr wollt,“ konnte er sagen. „Ich habe doch mehr davon, als der Weltmann von seinen ärmlichen Schein-Realitäten!“

Diese Gewißheit seines unverwacklichen Erbes machte Lacroix überaus heiter und getrost, zufrieden in der täglichen heißen Arbeit

auch ohne glänzende Erfolge; sie war es auch, die seiner Unterhaltung einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Wenn der Samstag Abend kam, an welchem in seinem letzten Jahrzehnd die verheiratheten Kinder mit den Enkeln ihn regelmäßig besuchten, war Alles gespannt auf das Wiedersehen. Großpapa stand gewiß am Fenster seines Studierzimmers, den Wagen zu erwarten. Drin saß Frau Mullens mit ihren Kindern, dabei etliche schwarze Mädchen aus ihren sechzig Schulkindern, theils zur Obhut über die Kleinen, theils zur Belohnung für gute Aufführung auserlesen; Lacroir empfing sie an der Thüre, um die ersten Nachrichten von der verflossenen Woche aus der Enkel Mund zu hören. Dann war schon auch für ein kleines Fest gesorgt; ein zahmer Bär ist da und tanzt, oder sind die Schlangenspieler bestellt, um im Garten Schlangen zu fangen, oder ist gar ein Feuerwerk bereitet, überaus großartig — für etliche Groschen. Gibt's nichts Besonderes, so spielt man mit Großpapa's Chamäleon, an dessen langer dicker Zunge und wechselnden Farben sich immer neue Entdeckungen machen lassen. Auch sonst war Lacroir gerade dem Amphibiengeschlecht nur gar nicht abhold. Er fütterte Eidechsen und Frösche, und konnte sich was darauf zu gut thun, daß zwischen ihm und den Schlangen gegenseitige Anziehung bestehe; denn wo immer eine verborgen war, seinem Auge entging sie nicht. Ueberhaupt gab es kaum einen Zweig der Naturgeschichte, mit dem er sich nicht gerne befaßte. Wenn er müde von der Arbeit im Garten auf und abgieng, pflegte er zu sagen, wie der Anblick der Naturwunder ihn bis ins Innerste erquickte, er fühle sich wie gebadet und erfrischt durch den Wechsel der Eindrücke; worauf sich ungesucht eine Ahnung Luft machte, wie doch all dieß Vergängliche nur ein Gleichniß und Schatten sei von den wirklichen Gütern der Ewigkeit!*)

*) Auch in der ältesten Tochter machte sich ein tiefer Zug zum Naturleben bemerklich. Sie saß einmal unter ihren Schulkindern, da hörte sie einen Vogel ganz deutlich rufen: Sphatika dschal „KrySTALLwasser“. — „Was ist das?“ fragte sie verwundert. — „O,“ sagte ein Mädchen, „das ist der Tschatafi. Haben Sie ihn denn noch nie gehört?“ — Sie hatte ihn bis dahin für einen mythischen Vogel gehalten, weil die indischen Dichter viel von ihm erzählen, wie er nie in irdisches Wasser den Schnabel tauche, sondern nur Regentropfen trinke. Nun aber vernahm sie von den Kindern, daß er freilich noch existire (es ist der *Oculus melanoleucus*), aber sich nur hören, nie sehen lasse. Wunderbar gieng ihr dieser Ruf nach Sphatika dschal durch die Seele. „Ach daß auch wir ebenso nach 'KrySTALLwasser', nach Lebenswasser dürsteten! Suchen wir etwa nur Gott, wie

Auch von andern Besuchen, welche sich gewöhnlich am Samstag bei Lacroir einfanden, mag Einiges erwähnt werden. Seine Tochter schreibt: „Ich darf hier die Fräulein Ramsay nicht übergehen. Als meine Schwestern zu ihrer Ausbildung nach England geschickt wurden, waren sie es, die sich dieser Aufgabe unterzogen; nachher übernahmen sie noch die Sorge für unsere Kinder, und endlich entschlossen sie sich selbst, nach Kalkutta zu kommen. Hier wurden sie Glieder unserer Familie und nahmen an allen ihren Freuden und Leiden Theil. Fühlten sich doch meine Eltern ihnen zum innigsten Dank verpflichtet. Der Vater sagte oft: einige Schulden lassen sich einmal nie abzahlen; und dazu gehörte die christliche Erziehung, welche diese edlen Damen seinen Kindern und Enkeln im fremden Lande hatten angedeihen lassen.“

„Wiederholt stellten sich auch Gäste von England ein. Wenn ein Seekadet oder junger Offizier mit Empfehlungsbriefen, vielleicht von einer besorgten Mutter, nach Kalkutta kam, so wurde er, so lange sein Schiff im Hafen lag, gewöhnlich am Samstag zum Essen eingeladen. Ebenso erging es jungen Missionaren irgend welcher Gesellschaft, welche ihr Weg vom Meere oder vom Ausland durch Kalkutta führte; sie mußten wenigstens an diesem Tage unsern Kreis vermehren, wenn nicht ganz im Hause bleiben; denn gastfrei zu sein, vergaßen die Eltern nie, haben auch oft ohne ihr Wissen Engel beherbergt. Dazu möchte ich nebst vielen Andern den jungen Kaufmann B. Kleinknecht zählen, den mein Vater wie einen Sohn lieb gewann, der auch in seinem Hause zur ewigen Ruhe eingehen durfte.“ So Frau Mullens. Daß aber die Tochter selbst, welche mehr und mehr sich dem Vater im Werke der Mission ebenbürtig zeigte, bei diesen Zusammenkünften eben so viel gab, als sie empfing, darf nun nach ihrem Scheiden wohl beigefügt werden.

In dieser Umgebung unter so lebensvollen Elementen mußte es auch fast Jedem wohl werden. Denn Lacroir' fröhliches Gemüth schloß sich an solchen Abenden in freiestem Gespräche auf; aus tausend

sich der Feinschmecker von einem Genuß zum andern wendet? Sollte nicht unser ganzes Verlangen auf den Tranf der Unsterblichkeit gerichtet sein, der vom Kyffhäuser vor Seinem Throne ausgeht? Ist doch alles hier nur Schatten und Traum und kann den heißen Durst der Seele nicht stillen! O lieber Mahner aus den Lüften, möchten wir drei Schwestern dir ähnlich werden!“

Quellen flossen ihm Geschichten, Anekdoten, Lehren und Gleichnisse zu und ergossen sich am reichlichsten, wenn er sich ganz zu Hause fühlte. Verschlussene Herzen stießen ihn zurück, er konnte solche nicht begreifen. Ebensovienig konnte er sich auf's Glänzen legen; mit dem Besten, das er hatte, rückte er nur unter innigen Freunden heraus. Wenn ihn aber kein fremdartiges Element erkältete, dann floß ihm die Rede, wie der Nachtigall ihr Gesang, keinem zu Lieb und zu Leid, sondern weil das volle Herz sich herausgeben mußte. In der Familie wurde es allgemeine Sitte, die Zeit nach Samstagen zu messen und zu theilen.

Diese Skizze wäre nicht vollständig, wenn Lacroix' Achtung vor dem Weibe übergangen würde. Wenn ihn sein mystischer Hang zum Deutschen machte, ließ seine ungemeine Höflichkeit den Franzosen nicht verkennen. Nicht daß er den Damen leere Komplimente machte; diese haßte er herzlich; sondern in ritterlicher Weise nahm er sich der Schwachen an, und schien im weiblichen Umgang seine Ueberlegenheit hinter die feinste Aufmerksamkeit verstecken zu müssen. Davon hatten, wie von seiner Unterhaltung, seine Gattin und Töchter den meisten Genuß. Wenn das Haus mit Besuchen sich füllte, und er sah etwa eine seiner herangewachsenen Töchter ohne Schemel dazusetzen, konnte er mitten durch's Zimmer eilen, um ihr den von Andern übersehenen Dienst zu leisten. Einmal hatte die Familie lange auf einen Brief von Europa gewartet. Da kam er endlich in Kalkutta an, es war wirklich die langvermißte Handschrift; allein die Adresse bezeichnete Lacroix' jüngste Tochter als den Empfänger. Unglücklicherweise war diese in Tschinsura abwesend; Lacroix aber konnte sich nicht überwinden, einen Brief zu öffnen, der an ein Anderes gerichtet war; er sandte ihr ihn unaufgebrochen nach, und war's zufrieden, einen Tag länger in banger Erwartung zuzubringen.

Die Trennung von seinen Kindern, zum Behuf ihrer Ausbildung in Europa, war ihm eine schwere Aufgabe, so klar er ihre Nothwendigkeit erkannte. Schon im Jahr 1837 sandte er seinen achtfährigen Eduard nach England, einmal um ihn den Wirkungen des heißen Klima's zu entziehen, nicht weniger aber um die schädlichen Einflüsse der heidnischen Umgebung abzuwenden. Wenn Europäer in Indien ihre Kinder, wiederholt vom Fieber heimgesucht, dünn und schlank wie Rohre aufschießen sehen, unfähig, sich im Freien herumzutummeln, vertraut mit einer meist unzuverlässigen Dienerschaft,

offen für alle Eindrücke der übermächtigen Heidenwelt, dann muß auch der Unbemittelte, ja der zärtlichste Vater sich entschließen, zu ihrem Besten sie von sich zu lassen, sobald sie die zarten Kindheitsjahre überstanden haben. Entschieden hat auch Lacroir dieß erkannt und sich an die Pflicht gehalten, das zeitliche und ewige Wohl seiner Kinder auf diesem Wege zu fördern, so schmerzhaft es auch für ihn sein mochte. Gerne hätte er den Knaben begleitet, schon weil er keine nähere Bekannte in England hatte und kaum aus der Ferne bestimmen konnte, wie es mit der Wahl der Schule und andern Anordnungen gehalten werden sollte. Doch fand er, bei dem damaligen Stand seiner Gesundheit, daß er noch länger in Indien zu bleiben habe, ehe er sich die für Leib und Geist gleich nöthige Erholung durch eine Reise nach Europa gestatte. Als sie endlich zur Ausführung kam (1841), nahm er seine drei Töchter mit sich nach England. Nur Hanna, die älteste, kehrte mit ihm zurück, um dem schon vor der Abreise liebgewonnenen Berufe, an den Seelen der Hindumädchen zu arbeiten, sich nun völlig zu widmen.

Schwer aber vermißte Lacroir die zwei jüngeren Töchter, welche zehn ganze Jahre ihm entrückt blieben. Täglich sehnte er sich nach ihnen, täglich malte er sich die heranwachsenden Gestalten vor. In Briefen voll Liebe mahnte er sie beständig an die große Aufgabe ihres Lebens, für die Ewigkeit zu reisen. So schrieb er einmal seiner Laura: „Es war uns beiden ein rechter Genuß, dich so lieblich von der Heimkehr reden zu hören. Ja, liebstes Kind, wenn es irgend auf Erden ein Plätzchen giebt, das du Heimat nennen kannst, wirst du es bei deinen Eltern finden, deren Herzen mit dem deinigen zusammengewachsen sind, an denen du unter allen Umständen die wahrsten, zärtlichsten, mitfühlendsten Freunde haben wirst, denen du zu jeder Zeit alles was dein Herz fühlt, genießt und befürchtet, anvertrauen kannst. — Nun freut mich aber besonders, daß du anfängst, deinem Vater über die Zweifel, ob du noch Gottes Kind seiest oder nicht, Mittheilungen zu machen. Eine feste Gewißheit wird uns nicht immer am Anfang unserer christlichen Laufbahn geschenkt, ohne daß der Herr uns darum weniger lieb hätte; ja manchmal können lange Jahre hingehen, wie mir selbst begegnete, ehe einem diese beseligende Versicherung zu Theil wird. Denke nur, wie es Christian gieng in Bunyans Pilgergeschichte. Er hatte eine gute Strecke auf der Straße nach Zion zu gehen, ehe ihm die Bürde vom Rücken fiel und die köstliche

Rolle von den Glänzenden gegeben wurde. Und doch war der gute Pilger diese ganze Zeit hindurch dem Herrn des seligen Orts, nach dem er reiste, um nichts weniger theuer. So hoffe ich, steht es auch mit dir. — Sei nur auch im Geringsten dem treu, der dich berufen hat. Halte dich zu Ihm im stillen Gebetsumgang; wenn du sündigst, laß nie die Sonne untergehen, ohne daß du dich demüthigst und Ihn um Vergebung für diese besondere Sünde bittest. Auf diese Weise hältst du dir den Zugang zu Ihm offen; Satan wird fern gehalten; und wenn du auch den vollen Frieden, der alles Erkennen übersteigt, noch nicht genießt — auch vorgerücktere Christen haben ihn nicht ohne Unterbrechung, — so wirst du doch nicht ohne ein gewisses Maaß von Frieden sein; ein halblautes Wohlgefühl wird dir sagen, daß du des Herrn bist, daß Er dich liebt, und daß Er dich nie wird Seiner Hand entreißen lassen. Laß dir also noch einmal gesagt sein: miß deinen geistlichen Zustand und die Liebe des Herrn zu dir nicht an deinen Gefühlen, denn diese sind auch bei den geförbertsten Christen so unstät wie die Wolken am Himmel, sondern traue Seiner Treue. Hat nicht der Heiland gesagt, er werde keinen wegwerfen, der zu Ihm komme? "

Wie an die himmlische Heimat, so mahnte Lacroix seine Kinder noch beständig an die irdische: sie sollten Indien als ihr Vaterland ansehen. Ueber Indien gab er darum weitläufige Mittheilungen, beschrieb sein ganzes tägliches Leben, erzählte von seiner Arbeit und seinen Wanderungen und merkte sich alle interessanten Erlebnisse für den nächsten Brief. Endlich kam die Trennung zu ihrem Schluß. Seine Hanna, welche Krankheitshalber genöthigt war England wieder zu besuchen, begleitete ihre Schwestern nach Bengalen zurück (1854). Es war eine unbeschreibliche Freude, als er die Kinder wieder in seinem Kalkutta umarmen durfte. Sie brachten ihm neue Sorgen, neue Aufgaben; aber fröhlich unterzog er sich denselben und vollendete mit Umsicht und Zucht das angefangene Werk der Erziehung. Unter allen Freuden seiner letzten Jahre war wohl die größte die, daß er nun alle die Seinigen zu einer wahrhaft christlichen Familie vereinigt um sich hatte.

2. Letzte Jahre und Tod.

Hatte Lacroix sich schon lange gesehnt, all seine Kraft der Heidenpredigt zu widmen, so konnte er doch sich den Anforderungen, welche

die bereits gesammelten Gemeinden an ihn machten, nicht auf einmal entziehen. Erst im Jahr 1851 wurde er anderer Arbeiten so weit enthoben, daß er nun die Predigt auf Reisen und in der Hauptstadt als seine ganze Aufgabe betrachten konnte. Gewöhnlich predigte er an fünf Abenden in der Woche, und standen ihm hiefür fünf Kapellen in Kalkutta offen. Die Hindu's hörten ihm mit steigender Aufmerksamkeit zu; sein Name war allgemein bekannt und hochgeachtet. Die Lust, mit ihm zu disputiren, hatte sich so ziemlich verloren. Zog er nun auch wiederholt gegen irgend welchen Grundirrtum des Hinduismus zu Felde, wie gegen den Götzendienst, die Kaste, die Seelenwanderung, das Lügenwesen, die Ansicht, daß Gott Urheber der Sünde sei, so lag ihm doch mehr daran, das volle freie Heil in Christo unverkümmert zu verkündigen.

Die götzdienerische Opposition war so ziemlich zum Schweigen gebracht. Ebenso machten die da und dort wieder aufgewärmten Spekulationen der alten Hinduphilosophie keine neuen Anstrengungen nöthig. Als ein Proßchen dieser Schulweisheit sei hier der Besuch eines alten Brahmanen erwähnt, welcher mit wichtig thuerender Miene sich bei Lacroix einführte, um eine ungeheure Erfindung auf dem theologischen Gebiet mitzutheilen. Er habe nun endlich erkannt, was das Wesen Gottes sei; er verlasse sich darauf, daß Lacroix, wenn er die Neuigkeit veröffentliche, sich das Verdienst des Funds nicht selbst zueigne. Lacroix war ganz Ohr, die neue Offenbarung zu vernehmen, worauf der Pandit weiter herausrückte: „Jeder denkende Mensch giebt zu, daß Gott der Urquell aller Wirklichkeit ist. Ebenso wird zugestanden, daß das Licht zuerst geschaffen wurde. Also muß, was vor dem Lichte war, der Ursprung aller Dinge, es muß Gott sein. Was aber vor dem Licht existirte, ist die Finsterniß, — also ist Gott Finsterniß.“

Bedeutender aber war die neue Opposition, welche von der englisch gebildeten Jugend der höhern Kasten ausgieng. Diese hatten etwas von der Lebenskraft des Christenthums erfahren und haßten es ebendarum viel gründlicher als die Geringen; es sollte nun im Geiste der neuen Zeit, vom Standpunkt des Deismus aus, bekämpft werden. Der erste Angriff, welcher den Missionschulen eine freie Schule entgegensetzte, ist schon oben (S. 363) erwähnt worden. — Der nächste Schlag sollte auf literarischem Gebiet geführt werden. Die Werke englischer Rationalisten wurden in Tractaten veröffentlicht,

welche den Titel trugen „rationelle Analyse des Evangeliums“. Ihre Wirkung unter dem „jungen Bengalen“ war bedeutend genug, um zu einer Ausgabe von elf Gegenschriften, bestehend aus den besten Erzeugnissen der englischen Apologetik, Veranlassung zu geben. — Nun sollte aber auch durch das freie Wort gewirkt werden. Mit dem Jahr 1846 stiegen die Vernunftgläubigen an, vor dem versammelten Volke Reden zu halten. Da trug es sich oft zu, daß Lacroix durch seine Predigt eine Zuhörerschaar angelockt hatte, welcher nun einer der Vorkämpfer des Unglaubens durch seine Gegenrede das Evangelium lächerlich zu machen suchte. Es kam zu ärgerlichen Auftritten; aber bald zeigte sich, daß diese aristokratischen Seelen dem Missionar den Rang nicht abzulaufen vermochten; denn daß dieser es gut mit ihnen meine, war den Hindu's einmal nicht auszureden, und die leichtfertige Art, mit welcher das religiöse Bedürfniß abgefertigt wurde, konnte dem Volksgeist nicht zusagen. Wiederholte Versuche stellten die Unfähigkeit dieser vorgeblichen Leiter der Nation, populäre Wirkungen auszuüben, in's hellste Licht. Die einzige Folge war am Ende, daß ein zunehmendes Häuflein gebildeter Jünglinge sich zu dem Gottesdienst in bengalischen Kirchen einsand, und am Schlusse desselben um christliche Schriften zu bitten wagte.

Die nächste Phase, welche die literarische Opposition durchlief, wird durch eine Reihe von Schriften bezeichnet, in welchen nicht mehr der fade Carlile, sondern die pantheistische Richtung eines Emerson, der feinere Skepticismus F. Newman's, kurz die von deutschen Elementen tingirte neueste Schule des englischen Unglaubens den Ton angab. Nirgends sind die berühmten „Oxford-Abhandlungen“ mit größerer Freude begrüßt worden, als in diesen Kreisen, welche sogar mit den Stimmführern jener Schule in schriftlichen Verkehr traten.

Um diesem Geist des Unglaubens entgegenzutreten, hatten die Missionare in ihren Konferenzen beschlossen, eine Reihe öffentlicher Vorträge zu halten. Lacroix übernahm darin die Schilderung des Hinduismus, welche an 600 junge Männer mit größter Aufmerksamkeit anhörten, zum nicht geringen Verdruß der brahmischen Tagesblätter, welchen über dem unleugbaren Erfolg dieser englischen Vorträge der Gleichmuth völlig ausgieng. Sechs andere Vorlesungen in bengalischer Sprache behandelten die Hauptlehren des Evangeliums. Auch diesen wohnte eine beträchtliche, freilich jedesmal wechselnde Anzahl forschender Bengalen an.

Immer wichtiger wurde unter diesen Anstrengungen dem alternenden Missionar der unmeßbare Umschwung der öffentlichen Meinung in Allem, was die höchsten Interessen Indiens betraf. Zwar die Befehrungen blieben sporadische Erscheinungen; die Massen waren noch nicht bereit, sich unter das Panier Christi zu reihen. Aber sie waren vom Sauerteig des Evangeliums in einer Weise durchdrungen, welche die größte Umwälzung in immer sicherere Aussicht stellte. „Der Vorbereitungsproceß, welchen die Mission eingeleitet hat, ist die eigentliche Frucht unserer Arbeit. Nichts fördert ihn so sehr, als die Predigt des Evangeliums in der Sprache des Volks; diese Ueberzeugung ist's, die mich treibt, ihr alle meine Kraft zu widmen. Während ich mich freue, daß so viele meiner Brüder dasselbe Werk in Missionschulen betreiben, um auf die Jugend zu wirken, bleibt es meine Aufgabe, unter den Erwachsenen dieses Ziel zu verfolgen. Und wenn mich der Herr am Leben erhält, hoffe ich von dieser Arbeit, so geringfügig sie Manchem erscheinen mag, noch herrliche Ergebnisse zu sehen.“ In diesem Geiste arbeitete Lacroix weiter, ermuntert durch die gleichlautenden Erfahrungen anderer Veteranen, welche in dem stillen aber sichern Fortschritt der öffentlichen Meinung das Wirken von Gottes ausgestrecktem Arm erkannten und anbeteten.

Ein Besuch in Puri, welchen Lacroix im Juni 1849 mit seinem Schwiegersohn unternahm, führt uns auf eine andere Weise seiner Wirksamkeit. Die Orissa Missionare hatten diesen Besuch gewünscht, einmal um bei dem großen Fest Dschagannath's den Pilgern aus Bengalen das Evangelium nahe zu bringen, dann aber um sich über die Wege zu berathen, auf denen die Abschaffung der ärgerlichen Unterstützung dieses „Weltherrn“ (das bedeutet Dschagannath) durch öffentliche Gelder erzielt werden könnte. Neun Missionare mit zehn Nationalgehilfen kamen zu diesem Zweck auf eine Woche zusammen und ruhten von der harten Arbeit des heißen Tags bei einem christlichen Freunde in Puri, Hrn. Hough, in herzlichem Vereine aus. Wie freuten sich die Brüder der seligen Gemeinschaft im Herrn! Besonders erquicklich für Lacroix war die Bekanntschaft mit dem weitherzigen Lacey, einem gewaltigen Orissa Prediger von Lacroix' Alter und Natur. Was er damals sah und hörte, hat er, nach Kalkutta zurückgekehrt, vor einer großen Versammlung in lebendigster Weise geschildert. Man sah die breite Straße, auf der die Oßterwagen sich hinschleppen, die schmutzigen Gassen und Pilger=

herbergen, die heiligen Leiche, in welchen die Wallfahrer baden und himmlische Schildkröten füttern; die entsetzlichen Feuerstätten mit 300 brennenden Leichen, umgeben von unzähligen Schädeln und Raubvögeln; vor allem den heiligen Tempel mit seinem hohen Thurm, den massiven Hallen und dem Juwelenthor, auf dem der Götze ruht. Dann beschrieb er die Priester und ihr fluchwürdiges Treiben bis zu dem ergreifenden Augenblick, da Hunderttausende von Sturm und Regen gepeitscht nach langem Warten endlich den großen Weltherrn auf seinem Wagen erblickten und anbeten. Zwischen diesen Scenen die Predigt des Evangeliums durch vereinzelte Zeugen an die ungezählten Massen aus jeder indischen Landschaft. Es folgte eine erschütternde Darstellung der grauenhaften Früchte dieses Götzendienstes, der massenhaften Opferung von Menschenleben durch Seuche und Entbehrungen jeder Art, und die Frage, was gethan werden könne, um die Verbindung der brittischen Regierung mit diesem Sitz des Götzendienstes zu Ende zu bringen.

Schon am folgenden Tage nahm die Konferenz der Missionare diese Frage auf. Man vereinigte sich zu einer wohl motivirten Bitte an den Direktorenhof. Andere Maafregeln folgten; Lord Dalhousie entschloß sich, dem schreienden Uebel abzuhelfen, und der letzte Akt seiner amtlichen Thätigkeit erledigte die Frage für immer. Der Geldbeitrag wurde entzogen, die Ansprüche des Tempels durch eine Anweisung auf Ländereien befriedigt und die Aufsicht der Regierung durch die Bevollmächtigung von Tempelverwaltern ersetzt. Die vieljährigen Bemühungen der Orissa Missionare, diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, waren endlich durch die Nachhilfe ihrer Brüder in Kalkutta mit Sieg gekrönt, und kein Priester konnte sie hinfort durch den stehenden Einwurf beschämen: die Kompagnie selbst huldige ja alljährlich dem Weltherrn.

Noch andere gemeinnützige Maafregeln verdanken dieser Konferenz der Kalkutta Missionare ihre Entstehung und Förderung. Dahin gehört besonders das Gesetz *lex loci* genannt, welches im J. 1850 die Enterbung der Bekehrten durch ganz Indien verbot. In solchen Berathungen war Lacroix' Bethheiligung von größter Bedeutung. Denn es fehlt nirgends an engherzigen, einseitig gebildeten Männern, welche durch ihre wohlmeinende Halsstarrigkeit die wichtigsten Interessen gefährden. Mit Recht hat einmal A. Judson in seiner barocken Weise geäußert: ein einziger hartnäckig gewissenhafter Mann vermöge

wohl eine Mission zu ruiniren. Da war denn Lacroix der Mann am rechten Ort, — werthvoll schon durch seine Ansichten, gegründet auf umsichtige Beobachtung, ausgebreitete Erfahrung und die Weisheit von oben; noch werthvoller durch sein hochherziges, launenloses Gemüth, das immer mit Macht für den Frieden eintrat. Keiner war daher so beliebt und gesucht in Komitee=Arbeiten jeglicher Art. Freimüthig gab er seine Meinung ab, ließ sie gerne von Jedermann prüfen und ermüdete nicht in Stunden der Erhörung oder Verstimtheit, seine Lindigkeit allen Menschen kund zu thun.

So nachgiebig er sich aber in untergeordneten Fragen zeigte, konnte doch Keiner entschiedener auftreten als Lacroix, wo es sich um Recht oder Unrecht handelte. Da war er der feste Ball, um den sich Alle sammelten, welche große Pflichten und allgemeine Interessen gegen die Selbstsucht und Halbheit der Einzelnen vertheidigen mußten. So hatte er einigemal für die Rechte und Anordnungen seiner Gesellschaft zu kämpfen, bald in lang verzogenen Disputen, bald in heißem Zusammenstoß; einmal saß die Komitee vom Mittag bis zum Sonnenaufgang. Solche Ereignisse sind wohl in keiner Mission häufig, aber glücklich ist diejenige zu preisen, welche in solchen Krisen Männer wie Lacroix hat, entschlossen, was es auch koste, für das Recht einzustehen!

Die Befehung von drei Jöglingen des Bhowanipur=Instituts rief im Jahr 1851 einen jener spasmodischen Angriffe auf die Missionschulen hervor, welche die Furcht der Brahmanen vor dem endlichen Sieg des Christenthums zu enthüllen geeignet sind, so wenig sie auch seine Fortschritte zu hemmen vermögen. Die Heiden schrieben damals: „Die christliche Religion ist nun einmal durch die hinterlistige Wirksamkeit der Missionare so weit unter uns verbreitet, daß fast kein gebildeter Hindu zu finden sein dürfte, der nicht etwas davon wüßte. Daher ist es ungemein wünschenswerth, sich eine Kenntniß der Einwürfe zu verschaffen, welche ausgezeichnete Männer jener Länder, wo die Religion Jesu der Volksglaube geworden ist, gegen sie vorbringen.“ Mit unglaublichem Eifer haben diese Deisten sich zusammengethan, die Gemüther zu verwirren und englische Schulen zu stiften, in welchen zwar der Hinduismus weder vertheidigt noch gelehrt, aber das Christenthum mit allen Waffen bekämpft wird. Dennoch traten immer neue Jünglinge auf, welche dieser entschlossenen Opposition zum Troß den Glauben such=

ten und fanden. In Bhowānīpur allein sind es ihrer dreißig, welche Lacroix getauft sehen durfte. Mit aller Kraft half er ihnen über die Prüfungen ihres Uebertritts hinweg, leitete ihre theologischen Studien und übte sie in der Predigt des Worts und in der Behandlung religiöser Streitfragen. Drei von ihnen sind nun ordinirte Prediger des Evangeliums.

In früheren Jahren hatte Lacroix mit lebendigem Interesse die Bewegung verfolgt, welche Rammohan's Anhänger ins Leben riefen. Um 1840 nämlich traten sie als Reformatoren des Hinduismus auf, indem sie sich als die Gesellschaft der Brahminen konstituirten, in Zeitschriften und Tractaten ihr System bekannt machten und durch einen besondern Gottesdienst das religiöse Bedürfniß zu befriedigen suchten. Lacroix besuchte diesen oft an den Mittwoch-Abenden in der wohl erleuchteten Halle, in deren Mitte zwei Pandits auf Teppichen saßen und den Weda vorlasen, Anreden hielten und die Stunde mit dem Gesang von Hymnen unter Begleitung einheimischer Musik schlossen. Gerne führte Lacroix auch Besuche dort ein, so interessant war ihm diese neue Phase des Hindulebens. Aber wenn die Brahminen auch mit dem groben Götzendienste einigermaßen brachen, hielten sie doch die Kaste fest und konnten ebendarum keine energische Opposition hervorrufen. Am Mangel einer solchen sind sie im Grunde wirkungslos eingeschlafen. Ohne Märtyrer kommt einmal keine neue Religion zu irgend welcher Bedeutung, und Abhandlungen über Schöpfung und Sittenlehre erschüttern den Hinduismus nicht.

Doch Lacroix' Arbeitszeit war nun beinahe abgelaufen. Er hatte auf einer seiner Predigtreisen Berhampur erreicht, als er von Leberleiden und Fieber zur Rückkehr nach Kalkutta gezwungen wurde. Das war im März 1856. Umsonst lud ihn die Missions-Kommittee ein, sich nach Europa einzuschiffen; umsonst riethen die Aerzte zur Rückkehr. Er wollte, auch nach monatelangen Leiden, in seinem zweiten Vaterlande auszuharren. Eine Landreise ins obere Indien sollte seine Kräfte neu beleben. Er fuhr im November den Ganges hinauf und wohnte den wichtigen Berathungen der in Benares versammelten Missionskonferenz bei, — dreißig der erfahrensten Arbeiter waren hier beisammen zu finden, wie im vorigen Jahre 47 in Kalkutta; — über Allahabad, Rhaupur und Agra kam er hinauf bis nach Delhi, labte sich überall an den lieblich blühenden Missions-Grasen, konnte sich aber nicht mehr zu einem längeren Aufenthalt in der kühlen Bergluft

entschließen. Sein Herz zog ihn nach Kalkutta zurück. Und mit Freuden bemerkten die Seinigen, daß er leiblich und geistig erfrischt wieder unter sie trat, um noch zwei Jahre der Mittelpunkt des lieblichen Kreises zu sein.

Da brach im Mai 1857 der Militär-Aufbruch aus. Wie ein Hunnenschwarm oder eine Mongolenwanderung verheerte er die friedlichen Felder, an denen sich noch eben Lacroix' Auge geweidet hatte. Kalkutta war Wochen lang in der größten Gefahr. Ein Neffe hatte sich in Dschilam mit seinen Sipahis einen Tag lang herumzuschlagen; ein Anderer entrannte vom Paradeplatz in Benäres Duzenden nachgesendeter Kugeln; noch Einer hatte in Allahabad die Reuterer zu richten. Ein anderer Jüngling, der sein Schwiegersohn werden sollte, schlug sich mit Havelock bis Lucknow durch und erlag dort der Seuche. Und wie war das Häuflein von Missionaren, das Lacroix noch eben begrüßt hatte, zusammengeschmolzen! Seine Wirthe in Fattchparah waren unter den Märtyrern von Khanpur. Der letzte von allen Arbeitern, die er bei seiner Landung auf dem Felde traf, Mundy, war schon 1853 heimgegangen. Grund genug für ihn, sich nun auch zum Abschied zu rüsten. Er hatte viele Wechsel gesehen, auch die Ostindische Compagnie ward nun zu Grabe getragen (1858), — da nöthigte ihn die Versetzung eines alten Freundes, aus der heißgeliebten Arbeit herauszutreten und, statt den Bengalen, einer englischen Gemeinde als Prediger und Seelsorger zu dienen. Mit schwerem Herzen gehorchte er dem Ruf, predigte noch einige Monate lang „als ein Sterbender zu Sterbenden“, und pflegte mehr als je mit Gebet und Schriftstudium den stillen Verkehr mit seinem Herrn. Stilling's Worte waren oft auf seinen Lippen; der sechzigjährige, früh gealterte Held zählte sich nun auch zu den „Heimwehkranken, die nach Hause kommen sollen“.

Am 19. Mai warf ihn eine Leberentzündung aufs Lager. In den zwanzig Kapellen und Kirchen Kalkutta's wurde für das theure Leben gebetet; „denn,“ wie ein Prediger bemerkte, „wer denkt auch je bei Lacroix' Namen an die Londoner Gesellschaft? Er gehört uns Allen an!“ Die Gebete wurden in so weit erhört, daß er nicht, wie so oft in tropischen Krankheiten geschieht, im Sturme weggerafft wurde, sondern langsam hinzehrte. Er selbst betete viel, oft in des Zöllners Worten, und fühlte sich so ganz als unnützer Knecht, daß ihm das Gleichniß vom verlorenen Sohn das trostreichste Kapitel

wurde. Wo er konnte, brachte er noch ein Wort der Ermahnung, des Trostes und Dankes an. Als die Hoffnung auf Genesung schwand und sein Nefte, Dr. Vos, ihm das nahe Ende ankündigte, sagte er ruhig: „Um so besser.“ Er wollte auch schon seinen seligen Schwiegervater gesehen und gesprochen haben. Doch war's allein der Name Jesu, was bis zum letzten Augenblick, so oft er ihn hörte, ein seliges Lächeln auf seinem eingefallenen Gesichte hervorrief. So sahen ihn noch die Freunde alle, auch die schwarzen Brüder von Bhowānipur; in seiner Gegenwart konnte Keiner weinen, aber wenn sie aus dem Zimmer traten, brach ihnen das Herz. Ruhig schloß er an einem der heißesten Sommertage ein (8. Juli 1859); und der alte Duff gab wohl den Gefühlen Aller derer, welche den Seligen gekannt, der fast vierzig Jahre des Tages Last und Hitze getragen hatte, den richtigen Ausdruck, wenn er in seinem Nachruf das Wort Davids zu Grund legte: „Wisset ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und Großer gefallen ist in Israel?“

„Mein Erstling aus den Heiden.“

Eine Skizze aus den Erlebnissen eines indischen Regierungskaplans.

In dem Freibrief, welchen der König William III von England der weiland Ostindischen Kompagnie im Jahr 1698 erteilte, heißt es ausdrücklich, „daß in jeder Garnison und bedeutenderen Handelsniederlassung im besagten Ostindien ein Geistlicher sein solle,“ und daß diese Geistlichen „innerhalb eines Jahres nach ihrer Ankunft daselbst die portugiesische Sprache zu lernen haben, sich auch Mühe geben sollen, die Sprache des Landes, darin sie wohnen, sich anzueignen, damit sie um so besser im Stande seien, die Heiden, welche etwa Diener oder Sklaven der Kompagnie oder ihre Zwischenhändler sind, in der protestantischen Religion zu unterrichten“. Dieser Artikel ist jedesmal aufs Neue eingeschärft worden, so oft der Freibrief der Kompagnie von der Regierung oder dem Parlament neu bestätigt wurde; und auch jetzt, wo das indische Reich an die Krone Englands übergegangen ist, fühlt sich die Letztere an diesen

Artikel gebunden. Man kann auch ohne Bedenken sagen, daß sowohl die Kompagnie, als die englische Krone, dieser Verpflichtung in so weit redlich nachgekommen sei, als beide bis auf den heutigen Tag allezeit möglichst dafür besorgt waren, an jedem bedeutenderen Ort Indiens, wo englische Garnisonen oder eine größere Zahl von brittischen Civilbeamten sich befindet, einen Geistlichen der brittischen Episkopalkirche anzustellen. Die Zahl dieser Regierungskaplane, die gegenwärtig von Peshawr an bis zur Südspitze von Ceylon über das ganze indo-brittische Reich vertheilt sind, kann in der That nicht gering sein, und wenn dieselben die ursprüngliche Aufgabe, welche ihnen in dem Freibrief gestellt worden ist, jederzeit treu, eifrig und gewissenhaft zu erfüllen bemüht gewesen wären, so hätte durch sie allein die Evangelisirung Indiens ungeheure Fortschritte machen müssen, auch ohne die Mitwirkung eigentlicher Missionare. Die Bedeutung dieser Kaplane für das Wohl Indiens tritt um so stärker in's Licht, wenn man sich erinnert, daß den eigentlichen Missionaren bis zum Jahr 1813 der Zutritt in das indo-brittische Territorium schöndes versagt war; und wer die Geschichte dieses Landes kennt, der weiß, wie tiefgreifend und reichgesegnet die Arbeiten der Kaplane Thomson, Henry Martyn, Corrie und anderer Männer Gottes für die Befehrung Indiens waren. Allein leider haben die Geistlichen selbst, welche von der Kompagnie im Lauf von anderthalb Jahrhunderten auf den verschiedenen Militär- und Civilstationen jenes ungeheuren Reichs angestellt wurden, nicht nur die Aufgabe, „die Heiden in der protestantischen Religion zu unterrichten,“ sondern auch die religiöse und geistliche Pflege ihrer eigenen Landsleute vielfach aufs schmerzlichste vernachlässigt und kläglich vernachlässigt. Es gab eine Zeit, wo die größere Zahl jener Kaplane sich nicht scheute, lieber auf Tiger-, Wildschwein- und Bärenjagden zu gehen, auf Bällen zu erscheinen, Theater und andere Lustbarkeiten zu arrangiren und bei Trintgelagen die Nächte zu durchschwärmen, als ihres heiligen Amtes zu warten und den Seelen priesterlich suchend nachzugehen. Die Schilderungen, welche aus jener Zeit in Betreff der sittlichen und kirchlichen Zustände der europäischen Bevölkerung Indiens zusamt ihren Geistlichen noch vorhanden sind, gränzen an's Unglaubliche; und es ist nicht zu verwundern, daß von Männern, die der Seelen ihrer europäischen Pflegesöhnen gewissenlos vergaßen, nicht nur nichts für die Rettung der heidnischen Hindu's gethan wurde, sondern daß manche Kaplane ge-

radezu mit dazu beitragen, das Christenthum in den Augen der Heiden in Mißcredit und Verachtung zu bringen.

Zwei wichtige Veränderungen sind in dieser Beziehung im Lauf der letzten 25 bis 30 Jahre eingetreten. Auf der einen Seite nemlich ist die sittliche und religiöse Haltung der Regierungskaplane, wie der Zustand der europäischen Bevölkerung Indiens überhaupt, wesentlich anders und entschieden besser geworden. Wenn auch da und dort von diesen Geistlichen nicht immer und überall ein erbauliches Exempel gegeben wird, so darf man doch mit Zuversicht sagen, daß dieselben im Allgemeinen würdig wandeln und ihres Amtes ernst und treulich warten. Wenn man nun aus dieser erfreulichen Umwandlung der Dinge gerne den Schluß ziehen möchte, daß nunmehr die Regierungskaplane wohl auch eifrige Mitarbeiter der Missionare sein werden, so begegnet man einer zweiten folgenreichen Veränderung, die in der letztverflossenen Zeit in Indien eingetreten ist. Wir meinen jenes Princip der Nichteinmischung in die religiösen Angelegenheiten des Landes, — ein Princip, das nicht bloß den Civilbeamten und Offizieren der Armee, sondern auch den Kaplanen streng verbietet, sich mit der christlichen Unterweisung und Evangelisirung der Hindu's zu befassen. Dadurch sind die zahlreichen englischen Geistlichen, welche von der Regierung in Indien angestellt sind, abermals faktisch von der sie umgebenden Heidenwelt isolirt, und das Gesetz hindert sie, mit den Missionaren brüderlich zusammenzuwirken. Allerdings durchbricht da und dort der treue Liebesinn einzelner Kaplane die Schranken jenes unglücklichen Verbotes, und nicht selten begegnen wir herrlichen und reichgesegneten Erfolgen, die der Herr durch die Hand solcher Männer unter den Heiden zu Stande gebracht hat; immerhin aber bleiben solche Erscheinungen nur sporadische Ausnahmen.

Es ist natürlich, daß in den englischen Kaplanen Indiens die religiösen Zustände ihres brittischen Mutterlandes, von welchem sie herkommen, sich wie in einem Spiegel reflectiren. Wie dort, so finden sich in unsern Tagen auch in Indien auf der einen Seite Männer des Unglaubens, welche eine verneinende Theologie unter ihren indo-brittischen Gemeinden vertreten; anderntheils aufgeblasene Hochkirchmänner und puseyitisch-katholisirende Herren, denen die Würde ihres Amtes und die Pracht äußerlicher Kultusformen wichtiger ist, als die Predigt des Evangeliums und die Rettung der Seelen; endlich aber auch Männer der „evangelischen Parthie“, die mit lauterem Ernst

und warmem Liebesseifer die ihnen anbefohlenen Gemeinden auf die grüne Aue des göttlichen Wortes führen und zu Werken christlicher Liebe nicht nur selbst allezeit bereit, sondern auch Andere anzuleiten bemüht sind.

Es dürfte nicht uninteressant sein, unsern Lesern einmal ein Bild von dem Leben und Wirken eines Kaplans der letzteren Art vorzuführen, zumal da sich in Indien Missionar und Kaplan immer und immer wieder begegnen. Die nachfolgende lehrreiche Skizze ist aus der Feder des Predigers George Trevor, der selbst einst Kaplan in Süd-Indien war und nun die Stelle eines Domherrn in York (Canon of York in England) bekleidet.)*

„Unmittelbar nach der Vollenbung meiner Studien in Oxford,“ so erzählt Trevor, „wurde ich von der Ostindischen Kompagnie zu einer Kaplanei in der Präsidentschaft Madras berufen. Es war vielleicht gut, daß ich alle die Arbeit und große Verantwortlichkeit, die eines so unerfahrenen Geistlichen dort wartete, noch nicht kannte; denn selbst mein jugendlicher Feuereifer hätte vor einer Aufgabe zurückschrecken müssen, auf die ich jetzt mit Staunen und Selbstanklage zurückblicke. Als ich im Lande ankam, nahm ich wahr, daß mir zusammen mit einem Senior-Kaplan die Pflege der größten europäischen Station in der Präsidentschaft übergeben war. Das Kantonment [die Militär-Station mit ihren Kasernen ic. ic.] war etwa $1\frac{1}{4}$ Stunden lang; an einem Ende desselben lag das Fort, wo das Arsenal, eine kleine Garnison und die Bureau's des Civilcommissärs sich befanden; am andern Ende lag der Begräbnißplatz, nahe dabei die Artillerie-Kasernen, worin Abtheilungen von Artilleristen zu Pferd und zu Fuß ihr Quartier hatten. In der Mitte zwischen diesen beiden Endpunkten dehnten sich die Kasernen eines königlichen Dragoner-Regiments, ferner eines Infanterie-Regiments, und die Baracken zweier eingebornen Regimenter aus, — alles dem großen Paradeplatz entlang. Dazu kam endlich noch ein Regiment eingeborner Kavallerie, das in etniger Entfernung im Hintergrund seine Quartiere hatte. Die Offiziere

*) Von demselben sind zwei sehr lehrreiche Schriften über Indien erschienen: An historical Sketch of India, by Rev. G. Trevor; und: India, its natives and missions, by Rev. G. Trevor; beide herausgegeben von der Religious Tract Society in London.

lebten mit ihren Familien in zerstreuten stattlichen Wohnungen, meist innerhalb der Linien der ihnen zugehörigen Regimenter. Der Kommissär, der kommandirende General und der Brigadier mit ihrem Stab wohnten in Gebäuden, welche über verschiedene Theile des Kantonments zerstreut lagen, und bildeten zusammen eine nicht unbeträchtliche Gemeinde. Jedes der eingeborenen Regimenter zählte überdies etwa dreißig Christen, einschließlich die europäischen Offiziere und die Trommler mit ihren Familien. Im Ganzen belief sich die Zahl der Protestanten auf etwa 2800 Seelen, und sie bildeten den Hauptgegenstand der geistlichen Pflege der beiden Kaplane. Unsere Kirche stand gerade oben an dem Paradeplatz, etwa in der Mitte des ganzen Kantonments, und faßte nur 500 Personen. Die sonntäglichen Gottesdienste waren natürlich sehr zahlreich. Eines der europäischen Regimenter hatte Morgens halb 6 Uhr oder 6 Uhr die Kirche zu besuchen, wo dann einer der Kaplane die Liturgie zu lesen und zu predigen hatte. Die Predigt aber wurde oft zu schnellem Schluß geblasen durch die Musikbände des zweiten Regiments, das herbeikam, um unter dem zweiten Kaplan Liturgie und Predigt zu hören; doch ward in der Regel dieser zweite Gottesdienst in den Kasernen oder auf dem Paradeplatz unter freiem Himmel gehalten. Um halb 11 Uhr war vollständiger Gottesdienst für die Gemeinde im Allgemeinen, — für die Europäer nämlich, die sich in bedeckten Wagen vor der Mittagssonne zu schützen im Stande waren; und hier hatte derjenige von uns, der den ersten Frühgottesdienst gehalten, zu funktionieren. Der Andere hatte dann wieder mit Sonnenuntergang den Abendgottesdienst zu halten. Somit hatte jeder der Beiden regelmäßig jeden Sonntag zwei volle Gottesdienste zu versehen. Auch an den Mittwochs Abenden hatten wir Gottesdienst in der Kirche und an den Montagen einen im Fort. Einmal in der Woche wurden die Trauungen sowie die Taufen vorgenommen, und der Tage waren es wenige, wo nicht der eine oder andere von uns auf dem Kirchhof zu funktionieren hatte, sei es Abends oder Morgens, und nicht selten beide Male.

„Diese kirchlichen Aufgaben abgerechnet, so hatte noch jedes Corps sein Hospital und seine Schule, von denen das erstere zweimal in der Woche, das letztere einmal von einem der Kaplane zu besuchen war. Mit den Spitalbesuchen war ein wöchentlicher Gottesdienst und eine Bibelstunde in dem Saal der Rekonvalescenten verbunden; unser eigener freier Antrieß aber führte uns natürlich noch viel häufiger dahin.

Es war ein höchst seltener Fall, daß ein Soldat starb, ohne von Einem von uns mehr als einmal besucht worden zu sein.

„Diese Aufgaben alle dürften nun in der That in jedem Klima nicht eben leicht erscheinen; wie ich aber damit in Indien fertig ward, und zwar neben den vielen andern Anforderungen, die an mich gemacht wurden, neben der Vorbereitung auf drei Predigten und zwei Bibelfstunden wöchentlich, neben einer umfangreichen indischen Korrespondenz (denn selbst den Kaplanen sind die amtlichen Berichte, die Tabellen und andere Schriftstücke nicht erspart, und zwar in doppelter, dreifacher und selbst vierfacher Ausfertigung), und endlich neben der unansweichlichen Pflicht, mit theuern Freunden und Verwandten in der Heimat brieflichen Verkehr zu pflegen, — wie ich durch alles dies durchkam, sage ich, ohne die Ausbülfe eines Ersatzmannes, ausgenommen in den seltensten Fällen, das ist mir heute noch ein Wunder, und ich zittere, wenn ich nur an jene Zeit gedenke. Doch dies war noch nicht Alles: mit dem Kantonment, das der Kaplan zu besorgen hatte, war noch sein 'Distrikt' oder seine 'Parochie' verbunden, die sich in einem Radius von 30 bis 40 Stunden, von der Station aus gerechnet, rings umher ausdehnte. Bei uns umfaßte der Distrikt geradezu einen ganzen indischen Staat etwa in der Größe von Irland, mit einer Bevölkerung von $3\frac{1}{2}$ Millionen Hindu's und Muhamedauern. In diesem Umkreis lagen sieben 'Außenstationen', d. h. Orte, wo je zwischen fünfzehn und fünfzig Christen (Europäer und Indobritten) residirten, meist englische Beamte, die ohne einen Kaplan waren. Diese hatten wir regelmäßig von Zeit zu Zeit zu besuchen. Die nächstliegende Außenstation war sieben Stunden von uns entfernt, während die entfernteste wohl mehr als 40 Stunden weit war; und um alle diese Orte zu erreichen, hatte jeder von uns alljährlich 3—400 Stunden weit zu reisen. Ich muß dabei wiederum daran erinnern, daß wir in Indien uns befanden, wo damals noch keine Eisenbahn durch's Land gieng und nicht einmal eine gute Heerstraße das Reisen erleichterte. Nach einigen Richtungen hin gab es allerdings eine Straße, die für zweiräderige Gefährte fahrbar war, obwohl ich mich erinnere, wie einmal ein wackerer Offizier, der mich in seinem mit drei Pferden bespannten Gefährt führte, lieber die Straße verließ und durch eine zufällige Oeffnung in den längs der Straße hinlaufenden Erdaufwürfen hindurch ins Dschungel hineinfuhr, um weniger gestoßen und herumgeworfen zu werden. Gewöhnlich reiste

ich übrigens im Palankin, was so viel heißt, als in eine Art Kiste gepackt und auf den Schultern von Eingebornen getragen werden, wobei eine Wegstunde gerade in einer Stunde Zeit zurückgelegt wird. Wenn man mit den gleichen Trägern die ganze Nacht und die ersten Morgenstunden hindurch fortreist, da und dort einmal rastend, so kann man in drei Tagen dreißig Wegstunden zurücklegen. Nimmt man aber von Station zu Station, d. h. je nach 3—5 Stunden, frische, zum Voraus bestellte Träger, so kann man die gleiche Entfernung in etwa 26 Stunden ohne Aufenthalt zurücklegen; dieß that ich aber nur ein einziges Mal während meines Aufenthalts in Indien. Die Hitze bei Tag ist auch in der kühlfsten Jahreszeit wahrhaft furchtbar, und zugleich ist die Ausgabe bei immer frischen Trägern beträchtlich. Am liebsten reiste ich zu Pferd. Nicht leicht giebt es für einen rüstigen Mann etwas köstlicheres, als in einem leichten Galopp über das offene Land zu reiten, das von Wildpret und Vögeln aller Farben wimmelt und von dem Gackern der Pfingelhühner, dem Gurren der wilden Tauben, dem Geschrei der Pfauen und andern Lauten ertönt, — ein Chorus, der im Einzelnen zwar vielleicht mißtönend ist, in seinem Zusammenklang aber zu einem wunderbar harmonischen Lobgesang auf ihren Schöpfer wird. Das Reisen selbst war mir eher eine Erholung als eine Beschwerde, wenn ich Zeit hatte, die Herrlichkeit der Natur so recht zu genießen; das Ausruhen aber im Reisebangalo nach dem Morgenritt, zusammen mit einem Bad und dem frugalen Frühstück, war jedesmal, so einfach und einsam alles ausfiel, für Leib und Seele erfrischend und genussreich. Da gab's immer zu denken und zu betrachten genug, um das Gemüth ebenso ernst als süß zu beschäftigen, bis die Kühle des Abends weiter zu reiten gestattete; auch waren diese Bangalo's in der Regel durch die Traktat-Gesellschaft oder andere Freunde mit einer kleinen Auswahl guter Schriften versehen. Manche friedevolle Stunde habe ich in diesen einsamen Reisehäusern zugebracht, obwohl es nicht an den dunkleren Schatten der Selbstprüfung und Selbstbemüthigung gefehlt hat.

„Ueberdieß war es keine geringe Freude, den herzlichsten Willkomm zu erfahren, mit dem der christliche Prediger jedesmal auf jenen isolirten Außenstationen von Leuten begrüßt ward, denen das Wort Gottes und die Gnadenmittel des Evangeliums noch theurer geworden waren, je seltener sie ihnen zu Theil wurden. Der Besuch des Kaplans wurde von Allen immer mit herzlicher Freude begrüßt, und

auf unsern Außenstationen fanden sich im Ganzen mehr Abendmahlsgäste beim Tische des Herrn ein, als es bei der viel größern Bevölkerung der Hauptstation der Fall war. Während aber diese Besuche auf den Außenstationen für denjenigen unter uns, an dem das Reisen war, eine wahre Zeit der Erquickung wurde, so hatte natürlich der Andere, der daheim blieb, doppelt und dreifach mehr zu thun, und dieser Gedanke war oft schuld, daß jene Besuche nicht selten sehr kurz waren und schnell abgebrochen wurden.

„Kaum war ich in meine Amtsgeschäfte eingeleitet, so wurde der Senior-Kaplan krank und kehrte nach England zurück. Ein Ersatzmann für ihn war nicht zu haben, und so fiel die ganze mannigfaltige Last von Amtspflichten mit all ihrem Gewicht von Verantwortlichkeit ausschließlich auf mich. Da ich fortwährend einen neuen Mitarbeiter aus England erwartete, so mühte ich mich auf's äußerste ab, keine von unsern regelmäßigen Aufgaben ausfallen zu lassen. Ich predigte am Sonntag Morgen nach einander den zwei Regimentern, und nahm nur in der Zwischenzeit, während das eine gieng und das andere kam, eine Tasse Kaffee in der Sakristei. Um halb 12 versah ich abermals den Hauptgottesdienst, und zum vierten Mal predigte ich am Abend. Ebenso übernahm ich die fünf Hospitäler, die sechs Schulen und alle übrigen Pflichten, so daß ich wöchentlich sechs ordentliche Predigten und wenigstens vier Spital-Bibelstunden hatte.

„Das Alles hatte ich allein und ohne Hülfe fünfzehn Monate lang durchzumachen, ehe ein Mitarbeiter herbeikam, und ich spreche es mit Dank und Anbetung gegen Gott aus, daß ich kaum einen einzigen Tag durch Unwohlsein dabei unterbrochen wurde. Meine tägliche Lebensweise war diese: — Gegen fünf Uhr machte ich meinen Morgenspaziergang oder Morgenritt, der in der Regel bis zum Begräbnißplatz sich ausdehnte. Nach dem Frühstück setzte ich mich an den Schreibtisch, den ich selten vor drei Uhr verließ, es sei denn, daß meine Pflicht mich anderswohin rief oder Besuche mich unterbrachen. Um drei Uhr speisten wir zu Mittag, dann giengs abermals in das mit Jalousien verschlossene und möglichst dunkelgemachte Studirzimmer, bis die zum Untergang sich neigende Sonne mir erlaubte, die Läden weit zu öffnen und dann meine Frau auf ihrem Abendgang zu begleiten. Die Spitäler mußten wir um die Mitte des Tages besuchen, da die Aerzte die kühlen Stunden des Abends und Morgens für sich in Anspruch nahmen. Dies war immer eine sehr an-

greifende und erschöpfende Aufgabe, indem das doppelte Dach und die Gitterfenster meines Ochsenwagens nur einen ungenügenden Schutz gegen die glühende Sonne gewährten. Um zehn Uhr Nachts war ich gewöhnlich im Bett, und in der Regel fiel ich sofort in einen gesunden und festen Schlaf, aus dem erst der Kanonensignalschuß des folgenden Morgens mich erweckte. Ein warmes Fußbad vor Schlafengehen und ein kaltes Schauerbad am Morgen stellten täglich die regelmäßige Blutcirculation wieder her und bildeten meine einfache, aber durch Gottes Gnade wirksame und gesegnete Medicin. Doch muß ich nicht unerwähnt lassen, daß wir unter allen damaligen Stationen der Madras-Präsidenschaft das gesündeste Klima genossen, indem wir 3000 Fuß über dem Meere wohnten und im Durchschnitt eine Temperatur hatten, die derjenigen von Florenz ziemlich nahe kam. Im heißeren Tiefland wären so große Anstrengungen, wie die meinigen waren, rein unmöglich gewesen.

„Ich habe meine täglichen Arbeiten darum so speziell geschildert, weil ich auf keine andere Weise die Schwierigkeiten in's Licht stellen konnte, die mir im Wege standen, wenn ich auch an der eigentlichen Missionsarbeit einigermaßen theilnehmen wollte. Ich war mir allerdings bei der Uebernahme meines Amts wohl bewußt, daß die Kaplane zunächst nur für die europäischen Bewohner Indiens bestimmt sind. Gleichwohl wurde ja schon in dem ursprünglichen Freibrief der Ostindischen Kompagnie ausdrücklich verlangt, daß sie die heidnische und portugiesische Sprache zu lernen hätten, 'damit sie um so besser im Stande seien, die Heiden, welche etwa Diener oder Sklaven der Kompagnie sind, in der protestantischen Religion zu unterrichten.' Dies schließt ja offenbar in sich, daß sie zugleich Missionare seien; und wenn man bedenkt, daß Kaplane nach Indien gesandt wurden, ehe die Kompagnie irgendwelche europäische Truppen im Solbe hatte, und daß die königlichen Regimenter im Anfang ihre eigenen Militärkaplane, und zwar auf ihre eigenen Stationen, mit sich nahmen, so fühlt man deutlich, daß die Kaplane der Kompagnie wirklich dazu bestimmt waren, das Evangelium auch den Eingebornen zu bringen. Brown, Buchanan, Martyn, Thomason und Corrie, die für die Belehrung der Hindu's so viel gethan und der Mission so wirksam den Weg gebahnt haben, waren ja auch Kaplane. Allerdings als die indischen Bisthümer errichtet und das ganze englisch-indische Kirchenwesen fest organisiert wurde, da war ohne Zwei-

fel der leitende Gedanke der: die religiöse Pflege der Engländer in Indien den Regierungskaplanen zuzuweisen, die Eingebornen dagegen den Missionaren zu überlassen, die ja nunmehr in größerer Zahl in diesem Lande sich befinden. Eine solche Arbeitsvertheilung jedoch kann und darf auf einen Diener des Evangeliums nicht in der Weise wirken, daß er sich von seiner allgemeinen Schuld, die er gegen 'Juden und Griechen, gegen Ausländer, Scythen, Knecht oder Freien' auf sich hat, für entbunden halten dürfte. Deshalb war es auch immer mein inniger Wunsch, nach meiner geringen Kraft dem Exempel der obengenannten reichgesegneten Kaplane zu folgen. Und bald durfte ich erfahren, daß selbst mitten unter meinen schweren und zahlreichen Amtspflichten mir auch für Missionarsarbeit noch eine Thüre geöffnet sei.

„Unter der Kirchgemeinde, welche den englischen Gottesdienst suchte, bemerkte ich gelegentlich etliche Eingeborne, die, wie ich erfuhr, größtentheils die Abkömmlinge solcher Christen waren, welche schon in den älteren Missionen Süd-Indiens bekehrt wurden, — Leute, die auf irgendwelche Weise ihr Brod suchten und nun auf unserer großen Militärstation, wo sie leicht Verdienst fanden, hängen geblieben waren. Sie waren sehr arm und unwissend, sprachen nur ein sehr schlechtes und gebrochenes Englisch, kamen aber doch, obwohl sie kein Wort recht verstanden, in meine Kirche, um zu zeigen, daß sie Christen seien, und um ihre Kinder taufen zu lassen oder dann und wann zum Tische des Herrn zu treten. Daß ich nichts von ihrer Sprache verstand und somit auch ihren sittlichen und religiösen Zustand nicht kannte, das war offenbar eine Lage der Dinge, die mir nachgerade unerträglich wurde. Auf unsrer Station, ja selbst im ganzen Distrikt befand sich kein Missionar der anglikanischen Kirche, und weder die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums, noch die kirchliche Missionsgesellschaft konnte mir Hoffnung machen, daß ich einen Missionar erhalten sollte. Somit mußte ich selbst Alles thun, ohne Erfahrung und ohne brüderlichen Rath, wie ich war, und neben all meinen übrigen schweren Amtspflichten.“

„Mein erstes Anliegen war, diesen eingebornen Christen einen Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu verschaffen und eine Schule für ihre Kinder in Gang zu bringen. Dieß gelang mir dadurch, daß ich einen eingebornen Katechisten anstellte und zugleich den Regierungs-Schulmeister des Rantonments veranlaßte, um Lohn an den Sonn-

tagen Schule zu halten. Der Katechist jedoch war alt und unbrauchbar. So wandte ich mich an die Missionare zu Bèperry und erhielt von ihnen einen wackern jungen Mann aus ihrem Katechisten-Seminar. Die Beiträge meiner Freunde und das Geschenk einer Missionsgesellschaft setzten mich in den Stand, auch eine kleine Kirche zu errichten, in deren Stiftungsurkunde ich ausdrücklich einfügen ließ, daß sie ausschließlich für Gottesdienste in der Landessprache bestimmt sei. Den Bauplan der Kirche entwarf ich selbst, ja einiges von der Maurerarbeit hatte ich mit meinen eigenen Händen auszurichten. Die ganze Zahl von eingebornen Christen, für welche das Kirchlein bestimmt war, belief sich eigentlich nicht einmal auf vierzig Seelen, aber ein gewisser Instinkt trieb mich an, den Raum für eine sechsfach größere Zahl anzulegen. Darüber wurde ich von mehreren meiner gütigen Freunde belächelt; aber es dauerte nicht lange, so wurde das wohlgemeinte Lächeln in ein Lied des Dankes verwandelt.

„Von der feierlichen Eröffnung der Kirche an wurde täglich ein Gottesdienst gehalten, zugleich mit einer Predigt an den Sonntagen, welche der Katechist vorlas, während ich selbst so viel Tamilisch lernte, daß ich bei der Verwaltung von Taufe und Abendmahl zu funktionieren im Stande war. Auch eingeborne Schriftleser wurden angestellt, welche die Leute in ihren Wohnungen zu besuchen hatten; dieselben kamen jeden Montag bei mir zusammen, um von ihren Erlebnissen Bericht zu geben. Der Schulmeister hatte ebenfalls wöchentlich einmal mir Rechenschaft von seinem Thun und Lassen abzulegen, während der Katechist regelmäßig zu mir kam, weiteren Unterricht in der Heilslehre empfing und allerlei Notizen und Winke erhielt für die Predigt, welche er während der Woche auszuarbeiten hatte, und die er mir jedesmal, ehe er sie vortrug, in Englisch vorlesen mußte.

„Alles dieß nahm nur wenig Zeit auf meiner Seite in Anspruch, und es erschien mir nur als ein geringer Beitrag zu den großen und dringenden Bedürfnissen Indiens. Meine Absicht war eigentlich nicht, eine Mission zu gründen, sondern nur, die kleine Schaar von eingebornen Christen, die auf der Station sich befand, in einer gewissen Ordnung zusammenzuhalten, bis etwa ein Missionar hieher käme. Ich selbst hatte einige eingeborne Christen zu Dienstboten, und da pflegte ich täglich einen der Schriftleser in mein Haus kommen zu lassen, um mit ihnen Hausandacht zu halten, während ich selbst mit

meiner Familie in englischer Sprache das Gleiche that. Etliche andere europäische Familien auf der Station ließen sich dadurch bewegen, meinem Beispiel zu folgen.

„Ich hatte die große Freude, in der kleinen eingebornen Gemeinde, für welche ich die Gnadenmittel in dieser einfachen Weise herbeizuschaffen bemüht war, bald einen entschiedenen Fortschritt zum Bessern zu bemerken. Ihr gutes Exempel aber wirkte auch gesegnet auf ihre ganze Umgebung. Ihr fleißiger Kirchenbesuch, sowie meine gelegentlichen Besuche bei den Kranken und Sterbenden, und vor Allem der feierliche Ernst unsrer Leichenbegängnisse, machten einen unverkennbaren Eindruck auf die Heiden um uns her. Unsrer eingebornen Christen gehörten zu den ärmsten unter den Armen; eben deshalb waren sie auch der besondere Gegenstand unseres Erbarmens. Solche Erweisungen christlicher Theilnahme aber sind ja dem Wesen des Heidenthums völlig fremd. Um so größern Eindruck machte unsre Liebe, die wir diesen Armen und Geringen erwiesen, auf die Heiden.

„Bei dem Allem dachte ich von ferne nicht daran, ein 'Missionar' zu werden, und mein 'Erstling aus den Heiden' überraschte mich förmlich. Das gieng aber folgendermaßen zu: — Ich befand mich in meinem Garten unter einer schattigen Allee, wo ich häufig an den Sonntagen zwischen den verschiedenen Gottesdiensten auf und abgieng; da ward ich plötzlich von einem vierzehnjährigen Mädchen mit der Bitte angerebet, ich möchte sie taufen. Das war mir anfangs so seltsam und verwunderlich, daß ich eine Zeit lang nicht recht wußte, was ich daraus machen sollte. Ihr verständiges und intelligentes Gesicht fiel mir auf, und bei weiterer Erkundigung erfuhr ich, daß sie die Tochter einer unsrer heidnischen, zu der allerniedrigsten Kaste gehörigen Diensthoten war. Ich war mir nicht bewußt, daß für ihren Unterricht je irgend etwas Besonderes gethan worden sei; da ich aber wußte, daß ihre Mutter ein überaus unwissendes altes Weib war, so glaubte ich schließen zu dürfen, daß auch die Tochter von gleichem Schlage sein werde. Darin hatte ich nun zwar nicht Unrecht, allein das Mädchen hatte, wie es scheint, den Weg in das Zimmer gefunden, wo die Morgen- und Abendandachten in der Landessprache gehalten wurden. Schon die Art und Weise, wie diese Andachten vor sich giengen, hatte sie tief ergriffen, zumal da der Götzendienst nichts dieser Art kennt. Es war ihr etwas ganz Neues, Menschen vor einem unsichtbaren Gott ihre Kniee beugen zu sehen, und zu hören,

wie sie in ihrer Muttersprache ihre Sünden bekannten und ihren Gott um Vergebung und um seine gnädige Leitung anflehten. Es war ihr neu, das ehrerbietige und doch freudige Vertrauen wahrzunehmen, mit dem diese Bitten ausgesprochen wurden; vor Allem aber wunderte sie sich über den Namen, mit welchem jedes Gebet schloß, und welcher der Grund aller Zuversicht der Christen zu sein schien. *)

„Sie suchte diesen Namen näher kennen zu lernen; sie forschte genauer nach der Religion, deren ganzes Wesen ihr junges Herz so mächtig ergriffen hatte. Von den Dienstboten, an die sie sich deshalb wandte, erhielt sie sehr magere und unbefriedigende Antworten, ihre Mutter aber wies das Kind roh und barsch zurück. Gleichwohl wuchs das Verlangen in ihr und ward immer stärker, bis sie endlich nach geduldigem Harren und oft wiederholtem Bitten von ihrer Mutter die Erlaubniß erhielt, den Schritt zu thun, von dem sie im Garten mit mir gesprochen.

„Ich war tief gerührt von der kindlichen Einfalt und dem sichtbaren Ernst eines so jungen und ungebildeten Mädchens. Ich übergab sie sofort dem Katechisten zur weiteren Unterweisung. Ihr heilsbegieriges Gemüth trank das Evangelium in sich, wie der ausgedörrte und zerklüftete Boden ihres Vaterlandes den herabströmenden Regen einsaugt. Die süße Heilslehre von Christo schien wie für sie gemacht; sie lernte ihre Muttersprache lesen und schreiben, und be- meisterte sich auch des Englischen so schnell, daß ich bald mit ihr ohne Schwierigkeit mich unterhalten konnte.

„Es war ein großer Tag für unser Missionskirchlein, als die liebe Tochter zur Taufe reif erfun- den ward. Meine Frau hatte ihr einige Rupies (à Fr. 2. 50) geschenkt, damit sie sich für diese Feier einige anständige Kleidungsstücke kaufe; und mit einem ebenso naturgemäßen als christlichen Takt kleidete sie sich ganz in Weiß. Das weite Muslinkleid, welches das Obergewand bei beiden Geschlechtern dieses Landes bildet, nur daß die Frauen und Töchter es über den Kopf ziehen, wenn sie öffentlich erscheinen; das etwas dickere Unterkleid, das in Falten fast bis zu den Knöcheln herabfällt, und die kurze baumwollene Jacke, welche von allen Dienstboten in europäi-

*) Die englischen Christen, und somit auch die durch sie bekehrten Eingeborenen, pflegen in ihren kirchlichen sowohl, als in ihren Privatgebeten an den himmlischen Vater sich zu wenden und alle ihre Bitten darzubringen und zu schließen „im Namen unsers Herrn Jesu Christi“, oder „durch Jesum Christum“ u.

schen Häusern noch außerdem getragen wird, Alles war glänzend weiß, — ein Sinnbild der Gerechtigkeit Christi durch den Glauben, die sie nun bei ihrer feierlichen Taufe anziehen sollte.

„Da in der Kirche keine Stühle noch Bänke sich befanden (die Eingebornen pflegen am Boden zu sitzen), so hatte die ganze Versammlung Freiheit, dem Taufisch möglichst nahe zu kommen, und so stand Alles in einem Halbkreis umher, mit der tiefsten Theilnahme die feierliche Handlung erwartend. Der junge Täufling stand etwas voran, die Falten ihres Oberkleids über das Haupt gezogen; dieß schlug sie für einen Augenblick zurück, als sie zum Tisch näher herantrat, um das Sakrament zu empfangen. Ihr Glaubensbekenntniß legte sie ruhig und in tiefer Andacht ab; und als das reine Taufwasser von meiner Hand auf ihre dunkle aufgehobene Stirne geträufelt war und sie nun wieder zurücktrat, um in der übrigen Gemeinde ihren Platz einzunehmen, da war es, als nehme der kleine Kreis sie sichtbar in den Schooß der Kirche Gottes auf und schien sich über ihr als einem neugewonnenen Gliede des Leibes Christi wieder zusammenzuschließen.

„Dieser mein 'Erstling aus den Heiden' erhielt den Taufnamen Sarah. Wir nahmen sie als Kindswärterin in unsern Dienst und sie blieb bei uns, bis wir Indien verließen. Oft, wenn meine Frau bei Nacht in die Kinderstube kam, um zu sehen, ob die Kinder schliefen, fand sie ihr liebes Mägdlein im Gebet auf den Knien liegend, oder auf dem mit Matten belegten Boden sitzend und in leisem singendem Tone die Psalmen Davids lesend. Das tamilische kirchliche Gebetbuch*), das ich ihr an ihrem Tag der Taufe geschenkt hatte, war fast immer in ihren Händen. Einst auf einer Reise, nachdem wir einen langen Tag hindurch den fieberreichen Urwald am Fuß der Nilagiri (blauen Berge) durchkreuzt hatten, lag es uns sehr am Herzen, die mü-

*) „Da die Buchstaben der Tamilsprache so weitläufig und die Sprache selbst so wortreich ist, so ist es kaum möglich, die Bibel in Einen handlichen Band zu bringen. Die allgemein gebräuchliche Ausgabe der Tamilbibel umfaßt drei oder vier umfangreiche Bände, während das kirchliche Gebetbuch einen starken Oktavband bildet. Das letztere ist um seiner Wohlfeilheit und geringeren Größe willen leichter zu bekommen. Die zahlreichen Bibelabschnitte, die darin in einer guten Auswahl sich finden (z. B. der ganze Psalter, die Evangelien und Episteln etc.), geben reichen Stoff zu fruchtbarem Lesen, während für Personen, die ans Beten noch gar nicht gewöhnt sind, die darin enthaltenen vielen und salbungreichen Gebete besonders geeignet erscheinen.“ (Ann. des Herrn Trevor.)

den Diensthoten noch vor Einbruch der Nacht aus den tödtlichen Fiebern dieser Gegend heraus und den Berg hinauf zu bringen. Sie waren uns schon voraus. Da sah ich Sarah, wie es bereits dunkel geworden, die Straße wieder herunterlaufen, dem Gepäckwagen zu, der weit hinter uns war. Als ich sie nach der Ursache fragte, kam es heraus, daß sie ihr Geberbuch im Wagen zurückgelassen hatte, und daß sie nun eher sich einem Fieber aussetzen wollte, als eine Nacht ohne das theure Buch zuzubringen. Ich schwenkte mein Pferd, holte das Buch und machte sie überaus glücklich, als ich den köstlichen Schatz ihr einhändigte. Am folgenden Tag erfuhr ich, daß sie ihren warmen Teppich, der ihr für die kalten Nächte auf den Bergen zum Schutz dienen sollte, gleichfalls im Gepäckwagen zurückgelassen hatte; aber das war ihr ganz aus dem Sinn gekommen über ihrem viel größeren Verlangen nach dem geistlichen Gut, das sie vermißte.

„Die junge Christin entwickelte sich wunderbar lieblich nach Leib und Seele. Das Glück, das sie im Herzen empfand, leuchtete aus ihrem dunkeln Angesicht und gab sich in ihrem fröhlichen Singen und Jubiliren allezeit kund. Statt des gemeinen, friechenden Benehmens, welches das weibliche Geschlecht in Indien, namentlich der niedern Klassen, in der Regel kennzeichnet, wandelte sie mit fröhlich aufgehobenem Haupt, in leichtem frischem Schritt und mit einem heitern zuversichtlichen Angesicht einher. Gäste, die uns jeweilen besuchten, waren von ihrem freundlichen und anmuthigen Wesen so überrascht, daß ich mehr als einmal gefragt wurde, woher wir doch dieses 'Mädchen aus hoher Kaste' hätten! In Wirklichkeit aber war sie aus der verachtetsten Kaste Indiens, — aus einer Kaste, die auch nur mit dem Saum des Kleides zu berühren ein Brahmane für die höchste Verunreinigung gehalten hätte. Der Sohn Gottes war es, der sie wahrhaft frei gemacht hat; es war der Adel der Gnade, der ihre Seele wie ihren Leib zierte.

„Sarah begleitete uns bei unfrem Abschied von Indien nach Madras und ließ auch durch die mächtige Brandung des Meeres, die bei Madras so gefährlich ist, sich nicht abschrecken, noch bis an Bord des Schiffes uns zu begleiten, das uns nach Europa bringen sollte. Ich hätte sie gerne mit uns gehen lassen, aber ich fürchtete, es möchte ihr an ihrem geistlichen Leben schaden; auch wünschte ich, daß sie noch Vielen in ihrem Vaterlande durch ihren gottseligen Wandel zum Segen dienen möchte. So blieb sie ferner in dem gleichen Stande,

in welchem sie der Herr berufen hatte, und worin ihr Exempel bereits dazu gedient hatte, Andere für Christum zu gewinnen. Nach unsrer Abreise verehlichte sie sich mit einem eingebornen Schulmeister, und nur wenige Jahre später sank sie in ein frühes Grab, ohne ihr Bekenntniß zum Herrn verunehrt und die frische Lebendigkeit ihrer ersten seligen Freude im Herrn verloren zu haben.

„Das war die erste Befehrung aus den Heiden, die ich in Indien erleben durfte. Rasch folgten ihr viele andere. Die kleine Kirche mit ihren täglichen Gottesdiensten wurde ein nie verstummender Missionar. Wenn die Vorübergehenden an den Thüren und Fenstern stehen blieben, um zu sehen, was da vorgieng, da war gewöhnlich ihre erste Frage: 'Wo ist der Gott?' Sie konnten kein silbernes oder goldenes Bild wahrnehmen. Da konnte dann Einer ihnen antworten: 'Unser Gott ist im Himmel;' und dieses Wort mochte für Manchen der erste Wink sein, 'daß man der unsichtbaren Gottheit sich nahen könne ohne die Dazwischenkunft eines Gözenbildes. Die nächste Frage war dann: 'Worin besteht eure Putsch?' womit sie das Opfer meinten, das wir unserm Gott darbrächten. Nun wurde der Fragende ersucht, zu kommen und selbst zu sehen; und statt einer äußern Gabe und Darbringung von Opfern konnte er hier das Opfer des Gebets und der Danksagung wahrnehmen. Er hörte, wie seine eigenen Landsleute in seiner eigenen Sprache ein Sündenbekenntniß vor Gott kund werden ließen, das in seinem eigenen Herzen nur ein lautes Echo finden mußte, obgleich ihm zuvor nie Jemand etwas von der Sünde und ihrem Heilmittel gesagt haben mochte. Er hörte das dringende Flehen um Gnade und Vergebung, und konnte vernehmen, wie aus den vorgelesenen Worten der heiligen Schrift eine Stimme, wie vom Himmel herab, die Betenden versicherte, daß sie Erhörung, Heil und Gnade finden. Konnte er unempfindlich bleiben für einen solchen Verkehr zwischen Himmel und Erde, wie derselbe prattisch und thatsfächlich hier vor seinen Augen stattfand? Nimmermehr! Aus dem, was in einem solchen Gemüthe vorgieng, lernte ich den vollen Sinn der Worte des Apostels verstehen, wenn er davon spricht, wie ein Ungläubiger in die Versammlung der Christen kommt, und dann hinzusetzt: 'Er wird von ihnen Allen gestraft und von Allen gerichtet; und also wird das Verborgene seines Herzens offenbar; und er wird fallen auf sein Angesicht, Gott anbeten, und bekennen, daß Gott wahrhaftig in euch sei.' (1 Cor. 14, 24. 25.) Solche Leute

fiengen dann an, sich selbst, ihre Bedürfnisse und ihre Gefahr zu erkennen und etwas zu ahnen von der höchsten Freude des erschaffenen Geistes, — von der Gemeinschaft der Begnadigten mit ihrem Schöpfer und Herrn.

„Oft giengen die Eingebornen mit den leise vor sich hin gemurmerten Worten hinweg: 'Das sind gute, schöne Gebete! Ein heiliges Volk — diese Christen!' Da und dort konnte Einer wieder kommen und sich weiter erkundigen nach dem Weg der Christen, und mancher, der gleich unsrer Sarah im Netz gefangen wurde, endigte gleich ihr damit, daß er in den Tod Christi getauft ward. In fünf Jahren war unser Kirchlein zu klein für die Versammlung geworden, die in ihr sich zusammenfand! Der kleine Same von vierzig Seelen war bis zu 237 Männern, Frauen und Kindern gewachsen, und manchmal waren nicht weniger als siebzig Seelen um den Tisch des Herrn versammelt, um aus meiner Hand das Abendmahl zu empfangen. Alles das war die Frucht der einfachen Mittel, die ich oben angegeben habe. Ich vermochte niemals in der Landessprache zu predigen; ja ich habe überhaupt nur zweimal vor den Eingebornen gepredigt, wobei der Katechist Satz für Satz dollmetschte. Ich hatte auch niemals ganz taugliche Gehülfen für die Predigt in der Landessprache oder für die Vertheilung von Traktaten in den Straßen; alle die Seelen, die für den Herrn gewonnen wurden, waren uns einfach durch den stillen Einfluß des Christenthums, der den Heiden sich fühlbar machte, zugeführt worden. Und so lernte ich auch jene Gleichnisse Christi besser verstehen, in welchen er seine Gemeinde mit dem Salz vergleicht, das, wenn seine Würze gut ist, allmählig und Schritt für Schritt die umherliegende Masse durchwürzen wird; oder einem Stückchen Sauerteig, der still und leise, aber sicher, den ganzen Teig durchsäuert, oder einem Licht auf dem Leuchter, das, wenn es sorgfältig geschmückt und unterhalten wird, seine Strahlen weithin in die Finsterniß rings umher wirft. Es ist ein süßer und tröstender Gedanke, daß, während bedeutungsvollere Erfolge durch die Arbeiten und den Eifer der Missionare, die der Predigt des Evangeliums vollständig sich widmen, erzielt werden, dennoch auch der geringste Versuch, Christum vor den Heiden zu verkündigen, nicht ohne ein Maß göttlichen Segens bleibt. So geschieht es, daß unsern leider ungenügenden Missionen in Indien eine weitere, nicht unerhebliche Hülfe erwächst aus den minder bemerkenswerthen Arbeiten der

zahlreichen Kaplane. Was mich betrifft, so lege ich, wie ich das immer in Indien that, großen Werth auf die Gemeinschaft der Kaplane mit den Missionaren in Rath und That. Ich halte es für wichtig, den Eingebornen zu zeigen, daß es die Religion des über sie herrschenden Volkes ist, die ihnen zur Annahme empfohlen wird; und dieß ist Ein Grund, warum ich die hochmüthige Klust bejammere, welche manche unsrer brittischen Staatsmänner so gerne zwischen der Regierung und den Missionaren befestigen und aufrecht erhalten möchten. Sie dulden wohl die Letzteren, aber sie möchten sie gerne eine Armslänge von sich fern halten und ihnen sogar einen Antheil an der Regierungsunterstützung für die Missionschulen [der grants-in-aid] versagen, obwohl es weltbekannt ist, daß der Schulunterricht (selbst in rein weltlichen Dingen) unter der Leitung der Missionare besser gedeiht und bei den Eingebornen populärer ist, als der, den die Regierung bietet. Und dieß ist auch ganz natürlich; denn so viel tiefer sittliche Kräfte wirken, als bloß intellektuelle, so viel mächtiger und einflußreicher wirken die geistlichen und religiösen, als beide*). Was bei dem bloßen Politiker nur Liebhaberei

*) Vor einigen Monaten wohnte der Gouverneur von Bombay, Sir Bartle Frere, einer Schulfeierlichkeit in Puna bei, und sprach sich bei dieser Gelegenheit über Missions- und Regierungsschulen folgendermaßen aus: „Der Einfluß, welchen der Unterricht in den Missionschulen ausübt, ist nach meiner Ansicht von der allerbesten Art und in mehreren wichtigen Beziehungen viel trefflicher und bedeutender, als der, welcher von den Regierungsschulen ausgeht. Jene bieten ein weit umfassenderes Gebiet von Unterrichtsgegenständen dar, und gerade die Unterweisung in denjenigen Dingen, die wir Engländer unsern Kindern von ihrer frühesten Jugend an am eifrigsten beizubringen bemüht sind, weil sie vor allen andern die wichtigsten und bedeutungsvollsten sind (der Religionsunterricht), wird dort am sorgfältigsten erteilt. Ich bin überzeugt, daß sie (die Missionschulen) die richtigen Bildungs- und Erziehungsgrundsätze gefunden haben, — nämlich daß der Unterricht nach den Wünschen und Anschauungen der Eltern und der Pastoren gegeben werden müsse, und daß der Staat so wenig als möglich in die Sache sich einzumischen habe. Auch bewirkten die Missionschulen, wie der Erfolg zeigt, in den Schülern eine viel bessere Gesinnung und einen sittlicheren Charakter, als die Regierungsschulen in der Regel dieß thun. Es ist nur zu viel Wahrheit in der oft gemachten Behauptung, daß die Zöglinge in den Regierungsschulen meistens anmaßende und hochmüthige Leute seien. Ich erinnere mich kurz vor meinem Abgang von Kalkutta über die Vortheile der beiden Unterrichtssysteme (der Missions- und Regierungsschulen) einige würdige Männer reden gehört zu haben. Es wurde zugegeben, daß die Schüler der Regierungsschulen ihre Studien in einigen wissenschaftlichen Zweigen zu größerer Vollkommenheit gebracht hätten, als

ober Sache der Nützlichkeit ist, das ist dem Missionar das Gesetz seines Gottes, die Aufgabe seines Lebens und der überschwängliche Lohn aller seiner Opfer im Tode. Er weihet seiner Arbeit sein ganzes Herz, seine ganze Seele; sie ist sein Ruhm und seine Krone in der Zeit und in der Ewigkeit: — ist es da zu verwundern, daß alles unter einem solchen Lehrer besser gedeiht, als unter bloß politischer oder amtlicher Leitung? Um das gleiche Prinzip handelt sich's bei der zwischen Regierung und Missionaren aufgetretenen Streitfrage in Betreff des Gebrauchs der Bibel in den öffentlichen Schulen. Die Missionare fordern für Indien 'die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts als die Wahrheit.' Die Politiker haben einen großen Respekt für die Wahrheit und möchten sich gerne ihres Beistands für ihre Zwecke bedienen; aber sie fürchten, die Zeit sei noch nicht gekommen, um sie unverhüllt vor dem Volke kund werden zu lassen; sie möchten das Wort Gottes gerne so lange in dunkler Verborgenheit halten, bis sie selbst demselben den Weg gebahnt hätten durch viele Worte ihrer eigenen Weisheit!

„Die Regierung strebt darnach, dem Volke Indiens eine gesunde und fruchtbringende Schulbildung zu geben; sie bietet demselben den ganzen Umkreis europäischer Kenntnisse an, aber sie vorenthält ihm die alleinige Grundlage und Quelle aller Bildung — die heilige Schrift! Sie macht sich kein Bedenken daraus, die Falschheit der Schastra's [der heiligen Schriften der Hindu's] und des Korän in Sachen der Geschichte, der praktischen Philosophie und der Naturwissenschaft in's Licht zu stellen; sie demonstriert täglich die Unwissenheit und Abgeschmacktheit der einheimischen Schastra's, indem sie in ihren Schulen Chronologie, Geographie, Anatomie und Astronomie (im Gegensatz gegen Astrologie) lehren läßt; und dennoch, nachdem sie auf diese Weise die religiösen Hinduschriften der Verachtung jedes gebildeten Eingebornen preisgegeben hat, sucht sie die wahre göttliche Offenbarung, welche jede Kritik auszuhalten im Stande ist, unter

diesjenigen jungen Leute, die in den Missionsschulen zu Kalkutta gebildet wurden. Aber ein Herr, der an der Spitze eines hohen Regierungsamtes steht, äußerte sich dahin, daß, so oft er einen Schreiber oder sonstigen Unterbeamten gehabt habe, der in der Erfüllung seiner Pflichten ungewöhnlich gewissenhaft und in seinem Betragen mehr als Andere ehrerbietig gewesen, er jedesmal hintenbrein erfahren habe, derselbe sei aus Missionar Dr. Duff's Schule gekommen.“ (Vergl. Indian Reformer, Aug. 1862.)

den Scheffel zu stellen, unter dem Vorwand, man dürfe die religiösen Ueberzeugungen und Vorurtheile der Eingebornen nicht stören noch beunruhigen.

„Das ist Alles hohles und heuchlerisches Zeug. Lasset uns unsern Staatsmännern einen königlicheren Geist, laßt uns ihnen mehr Einfachheit und Wahrheit in ihrer Politik gegenüber den Millionen Indiens erslehen. Mögen sie gerecht sein, und sie haben nichts zu fürchten; mögen sie wahr sein, und der Gott der Wahrheit wird's versehen!“

Missions-Zeitung.

Die Kirchliche MG. in London hat eine herzergreifende Aufforderung zum Gebet für die Yoruba-Mission ergehen lassen. Im letzten März nemlich hat der scheußliche Blutmensch Badahung, König von Dahome, die Yorubastadt Ischagga, welche westlich von Abbeokuta und nahe an der Gränze des Reichs von Dahome liegt, plötzlich überfallen, ein Drittel der Einwohner erschlagen und den Rest in die Gefangenschaft abgeführt. Unter den letztern befand sich der eingeborene Katechist Thomas Doherty und die kleine Christengemeinde von Ischagga. Alle diese Gefangenen sind zur Abschachtung bei den scheußlichen Todtenfeiern in der Hauptstadt bestimmt, und viele unter ihnen sind bereits geopfert worden. Doherty wurde an einen großen Baum genagelt (gekreuzigt) und zu Tode gequält, während 60 andere Gefangene enthauptet wurden. Unter der wilden Aufregung, welche diese gräßlichen Blutscenen hervorriefen, versprach Badahung seinen Soldaten (be-

kanntlich theilweise blutdürstige Weiber, welche mitsehten), sie im November dieses Jahres gegen Abbeokuta zu führen, um an dieser Stadt die Schlappe zu rächen, die er 1851 dort erlitten. In dieser Stadt aber befinden sich 1500 Christen, wovon 500 Kommunikanten sind; ferner drei europäische Missionare (unter ihnen Miss. Bühler), zwei eingeb. ordinirte Missionare, ein europ. Arzt und drei europ. Katechisten. Zugleich muß man sich erinnern, daß, während die Dahomier vom Westen her auf Abbeokuta marschiren, auch von Osten her ein anderer Feind (die Ybadaner) gegen sie im Felde liegen. Auch ist die Stadt nicht so wohlgerüstet, wie 1851.

Die Lage ist sehr ernst. Die Mission in Abbeokuta gehört zu den schönsten und geeignetsten unsrer Zeit. Menschliche Hilfe ist da unmöglich. Da muß der Herr der Heerschaaren selbst rettend eingreifen. Er kanns und wills! Darum laßt uns für Yoruba, für Abbeokuta beten.

R e g i s t e r.

Abdul Affiz, Sultan, 274.
 Abela, Samoa-Lehrer, 196.
 Afamati, Fluß, 500.
 Afatangi, getaufter Eingeborener von
 Narotonga, 299 ff.
 Afropong, Westafrika, 373.
 Alexander, Generalmajor, 31.
 Alexandrien, Aegypten, 265.
 Algerien, 11 f.
 Alt-Kalabar, Westafr., 109 ff.
 Amsterdam, 330.
 Andree, Dr., Geograph, 267.
 Aneiteum, Insel, 172, 196, 223, 277.
 Apostel-Strasse, 266.
 Archibong, Negerkönig, 127.
 Austral-Indien, 164.
 — = Neger, 164.
 Badahung, König v. Dahome, 545.
 Bagdad, 396.
 Baiern, 396.
 Baile, Dr., 121.
 Bananenbaum, 169 f.
 Baptisten, die, in Indien, 350 f.
 — = M.G., die, 369 f.
 Barde, Pastor, 477.
 Barmen, 397.
 Bartle Frere, Sir, Gouverneur, 544.
 Basel, 477.
 Basler Missionsstationen, Gemeinde-
 ordnung der, 251 f.
 Baylee, Dr., 32.
 Bebel, Predigerseminar in, 274.
 Beecroft, Kapitän, 109.
 Benares, indische Stadt, 55.
 Bengalen, 343.
 Bennet, Direktor der Lond. M.G., 343.

Bertel, holländ. Missionschule, 331 f.
 Berlin, 396.
 Bern, 328.
 Berthier, Fürst von Neuenburg, 327.
 Beyer, Miss., 397.
 Bhowanipur, Stadthl. v. Kalkutta, 454 ff.
 Bibel, die, in den ind. Regierungsschulen, 544.
 — unter den Taipings, 90.
 — und die Sklaverei, 267.
 Bieler-See, 326.
 Bion, Miss., 371.
 Blutscenen in Greetown, 119 ff.
 — in Dahome, 545.
 — in Duketown, 120 ff.
 Bondor Chat, ind. Dorf, 500.
 Bott, Miss., 403.
 Bouvier, Pastor, 482.
 Brecher, Miss., 399.
 Breslau, 396.
 Bucharest, 396.
 Bühler, Miss., 545.
 Burdon, Miss., 450.

Cairo, s. Kairo.
 du Chailu, Afrika-Reisender, 121.
 Camden, Missionschiff, 153 f., 175 ff.,
 193 ff., 289.
 Cameron, Miss., 43.
 Camerun, afrik. Fluß, 109.
 Chanel, Vorsteher einer Anabensanst., 326.
 Chasseral, Berg, 325.
 China, 57 ff., 231 ff., 445 ff.,
 Chrichona-Anstalt, 266.
 Christenmord in Dschibda, 266.
 Clarendon, Lord, engl. Minister, 44.
 Colenso, Dr., Bischof von Natal, 243.

Constantine, Algerien, 396.
 Coof, Kapitän, 157, 176.
 Cooks- oder Hervey-Inseln, 156.
 Cormondrehe, Schweiz, Dorf, 327.
 Corrie, Regierungskaplan, 528, 535.
 Creetown, Westafrika, 119 ff.
 —, Blutscenen daselbst, 130 ff.
 Croker, Kapitän, 190, 315.
 Groß-Fluß, Afrika, 109.
 Crowther, Miss., 121.
 Cunningham, Miss., 174, 182 ff.
 Dahome, westafr. Königreich, 120, 545.
 Dalhousie, Lord, 523.
 Dänemark, 366.
 Danzig, 396.
 Dauphin, Lord, 36.
 Dillon's-Bay, 182, 295 ff.
 Doherty, Thomas, Katechist, 545.
 Dichagganatha-Fest, 522.
 Dschidda, Christenmord in, 266.
 Duff, Miss. Dr., 363 ff., 527, 545.
 Duketown, Westafrika, 119 ff., 131 ff.
 —, Blutscenen in, 120 ff.
E
 East, Prediger, 146.
 Efrain, Negerhäuptling, 128.
 Eimeo, Insel, 152.
 Elisabeth-Bay auf Eromanga, 308 f.
 Elster, Christenabgänger, 264.
 Ellis, Miss., 42, 45, 50.
 Eromanga, Insel, 175, 181, 195 ff., 286, 294 ff.
 Erskine, Kapitän, 288.
 d'Espine, Pastor, 477.
 Esselen, Miss., 398.
 Etienne, französ. Pater, 36.
 Ewald, Dr., 395.
 Gamba, Negerkönig, 120 ff.
 Gyo Hogan, Katechist, 136.
 Gyo Honesty, Negerkönig, 119 ff., 130 ff.
 Gyo Ita, Negerkönig, 134 ff.
F
 Farquhar, Statthalter v. Mauritius, 38.
 Fatuna, Insel, 177, 196, 277.
 Favourite, Kriegsschiff, 187, 190.
 Fetischdienst in Westafrika, 113 ff., 385 ff.
 Finnland, 366.
 Frankfurt, 396.
 Freibrief der Ostind. Kompagnie, 527.
 Freundschafts-Inseln, 157.
 Fuller, Andrew, Baptistenprediger, 6.
G
 Gabun, afrik. Fluß, 109.
 Gangrai, indisches Dorf, 353, 484.
 Gebetsvereine, 7.
 Gemeindeordnung der Basler Missions-Stationen, 251.

Genähr, Miss., 402.
 Genf, 475 ff.
 Gesellschafts-Inseln, 156.
 Gesellschaft der Brahminen, 525.
 — für Fortpflanzung des Evangeliums im Ausland, 267, 351.
 —, Londoner (episcopale), zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, 395 ff.
 — der unierten freien Methodistenkirchen, 263 ff.
 — zur Unterstützung der türkischen Missionen, 273 ff.
 Gill, Miss., 176 ff., 191, 287.
 Gips, Sir George, Gouverneur, 187.
 Gobat, Bischof, 476.
 Gogerly, Miss., 471.
 Goldküste, die, 120, 373.
 Gordon, Miss., 310 ff.
 Gohner'sche Missionsverein, der, 368.
 Gowindagir, Brahmane, 466 ff.
 Graf, Christenabgänger, 264.
 Grahamstown, Bischof von, 250.
 Grants in aid, 544.
 Guleddudd, ind. Städtchen, 405 ff.
 —, Bevölkerung, 408 ff.
 —, Familienleben, 428 ff.
 —, gesellschaftliches Leben, 424 ff., 434 ff.
 —, Industrie und Handwerk, 409 ff.
 —, Missionar, der, u. die Hindu's, 421 f.
 —, politische Verfassung, 414 ff.
 —, religiöse Zustände, 439 ff.
 —, Schulen, 432 ff.
H
 Häberlin, Miss., 363, 366.
 Hall, Miss., 94, 372.
 Hamlin, Miss. Dr., 275.
 Halifax, Neuschottland, 311.
 Harris, Engländer, 174, 182 ff.
 Heath, Miss., 194 ff.
 Heidenpredigten in Indien, 456 ff.
 Helfingfors, Finnland, 367.
 Herklois, Bürgermeister, 341.
 Hervey-Inseln, 191.
 Hewan, Dr., Missionsarzt, 137.
 Hien-fung, chines. Kaiser, 232.
 Hindu-Religion, 439 ff.
 Hobart Town, Australien, 229.
 Holland, 396.
 Holmes, Miss., 60 ff., 104.
 Hornberger, Miss., 403.
 Hugly, Fluß, 343.
 Hung Siu-huen, Taipingkaiser, 79 ff.
J
 James, Angel, Prediger, 151.
 Jassy, 396.

- Jerusalem, 396.
 Jesuitenmission in Peking, 449.
 Jgel, Miss., 403.
 Indien und das alte römische Reich, 472 ff.
 —, Militär-Aufbruch in, 526.
 —, Regierungskaplane in, 527 ff.
 —, Regierungsschulen, in, 544.
 —, Reisepredigten in, 353 ff., 490 ff.
 —, Straßenpredigten in, 340, 456 ff.
 Indische Bazar-Kapellen, 456.
 — Eisenbahnen, 469.
 — Schulen, 337 ff., 432 ff., 544.
 — Tempel, 347.
 Inseln, die, des stillen Ozeans, 155.
 John, Miss., 58 f., 98.
 John Knor, Missionschiff, 291.
 John Williams, Missionschiff, 296, 323.
 Jones, Miss., 39.
 Jouan, französ. Priester, 44 f.
 Schagga, Yorubastadt, 545.
 Jung-Stilling, 328, 512.
 Kairo, 396.
 Kalfutta, 345 ff.
 Kam, Domine, Lehrer, 331.
 Kam, Miss., 330.
 Kamardschant, ind. Dorf, 504.
 Kanton, chinef. Stadt, 105.
 Kastenwesen, 238, 362, 465.
 Kauiaui, Häuptling von Tromanga, 305 ff., 316 f.
 Kien-lung, Kaiser von China, 449.
 Kies, Miss., 405 ff.
 Kindlinger, Miss., 331.
 Kleinfnecht, P., Kaufmann, 516.
 Kleinschmidt, Miss., 400.
 Kloefer's, Miss., 60, 73, 101, 233, 372.
 Kobi-marama, Anstalt für Samoa-Lehrer, 292 f.
 Kollegium, das protest., auf Malta, 270 ff.
 Konstantinopel, 396.
 König, preuß. Konsul, 265.
 Königsberg, 396.
 Korallen-Inseln, 157 f.
 Krapf, Miss. Dr., 264 ff.
 Krieg, der dreißigjährige, 68 f.
 Kriegführung in China, 233.
 Krolczyt, Miss., 402.
 Krone, Miss., 402.
 Kuanuan, Häuptling auf der Insel Tanna, 217 ff.
 Kung, chinef. Prinz, 232.
 Laborde, französ. Agent, 43 f.
 Lacey, Miss., 522.
 Lacroir, Alph. François, Miss., 325 ff., 453 ff., 509 ff.
 Lacroir, Jugendzeit, 326 f.
 —, Eintritt in den niederl. Missionsdienst, 327.
 —, — in den Dienst d. Lond. MG., 343.
 —, Familienleben, 509 ff.
 —, Wirksamkeit als Missionar in Indien, 335 ff., 455 ff., 483 ff., 520 ff.
 —, — als Reiseprediger, 353 ff., 490 ff.
 —, Heimkehr i. Schweiz. Vaterland, 475 ff.
 —, Vorträge in Genf, 477 ff.
 —, Rückkehr nach Indien, 483.
 —, Krankheit und Tod, 526.
 Lahi, christl. Eingeborne v. Samoa, 297.
 Lambert, französ. Agent, 43 f.
 Lasalo, Samoa-Lehrer, 195, 198 ff., 294 ff.
 Lanfing, Miss., 275.
 Leach, William, Kaufmann, 30.
 LeBrun, Miss., 50.
 Leipolt, Miss., 398.
 Leupolt, Miss., 55.
 Lewis, Kapitän, 288.
 Ligniere, Schweiz. Dorf, 326.
 Lockhardt, Dr., Missionsarzt, 233, 450.
 Louis, Miss., 402.
 Loyalty-Inseln, 157.
 Lüchhoff, Miss., 398.
 Macaulay, Geschichtsschreiber, 240.
 Macfarlane, Miss., 323.
 Macgowan, Miss., 94.
 Macay, Miss. Dr., 365.
 Madagaskar, Insel, 34 ff.
 —, Christenthum auf, 39 ff.
 —, Franzosen, 36, 51.
 —, Jesuiten-Missionare, 50.
 —, Portugiesen, 35 f.
 —, Sklavenhandel, 37.
 —, Verfolgung der Christen, 45.
 —, Wirksamkeit der Missionare, 38 ff.
 Mader, Miss., 373, 395.
 Mandchu-Dynastie, 63.
 Maori's, Volk, 164.
 Marquesas-Inseln, 156.
 Marsden, Samuel, Miss., 291.
 Marseille, 396.
 Martyn, Henry, Regierungskaplan, 528, 535.
 Mauritius, Insel, 37.
 Menschenfresser, 167, 190.
 Menschenopfer, 120 ff.
 Miles, Prediger, 272.
 Militär-Aufbruch in Indien, 526.
 Mission, die, ist Aufgabe u. Pflicht jedes Christen, 33.
 —, Ausbreitung der, 8 ff.

Mission der Christen Kinder zu Gunsten
der Heiden Kinder, 26.

—, die, und ihre Hindernisse, 207 f., 465.

— und die Kaste, 238.

— und die Polygamie, 237 ff.

— und die Sklaverei, 238.

— in Abbeokuta, 545.

— am Alt-Kalabar, 110 ff.

— in Australien, 263, 269

— auf den Bahama-Inseln, 269, 369.

— in Bengalen, 371.

— in Britisch-Nordamerika, 269.

— in China, 233, 372, 402.

— auf Fernando Po, 370.

— in Guiana, 269.

— in Holländisch-Indien, 400 ff.

— auf Hayti, 369.

— auf Jamaika, 369 f.

— in Konstantinopel, 269.

— in Kanada, 268.

— auf Madagaskar, 269.

— auf Mauritius, 269.

— auf den Neuhebriden, 143 ff., 189 ff.

— unter den Nestorianern, 275.

— auf Neuseeland, 403.

— in Ostafrika, 264.

—, russische, in Peking, 449.

— in Rio Pongas, 269.

— in Südafrika, 269, 398 ff.

— in Syrien, 274 f.

— unter den Saipings, 61 ff., 84 ff.,
98 ff., 450 f.

— in der Türkei, 273.

— in Westafrika, 109 ff., 263, 403.

— in Westindien, 263, 269, 369.

Missionar, der, und seine Aufgabe, 488 ff.

— auf Heidenfesten, 493.

Missionare, die, in Indien, 543 f.

Missionsalbum, 24.

Missionsbazar, 483.

Missionsbischöfe, 268.

Missionsblätter, 28 f.

Missions-Collecte-Verein in Basel, 30.

Missions-Conferenz in Liverpool, 18.

— in New-York, 32.

— in Puri, Indien, 523.

Missionsgesellschaft, engl.-kirchliche, 253.

—, finnische, 366 ff.

—, Londoner, 329.

—, Niederländische, 330.

—, Norddeutsche, 403 f.

—, Rheinische, 397 ff.

Missionshaus, das, in Barmen, 398.

Missionspredigten in Indien, 501 f.

Missionsschiff, 153, 199, 291.

Missionsschule zu Berkel, 330 f.

Missionsschulen in Indien, 544.

Missionssinn, Winke zur Weckung des-
selben, 20 ff.

Missionsstunde, monatliche, 7, 25.

Missionsverein in Genf, 475.

—, der, Gohner'sche, 368.

— von Neuschottland, 290.

— von Neuseeland, 291.

Missionsversammlungen, 24.

Morgan, Kapitän, 154 ff., 182 ff.

Muirhead, Wiff., 60 ff., 101.

Mullens, Wiff., 23, 490.

—, Frau, 490, 509.

Mühlhausen, 396.

Mundy, Wiff., 341.

Munier, Prof., 482.

Murray, Wiff., 296.

Museum, ethnographisches, im Basler
Missionshaus, 186.

Mutlah, Fluß, 343.

Nanari, Samoa-Lehrer, 195, 198 ff.,
294 ff.

Nanking, Hauptstadt in China, 72 ff.

Napoleon I., 327, 329.

— III., 44.

Naurita, Häuptl. auf der Insel Fatuna,
196 ff.

Neapel, 396.

Neger, die, in Westafrika, 109 ff.

— Menschenopfer bei den, 120 ff.

Negerkönige, die, am Alt-Kalabar, 109 ff.

Nehemiah, Katedrift in Venares, 55.

Neuchâtel, 326 f.

Neuhebriden, die, 143 ff., 189 ff., 277 ff.

—, Bevölkerung, 164 ff., 189 ff.

—, eingeborene Lehrer, 278 ff.

—, gesellschaftliches Leben, 167.

—, Kriege unter den Eingebornen,
166 f., 189.

—, geographische Lage, 156.

—, Menschenfresserei, 167, 190.

—, Missionare daselbst, 164 ff., 203 ff.

—, religiöse Begriffe und sittliche Zu-
stände der Eingebornen, 169 f., 234 f.

—, Vegetation, 163.

Niedrige Inseln, 156.

Niger, Fluß, 109, 121.

Ningpo, chin. Hafenstadt, 234.

Nisbet, Wiff., 202 ff., 277.

Niua, Insel, 195.

Norwegen, 366.

Oestreich, 396.

Oltown, Westafrika, 120.

Onasch, Wiff., 368.

Onitsche, Westafrika, 121.
Opiumhandel, 333.
Ostindische Kompagnie, 527.
Otschi-Neger in Mittel-Westafrika, 373 ff.
—, religiöse Ideen derselben, 375 ff.

Papua's, Volksstamm, 164 ff.
Parfer, Miss., 63.
Patteson, Bischof v. Neu-Seeland, 292, 323.
Peking, Hauptstadt v. China, 231, 445 ff.
Pilet, Prediger, 479.
Polygamie, die, u. die Mission, 237 ff.
Port Resolution, 159, 179, 194, 229.
Posen, 396.
Puri, ind. Stadt, 522.

Radama I., König von Madagaskar,
34, 37, 40.
— II., 34.

Raharo, Madagasse, 49.
Rafoto, Prinz von Madagaskar, 42 ff.
Ranboasalama, Prinz von Madagaskar,
46 ff.

Rambtschi, Hindu, 346 ff.
Rammakatsichof, ind. Dorf, 346 ff., 384.
Ranavalona, Königin v. Madagaskar, 34.
Rarotonga, Insel, 191, 298.
Regierungskaplane in Indien, 527 ff.
Regierungsschulen in Indien, 544.
Reichardt, Miss., 363, 396.
Reis-Ebene in Bengalen, 343 ff.
—, christl. Gemeinden daselbst, 345 ff.,
484 ff.

—, Orkane und Ueberschwemmungen,
357 ff.

Reisepredigten in Indien, 353 ff., 490 ff.

—, Unterstützung für, 482.

Riemenschneider, Miss., 404.

Robb, Miss., 130 ff.

Robertz, Miss., 60, 79 ff., 105 ff., 235 ff.

de Rodt, Miss., 484.

Ros, Kapitän, 288.

Sagar, Insel, 492 ff.

Salomon und Samuel, Katechisten in

Benares, 56.

Samoa-Inseln, 173.

Samoa-Lehrer, Bildung von, 278 ff.

Samuela, Samoa-Lehrer, 196.

Sandelholz-Handel, 175 f., 285 f.

Sandelholzhändler, die, und ihre Grausamkeiten auf Gromanga, 285 ff.

Sasabi, Negerdörflein, 141.

Satti, f. Wittnenverbrennungen.

Schanghai, chin. Hafenstadt, 234.

Schan-tung, chinef. Provinz, 62.

Schiffer-Inseln, 157.

Schreuder, Miss., 250.

Schulen in Indien, 337 ff.

Schweden, 366

Selim Effenbi, getaufter Muhamedaner, 270.

Selwyn, Bischof von Neu-Seeland, 288.

Seminar auf Samoa, 283.

Settschale, Beschuanen-Häuptling, 241.

Sior, Pastor, 265.

Sirelius, Prediger, 368.

Sklavenhandel auf Madagaskar, 37.

— im rothen Meer, 266.

— am weißen Fluß, 266 f.

Sklavenwesen in Westafrika, 112.

Sklaverei, die, und die Mission, 238.

Slatyer, Miss., 295.

Smyrna, 396.

Somerville, Dr., 32.

Sonntagschulen, 26.

Stewart, General, 349.

Straßenpredigten in Indien, 340.

Sunderland, Miss., 303.

Su-tschau, chinef. Stadt, 100.

Taiping's, die, in China, 27 ff., 233 f., 448.

—, Grausamkeiten derselben, 66 f., 233.

—, ihr Kaiser, 74 ff.

—, ihre Kriege, 61 ff.

—, ihre Oberhäupter, 91 ff.

—, religiöse Ansichten und Gebräuche,

77 ff., 93 ff., 234.

—, sittliche Zustände, 91 ff.,

—, Verkehr mit den Missionaren, 61 ff.,

84 ff., 98 ff., 450 f.

Tamilsprache, 540.

Tananarivo, Hptst. auf Madagaskar, 35.

Tanna, Insel, 159, 193 ff., 277 ff.

—, Kriege unter den Eingebornen, 217 ff.

—, Missionare daselbst, 204 ff.

—, Mordversuche gegen dieselben, 212 ff.

—, Rettung der Missionare, 223 ff.

Taylor, Miss., 121.

Tempel, indische, 347.

Terah u. Thatur, Katech. in Benares, 56.

Thezen eines im Dienst der Mission stehenden Theologen, 16 ff.

Tientsin, chinef. Stadt, 445.

—, Friedensvertrag von, 231.

Timothy, Katechist von Benares, 56.

Thomason, Regierungskaplan, 528, 535.

Toleranz-Edikt f. d. Taiping-Gebiet, 98 ff.

Townley, Miss., 335.

Traktaten-Vertheilung auf ind. Heidenfesten, 504.

Trawin, Miss., 345 ff.

Trevor, George, Prediger, 530.

Trilöfe, Katechist in Benares, 56.
 Tschandrakana, ind. Dorf, 503.
 Tschinsurah, beng. Stadt, 332 ff., 353.
 Tschilla, ind. Marktflecken, 345.
 Tschonda-Tschoron, getaufter Hindu, 466.
 Turner, Miss., 159, 202 ff., 277, 287 ff.
 Tunis, 396.
 Tung-tschi, Kaiser von China, 446.
 Turin, 396.
 Tweedie, Dr., 32.
 Tverman, Direktor der Lond. MG., 343.

Universitäten, die, und die Mission, 32.
 Upolu, Insel, 155, 173, 187, 190.

Van der Kemp, Dr., 329.
 Van Höfen, Miss., 401.
 Veun, Henry, Sekretär der engl.-kirchl.
 MG., 253.
 Victoria, Bischof von, 445.
 Vulkanbesteigung, 159 ff.
 Vulkanische Inseln, 157 ff.
 Vos, Dr., 332 ff., 527.

Waddell, Miss., 110, 119 ff.
 Wakefield, Miss., 264.
 Ward, Amerikaner, 234.
 Waugh, Dr., 151.

Weitbrecht, Miss., 366, 471, 475.
 Wellington, Herzog von, 33.
 Welz, Ernst von, 15.
 William III., König von England, 527.
 Williams, John, Miss., 144 ff.
 — Befehung, 146.
 — Jugendjahre, 144.
 — Ruf in den Missionsdienst, 150.
 — Wirken auf den Südsee-Inseln, 152 ff.
 — Ermordung auf Cromanga, 185 f.,
 307 ff.
 Wilson, Bischof, 364.
 Wilson, Miss., 110 ff.
 Wittwenverbrennungen i. Bengalen, 335.
 Winkler, Miss., 224.
 Wohler, Miss., 404.
 Woolner, Miss., 264.

Wams, Knollenfrucht, 163.
 Yates, Miss. Dr., 365.
 Yonge, Miss, Schriftstellerin, 293.
 Yoruba-Mission, 545.

Zahn, Miss., 398.
 Zahn, Pastor, Miss.-Inspektor, 403.
 Zaubereisen in Westafrika, 116 ff.
 — auf den Neuhébriden, 196 ff.
 Zulu's, Kaffertvolf, 243 ff., 366.





Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4.

Inhalt. Die Gründung der Bibelgesellschaft in Paris. 1. Die Septembertage von 1812. 2. Der Auftrag. 3. Die Schwierigkeiten. 4. Kampf und Sieg.
Für Bibelfreunde und Bibelforscher.

1862.

Die Gründung der Bibelgesellschaft in Paris.

I. Die Septembertage von 1812.

Wer auf das geheimnißvolle Walten Gottes in der Welt sinnend merkt, dem werden überall lauter Wunder begegnen. Denn in der Haushaltung des lebendigen und heiligen Gottes auf Erden erfüllt sich immer wieder das Wort der Jungfrau Maria: „Er übet Gewalt mit seinem Arm, und zerstreuet die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen.“ Oder wie Elihu (Hiob 37, 12. 13) sagt: „Er wendet die Wechsel der Dinge mit klugem Rath, daß sie schaffen Alles, was Er ihnen gebietet, auf dem Erdboden; ob Er's zur Ruthe, oder für sein Land, oder zur Barmherzigkeit kommen lasse.“ In der Regel aber geht es dabei nach dem wunderbaren Rath des Herrn so, daß Beides, die Ruthe und die Barmherzigkeit, in Einen Zeitpunkt zusammenfällt, — doch in der Weise, daß die Gerichte wie mit lauten Donnererschlägen der Welt sich ankündigen, die Barmherzigkeit aber ganz leise und im Verborgenen, gleich dem stillen Träufeln des befruchtenden Regens, sich offenbart.

So war es in den Septembertagen des Jahres 1812. Napoleon hatte im Uebermuth seines Stolzes beschlossen, die letzte noch nicht gebeugte Macht des europäischen Festlandes, nemlich den Kolosß des russischen Reiches, mit seiner ehernen Faust zu zertrümmern und ebendamit den Schlussstein in den geträumten Wunderbau seines eigenen Weltreiches einzufügen. Am 24. Juni überschritt er bei glänzendem Sonnenschein wie im Triumph den Gränzstrom Rußlands (den Niemen), begleitet von der unerhörten Heeresmacht von 610,000 Mann, und umgeben von seinen berühmtesten Generalen, den Helden von hundert Schlachten. Bei Smolensk offenbarte sich zum erstenmal auf russischem Boden die scheinbar unüberwindliche Uebermacht des Kaisers der Franzosen. Die blutige Schlacht von Borodino aber (am 7. Sept.), in welcher 50,000 Tödt den Wahlsplatz bedeckten, bahnte ihm den Weg nach der alten Czarenstadt Moskau. Schon am 14. Sept. stand er vor ihren Thoren, und ihre hundert vergolbten Kuppeln, ihre 295 Kirchen und 1500 Paläste, aus deren Mitte der Kreml, diese uralte Kaiserburg, mit ihren vielen Thürmen und bunten Kuppeln hervorragte, glänzten ihm von der Sonne beleuchtet entgegen. Aber in der Stadt war Alles todtensstill. Ihre Bewohner hatten in großartiger Selbstverläugnung sich von dannen aufgemacht, um dem französischen Weltstürmer die leeren Wohnungen zu überlassen. Napoleon zieht triumphirend ein und schlägt in der herrlichen Burg des Kreml (15. Sept.) sein Hauptquartier auf. Aber schon in der ersten Nacht lodern da und dort Flammen empor. Der Kaiser sendet die strengsten Befehle aus zur Löschung des Feuers; aber es fehlt an allem Löschapparat. Die Feuerausbrüche mehren sich, und ein sich erhebender Nordwind jagt den wachsenden Brand so rasch über die gewaltige Stadt hin, daß nur die hohen Thürme und Paläste schauerlich aus dem bewegten Flammenmeer hervorragten. Ja, es wälzten sich allmählig seine rothen Blutwogen auf den Kreml selbst zu, der bald wie in einem Feuerregen stand. Der Kaiser fuhr aus dem Schlaf empor und schaute grausend in den schauerlichen Brand hinaus, der alle seine Hoffnungen mit einem Schlag vernichtete. Napoleon selbst schreibt: „Ein schauderhafterer Anblick läßt sich nicht denken. Am schrecklichsten war das Schauspiel in der Nacht des 16. auf den 17. September, als der Brand den höchsten Grad erreicht hatte. Das Wetter war schön und trocken, und es herrschte fortwährend scharfer Ost- und Nordwind. In dieser Nacht, deren schauderhaftes

Bild nie aus meiner Seele schwinden wird, stand die ganze Stadt in Brand. Dicke Feuergarben stiegen in den mannigfaltigsten Farben aller Orten bis zu den Wolken empor, bedeckten den ganzen Horizont und verbreiteten das glänzendste Licht und eine wahre Gluthitze in die weiteste Entfernung. Diese vom Wind nach allen Richtungen geschleuderten Feuergarben waren bei ihrem Aufsteigen vom furchtbarsten Getöse und von entsetzlichem Krachen und Donnern begleitet, was von der Entzündung des Pulvers und Salpeters, des Oels und Weingeistes in den Kaufläden und Waarenlagern herrührte. Die glacirten Dachziegel flogen in weite Ferne; selbst große Balken wurden weithin fortgeschleudert. Schrecken und Angst hatten alle Gemüther ergriffen."

Am gleichen Tage eilte der Kaiser, ergriffen vom Schrecken Gottes, herab von der alten Czarenburg und suchte Rettung auf einem nahen Landgut, aber nur, um bald als bebender Flüchtling aus dem russischen Reiche zu entweichen und dann kurz hernach noch tiefer hinab in das Elend der Verbannung zu steigen. Er hat es erfahren, daß der Herr die Gewaltigen vom Stuhle zu stoßen die Macht hat.

Wenige Tage nach dem verhängnißvollen Brand von Moskau, den 27. Sept. 1812, brachen von Basel zwei einfache Männer auf, um nach Paris, der Hauptstadt des französischen Kaisers, zu eilen. Sie hatten einen wichtigen und folgenreichen Auftrag dort auszurichten, — einen Auftrag, der nicht die Dinge dieser Welt betraf, sondern die Angelegenheiten des ewigen Reiches Gottes. Es war der ehrwürdige Niklaus von Brunn, Pfarrer zu St. Martin in Basel, und sein Freund der Handelsmann Sulger. Jener war ein Mann in den Vierzigern, hoch und kräftig von Statur, vielfach begabt an Geist und Gemüth, nicht eben bewandert in den Dingen dieses Weltlaufs, aber um so erfahrener in den Geheimnissen des Wortes Gottes, ein reichgeegneter Prediger seiner Vaterstadt. Sein Begleiter Sulger aber verband mit einem entschieden christlichen Sinn jene Gewandtheit und Welterfahrung des gewiegten Kaufmannes, sprach französisch und englisch mit großer Fertigkeit, und wußte in allen Schwierigkeiten des äußern Lebens schnell Rath und Auskunft. Begleiten wir die beiden Freunde erst auf ihrem Weg nach der französischen Hauptstadt.

Schon in Mülhausen wartete ihrer eine herzliche Erquickung. Sie hatten ihre Vaterstadt nicht ohne Bangen und ängstliche Sorge

verlassen, ob ihnen der Herr ihre schwierige Aufgabe werde gelingen lassen. Wie sie nun am ersten Abend den ehrwürdigen frommen Pfarrer Riesler in Mülhausen besuchten und die Sache ihm darlegten, die sie nach Paris führe, brach derselbe in helle Thränen der Freude aus und segnete die beiden Freunde, wie Melchisedek den Abraham gesegnet hat. Das war eine köstliche Stärkung auf den Weg. Mit fröhlichem Muth konnten sie ihre Straße weiter ziehen. „Auf dem Wege nach Straßburg,“ schreibt Pfarrer vonBrunn, „trafen wir an den Seiten der Straße überall Bänke an, die dem Sohne Napoleons, dem König von Rom, an seinem Geburtstag (9. Juni 1811) als ein seltsames Zeichen der Weihe hingestellt worden waren. Dieser Anblick weckte in mir eigenthümliche Gefühle und Ahnungen: ob etwa dieser Prinz bestimmt sei, in seinem Lebensgang mehr an den Wegen müßig zu sitzen, als glorreich in der Welt einherzugehen?“ — Wie richtig diese Ahnung des sinnenden Pfarrers gewesen, das zeigt die traurige Lebensführung des genannten Prinzen, der obwohl im Purpur auf dem Kaiserthron geboren und in silberner Wiege geschauelt, dennoch bald genug „müßig am Wege sitzen“ mußte und kaum beachtet in fremdem Lande einen frühen Tod fand. — In Straßburg verweilten die Reisenden einige Tage und sammelten bei den dortigen Freunden Erkundigungen ein für den Zweck ihrer Reise. Sie sollten aber schon hier einen Blick thun in die damaligen Zustände des französischen Volks. Die Gährung in den Gemüthern war allgemein und in die Augen fallend. Der steigende Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft, der Jammer der ewigen Kriege, die Entvölkerung des Landes in Folge der fortwährenden Aushebungen, die Stockung in Handel und Gewerbe, — Alles wirkte zusammen, um die Unzufriedenheit der Gemüther aufs Höchste zu steigern und eine allgemeine Aufregung hervorzurufen. Daneben machten etliche Nichtswürdige ein einträgliches Gewerbe daraus, den unzufriedenen Bürgern nachzuschleichen, ihnen irgendwelche unbedachte Aeußerungen abzulauschen und die stets argwöhnische Regierung davon in Kenntniß zu setzen. Einen Ausbruch der Volkswuth gegen einen Verräther dieser Art sollten die beiden Freunde in Straßburg erleben. Ein Jude hatte durch schmähliche Angebereien eine Reihe von Bürgern ins Unglück gebracht und zugleich sich selbst bei der Regierung in Kredit gesetzt. Da sammelte sich eines Abends ein Volkshaufe vor dem Gasthof, in welchem der Mann sich befand, nöthigte denselben

herauszukommen, mißhandelte ihn unter steten aufrührerischen Reden durch allerlei Beschimpfungen und ließ es selbst an Geißelhieben nicht fehlen. Als der Unglückliche aber vor Gericht Klage einreichte, fand sich Niemand, der als Zeuge sich wollte brauchen lassen. Unsere beiden Freunde sahen daraus, auf welchem schlüpfrigen und gefährlichen Boden sie standen, indem sie nach der Hauptstadt zu reisen sich anschickten. In Paris selbst sollten sie später an sich selbst erfahren, wie nur die schirmende Hand Gottes sie aus drohender Gefahr zu retten vermochte.

In Metz traten sie in den herrlichen Dom, um sich an dem edlen Bau zu erquicken. „Als wir die gewölbten Hallen durchwanderten,“ schreibt vonBrunn, „bemerkte ich eine Anzahl von Betenden, die um den Altar her auf den Knien lagen. Nachdem wir vom Thurm, den wir bestiegen, in die Kirche zurückgekehrt waren, fanden wir die Betenden noch in derselben Stellung. Anfangs regten sich in mir richtende Gedanken, und ich war versucht, diese Leute und ihr Beten zu verwerfen und zu verdammen. Sofort aber wurde ich in meinem Innern bestraft. In Einsalt des Sinnes beweisen hier diese Beter ihren Glauben, gemäß den Grundsätzen, die ihnen beigebracht wurden; sie sind unter Verläugnung vieler Dinge, die ihnen anziehender sein würden, hieher gekommen um zu beten, und scheuen sich nicht vor denen, die ihrer spotten könnten. Richte dich selbst zuerst, ehe du einen Andern richtest. Hast du den kindlichen Sinn, den Diese haben? Stehest du in dieser Einsalt des Herzens? Verlängnest du dich also, wenn du dem Herrn dienen sollst, daß du den Spott der Welt und den Genuß der Bequemlichkeit verachtest? O Herr, erbarme dich meiner und erfülle mich selbst mit wahrer Herzensdemuth, Glaubenseinsalt und wirklicher Verläugnung der Welt, damit ich dir in Wahrheit dienen lerne. — Also wurde mir die Kirche in Metz zu einer ernstern Schule und lehrte mich über Andersdenkende schonender urtheilen.“

Mit solchem Gewinn zogen die beiden Freunde weiter. Der Weg führte sie durch die reizenden Thäler der Champagne und ihre reichen Nebengelände, bis sie, ohne sich weiter aufzuhalten, am 3. October Paris erreichten und in der Nähe des Palais Royal ein angenehmes Quartier bezogen.

2. Der Auftrag.

Die beiden Freunde waren nicht eiteln Vergnügens halber nach der Hauptstadt gekommen. Sie trugen ein Papier bei sich, welches den bedeutungsvollen Auftrag enthielt, um deß willen sie aus freier Liebe und mit freudigem Vertrauen auf Gott die weite Reise unternommen hatten. Auf dem Blatt war geschrieben: „Die Kommittee der Bibelgesellschaft in Basel bezeugt hiemit: daß sie ihren Mitgliedern, dem Herrn Pfarrer von Brunn und dem Herrn Andreas Sulger von hier, den Auftrag gegeben hat, mit den Freunden des Christenthums in Paris zu berathen, wie der Druck und die Ausbreitung der heil. Schrift in Frankreich am leichtesten und zweckmäßigsten könne befördert werden; auch zu diesem Ende Alles zu thun, was sie dienlich finden, um jenen Bibeldruck unter der Leitung mehrerer christlicher und angesehenen Männer zu Stande zu bringen und eine dauernde Bibelanstalt gründen zu helfen, in welchem Falle wir auch bereit sind, dieses christliche Werk durch Beisteuern zu unterstützen.“ Unterzeichnet war dieses Dokument von dem damaligen Präsidenten der Basler Bibelgesellschaft, Dr. und Prof. Herzog, sodann von dem Antistes Merian und von Prof. Riville, dem Sekretär.

Also für die französischen Protestanten das theure Wort des Lebens in möglichst reicher Fülle herbeizuschaffen durch sofortige Veranstaltung eines Bibeldrucks, und dann dem Werk der Bibelverbreitung in diesem Lande einen dauernden Fortgang zu sichern durch Gründung einer französischen Bibelgesellschaft, das war die große und folgenreiche Aufgabe der beiden Männer, die wir auf ihrer Reise begleitet haben. Wie groß aber in Frankreich das Bedürfniß nach Bibeln war, das mag ein Blick in die früheren Zustände dieses Landes zeigen.

Es war im sechzehnten Jahrhundert, nicht lange nachdem Luther in Deutschland das Licht des Wortes Gottes wieder auf den Leuchter gestellt hatte, daß auch in Frankreich die reine evangelische Lehre überall großen Eingang fand. Es ist bekannt, wie freudig dieselbe von Tausenden und Hunderttausenden dort aufgenommen wurde, und wie die Zahl der französischen Protestanten nach und nach auf zwei bis drei Millionen stieg. Aber wem sind nicht auch die Leiden bekannt, welche die „Hugenotten“, wie man sie dort hieß, unter den „allerchristlichsten Königen Frankreichs“ zu erdulden hatten? In der sogenannten Bar-

tholomäusnacht (24. Aug. 1572) wurden nicht weniger als 2000 Reformirte in Paris und 30,000 in den übrigen Städten und Provinzen gleich wilden Thieren hingemordet, wobei der König selbst aus den Fenstern des Louvre mit dem Jagdgewehr auf Einige schoß, die sich auf Rähnen über die Seine retten wollten. Und darüber hielt der Papst in Rom ein großes Dank- und Siegesfest und ließ ein „Herr Gott, dich loben wir“ singen! In den blutigen Religionskriegen, welche dann ausbrachen und bis zum Jahr 1593 fortbauerten, wurden noch mehr als Hunderttausend dieser treuen Bekenner des evangelischen Glaubens erbarmungslos geopfert. Ein Jahrhundert später versuchte der königliche Sünder, Ludwig XIV, die Uebelthaten seines verworfenen Lebens dadurch gut zu machen, daß er die Hugenotten vollends zu vernichten beschloß. Er widerrief das Edikt von Nantes, durch welches früher den Protestanten freie Religionsübung zugesichert worden war, und befahl ihnen, unverweilt zur katholischen Kirche zurückzukehren. Und als dieß nicht sogleich geschah, ja als viele Tausende lieber in fremde Länder auswanderten, als daß sie ihren theuern Glauben verläugnet hätten, da verbot der König bei Todesstrafe den protestantischen Gottesdienst, setzte auf den Versuch zur Auswanderung die Galeerenstrafe, ließ die Kirchen der Reformirten schließen und niederreißen, den Eltern ihre Kinder mit Gewalt wegnehmen, um sie katholisch zu machen, und jeden Widerstand auf's blutigste strafen. In der südlichen Provinz Languedoc kamen in Folge davon mehr als 100,000 Protestanten durch die qualvollsten Todesarten um; eben so viele erlagen den königlichen Dragonern in den Gebirgen, und mehr als eben so viele bluteten im übrigen Frankreich. Die Gränzen wurden auf's schärfste bewacht, damit Keiner entschlüpfe; gleichwohl gelang es vielen Tausenden, über die Gränzen Frankreichs zu entkommen, darunter allein bei 15,000 Edelleuten und Militärbeamten. Die Niederlande nahmen unzählige solcher Unglücklichen mit Freuden auf; in London bevölkerte sich eine ganze Vorstadt mit französischen Flüchtlingen, meist Seidewebern, und mehr als 20,000 fanden in den Landen des großen Churfürsten von Brandenburg (nachmals Königreich Preußen) freundliche Aufnahme und Unterstützung. Auch in Basel fand mancher von ihnen eine gastliche Herberge und eine neue Heimat, wie denn noch heute manche blühende Familie, die in Basel ihren Sitz hat, von den flüchtigen Hugenotten abstammt. Damals verlor Frankreich mehr als 700,000

seiner besten, fleißigsten und edelsten Bürger in wenigen gräueltollen Jahren, — ein Verlust, der andern Ländern zu gute kam.

Aus dieser blutigen Saat ist freilich später für Frankreich die schreckliche Ernte der Revolution aufgegangen (1789), und einer der Enkel jener Könige, die mit den blutigen Waffen der Gewalt gegen die Wahrheit gestritten, mußte selbst unter den Händen roher, entmenschter Mörder auf dem Schaffot bluten. Anderseits führte aber eben diese Revolution eine bessere Zeit für die französischen Protestanten herbei. Die Anerkennung der „Menschenrechte“ kam auch ihnen zu Gute, und als die ärgsten Gräueltaten ausgetobt hatten und der gewaltige Vändiger der Revolution, Napoleon Bonaparte, als Kaiser den französischen Thron bestieg, da durften auch die Reformirten unverkümmert wieder ihren Glauben bekennen und ihre schönen Gottesdienste feiern. Aber wie tief lag die evangelische Kirche Frankreichs in Folge aller der Stürme, die über sie ergangen waren, im Staube! Es fehlte an Gotteshäusern, an guten Schulen, an gläubigen Predigern, und vor Allem an dem theuern Bibelbuch, das nur noch in wenigen Familien als Erbstück von den Vätern her da und dort zu finden war. Und wie wäre es möglich gewesen, daß die protestantische Kirche Frankreichs wieder zu neuen Kräften und zu neuer Blüthe kam, ohne das Wort Gottes?

Die wenigen gläubigen Männer, denen im Anfang dieses Jahrhunderts dieser Schade zu Herzen gieng, wandten sich um Hülfe nach England, wo eben erst die brittische Bibelgesellschaft entstanden war (1804); und wer wäre bereitwilliger gewesen, als eben sie, den französischen Glaubensbrüdern die Bibel in Tausenden von Exemplaren zu senden? Hatte, doch schon, ehe die große brittische Bibelgesellschaft ihren Anfang nahm, in London ein besonderer Verein sich gebildet, unter dem Namen „französische Bibelgesellschaft“, und alle Anstalten waren bereits getroffen, um eine Anzahl heiliger Schriften in französischer Sprache drucken und in Frankreich verbreiten zu lassen. Aber ehe auch nur der Druck derselben zu Stande kam, brachen die unheilvollen langdauernden Kriege zwischen England und Frankreich aus, welche jeden Verkehr zwischen beiden Ländern unterbrachen. Ja, Napoleon ordnete die sogenannte Kontinental Sperre an, in Folge welcher keine englische Waare, kein englisches Buch, keine englische Zeitung in Frankreich und andern mit ihm verbündeten Ländern zugelassen wurde. Da war es freilich unmöglich, daß von England her

auch nur die kleinste Sendung heiliger Schriften nach Frankreich hätte gelangen können. Aber die Liebe der englischen Bibelfreunde, da sie nicht auf direktem Weg den französischen Protestanten das Wort des Lebens bringen konnte, suchte ihnen auf einem Umweg dennoch zu Hülfe zu kommen. Die brittische Bibelgesellschaft wandte sich an die Bibellkommittee in Basel mit der Anfrage, ob etwa hier die französische Bibel könnte gedruckt und von hier aus unter die Protestanten Frankreichs verbreitet werden; sie selbst sei gerne bereit, zu den Kosten das Meiste beizutragen. Die Basler Kommittee sagte mit allen Freuden Ja dazu und that sofort die nöthigen Schritte. Zuerst wurden Erkundigungen eingezogen, ob nicht etwa eine größere Anzahl von fertigen französischen Bibeln und Testamenten irgendwo aufzukaufen wäre; allein da sich überall nur wenige Exemplare vorrätig fanden, so ward beschlossen, daß in Basel selbst eine neue Auflage des N. Testaments in französischer Sprache veranstaltet werden solle. Die versprochene Gelbunterstützung von England im Betrag von 5000 Franken erleichterte die Unternehmung, und im Jahr 1809 konnten 3000 französische Testamente unentgeltlich nach Paris gesandt werden, mit der Bitte an die dortigen Freunde, diese Schriften in möglichst zweckmäßiger Weise unter den Protestanten der Hauptstadt, und namentlich auch im Süden des Landes, wo die meisten Protestanten wohnten, als guten Samen auszustreuen.

So vielversprechend nun aber diese erste Liebesthat war, welche durch die vereinten Kräfte der Bibelfreunde von Basel und England zu Stande kam, so konnte man doch nicht verkennen, daß ein zweifacher Mangel daran hastete. Fürs erste nemlich war es Jedem klar, daß dreitausend Neue Testamente unter mehr als einer Million französischer Protestanten nur wie ein Tropfen auf ein dürres Land waren, und daß ja ohnehin das Alte Testament dabei fehlte. Fürs Andere aber fühlte Jedermann, daß, wenn dem großen Bedürfniß unserer französischen Glaubensbrüder auf eine genügende Weise sollte abgeholfen werden, dieß nicht ausschließlich vom Ausland her geschehen könne, sondern daß die evangelischen Christen Frankreichs selbst mit Hand anlegen müssen. Mit andern Worten: es mußte in diesem Lande selbst sich eine Bibelgesellschaft bilden, die mit Anstrengung aller Kräfte und mit eigenen Opfern für das Bibelbedürfniß ihrer evangelischen Landsleute zu sorgen bemüht sei. Ja die Bildung eines aus würdigen und vertrauenswerthen Männern zusammenge-

sehten Bibelvereins in der französischen Hauptstadt schien auch um anderer Gründe willen jetzt schon unumgänglich nothwendig, auch wenn derselbe weder selbst Bibeln zu drucken, noch Gelder für den Ankauf auswärts gedruckter heiliger Schriften aufzubringen vermöchte. Denn obgleich (wie oben bemerkt) schon im Jahr 1809 jenes Geschenk von 3000 Testamenten nach Paris abgegangen war, so hörte man doch in Basel lange nichts über deren eigentliche Vertheilung oder Verwendung, und allmählig kamen Gerüchte, als wenn mit diesen heiligen Schriften nicht Alles in bester Ordnung sei. Alles dieses zusammen veranlaßte unter den Bibelfreunden in Basel und London viel Fragens und Berathens, wie abzuhelpen wäre, und doch wußte Niemand, was zu thun sei. Da kam im Sommer 1812 der unermüdbliche und einsichtsvolle Bibelfreund, Dr. Steinkopf, wieder nach Basel und suchte durch seine reichen und ermunternden Mittheilungen den Eifer der hiesigen Christen neu zu beleben. Es war natürlich, daß auch das Bibelbedürniß der französischen Protestanten und die Schwierigkeiten, die damit zusammenhiengen, zur Sprache kamen. Steinkopf aber hatte seinerseits von seiner brittischen Gesellschaft den Auftrag erhalten, die Freunde in Basel zu neuen Anstrengungen zu ermuntern und ihnen englische Geldhülfe dafür aufzulegen in Aussicht zu stellen. Lange wurden die besten Mittel und Wege berathen, wie dieß am erfolgreichsten geschehen könnte. Endlich machte der ehrwürdige Gast den Vorschlag, ob nicht von Basel aus (denn von England aus sei dieß ja um des bestehenden Kriegs willen unmöglich) eine Deputation einsichtsvoller Freunde nach Paris gehen könnte, um dort das Interesse aller Freunde des Reiches Gottes für die Verbreitung der Bibel in Frankreich zu wecken und womöglich die Bildung einer eigenen französischen Bibelgesellschaft zu Stande zu bringen. Das leuchtete Allen ein, und wie wir gesehen haben, trafen schon am 3. Oktober desselben Jahres die beiden Baslerfreunde, Pfarrer von Brunn und Kaufmann Sulger, als Abgeordnete der Committee in Paris ein.

3. Die Schwierigkeiten.

Wenn ein Werk Gottes irgendwo zu Stande kommen soll, so darf man sich nicht wundern, wenn der Teufel tausend Steine des

Anstoßes in den Weg zu wälzen bemüht ist. Wer deshalb zu einem solchen Gotteswerke mitwirken will, muß mit großer Geduld und starker Kraft des Glaubens sich waffnen. Das erfuhren auch die beiden Freunde.

Vor Allem wären die tausendfachen Reize der üppigen Weltstadt wohl geeignet gewesen, die Sinne zu berauschen und die Gedanken der beiden Abgeordneten von dem Hauptzweck ihrer Reise abzulenken oder wenigstens ihren Ernst, ihre Energie für denselben und ihren freudigen Muth zu lähmen. Wie fand sich doch in diesem Paris Alles beisammen, was auch das edlere Gemüth bezaubern und trunken machen konnte. Der Louvre mit seinen wunderbaren Kunstschätzen, die verschiedenen Museen mit ihren wissenschaftlichen Sammlungen, die Bibliothek mit ihrem Reichthum an den kostbarsten Schriften aller Zeiten, die kunstreichen Bildwerkereien der Gobelins; dann die Stadt selbst mit ihren alten und neuen historischen Erinnerungen, die herrlichen Bauten mit ihrer Architektonik, das Palais Royal mit seinem ewig sich erneuernden Volksgebränge und den tausend fesselnden Scenen politischer Aufregung, die prächtigen Kaufläden mit ihren Schätzen aus aller Welt und die hundert Kunstwerkstätten voll unendlicher Anziehung; endlich die benachbarten Städte Versailles und St. Cloud mit ihren unvergleichlichen Parkanlagen, Palästen und Wasserwerken, und was dergleichen mehr war, — das Alles wäre ganz geeignet gewesen, einen Fremdling, der zum ersten Mal diese neue Welt sah und wohl nicht wieder zu sehen hoffen durfte, mit überwältigender Macht anzuziehen und ihn unter einem betäubenden Gewirre von Eindrücken das Hauptziel seiner Reise mehr oder weniger vergessen zu lassen. Aber die Freunde besaßen ein sicheres Gegenmittel gegen diesen Zauber der Weltherrlichkeit: es war die stete innige und lebendige Gebetsgemeinschaft mit dem Herrn. Wohl mochten sie sich die schöne Gelegenheit reichlich zu Nuzze machen, zu sehen, zu genießen und zu lernen, was Paris ihnen darbot; aber es ist rührend, in von Brunn's Tagebuch zu lesen, mit welcher Zucht des Geistes und Sammlung des Gemüths er in Mitten dieses beraushenden Sinnenreizes einherwandelte. Sein Auge, während es mit dem lebhaftesten Interesse Alles in sich trank, was groß und erhebend war, hatte dennoch scharfe Sehkraft genug, um durch den Glanz der äußeren Erscheinung hindurchzudringen und die innere Eitelkeit und Hohlheit aller menschlichen Herrlichkeit zu erkennen. Besonders rührend tritt uns die zarte

geistliche Zucht, unter der dieser ehrwürdige Mann stand, bei einer eigenthümlichen Gelegenheit entgegen. Sein Freund Sulger ließ, um den Seinigen daheim eine Freude zu bereiten, sein Bildniß durch einen der tüchtigsten Künstler von Paris in Kupfer stechen und forderte seinen lieben hochgeachteten Begleiter auf, seinen vielen dankbaren Verehrern zu lieb ein Gleiches zu thun. „Ich fühlte aber keine Neigung dazu,“ schreibt Pfarrer von Brunn, „weil ich fürchtete, mich gegen den Herrn zu versündigen, indem ich mir dadurch einen Werth beilegen würde, der mir in der Folge zur Erniedrigung dienen könnte. Ich hielt meinem Freund entgegen: das Gebot Gottes, 'du sollst dir kein Bild noch Gleichniß machen,' müsse ich auch auf diesen Fall beziehen, und obwohl er mir mit Recht entgegen hielt, daß ja dieses Gebot nur auf Abbildungen Gottes sich beziehe, so konnte ich mich doch nicht dazu entschließen. Erst als er mir hernachmals zu Gemüth führte, daß ich damit vielen meiner Freunde, und besonders meinem Sohne, nach meinem Tode einige Freude bereiten könnte, glaubte ich nachgeben zu sollen. Vornehmlich aber gestattete es mir der Gedanke, daß ich Jedem, dem ich einen Abdruck davon geben würde, sagen müßte: So oft du das Bild dieses Armen anblickst, so empfehl ihn selbst der Gnade des Herrn! Es war aber doch eine Thorheit; der Herr wolle sie mir verzeihen und in der Ewigkeit nicht entgelten lassen.“

Mit einem so auf den Herrn gerichteten Geiste durchwandelte von Brunn mit seinem Freunde das sinneberauschende Paris. Aber der Herr ließ auch allerlei Dinge zu, die geeignet waren, diese seine Knechte in der nöthigen Zucht und Nüchternheit zu erhalten. Der wackere, sonst kerngesunde von Brunn wurde von so schmerzhaften Rheumatismen heimgesucht, daß er mehr als einmal die Nacht unter Seufzen zubachte, bei Tag das Bett hüten mußte und die verschiedenen nothwendigen Gänge nur unter großen Beschwerden machen konnte. Auch von Außen mußten die Freunde den Ernst ihrer Lage und die vulkanische Erregtheit des Bodens erfahren, auf dem sie standen. Es war an einem Sonntag Abend (23. Oct.), daß sie ausgingen, um einen Besuch zu machen. Da sahen sie die Leute in großer Aufregung zusammenlaufen und hörten, wie Einer zum Andern sprach: „Wißt ihr, daß der Kaiser todt ist?“ Die ganze Stadt war in höchster Erregung. Bald erfuhren sie, was das bedeute. „In der vergangenen Nacht,“ so schreibt von Brunn, „war eine Ver-

schwörung zum Ausbruch gekommen, deren Absicht war, die Regierung zu stürzen. Zu diesem Zweck hatte man ausgestreut, der Kaiser sei den 7. Oct. (in Rußland) ermordet worden. Der Aufstifter der Empörung war der republikanisch gesinnte Exgeneral Mallet, dem es durch Verbreitung der Nachricht von des Kaisers Tode gelang, zwei andere verhaftete Generale, Guidal und Lahorie, in Freiheit zu setzen. Den Nationalgarden wiesen sie den angeblich noch vom Kaiser empfangenen Befehl vor, einige der höchsten Staatsbeamten zu verhaften. Guidal nahm in Begleitung vieler Gardisten wirklich den Polizeiminister gefangen und ließ ihn in das Staatsgefängniß abführen. Dann ließ er sich sogleich die Amtskleider desselben anpassen. Als die Bedienten des Ministers wahrnahmen, witterten sie Betrug, banden den Verräther, riefen Hülfe herbei, holten ihren Herrn aus dem Gefängniß zurück und überlieferten nun ihrerseits den überraschten Frevler der Justiz. Mittlerweile hatte sich der Exgeneral Mallet zwischen 6 und 7 Uhr Morgens zu dem Platzkommandanten Gulin begeben, um ihn kraft vorgeblicher Ordre zu verhaften. Als dieser die Ordre zu sehen verlangte, zog Mallet eine Pistole hervor und schloß ihm eine Kugel durch den Kopf. In diesem Augenblick erschien ein Polizei-Officiant, trat mit großer Geistesgegenwart dem Bösewicht in den Weg und verhaftete ihn. Schon am Abend giengen Ausrufer durch die Stadt, welche ankündigten: jedermann möge sich beruhigen, die Verschworenen seien alle verhaftet. Fünf Tage darauf hängten die drei verrätherischen Generale nebst elf Mitschuldigen ihr Verbrechen mit dem Tode. Sie wurden von einem Truppenkorps, das unter Musik und Gesang einhermarschirte, nach dem Grenelle-Platz eskortirt, dort an eine Mauer gestellt und erschossen. Ein 'es lebe der Kaiser!' schloß die Hinrichtung, aber kaum ein Drittheil der ungeheuern Menschenmenge, die umherstand, stimmte in dasselbe ein, was mir zur Genüge bewies, daß die Anhänger Napoleons bedeutend abgenommen haben." — So war ein Aufruhr glücklich abgewendet worden, der nicht nur das Vorhaben, sondern auch das Leben unsrer beiden Freunde in Gefahr hätte bringen können. Gerade diese glücklich unterdrückte Verschwörung aber steigerte die argwöhnische Wachsamkeit der Polizei, und über den beiden Basler Abgeordneten schwebte eine Gewitterwolke, die ihnen schweres Verderben drohte. Ihr geschäftiges Aus- und Eingehen in den verschiedensten Häusern erregte den Verdacht der geheimen Polizei. Man kundschaftete Einiges von

ihrem Plan und Vorhaben aus und argwöhnte bei ihnen nichts geringeres, als daß sie englische Spionen seien, welche politische Zwecke verfolgten. Schon war es beschlossen, sie in ihrer Wohnung plötzlich und ohne Rumor zu verhaften und ins Gefängniß der politischen Verbrecher abzuführen. Da wurde durch einen der protestantischen Pfarrer von Paris, der von der Sache Kunde erhielt, die Gefahr beseitigt, indem er sich für die Ehrlichkeit und Treue der beiden Freunde verbürgte. So schlüpfrig war der Boden, auf dem damals jene edlen Knechte des Herrn sich bewegten.

Doch der Feind Gottes und seines Wortes war noch auf andere Weise geschäftig, das gesegnete Werk, das nun zu Stande kommen sollte, unmöglich zu machen. Es war natürlich, daß von Brunn und Sulger mit ihrem Anliegen sich vor Allem an die evangelischen Prediger von Paris wandten, um durch ihre einflußreiche Mitwirkung die Gründung einer Bibelgesellschaft zu Stande zu bringen. Es befanden sich damals sieben oder acht lutherische und reformirte Geistliche in Paris, unter denen Männer wie Rabaut und Monod (Vater) die bedeutendsten und entschiedensten waren. Bei den übrigen war wenig Geist und Kraft, und ihre Predigten bewegten sich meist um eine leichte Moral. Es kann nicht befremden, daß bei diesen letzteren die Angelegenheit, welche die beiden Freunde nach Paris geführt hatte, wenig Anklang fand. Wie erstaunte aber der treue und für die Sache Christi brennende Pfarrer von Brunn, als er eines Sonntags, Erbauung und Stärkung suchend, in einer der protestantischen Kirchen saß und sich selbst öffentlich in der Predigt verunglimpfen und verdächtigen lassen mußte. „Der Prediger,“ so schreibt er selbst, „sprach von den Nachtheilen, die für die Gemeinden aus einer einseitigen Auffassung des Christenthums auf Seiten ihrer Prediger hervorgehen. Als verwerfliche Lehrer bezeichnete er namentlich solche, die zuweilen ihre eigenen Gemeinden verlassen, um durch Einwirkung auf andere Gemeinden Verwirrung und Unruhe in den Gemüthern zu veranlassen. Es war manchmal, als deute er mit Fingern auf mich. Bei etlichen Ausdrücken konnte ich sogar bemerken, daß mehrere Zuhörer mit bedenklichen Blicken mich ansahen. Ich konnte aber ruhig meine Sache dem Herrn anheimstellen.“

Doch die größte Schwierigkeit, die sich dem Zustandekommen des guten Werkes in den Weg stellte, lag für die beiden Freunde nicht in dergleichen kleinen Anstößen, die ja der Herr doch immer wieder

zum Guten wenden konnte, sondern in einem Manne, dem sie kein Vertrauen schenken, und den sie doch auch bei der Sache nicht entbehren oder beseitigen konnten. Es giebt Christen, die von einem heiligen Eifer für die Sache des Herrn zu brennen scheinen und zu unglaublichen Anstrengungen und Opfern allezeit bereit sind, die aber dennoch im tiefsten Herzensgrunde nicht die Ehre des Herrn und das Heil ihrer Brüder, sondern ihre eigene Ehre suchen. Gegen solche Leute ist's schwer, ein herzliches Vertrauen zu gewinnen, und doch läßt der Herr sich nicht selten herab, sich ihrer zu seinen Zwecken eine Zeitlang zu bedienen.

4. Kampf und Sieg.

Wir haben oben gesehen, wie die Bibelgesellschaft in Basel 3000 französische N. Testamente nach Paris gesandt hatte, mit der Bitte an die dortigen Bibelfreunde, sie nach Bedürfniß zu vertheilen. Der Mann, auf dessen Mitwirkung sie dabei vornemlich rechnete, war ein Kaufmann aus Deutschland, der seit einiger Zeit als Fremdling in Paris sich aufhielt und mit vielen angesehenen Protestanten der Hauptstadt in naher Verbindung stand. Wir wollen ihn Jagemann heißen. Als die Basler Abgeordneten in Paris eintrafen, erfuhren sie gleich zu ihrer nicht geringen Verwunderung, „daß Jagemann von den Baslerbibeln am großen Kirchweihfeste 200 Exemplare in schönem Einband in der lutherischen Kirche vom Altare aus vertheilt, andere 200 Exemplare den lutherischen Geistlichen und 50 den reformirten als Geschenk übergeben habe. Es sei dieß auch überall als Jagemann's eigenes Geschenk angesehen worden, wie denn auch nie von ihm erwähnt wurde, daß die reiche Sendung von Basel gekommen sei; auch habe er sich durch jene feierliche Austheilung allenthalben in solchen Kredit gesetzt, daß er sich großes Ansehen und vielen Einfluß bei Hohen und Niedern verschafft habe.“ — Ferner erfuhren sie, daß er auf eigene Hand ein Cirkular ins ganze Land erlassen, worin er zu Beiträgen für den Druck einer Stereotyp-Ausgabe des französischen N. Testaments aufgefordert habe, und daß bereits mehr als 10,000 Franken hiefür bei ihm eingegangen seien, über die er selbst ausschließlich zu verfügen habe. Es fiel auch den Freunden auf, daß Herr Jagemann, über dessen Erwerbsquellen Niemand im Klaren sei, dennoch sein Haus so vornehm eingerichtet und

seine Haushaltung auf so hohen Fuß gestellt habe, wie nur ein reicher Mann zu thun im Stande sei. Dieß Alles erfüllte unsre Abgeordneten mit allerlei bedenklichen Gedanken. Als sie aber persönlich mit dem Manne zusammentrafen, trat ihnen in demselben ein so selbstzufriedenes, selbstgerechtes und großthuerisches Wesen entgegen, daß sie mit noch schwererem Herzen, als sie gekommen waren, von dannen giengen. Bei einem späteren Versuch, ihn zu sprechen, trafen sie ihn nicht zu Hause. Am Abend aber erhielten sie folgendes Blatt von ihm, das den Mann ganz kennzeichnet: „Die lieben Brüder von Brunn und Sulger wissen, womit sich Jagemann beschäftigt, — er lebt und wirkt nur zur Ehre Gottes des Herrn und zur Freude guter Menschen. Sie werden es also gewiß entschuldigen, wenn sie ihn nicht zu Hause trafen. . . .“

Die beiden Abgeordneten standen eine Zeitlang im Zweifel, ob es unter diesen Umständen überhaupt am Platze sei, auf die Durchführung ihres Auftrags weiter zu dringen, da ja demselben bereits Genüge gethan schien. Denn einerseits hatte ja Herr Jagemann schon alle Vorbereitungen getroffen, um eine Stereotyp-Ausgabe des französischen N. Testaments zu bewerkstelligen, und war durch die Einsammlung von reichlichen Beiträgen mit allen Mitteln dazu versehen; andererseits schien eine eigentliche Bibelgesellschaft unnöthig, da ja Jagemanns eifrige Thätigkeit für sich allein schon eine ganze Kommittee zu ersetzen geeignet scheinen konnte. Allein bald war es ihnen klar, daß es höchst bedenklich wäre, den Bibeldruck und die Bibelverbreitung in der Hand eines einzelnen Mannes und gerade dieses Mannes zu lassen. Sie fiengen deshalb ohne Verzug an, mit den Predigern der verschiedenen protestantischen Kirchen, sowie mit andern einflußreichen Christen der Hauptstadt die Sache ernstlich zu besprechen. Tag für Tag machten sie ihre Besuche, bei Wind und Wetter, auf langen ermüdenden Gängen, oft unter großen äußeren Beschwerden und inneren Anfechtungen, und wenn sie dann in später Nacht heimkehrten, war ihr Gemüth oft von trüben und schweren Sorgen beunruhigt. Denn sie fanden, daß die verschiedenen Christen von Paris theils überhaupt in Spannung und Uneinigkeit mit einander lebten, theils in Parteilungen für und wider Herrn Jagemann getheilt waren. Alle zwar waren allmählig bereit, ihre Zustimmung zur Bildung einer Bibel-Kommittee zu geben; aber die Einen wollten dieselbe nicht mit Herrn Jagemann, die Andern nicht

ohne ihn zu Stande kommen lassen. Dieser seltsame Mann selbst aber weigerte sich zuerst, zu der Sache seine Hand zu leihen, und erklärte, daß er allein und ohne eine Kommittee die gesammelten reichen Beiträge verwalten und den Bibeldruck ausführen werde; allmählig jedoch ließ er sich herbei, die Gründung einer Kommittee zuzugeben, aber nur unter der Bedingung, daß er selbst Mitglied derselben sei und das große Wort darin führen dürfte. Wie oft lag der theure Pfarrer von Brunn auf seinen Knien und rang in dieser Zeit um ein gnädiges Dazwischentreten und mächtiges Eingreifen des Herrn in diese verworrene Sache. Und siehe, Gott selbst führte in wunderbarer Weise eine Entscheidung herbei.

Es kam nemlich den beiden Freunden in jenen Tagen ein dunkles Gerücht zu Ohren, daß irgendwo in einem alten Magazin von Paris eine große Menge heiliger Schriften aufgespeichert und wie ein vergrabener Schatz fast gänzlich vergessen sei. Sie forschten nach, konnten aber lange die rechte Spur nicht finden; endlich führte sie eine dunkle Weisung in den Laden eines Buchhändlers Stone, eines geborenen Engländers, der schon längst in der französischen Hauptstadt niedergelassen war. Auf ihre Frage, ob er nähere Auskunft über den verborgenen Schatz geben könnte, erfuhren sie zu ihrer nicht geringen Freude folgende Thatsache: — Etwa ums Jahr 1797 hatte sich in England ein Verein gebildet, der unter dem Namen „französische Bibelgesellschaft“ es zur Aufgabe sich machte, die heilige Schrift für Frankreich zu drucken. Es wurde auch wirklich um jene Zeit eine Bibel auf Kosten dieses Vereins in Paris gedruckt; aber bald brachen die französischen Revolutionskriege aus, der Verkehr zwischen London und Paris ward gänzlich abgebrochen, und man wußte bald nichts mehr von den heiligen Schriften, die in Paris aufgelegt worden waren. Der Buchdrucker aber, welcher im Auftrag jenes Vereins den Druck bewerkstelligt und große Kosten darauf verwendet hatte, kam durch jenen Abbruch des Verkehrs mit England in große Noth. Das ausgelegte Geld bekam er nicht, die heiligen Schriften konnte er nicht verkaufen, weil es die Regierung geradezu verboten, und so verarmte er und machte Bankerutt. Buchhändler Stone aber, der an den armen Mann Forderungen zu machen hatte, erhielt an Zahlungsstatt die ganze Auflage von heiligen Schriften. Was sollte er damit machen? Er ließ sie in eine alte obere Kammer tragen, und da lagen sie unter Staub und Auskehrigt, halb vergessen, seit

mehr als einem Jahrzehnt. Es waren 4500 französische Bibeln und 5000 Neue Testamente. Welch eine freudige Ueberraschung für unsre beiden Basler Freunde! Sofort wurden Unterhandlungen angeknüpft über deren Ankauf. Stone forderte 16,000 Franken; man kam aber überein um 12,000. Die Freunde wußten gewiß, daß die brittische Bibelgesellschaft mit Freunden die Summe zahlen werde.

Nun aber war der Weg leicht; denn der Herr selbst hatte ihn gebahnt. Die beiden Abgeordneten stellten den Bibelfreunden in Paris diesen ganzen Vorrath zur Verfügung, unter der Bedingung, daß sofort eine Bibelkommittee sich bilde. Jetzt war auch Herr Jagemann zu Allem bereit; er erbot sich, die gesammelten Beiträge (Fr. 10,000) der zu gründenden Bibelgesellschaft zur Verwaltung zu übergeben und sich selbst unter ihre Anordnungen willig zu fügen. Am 2. Nov. 1812 kam eine große Versammlung von Bibelfreunden zusammen, und der Beschluß, nach dem Vorbild der andern längst bestehenden Bibelvereine eine französische Bibelgesellschaft zu gründen, gieng einstimmig durch. Schon am andern Morgen reisten die beiden Freunde, voll Lobes und Dankes im Herzen, von Paris ab und erreichten am 8. November glücklich ihre Heimat.

Wohl gieng es bei diesem neuen Verein noch durch viel schwere und trübe Erfahrungen; doch war der Herr mit ihm. Im Jahr 1818 ward er auf neuen Grundlagen umgestaltet unter dem Namen: „Protestantische Bibelgesellschaft zu Paris“; und als derselbe in dem gegenwärtigen Jahr seine 44. Jahresfeier begieng, konnte berichtet werden, daß im verfloffenen Gesellschaftsjahr mehr als 87,000 Bibeln und N. Testamente durch seine Thätigkeit verbreitet worden seien. Das hat der Herr gethan. In denselben Tagen, wo der Brand von Moskau den größten Völkerzertreter unsres Jahrhunderts von seiner Höhe hinab in den Staub warf, war ein kleines Saat Korn still und verborgen zu Paris in den Schooß der Erde gelegt worden; nun ist es unter Gottes Hut und Segen zu einem herrlichen Baum erwachsen. Denn es bleibt dabei: Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen.



Für Bibelfreunde und Bibelforscher.

Wer das theure Wort Gottes Alten und Neuen Testaments fleißig, heißbegierig und mit betendem Nachdenken liest, der hat an demselben einen unerschöpflichen Vorn der Weisheit, einen unendlich reichen Brunnen des Lebens und eine nie versiegende Quelle des Trostes, der Kraft und des Friedens. Mancher aufrichtige Bibelleser aber sagt: es sei ihm so Vieles unverständlich in der Bibel, und deshalb habe er auch nicht den rechten Gewinn und Segen davon. Solchen lieben Leuten nun könnte man einfach sagen: sie sollen nur treulich fortfahren, mit betendem Nachdenken das Wort Gottes zu lesen; was ihnen heute noch nicht klar und verständlich sei, das werde ihnen vielleicht morgen oder übermorgen schon deutlich werden, und nach und nach werde ihnen ein volles seliges Licht über Alles aufgehen. Allein da die Liebe Gottes unsrer theuern evangelischen Kirche so viele treffliche Hülfsmittel zum Verständniß der heiligen Schrift geschenkt hat, so möchten wir hier gerne auch einmal den Lesern der Bibelblätter einige Bücher empfehlen, die schon vielen tausend heißbegierigen Bibellesern zu unvergänglichem Segen geworden sind. Vielleicht thun wir damit Manchem einen Dienst.

1. Da möchten wir nun zuvörderst nennen: „**Die Bibel oder die ganze heilige Schrift A. und N. Testaments.** Doktor Martin Luthers Uebersetzung; nach Dr. Joh. Fr. v. Meyer nochmals aus dem Grundtext berichtigt von Dr. Rudolf Stier. Mit Beigabe der Apokryphen.“ — Das ist nun allerdings keineswegs eine Bibel-Erklärung; aber die Uebersetzung ist so schön, rein und verständlich, daß Vieles, was in unsres theuren Luthers Bibel entweder unklar oder gar unrichtig übersezt ist, nunmehr in ein ganz neues helles Licht tritt. Wir empfehlen das Werk aber insbesondere wegen der vielen trefflich ausgewählten Parallelstellen, die fast jedem Vers beigefügt sind; und wer bei irgend einer dunkeln Stelle mit Gewissenhaftigkeit diese Parallelstellen nachschlägt und liest, der hat daran eine ganze Bibel-Auslegung.

2. Eine köstliche Gabe ist ferner: „**Das Neue Testament mit kurzen Einleitungen und erbaulichen Anmerkungen und Gebeten,** herausgegeben von **Heinrich Stähelin**, (weiland) Diener des göttlichen Wortes. Neu durchgesehene Auflage. Basel 1863.“ — Das ist wiederum nicht eine eigentliche Auslegung des N. Testaments; aber die Einleitungen in die einzelnen Schriften, die Ueberschriften zu den Kapiteln, die Anmerkungen, die nach jedem kleineren Abschnitt folgen, und die Gebete, mit denen jedes Kapitel schließt, sind so reich an Belehrung, Salbung und Ermahnung, daß man das Alles nicht ohne seligen Gewinn für Geist und Herz lesen kann. Auch befindet sich hinten eine sehr prak-

tische Anweisung, wie man das Neue Testament abschnittsweise in einem Jahr durchlesen kann. Für tägliche Hausandachten ist dieß Buch unvergleichlich, zumal bei seinem großen und schönen Druck.

3. Für tiefere Schriftforscher ist vor Allem zu empfehlen: „**Betrachtungen über das Neue Testament, zum Wachsthum in der Gnade und Erkenntnis unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi, von Carl Heinrich Rieger, (weiland) Consistorialrath und Stiftsprediger in Stuttgart.**“ Zwei starke Bände. — Das ist nun eine Auslegung des N. Testaments im eigentlichen und besten Sinne des Wortes, und zwar so mit Geist gesalbt, so aus der Tiefe der göttlichen Weisheit schöpfend und so erbaulich zugleich, daß wir dieser Schrift keine andere an die Seite stellen können. Rieger hat bei diesen „Betrachtungen“ den unerreichten Gnomon des sel. Prälaten Bengel zu Grunde gelegt, und was dieser Meister in der Schriftauslegung für die Gelehrten in kurzen körnigten Sätzlein nur andeutet, das legt Rieger in herrlicher, oft majestätischer und doch kindlich einfältiger Rede für die Nichtgelehrten aus einander. Dieß Buch sollte in jedes Schriftforschers Hand sein.

4. Wer aber eine Auslegung der ganzen heiligen Schrift besitzen und möglichst gründlich in alle Tiefen und Geheimnisse des göttlichen Wortes, im Einzelnen wie im Ganzen, Blicke thun möchte, dem empfehlen wir das umfangreichere und darum auch etwas kostspieligere, aber der Auslage wohl werthe Werk: „**Die heilige Schrift nach Dr. Martin Luthers Uebersetzung mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen.** Herausgegeben durch Otto von Gerlach, (weiland) Königl. Consistorialrath und Pastor in Berlin.“ Ehemals in acht kleineren, jetzt in drei starken Bänden zu haben. — Dieses köstliche Buch giebt eingehende und überaus werthvolle Erklärungen über alle einzelnen Theile der heiligen Schrift, stellt den Leser vermittelt der treffenden Einleitungen immer auf den richtigen Standpunkt zum Verständniß des Folgenden und macht auf Alles aufmerksam, was zu einer gründlichen Erkenntnis der Schriftgedanken nöthig ist. Es ist ein Buch für das eigentliche Schriftstudium, und doch bei aller Gelehrsamkeit und Tiefe so einfach und für jeden denkenden Leser verständlich, daß auch der Ungelehrte es zu großem Gewinn zu lesen vermag.

Damit sei es dießmal genug. Vielleicht giebt sich später Gelegenheit, noch auf dieses und jenes wichtige Buch aufmerksam zu machen, das zu tieferem Verständniß der Schrift zu führen geeignet ist.

Redactor: Dr. A. Dertag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

